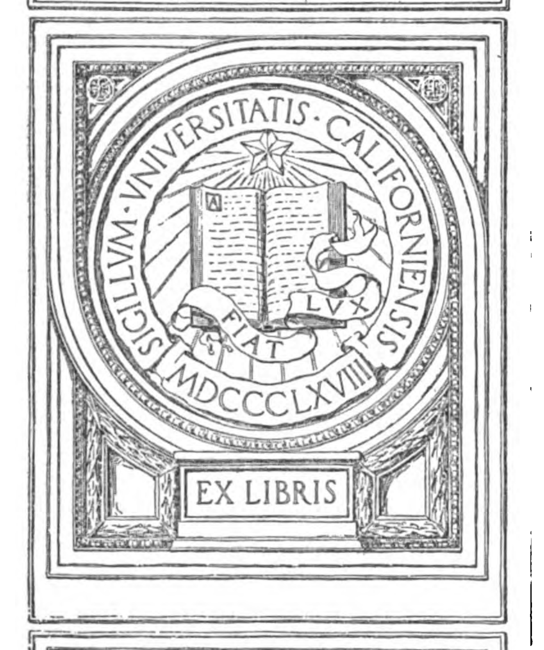



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Zeitschrift

des

Berliner Vereines homöopathischer Aerzte.

Herausgegeben

von

Dr. Windelband und **Dr. Sulzer,**

praktischen Aerzten etc. zu Berlin.

Zehnter Band.

BERLIN.

B. BEHR'S VERLAG (E. BOCK).

1891.

Inhaltsverzeichniss.

Erstes Heft:

Zweites Heft:

Drittes Heft:

Viertes Heft:

Fünftes und sechstes Heft:

Namen- und Sachregister.

(Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahl.)

Materialien zu der Lehre von der richtigen Reihenfolge*) der homöopathischen Arzneimittel

von Dr. **Lorbacher**, Leipzig.

Die häufig gehörte Klage über die Unzulänglichkeit der homöopathischen Arzneimittel in diesen oder jenen Krankheiten hat nach meiner auf dem Wege der Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung zum Theil ihren Grund in der Nichtbeachtung der richtigen Reihenfolge bei ihrer Anwendung. Was in dieser Beziehung gesündigt wird, das zeigen so manche der veröffentlichten Krankengeschichten. Da findet man zuweilen Verordnungen, welche zeigen, dass der Verf. gar keine Idee von dem antidotarischen resp. sich ausschliessenden Verhältnisse der Mittel hat. Was Wunder, wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht und zu immer schnellerem Wechsel der Mittel veranlasst sieht und schliesslich statt seiner mangelhaften Kenntniss der Arzneimittellehre die Insufficienz anklagt. Es scheint mir daher zeitgemäss, auf dieses Thema einmal genauer einzugehen.

Es besteht, wie es Grauvogl in seinem Lehrbuche des Näheren auseinandersetzt, ein Gesetz, nach welchem die Gesundheit davon abhängt, dass die einzelnen Organe und Systeme des menschlichen Körpers in ihrer Thätigkeit innerhalb der ihnen gesteckten Grenzen bleiben, nur das ihnen zugewiesene Pensum leisten

---

*) Hering. Anmerkungen zu Gross, Comparative materia medica, p. X., sagt: Genannte Beobachtung hat Hahnemann selbst und vielen seiner Nachfolger gezeigt, dass nach bestimmten Arzneimitteln (z. B. Cal. carb.) bestimmte andere (z. B. Lycop.) öfters angezeigt sind und einander gut folgen. Daher ist die Lehre von der Reihenfolge der Arzneimittel entstanden, d. h. es giebt einige Mittel, welche mit vorzüglich gutem Erfolge nach einander verabreicht werden können; natürlich nicht ohne Berücksichtigung des veränderten Standes des betr. Falles, da wir niemals wissen resp. wissen können, wie ein Fall sich verändert hat, und vorher nicht wissen, welche Medizin zunächst angezeigt ist.

und sich so das Gleichgewicht halten. Nur auf diese Weise ist es möglich, dass keines dem andern störend und hemmend in den Weg tritt und die zur Erhaltung des Ganzen nöthige Harmonie erhalten bleibt und etwaige kleinern Störungen ausgeglichen werden (proportionale Oscillation). Ist es nun dem Organismus nicht möglich, das gestörte Gleichgewicht durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel wieder herzustellen, so ist es Aufgabe der Kunst, gewissermassen stellvertretend einzutreten. Nach dem S. S. kann dies jedoch nur durch solche Mittel geschehen, welche im gesunden menschlichen Körper nicht nur ähnliche Initialsymptome lokaler Natur, sondern auch die Folgeerscheinungen in ähnlicher Reihenfolge hervorzubringen im Stande sind.

Wie nun eine einzige Ursache hinreicht, die Erscheinungen einer natürlichen Krankheit hervorzurufen, so müsste auch durch ein einziges Mittel, das Simile, dieselben zum Verschwinden gebracht werden. Dass dies möglich ist, beweisen uns die durch eine einzige Gabe eines Simile bewirkten, nicht anzuzweifelnden Heilungen nicht nur akuter, sondern auch chronischer Krankheiten, in welchen man das Mittel hat auswirken lassen. Dazu gehören freilich die feste Ueberzeugung von der richtigen Wahl und Geduld von Seiten des Kranken wie des Arztes, eine Tugend, welche in unserer rasch lebenden Zeit ziemlich ausgestorben ist.

In der Mehrzahl der Fälle wird sich aber herausstellen, dass ein Mittel die Heilung nur bis zu einem gewissen Punkte bringen kann, und dann noch eine Reihe von Erscheinungen übrig bleiben, für welche es nicht mehr das Simile ist. Dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo ein anderes gereicht werden muss und die Frage der richtigen Reihenfolge zur Entscheidung kommen muss. Dass hier kein Missgriff geschehe, ist von der grössten Wichtigkeit. Um diesen zu vermeiden, ist im Allgemeinen der Gesichtspunkt festzuhalten, dass das neue Mittel eine gleiche resp. ähnliche Richtungslinie als das vorhergehende haben, eine gewisse Continuität zwischen beiden möglich sein muss, d. h. das zweite die Geschäfte des ersten fortsetzen muss. Es muss daher das Krankheitsbild in seiner ursprünglichen Form im Allgemeinen decken, muss aber demjenigen, wie es sich nach Einwirkung des letzteren gestaltet hat, in seinen charakteristischen Zügen entsprechen.

Ausser diesem in erster Linie zu berücksichtigenden Verhältnisse der Verwandtschaft kommen jedoch noch in Betracht das der Ergänzung oder Wechselwirkung, das antidotarische

in chemischer wie dynamischer Hinsicht, und das feindselige resp. ausschliessende.

Die Verwandtschaft ist eine doppelte, einmal eine chemische oder botanische, man könnte sagen Blutsverwandtschaft, dann eine dynamische, d. h. eine erst durch Prüfungen an Gesunden entdeckte, vergleichbar der geistigen Verwandtschaft von einander sonst fernstehenden Personen, welche sich in ihrem Handeln und Ansichten kund giebt.

Die natürliche Verwandtschaft finden wir bei den Mitteln aus dem Thier- und Pflanzenreiche, welche derselben Familie resp. Klasse angehören (Schlangengifte, Strychnin), bei denen aus dem Mineralreiche, welche aus ähnlichen chemischen Bestandtheilen zusammengesetzt sind (Kalisalze — Kochsalzpräparate), die dynamische dagegen ist unabhängig von diesen Verhältnissen. Wir finden sie bei Mitteln aus den verschiedenen Naturreichen. Durch welche etwaigen chemischen Bestandtheile eines Pflanzen-, Thier- oder mineralischen Mittels dieselbe bedingt wird, ist in den wenigsten Fällen nachweisbar.

Diesem zunächststehend oder auch eine Unterabtheilung desselben ist das Ergänzungs- (komplementäre) Verhältniss. Wir sehen, dass das Mittelbild selten das Krankheitsbild vollständig deckt. Es bleiben immer noch Partien desselben übrig, welche von dem ausgewählten homöopathischen Mittel nicht berührt werden. Es gilt dann nach einem anderen zu suchen, welches diese Lücke ausfüllt, resp. es ermöglicht, die Heilung vollständig zu machen. Es wird dieser Fall namentlich bei chronischen Krankheiten eintreten. Hier einige Beispiele, wie sie Farrington in seiner Arzneimittellehre angiebt.

Lycopod. nach Lachesis complementär bei drohender Hirnlähmung.

Natr. mur. komplementär zu Sepia.

Silicea ergänzt Thuja bei nervösen Symptomen und Krankheiten nach Impfen.

Bryon. ergänzt Alumina; Apis, Natr. mur.; Baryt carb., Antimon. tartar vorzüglich bei Beschwerden alter Leute.

Ein vergleichendes Studium der Arzneimittellehre wird einem Jeden, welchem daran liegt, seine Kenntnisse in dieser Weise zu bereichern, noch eine Reihe solcher sich ergänzender Droguen angeben. Der uns zugemessene Raum verbietet uns weitere Anführungen.

Dagegen halten wir diese Stelle am geeignetsten, die Frage über das Darreichen der Mittel im Wechsel zu erörtern, da es sehr nahe liegt, die Ergänzung durch gleichzeitige Anwendung eines passenden Mittels zu bewirken und dadurch eine schnellere Heilung zu erreichen. Von streng Hahnemann'schem Standpunkte aus ist es allerdings zu verwerfen. Von Hahnemann selbst und seinen ersten Schülern wurde es als eine Ketzerei betrachtet und höchstens als Nothbehelf zugelassen. Es lässt sich auch nicht leugnen, dass diese Anwendungsweise ihre Schattenseiten hat. Die hauptsächlichste ist und bleibt, dass man dabei keine reinen, brauchbaren Erfahrungen machen kann. Man kann nie wissen, welches der beiden Mittel eigentlich die Heilung zu Stande gebracht hat. Dazu kommt noch, dass wir damit einen Hauptvorzug der Homöopathie, die Einfachheit, aufgeben.

Doch die Praxis hat einmal die Nützlichkeit des Verfahrens in einzelnen Fällen festgestellt, und dagegen müssen alle theoretischen Bedenken zurücktreten. Uebrigens hat Grauvogl dasselbe in seinem Lehrbuche vom wissenschaftlich homöpathischen Standpunkte aus zu rechtfertigen gesucht und kann man sich der Richtigkeit seiner Auseinandersetzungen nicht verschliessen. Allein entschieden verwahren müssen wir uns dagegen, dass das Verfahren, wie es in der Neuzeit häufiger geschieht, zur Regel gemacht wird, dass man nicht blos 2, sondern 3 oder 4 Mittel im Wechsel giebt und schliesslich 3 oder 4 Mittel unter einander mischt. Damit wären wir glücklich wieder bei der von Hahnemann mit Recht verdammten und bekämpften Mixturenpraxis der alten Schule angelangt, welche zum Untergange der Lehre Hahnemann's führen muss. Bequemer ist es allerdings statt durch Forschen in der Arzneimittellehre das Simillimum zu finden, es dem Organismus zu überlassen, aus den ihm einverleibten Mitteln das herauszusuchen, was er zur Herstellung des gestörten Gleichgewichts braucht.

Die sogenannte Wechselwirkung ist der zweite bei der Reihenfolge der Mittel zu berücksichtigende Punkt. Wir beobachten Krankheiten, deren Symptome häufig wechseln, oft sich widersprechen, ganz entgegengesetze Erscheinungen darbieten. Unsere Arzneimittellehre weist ebenfalls eine Anzahl Mittel auf, welche bei den Prüfungen an Gesunden ein ähnliches Bild zeigen. Ich will hier nur an dem Wechsel von Diarrhöe und Verstopfung bei Nux vom., von heiterer und deprimirter Stimmung bei Ipecac., erinnern.

In Fällen, wo unser Arzneischatz uns kein dergleichen Mittel bietet, gilt es ein solches zu wählen, welches unbeschadet der sonst vorhandenen Aehnlichkeit, entgegengesetzte Erscheinungen in seiner Symptomenreihe hat, ohne geradezu Antidot des zuvor angewendeten zu sein. Es würde dies z. B. der Fall sein, wenn man nach Sulf. Sepia folgen liesse.

Das antidotarische Verhältniss der Arzneimittel kann man ebenfalls als ein chemisches und ein dynamisches bezeichnen. Das erstere kommt nur in Betracht bei den durch zu starke Gaben hervorgerufenen Vergiftungserscheinungen, während das letztere bei den feineren, spezifischen Symptomen, wie sie auch nach kleineren Dosen eintreten oder nach Beseitigung der Vergiftungserscheinungen zurückbleiben, seine Stelle findet. Mit den letzteren haben wir es hier allein zu thun. Es kommt hier darauf an, dass die zu starken Wirkungen eines Mittels nicht nur ausgelöscht oder gemindert werden, und dadurch wieder Bahn geschafft wird für die feinen spezifischen desselben, sondern auch das reine Krankheitsbild wieder hergestellt wird, um die Auffindung des zunächst passenden zu ermöglichen.

Endlich ist noch das feindselige, sich ausschliessende Verhältniss gewisser Mittel, wie es durch die Erfahrung sich herausgestellt hat, zu berücksichtigen. So werden z. B. Rhus nach Apis, Phosph. nach Caustic. und Silicea nach Mercur nicht mit Nutzen folgen können, resp. die Heilung nicht fördern. Eine genügende Erklärung für diese Thatsache ist bis jetzt noch nicht gefunden.

Ausser diesen in erster Linie zu beachtenden Punkten würden noch die von Grauvogl für seine drei Constitutionen zusammengestellten Arzneigruppen für die richtige Reihenfolge brauchbare Fingerzeige geben. Jedenfalls lohnt es sich, durch ein eingehenderes Studium sich mit ihnen bekannt zu machen.

Es könnten hier noch die epidemischen Heilmittel nach Rademacher und Weihe-Herford erwähnt und die Frage aufgeworfen werden, ob bei ihnen auch eine gewisse Reihenfolge zu beobachten sei.

Nach den darüber bis jetzt veröffentlichten Erfahrungen existirt in dieser Beziehung keine giltige Regel. Nur so viel scheint festzustehen, dass die sich ablösenden Mittel gewöhnlich eine ähnliche Richtungslinie, gewisse Grundzüge mit einander gemein haben.

Ein Kollege, welcher seit einer Reihe von Jahren seine Kranken mit den epidemischen Mitteln nach Weihe behandelt, hat beob-

achtet, dass auch bei dieser Methode in der Reihenfolge der Mittel sich gewisse verwandtschaftliche Verhältnisse geltend machen.

Weihe hat nämlich durch lange Beobachtungen herausgefunden, dass das jeweilige epidemische Mittel ein Universal- und ein Organheilmittel nach Rademacher repräsentirt, d. h., dass es in seinem Symptomenkomplexe eine Vereinigung dieser Mittel darbietet, wie sie sonst einzeln bei anderen gefunden werden. So z. B. finden sich in Rhus die Arzneibilder von Antimon. cr. und Ranuncl. bulbosus, wie man sich durch Vergleichung in der Arzneimittellehre überzeugen kann. Beim Wechsel der Epidemie schlägt gewöhnlich das eine dieser Mittel um, während das andere constant bleibt. Es müsste also ein Mittel folgen, welches mit dem Vorhergehenden entweder dasselbe Organ- oder Universalheilmittel gemein hat. Es könnte daher auf Rhus häufig Bryon. folgen, da sie = Acid. phosph. + Ranunc. bulb. ist. Ebenso folgt Sepia auf Pulsat. oder umgekehrt, da Sepia = Platina + Natr. sulf. + Chamom. und Sulf. = Acid. phosph. + Natr. sulf. + Chamom. ist. Ich erinnere mich, dass es in einem Jahre, in welchem weiss ich nicht mehr, längere Zeit hindurch in den meisten Erkrankungen Puls. war, welches später von Sepia abgelöst wurde. Nach eingezogenen Erkundigungen hatten auch Kollegen in anderen Gegenden dieselbe Beobachtung gemacht.

Ebenso folgt Sepia auf Chelidon. und umgekehrt. Hier ist Sepia = Natr. nitr. (Nitr. ac.) + Nicotiana und Chelidonium = Natr. nitr. + Bellad.

Eine andere Erfahrung ist die, dass die Verwandtschaft und demnach die Folgerichtigkeit eine um so grössere ist, wenn das in Frage kommende Arzneimittel dasselbe bleibt.

Man mag über die Anwendung des epidemischen Heilmittels nach Weihe denken wie man will, jedenfalls sind die in Vorstehendem mitgetheilten Beobachtungen werth näher geprüft zu werden. Sie würden, wenn sie auch von andern Beobachtern bestätigt würden, werthvolle Anhaltspunkte für das Auffinden der richtigen Reihenfolge bieten und auch zur Erklärung der Verwandtschaft der einzelnen Mittel einen wesentlichen Beitrag liefern.

Im Vorstehenden habe ich versucht darzulegen, welche Punkte bei Feststellung der richtigen Reihefolge der Mittel zu berücksichtigen sind. Zur Erläuterung derselben nun noch einige Beispiele. Sie sind der praktischen Erfahrung entnommen. Wählen wir

zunächst eines unsrer Polychreste, das vielgepriesene und genannte Aconit, in der Laienpraxis das unvermeidliche Scharwenzel- und Universalmittel. Wir wissen, dass es in der Mehrzahl der akuten Krankheiten im ersten Stadium unentbehrlich ist, jedoch auch, dass es in den seltesten Fällen zur Heilung einer irgend wie schweren Erkrankung ausreicht. Es bleiben nach Linderung des Fiebers immer noch eine Anzahl Erscheinungen, welche das Fortschreiten der Krankheit erkennen lassen. Jetzt gilt es ein zweites passendes Mittel zu verabreichen. Erfahrungsgemäss kommen hier in Betracht: Bell., Bryon., Arnica, Arsen, Cannab., Ipecac., Mercur, N. vom., Phosph., Spong., Sulf., Tartar. em.

Wir sehen hier unsere besten Waffen gegen ein Heer von schweren, akuten Krankheiten vereinigt. Hier gilt es schnell das richtige Folgemittel zu treffen, da keine Zeit zum Experimentiren oder Abwarten vorhanden ist. Glücklicher Weise treten in den meisten derartigen Fällen die ausschlaggebenden Symptome so scharf hervor, dass ein Fehlgreifen nicht gut möglich ist.

Nehmen wir an, ein Kind, welches am Nachmittag in scharfer Nordostluft herumgelaufen ist, bekommt am Abend trockene Fieberhitze, der Puls steigt auf 130, Temperatur auf 39,5°, es wirft sich unruhig hin und her etc. Anzeichen einer bestimmten örtlichen Erkrankung sind nicht vorhanden. Jeder homöopath. Arzt wird ohne Besinnen zu Acon. greifen und dadurch einen Nachlass der fieberhaften Erscheinungen erringen. Allein ein um Mitternacht eintretender Anfall eines trockenen heiseren Hustens mit Athembeklemmung wird ihn überzeugen, dass er damit nicht auskomme. Er wird Spong. oder Jod folgen lassen, dem sich ev. Brom oder Hepar s. c. anschliessen, je nach den Erscheinungen, unter welchen der sich entwickelnde Kroup verläuft. Gerade bei ihm ist die richtige Reihenfolge der Mittel von der grössten Wichtigkeit neben dem consequenten Gebrauche.

Ebenso wie beim Kroup kommt es bei der Pleuritis, der Pneumonie und andern entzündlichen Krankheiten darauf an, nach dem Aconit das richtige Mittel folgen zu lassen. Es aus der Zahl der oben angegebenen heraus zu finden, wird keinem homöopathischen Arzte schwer fallen, da sie zu unsern Polychresten gehören, deren Kenntniss bei Jedem, welcher die Homöopathie praktisch ausüben will, vorausgesetzt werden muss. Bei der Pleuritis z. B. wird die Bryon. als erstes Folgemittel sich ungesucht darbieten, woran sich, je nach den Symptomen, Apis, Arn., Sulf., Arsen anschliessen

können. Doch es können auch Hep. s. c. und Sepia nach Ablauf der Bryoniawirkung an ihrem Platze sein. Ebenso ist es bei den andern akuten entzündlichen Krankheiten ein durch die physiologische Prüfung wie durch die Erfahrung festgestellter kleiner Kreis von Mitteln, welche nach Acon. einander zweckmässig folgen.

Aus der Zahl der sogenannten Antipsorica, welche am meisten in chronischen Krankheiten verwendet werden, stellt sich das Polychrest Sulfur heraus. Es steht dem Aconit in so fern nahe, als es bei den meisten chronischen Krankheiten, bei denen das Vorhandensein von Hahnemann'scher Psora anzunehmen ist, wie Acon. bei den akuten entzündlichen im Beginn der Kur an seinem Platze ist. Der verst. Heinigke pflegte bei beinahe allen chronischen Krankheiten nach dem Beispiele vieler älteren homöopathischen Aerzte Sulfur zu geben und zwar mit gutem Erfolge. Ein früher hier existirender homöopath. Arzt Kreussler, welcher eine kleine auf streng Hahnemann'schem Standpunkte stehende Therapie geschrieben hat, wendete in chronischen Krankheiten nur ca. 7 Mittel an, doch in einer bestimmten Reihenfolge und erzielte damit glänzende Resultate. Doch dies nur beiläufig.

Die Mittel, welche als Nachfolger des Sulf. am ersten in Betracht kommen, sind: Acon., Bell., Calc. c., Cuprum, Merc., Nitri ac., N. vom., Puls., Rhus, Sep., Silic. Sie repräsentiren einen ziemlich grossen Kreis von Krankheitsformen resp. Bildern, wie sie Hahnemann zum Theil in den chronischen Krankheiten in den Vorbemerkungen zum Sulf. geschildert und in seiner Beschreibung der Psora aufgestellt hat. Sie fallen zum grossen Theil in die Wirkungssphäre des Sulf., man wird aber selten allein damit auskommen. Nehmen wir z. B. das grosse Feld der sogenannten trockenen Flechten, wo sehr häufig die Sepia dem Sulf. folgen muss, ebenso bei chronischer Obstruction die N. vomica. Sulf. und Acon. stehen in einem gewissen antidotarischen Verhältnisse, da Sulfur die durch den Missbrauch von Acon. entstandenen Beschwerden hebt und Acon. namentlich in fieberhaften resp. entzündlichen Krankheiten oft dem Sulf. den Weg bahnen muss.

Belladonna hat in Bryon. und Apis häufige Nachfolger. Sie ist, wie bekannt, Hauptmittel bei Entzündungen seröser Häute, wie Peritonaeum und Meningen in ihrem ersten Stadium, vermag jedoch das gesetzte Exsudat nicht zu beseitigen, während dann Bryonia angezeigt ist, welche energischer auf die Aufsaugung von Flüssigkeiten wirkt.

In gleicher Weise wird Apis der Bell. folgen können, da es sich als ein vorzügliches Mittel zur Resorption von Flüssigkeiten bewährt hat. Beide Mittel haben dieselbe Richtungslinie. Es kommen hier vor Allem die Pleura und die Meningen in Betracht. Letztere in erster Stelle, doch wird Bell. mitunter in dem ersten Stadium, wo die kongestiven Erscheinungen in den Vordergrund treten, in Betracht kommen, während, sobald die Ausschwitzung erfolgt ist, Druck- und Depressionserscheinungen sich mehr geltend machen, Apis an seinem Platze ist. In zweiter Reihe ist es die äussere Haut, welche uns einen bestimmten Anhalt giebt, wenn wir der Bell. den Apis folgen lassen müssen. Bell. ist an seinem Platze, so lange sich die Entzündung auf die Epidermis als Erythem oder Erysipelas beschränkt, sobald sie aber mehr in die Tiefe geht und eine Ausschwitzung in das Unterhautzellgewebe erfolgt, tritt Apis an seine Stelle, während Rh. tox. wegen seinen Beziehungen zu den oberen Hautschichten in der Blasenrose und dem Zoster der Bell. folgen kann. Apis und Rhus dagegen schliessen sich aus.

Drei Mittel, welche in chronischen Krankheiten in ähnlicher Beziehung stehen, sind Calc. carb., Silic. und Lycopod. Alle drei bieten eine reiche Fülle von skrofulosen Symptomen, besonders der Drüsen und Knochen dar. Wir sehen da Anschwellungen, Auftreibungen, Eiterungen, Entzündungen, welche in die Wirkungssphäre dieser drei Mittel fallen. Die Erfahrung hat uns gelehrt, dass nach Vorausschickung von Sulf. die zweckmässigste Reihenfolge Calc. carb., Silic. und Lycopod. ist. Doch darf man, wohlgemerkt, nicht eher zu einem anderen Mittel übergehen, als bis man die Ueberzeugung gewonnen hat, dass ein Stillstand in der Besserung eingetreten ist. Hier ist vor Allem das Auswirkenlassen der Mittel an seinem Platze und gilt es nicht die Geduld zu verlieren. Goullon sen. hat mit Silic. und Lycop. bei der Caries die glänzendsten Erfolge erzielt. Gewöhnlich liess er der Silic. das Lycopod. folgen, gab zuweilen auch die Mittel im Wechsel und zwar grösstentheils in der 30.

Diese wenigen Beispiele, welche sich noch leicht vermehren liessen, sollen nur dazu dienen, dass die Lehre von der richtigen Reihenfolge der Mittel nicht blos einen theoretischen Werth habe, sondern auch für die Praxis von grosser Wichtigkeit resp. nicht blos wissenschaftlich begründet sondern auch praktisch erprobt sei.

Auf weitere Einzelheiten hier einzugehen, würde den Rahmen dieser Arbeit zu sehr erweitern. Es muss jedem überlassen werden, vorkommenden Falles durch Vergleichung der physiologischen Symptome und unter Benutzung der am Krankenbette damit gemachten Erfahrung das richtige Folgemittel zu suchen. Zur Erleichterung des Auffindens soll die folgende Liste, welche übrigens auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, dienen. Es liegen derselben die Angaben von Boeninghausen, Trinks, Farrington, Grauvogl, sowie einzelne Bemerkungen in Hahnemann's Schriften und einige eigene Erfahrungen zu Grunde.

Tabelle.

A. Mittel, welche am Besten folgen.
B. Mittel, nach welchen das betreffende am Meisten zu verordnen.
C. Ev. im Wechsel zu gebende.
D. Antidote.

Aconit.	*A.*	Arnic., Arsen., Bell., Bryon., Cannab., Ipecac., Mercur., N. vom., Phosph., Spong., Sulf., Tart. emet., Puls., Rhus, Jod.
	C.	Arnic., Arsen., Bell., Bryon., Mercur.
	D.	Chamom., Coffea, N. vom., Veratrum, Acet. vini.
Antimon. crudum.	*A.*	Mercur. und Pulsat.
	D.	Hepar. und Mercur.
Antimon. tartar.	*A.*	Baryt. carb., Ipecac., Pulsat., Sepia und Sulf.
	B.	Puls. und Baryt. carb. Letzteres vorzüglich bei Krankheiten alter Leute.
	D.	Coccul., Ipecac., Opium, Puls., Sepia.
Apis.	*A.*	Acon., Bryon., Arsen., Bell., Sulf., Kal. bichr., Lachesis.
	B.	Jod., Sulf., Opium.
Arnica.	*A.*	Acon., Ipecac., Rh. tox., Sulf. ac., Puls.
	D.	Ammon., Camph., Chin., Cicuta, Ferr., Ignat., Ipec., Senega.
Arsen.	*A.*	China, Ipecac., N. vom., Silic., Sulf., Veratr.
	B.	Acon., Bell., China, Ipecac., Laches., Silic. und Veratr.
	C.	Carb. veg., China, Ipecac., N. vom. und Silic.
	D.	Carb. veg., China, Ferr., Graph., Hep., Jod., Ipecac., Lach., N. vom., Sambuc. und Veratr.

..a foetida.	*A.* Thuja, Puls., Sil.
	B. Puls. und Caustic.
..rum.	*A.* Bell., China, Lycop., Puls., Sep., Sulf.
	B. Mercur.
	D. Camph., Coffea, Mercur.
..ryt. carb.	*A.* Phosph., Puls., Sulf.
	B. Antim. tartar., Mercur.
..elladonna.	*A.* Apis, Bryon., Calc. carb., China, Conium, Dulcamara, Hep., Lachesis, Pulsatilla, Rhus toxic., Senega, Strammonium, Valeriana. Lachesis bei Symptomen von Hirnerschöpfung oder Blutvergiftung oder drohender Paralyse. Bei Gesichtsrose mit bläulicher Gesichtsfarbe, Sopor und kleinem Pulse.
	B. Acon., Hepar., Merc., Nitr. ac.
	D. Coffea, Hyoscyamus, Opium und Pulsatilla.
..ryonia.	*A.* Alumin., Bell., Mercur., Phosph., Rh. tox. und Sulf. Alumin. in Affektionen des Magens und Darmkanals.
..alcaria carbon.	*A.* Lycop., Nitr. ac., Phosph., Silicea.
	B. China, Cupr., Nitr. ac. und Sulf.
	D. Bryon., Camph., Nitr. ac., Nux vom.
..arb. vegetabilis.	*A.* Ars., Kali carb., Mercur., Lycop., Puls. und Sulf.
	B. Kali c., Lach., Sep. und Nux vom.
	D. Camph. und Spirit. nitr. dulcis.
..usticum.	*A.* Sep., Strammon.
	B. Asa foet., Rhus, Sep., Silic., Secale.
	C. Bell., Mercur, Puls., Sep., Sulf., Thuja.
..amomilla.	*A.* Bell., Ignat., N. vom., Puls., Sulf.
	B. Magn. muriatica.
..ina.	*A.* Arsen., Ipecac., Mercur., Phosph. ac., Veratr.
	B. Arsen., Bell., Puls., Veratr.
..cculus.	*B.* Ipecac.
..ffea.	*A.* Bell., N. vom., Aur., Lycop.
	D. Acon., Chamom., Ignat., Nux vom.
..prum.	*A.* Calc. c., Caust., M. sol., Plumb., Veratr.
	B. Veratrum.

	C.	Acon., Ignat., Spigel., Staphisagr., Strammon., Veratrum.
	D.	Aur., Bell., Camph., Chin., Coccul., Dulcam., Hepar., Ipecac., Mercur., N. vom., Sacchar.
Dulcamara.	*A.*	Bell., Bryon., Rhus.
	B.	Bell., Bryon., Cupr., Laches., Mercur., Rhus, Staphisagr.
	C.	Bell., Mercur., N. vom.
Graphitis.	*A.*	Calc. c., Rh. tox., Sepia, Sulf.
	B.	Lycop., Sulf., Carb. veg., Pulsat.
	D.	Arsen., N. vom., Vinum.
Hepar sulf. calc.	*A.* *B.* *C.*	Bell., Laches., Mercur., Nitr. ac., Silic., Spong., Zincum.
Hyoscyamus.	*A.*	Bell., Veratr., Strammon., Coccul., Ignat., Chamom.
	B.	Bell., Calc., Sulf.
Ignatia.	*A.*	Zincum, Phosph. ac.
	B.	Ipecac., N. vom.
Jod.	*A.*	Calc. c., Arsen., Lycop., Acon.
	B.	Mercur.
	C.	Bell., Hep. s. c., Phosph., Arsen.
Kali carb.	*A.*	Carb. veg., Lycop., Nitr. ac., Phosph. und deren Verwandte.
	B.	Acon., Lycop., Natr. mur., Nitr. ac. und N. vom.
Lachesis.	*A.*	Apis, Kali bichrom.
	B.	Apis, Ars., Bell., Conium, Hep. s. c., Lycop., Mercur., Nitr. ac., N. vom., Phosph. ac.
	D.	Ars., Bell., Mercur., N. vom., Phosph. ac.
Lycopodium.	*A.*	Graphit., Ledum, Phosph., Puls. und Silic.
	B.	Calc. und Silic.
Mercur.	*A.*	Chin., Dulcam., Hepar., Laches., Nitr. ac., Sep., Sulf.
	B.	Bell., Hep., Lach., Sulf.
	D.	Hepar und Nitr. ac.
Nitr. ac.	*A.*	Calc., Puls., Petrol., Sulf.
	B.	Bell., Calc., Hepar s. c., Kali carb., Natr. carb. und mur., Puls., Sulf. und Thuja.
	D.	Hepar., Mezer. und Lachesis.

Nux vomica. *A.* Bryon., Puls., Sulf., Veratr. und Zinc.
B. Arsen., Ipecac., Lachesis, Petrol., Phosph. und Sulf.
D. Coffea, Ignatia, Vinum et Spirituosa.

Petroleum. *B.* Nitr. ac., Phosph.

Phosphor. *A.* Petrol., Rh. tox., Sulf.
B. Calc. carb., China, Kali c., Kreosot, Lycop., N. vom., Rhus, Silic. und Sulf.
D. Camphor, Coffea und Vinum. Platina.

Phosph. acidum. *A.* China, Ferrum, Rhus und Veratr.
B. Laches. und Rhus tox.

Platina. *B.* Bellad.
D. Pulsat., Spir. nitr. dulc., Apis.

Plumbum. *A.* Mercur., Natr. mur., N. vom., Opium, Phosph., Platina, Secale.
D. Bellad., Opium, Nux vom., Platina.

Rhus toxicod. *A.* Ammon. carb., Arsen., Bryon., Calcar. ac., Conium, Phosph., Phos. ac. und Sulf., Puls.
B. Arnic., Bryon., Calc. carb. und Phosph., Lach., N. vom., Phos. und Sulf.
D. Bryon., Camph., Coffea und Sulf. Anacardium.

Sepia. *A.* Carb. veg., Caustic., Puls.
B. Caustic., Ledum, Mercur., Pulsat., Sil., Sulf. und Sulf. ac.
D. Acon., Antimon. crud., Antimon. tart.

Silicea. *A.* Hepar, Lach., Lycop. und Sepia.
B. Calcar., Hep. s. c., Lycopod., Phosph., Sulf., Thuja.
D. Thuja, Hep. Fluor. acid. gegen übermässigen Gebrauch in Knochenkrankheiten.

Spongia. *A.* Hep. s. c., Jod., Phosph.
B. Acon., Drosera.

Sulfur. *A.* Acon., Bell., Calc., Cupr., Mercur., Nitr. ac., Nux vom., Puls., Rhus, Sepia und Sil.
B. Acon., Arsen., Cupr., Mercur., Nitr. ac., Nux vom., Puls. und Rhus.
D. Acon., Chamom., China, Sepia, Mercur.

Sulf. acid. *A.* Puls.
B. Arnica.

Theridion. *B.* Calc. und Lycopod.

Thuja. *A.* Nitr. ac., Pulsat., Staphisagr.

B. Nitr. ac.

D. Chamom. gegen nächtliche Zahnschmerzen.

Coccul. gegen das Fieber.

Mercur. gegen die nächtlichen Beschwerden.

Veratrum. *A.* Arnic., Arsen., China, Cuprum und Ipecac.

B. Arsen., China, Phosph. ac., Cuprum.

D. Acon. gegen ängstliches Aussersichsein mit Körperkälte oder brennender Empfindung im Gehirn.

Camph. gegen drückenden Kopfschmerz mit Körperkälte und unbesinnlichem Schlummer.

China gegen das tägliche Vormittagsfieber.

Coffea gegen jählinge schlimme Zufälle, besonders nach grossen Gaben.

Vorstehende Tabelle ist allerdings magerer und unvollständiger ausgefallen, als ursprünglich beabsichtigt war. Allein das mühselige Zusammensuchen der einzelnen Fakta überstieg doch die mir noch zu Gebote stehende Arbeitskraft. Ich hoffe jedoch, dass sie auch in dieser Gestalt dem Praktikus bei der Mittelwahl noch einigen Nutzen bringen wird. Hoffentlich wird es mir noch vergönnt sein, sie mit der Zeit zu vervollkommnen, und sich vielleicht noch ein Anderer veranlasst fühlen, diese Arbeit zu übernehmen.

Zur theoretischen Begründung der Homöopathie.

Von

E. Schlegel, pr. Arzt in Tübingen.

Im 6. Heft des IV. Bandes dieser Zeitschrift habe ich in einem Aufsatze „Die Wirkungsweise der Antiparasitika“ ausgeführt, dass das Santonin, dessen Wirksamkeit gegen Askariden ein homöopathischer Kollege als nicht in den engeren Bereich unserer Heilmethode fallend charakterisirt hat, nichtsdestoweniger gegebenenfalls der Aehnlichkeitsbeziehung zugehöre, weil die Naturerscheinungen, welche es im gesunden Organismus hervorruft, denjenigen entsprechen, die durch Spulwürmer erzeugt werden. Es weist dieser Umstand auf einen Zusammenhang hin, dessen Verständniss auch für uns Homöopathen nicht sofort klar ist, weil wir die Spulwürmer als Krankheitsursache anders zu beurtheilen versucht sind, als die hypothetischen Krankheitsreize und Stoffe, welche wir sonst im menschlichen Organismus vorauszusetzen gewohnt sind. Sollten wir die schädliche Einwirkung der Askariden nur von ihrem mechanischen Reiz herleiten wollen, so wäre allerdings einer Anwendung der Aehnlichkeitsbeziehung jeder Boden entzogen; müssen wir aber aus den verschiedensten Gründen annehmen, dass die Parasiten hauptsächlich durch einen eigenthümlichen chemischen Stoff die Erscheinungen und Beschwerden hervorrufen, welche sie charakterisiren, so liegt die Sache anders und wir können eine Beziehung zwischen diesem und dem Santonin recht wohl verstehen. Diese Beziehung wäre einfach die, dass das Santonin dieselben biochemischen Affinitäten besitzt wie jener Stoff, den die Askariden produziren, ein Verhältniss, welches seinen therapeutischen Ausdruck im Aehnlichkeitsgesetze findet und sofort sehr verständlich wird, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass der fragliche Stoff jedenfalls ein Ausscheidungsprodukt der Askariden darstellt, somit für dieselben ein Ekelstoff (um mit Jaeger zu reden) oder ein Gift, welches auf sie selbst ebenfalls

schädlich einwirkt, ähnlich wie unsere Ausscheidungsstoffe auf uns, wenn sie sich anhäufen und unsere Atmosphäre belästigen. Diesen Gedanken führte ich dort näher aus und suchte zu zeigen, dass das Santonin gemäss seiner biochemischen Aehnlichkeit mit der stofflichen Ursache der Askaridenbeschwerden ebenfalls im Sinne Jaeger's ein Gift für die Parasiten sein müsse, sodass also das Aehnlichkeitsgesetz in ganz universaler Weise die Krankheitsursachen treffe, nicht nur die unbelebten, sondern auch die Parasiten.

Es heisst am angeführten Orte:

„Diese Hypothese gereicht jedenfalls unserer Sache nicht zur „Unehre, dem Aehnlichkeitsgesetze speziell zur umfassenderen Be-„deutung, denn sie lässt sich sehr leicht von den thierischen „Makroparasiten auf die pflanzlichen Mikroben übertragen und da-„mit auf die so wichtigen Infektionskrankheiten. In einem am „24. Februar 1883 bei der Generalversammlung der Hahnemannia „in Stuttgart gehaltenen und in Nr. 5 und 6 der homöop. Mo-„natsblätter veröffentlichten Vortrag „über die Pilzfrage“ habe ich „schon die Ansicht aufgestellt, dass die Infektionskrankheiten ho-„möopathisch dadurch bekämpft wurden, dass wir dem erkrankten „Organismus solche Arzneireize zuführen, welche die Affinitäten „der Ausscheidungsprodukte der Spaltpilze besitzen; in den Aus-„scheidungsprodukten aber sind wesentlich die Ursachen der „Krankheitserscheinungen zu suchen: sie sind das Krankheitsgift „für die Menschen, aber — als Ausscheidungsstoffe — zugleich „Selbstgifte für den Pilz. Ingeriren wir dem Organismus Arznei-„stoffe mit gleichen Affinitäten in homöopathischer Verdünnung, so „erreichen wir zweierlei: wir ersticken die Pilze in ihren Selbst-„giften oder diesen ähnlichen Stoffen und wir treiben durch die „lebhafte Bewegung der Arzneimoleküle die Pilzgifte aus. Letz-„teres ist Hypothese, ersteres nicht. Wenn ich vom Ersticken der „Pilze rede, so meine ich nicht ihr endgiltiges Ableben, sondern „nur ihren Vegetationsstillstand, wie er bei Anhäufung der Pilz-„stoffwechselprodukte in Gährflüssigkeiten längst constatirt ist. „Steht die Pilzvegetation still in Folge Anwesenheit widerwärtiger „Körper im Organismus, so werden letzterem die pathogenen „Schmarotzer gleichgiltig; jetzt überwindet er sie. Auch höhere „Verdünnungsstufen der Arznei können zu diesem Zwecke dienen. „Wenn sie den menschlichen Organismus durchdringt und vermöge „ihres gesteigerten Affinitätsvermögens alle diejenigen Moleküle

„okkupirt, sättigt, welche zu dem chemisch höchst ähnlichen Krank-
„heitsstoff Verwandtschaft besitzen, so wird letzterer aus dem
„Felde geschlagen, er hat seine Anknüpfungspunkte verloren. —
„Es ist Prinzip der Homöopathie einen Krankheitsprozess mit der
„Affinität seiner Ursache zu treffen; seien diese Ursachen nun die
„Ausscheidungsstoffe von Makro- oder Mikro-Parasiten, oder seien
„sie — wie meist — unbekannte Selbstgifte, die mit anderen Or-
„ganismen nichts zu thun haben. —"

Wenn ich heut nach 6 bezw. nach 8 Jahren diese Ausführung wieder überlese, finde ich in ihr noch vollständig meine Anschauungen und mit denselben ein so ausgebildetes Stück homöopathischer Theorie, dass ich es im allgemeinen Interesse finde, darauf zurückzukommen und jetzt, wo durch die neue Tuberkulosebehandlung von Robert Koch auch unsere Sache mächtig berührt wurde, das Verhältniss der homöopathischen Heilmethode in theoretischer Hinsicht kurz erörtere, zumal unlängst von Villers jun. in der Allg. hom. Zeitung über den Verfall der theoretischen Homöopathie Klage geführt wurde. Ich darf hier vielleicht die Hoffnung aussprechen, dass unter den gegenwärtigen Eindrücken meine Bemühungen um Aufmerksamkeit mehr als bisher beachtet werden.

Ich weise zunächst darauf hin, dass die Homöopathie auch bei ihrem Begründer Hahnemann zunächst eine ganz empirische Kennzeichnung erfährt, entgegen vielen Vorurtheilen, selbst ihrer Anhänger, welche glauben, dass Hahnemann die Grundlage seiner Schöpfung rein hypothetisch und mit verfehlten Spekulationen durchwebt, gegeben habe. Es heisst in § 22 des Organon:

„Zeigt die Erfahrung, dass durch Arzneien, welche ähnliche Symptome, als die Krankheit haben, diese am gewissesten und dauerhaftesten geheilt werde, so hat man zum Heilen Arzneien von ähnlichen Symptomen — zeigt sie, dass die Kranheit am gewissesten und dauerhaftesten durch entgegengesetzte Arzneisymptome geheilt werde, so hat man Arzneien von entgegengesetzten Symptomen zum Heilen zu wählen."

Es soll hier offenbar die Entscheidung über die Aehnlichkeitsfrage allein der Erfahrung zustehen und so nehmen wir denn die Homöopathie als eine empirisch begründete Erscheinung und unterwerfen sie einer theoretischen Analyse.

Wie ich in meiner Schrift „Die Stellung der Homöopathie zu den Grundfragen der Heilkunde" Kiel 1883 in der Eintheilung des ganzen Stoffes die Sache aufgefasst habe, tritt uns 1.) Die Aehn-

lichkeitslehre, 2.) Die Gabenlehre, 3) Die Auseinandersetzung mit der Praxis entgegen.

Die Aehnlichkeitslehre in ihrer Grundlage sprechen zahllose Stellen in Hahnemann's Schriften aus. Wir wählen den § 25 des Organon, wo es heisst: „Nun lehrt aber die reine Erfahrung in allen sorgfältigen Versuchen, dass wirklich diejenige Arznei, welche in ihrer Einwirkung auf gesunde menschliche Körper die meisten Symptome in Aehnlichkeit erzeugen zu können bewiesen hat (welche an dem zu heilenden Krankheitsfall zu finden sind), die ganze gegenwärtige Krankheit schnell, gründlich und dauerhaft aufhebe" u. s. w.

Objekt der Aehnlichkeit sind hier „Symptome". Symptom im betreffenden Sinne sind nichts anderes als Naturerscheinungen gestörten Lebens. Sie sind der praktische Inbegriff der Krankheit. Man kann den Krankheitsbegriff wissenschaftlich auf die verschiedenste Weise behandeln und wird auf jedem anknüpfenden Gebiet interessante Forschungen anstellen, wichtige Funde machen können; alle Fäden laufen aber doch wieder in dem praktischen Interesse an den Krankheiten zusammen und so repräsentiren sie sich uns immer wieder als Lebensstörungen. Dies ist der empirisch und selbst wissenschaftlich gerechtfertigte Sinn der dynamischen Krankheitsauffassung Hahnemann's, welcher neuerlich auch Virchow und Bouchard beigetreten sind. Bouchard sagt: „Die Krankheit ist der dynamische Zustand des Organismus, welcher sowohl die Angriffe der krankmachenden Ursache erleidet, als auch gegen sie reagirt" und „ich kann eine Krankheit ohne anatom. Veränderung begreifen; eine Krankheit ohne funktionelle Störung kann ich mir nicht vorstellen." S. „über die Methode in der Therapeutik". Referat vom Verfasser dieses Aufsatzes. Allg. Hom. Ztg., Band 104 Nr. 25. In Ziegler's Lehrbuch der pathologischen Anatomie, Einleitung, lesen wir: „Einen Zustand, bei welchem nicht alle Funktionen einer Zelle aufgehoben, sondern nur zum Theil unterdrückt, zum Theil verringert, oder gesteigert, oder in irgend einer Weise verändert sind, bezeichnen wir als einen krankhaften. Krankheit ist also zunächst ein physiologischer Begriff." Auch diese Auffassung ist eine völlig dynamische, welche aus Symptomen, d. h. Naturerscheinungen gestörter Art am Zellenleben den Krankheitsbegriff ganz fundamental herleitet. — In meiner Schrift „Wissen und Können der modernen Therapie" Kiel 1884 habe ich über diese Seite der Aehnlichkeitsbeziehung

Weiteres ausgeführt; es ist aber schon aus Vorstehendem klar ersichtlich, dass mit den „Symptomen“ als empirisch begründeten, wissenschaftlich bedeutenden und praktisch entscheidenden Naturerscheinungen sehr wohl gerechnet werden kann, dass theoretische und praktische Betrachtungen an sie anknüpfen können. Der „dynamische Standpunkt“ Hahnemann's ist also nicht etwa ein metaphysischer oder sonst spekulativer, sondern der reinste Erfahrungsstandpunkt.

Nachdem wir kurz das Objekt der Aehnlichkeit betrachtet und sehr werthvoll gefunden haben, gehen wir zur Aehnlichkeit selbst über. Diese Aehnlichkeit besteht in wesentlicher Uebereinstimmung der natürlichen und der künstlichen (durch Arzneiprüfung bedingten) Krankheitsbilder. Vollkommene Uebereinstimmung wäre Identität, ist aber niemals zu erzielen, weil im organischen Reiche überhaupt nur Aehnlichkeiten aufkommen. Die Aehnlichkeit der Ausgestaltungen aber ist bedingt durch Uebereinstimmung einzelner Züge. In diesen Zügen findet sich Identität; das Aehnlichkeitsbild ist somit ein Gemisch von identischen und nicht übereinstimmenden Zügen. Zwischen dem Brennschmerz des Arsens und dem eines Krankheitssymptoms soll Identität herrschen; Rhus verlangt die Identität hinsichtlich seiner Verschlimmerung in der Ruhe, nach Mitternacht, bei anfangender Bewegung. Die Aehnlichkeit wird dann durch Vorhandensein nicht übereinstimmender Züge bewirkt; je zahlreicher aber die übereinstimmenden vorhanden sind, desto mehr Identität, desto mehr anwachsende Aehnlichkeit im Verhältniss zu den vielen noch vorhandenen abweichenden Naturerscheinungen in den Lebensstörungen.

Es ist ersichtlich, dass die vielfachen Uebereinstimmungen zwischen den bekannten Krankheitszuständen und den durch sorgfältige Arzneiprüfungen hervorgerufenen Lebensstörungen uns einen Schluss nahelegen auf die Ursachen beider. Wir müssen den Ursachen eine biochemische Verwandtschaft zuschreiben, welche um so grösser sein muss, je ähnlicher die Bilder, die Ausgestaltungen der Vorgänge sich sind. Die Verwandtschaft ist keine chemische, wie sie sich unter allen Umständen auch in der Retorte bewähren würde, sondern eine biochemische, wie sie unter den im Wesentlichen übereinstimmenden Verhältnissen der menschlichen Organismen sich kundgiebt. Wir sagen also: es besteht eine biochemische Verwandtschaft zwischen der Ursache der Cholera einerseits und dem Arsenik, dem Veratrum, dem Cuprum

andrerseits. Wäre die Verwandtschaft rein chemisch zu denken, so müssten sich wiederum Cuprum, Arsenik und Veratrum in der Retorte sehr nahe stehen, was nicht der Fall ist; nur unter obwaltenden Verhältnissen des menschlichen Chemismus kommt ihre Verwandtschaft zum Ausdruck, oder sie entsteht vielmehr erst durch diese Bedingung. Dies besagt in genannter Relation, dass die Affinität (im biochemischen Sinne) eine ähnliche, fast gleiche, sein wird bei der Arznei und bei der im erkrankten Organismus nothwendig hinzuzudenkenden stofflichen Ursache der Lebensstörung. Ist also zwar die Störung selbst physiologisch, d. h. dynamisch-organisch zu betrachten, so müssen wir ihr doch andrerseits eine materielle Ursache zuschreiben, ohne welche die organische Unordnung gar nicht denkbar wäre, aber man darf freilich den Krankheitsstoff nicht etwa in angehäuften Kothbällen suchen, oder in Produkten, wie die gichtischen Ablagerungen, sondern wir müssen eine feine und feinvertheilte Materie annehmen, wie etwa die Ausscheidungsstoffe der Parasiten oder wie die bekannten Gifte, welche wir in einer gewissen Verdünnung zu Arzneiprüfungen verwenden. Kothballen, Anschoppungen u. s. w. können freilich ihrerseits wieder Ursache zu Zersetzungen und zur Entwickelung von Selbstgiften werden; sie selbst sind aber nur indirekt geeignet, den Begriff der Krankheitsursache zu repräsentiren.

Haben wir also auf symptomatischem Gebiet die Begriffe der Aehnlichkeit und der verwandten Affinitäten von Krankheitsursache und Arznei gewonnen, so können wir letztere Beziehung noch näher feststellen, indem wir sie mit der conträren Beziehung und ihrer Tragweite vergleichen, wie ja auch Hahnemann in § 22 des Organon beide gegenübergestellt hat. Eine solche Gegenüberstellung ist auch auf dem Gebiete des Denkens a priori sehr interessant und ergiebig; man findet, dass ein Prinzip „contraria contrariis" nur bei faktisch antagonistischen Verhältnissen im Organismus möglich wäre. Man kann sich z. B. zur Pupillenerweiterung die Verengerung als Gegensatz hinzudenken, auch zur Diarrhoe die Obstruktion und zur Schlaflosigkeit die Betäubung, allein sobald man den Gesammtzustand des gestörten Lebens in Betracht zieht, von welchem dies ja nur einzelne Züge sind, so lässt sich kein Contrarium mehr finden und ebensowenig, wenn wir positive Gestaltungen, Ausschläge, Neubildungen, bestimmt geartete Schmerzen in Betracht ziehen. So erscheint das denkbare Prinzip contraria

contrariis von vorn herein als ein solches von sehr eingeschränktem Umfang und bei näherer Betrachtung zeigt sich auch, dass es keine Gewähr einer Einwirkung auf die erkrankten Theile des Organismus bietet, weil die nach dem Gegensatze gewählten Arzneimittel keine ähnlichen Affinitäten besitzen werden, da aber der Gegensatz ein biochemischer ist, auch keine chemischen Gegenwirkungen zur Zerstörung der Krankheitsursache erwarten lassen. Im Widerspiel hiermit finden wir bei der Aehnlichkeitsbeziehung eine Fülle von Gesichtspunkten und von Wahrscheinlichkeit, dahin lautend, dass die nach der Aehnlichkeit gewählten Arzneimittel in den Wurzelnexus der Krankheit eingreifen werden. Wir wollen dies Verhältniss hier nicht weiter verfolgen; ich verweise auf die ausführliche Darlegung „Ueber Wahrscheinlichkeit in der Heilkunst" vom Verfasser I. Band, III. Heft dieser Zeitschrift.

Giebt uns die Aehnlichkeit eine gewisse Bürgschaft für das „Treffen" unserer Heilmittel, so bedarf es einer besonderen Unterweisung wie die Aehnlichkeit zu handhaben und welches die Materialien unserer Vergleichungen. Würde man sich mit untergeordneten Aehnlichkeiten begnügen, oder gar nur ein einzelnes ähnliches Symptom in Betracht ziehen, so würden daneben doch sehr bedeutende Verschiedenheiten im Krankheitsprozess stattfinden können, das Arzneimittel würde also sein Ziel nicht erreichen, denn nur die vollkommenste Uebereinstimmung der Symptome bürgt für übereinstimmende Krankheitsprozesse. Würde man z. B. die 3 Symptome Mattigkeit, Temperatursteigerung, Stuhlverhaltung ohne Weiteres als Grundlage für einen homöopathischen Eingriff benutzen wollen, so wäre dieses Verfahren fehlerhaft. Die genannten Symptome erscheinen in dieser Zusammenstellung häufig und zwar bei nachweislich sehr verschiedenen Krankheitsprocessen. Wenn wir jedoch weitere Symptome noch hinzu ins Auge fassen, so schränkt sich der Kreis der Fälle, in welchen diese beobachtet wurden, mehr und mehr ein, das Bild gewinnt einen immer spezielleren Charakter, sowohl das Krankheitsbild, als das Arzneiprüfungsbild. Es ist vollständig und zugleich vollkommen individualisirt, wenn alle beobachtbaren Symptome ermittelt sind. Sie werden aber nicht nur gezählt, sondern auch gewogen. Da die Symptome um des praktischen Zweckes willen beachtet werden, indem durch sie die Wahl des Heilmittels entschieden werden soll, so kann man ihr Gewicht als ihren wahlbestimmenden Werth bezeichnen. Er wächst im Allgemeinen mit

der Seltenheit des Symptoms, wobei jedoch vorausgesetzt wird, dass das seltene Symptom um so sicherer als wirklich constatirt ist." S. „Stellung der Homöopathie" Kiel 1883.

Die Symptombilder sind „die reine Sprache der Natur" (Hahnemann). Sie tritt immer neu an uns heran von Seiten der pathologischen Zustände, der Lebensstörungen, der Krankheiten. Unter diesen — im weitesten Sinne — befinden sich auch die Vergiftungszustände, welche für uns von hervorragender Bedeutung sind. Die Vergiftungszustände sind solche Lebensstörungen, bei welchen die wirkende Ursache direkt von aussen hinzutrat und (im Allgemeinen) bekannt ist. Wenn wir demgemäss die spontanen Krankheitszustände als Gleichung mit einer unbekannten Grösse betrachten, so wird uns die Unbekannte durch einen in Symptomenähnlichkeit entsprechenden Vergiftungsfall bekannt, die Gleichung wird aufgelöst, weil eine zweite Gleichung hinzutritt, in welcher das gesuchte Glied eine bekannte Grösse ist. Wir verwerthen also hier wieder die Aehnlichkeit nach der biochemischen Affinität der beiderseitigen Ursachen. Die eigentliche Schöpfung Hahnemann's war nun ein „Codex der Natur", indem er die Vergiftungsergebnisse mit ihren symptomatischen Ausgestaltungen sammelte, dem Zufall entwand und sachgemässe Vergiftungsversuche selbst anstellte, welche in mässigem und ausgleichbarem Grade an vielen Personen geübt wurden und die brauchbarste Ausgestaltung an Symptombildern ergaben. Das Experiment wurde von Hahnemann mustergiltig gehandhabt und so kamen die Arzneiprüfungsverzeichnisse zu Stande, welche uns seine Werke aufweisen.

Ich erlaube mir hier eine Bemerkung gegen Herrn Dr. Katsch. Derselbe hat im 6. Hefte des IX. Bandes in seinen Quellenstudien Hahnemann neben aller Anerkennung doch beschuldigt, die ihm höchst wahrscheinlich bekannten Anschauungen Hohenheim's über Aehnlichkeit und Gabenlehre verschwiegen zu haben, während er doch wesentlich Hohenheim'sche Ideen belebte und verwerthete. Ich glaube, dass Dr. Katsch dem Begründer der Homöopathie damit entschieden Unrecht thut. Er hat in keiner Weise dargethan, dass Paracelsus die Aehnlichkeitsbeziehung in oben ausgeführtem Sinne gefasst habe, oder gar Arzneiprüfungen angestellt habe, noch hat er erwiesen, dass Paracelsus eine Methode gekannt, oder gar erfunden habe, die Arzneistoffe in unwägbarer Verfeinerung zu geben, sodass man die angeführten Aussprüche Hohenheim's von der Aehnlichkeit auch ganz anders (wenn auch nicht im Sinne der

Signatura rerum) und die Bemerkung über Gabengrösse ebenfalls in anderer Weise deuten kann. Der Aenhlichkeitsgedanke in der Medizin wird erst von da an klar bestimmt und fruchtbringend, wo er mit Hahnemann aufgefasst und verwerthet wird; letzterer urtheilt und handelt wissenschaftlich im besten Sinn, er stellt seine Sätze bestimmt formulirt und lehrbar an die Oeffentlichkeit, während Paracelsus — ein ebenso genialer und tiefer Geist — mehr als ein Künstler erscheint, welcher keine sachliche Lehre von praktischer Verwerthbarkeit hinterlässt, sondern ein persönliches Talent mit ins Grab nimmt und eines Rademacher bedurfte, um der Nachwelt nur einiges von seinem unverstandenen Reichthum wieder auszugraben und zu vermitteln. —

Die von Hahnemann geschaffenen Arzneiprüfungsbilder ignoriren viele Momente, welche von Böcker, Schroff u. A. ganz besonders ins Auge gefasst wurden. Diesen letzteren Prüfern, namentlich Böcker, war es besonders darum zu thun, wissenschaftlich in ihrem Sinne vorzugehen; sie wollten die einzelnen Glieder in Causalnexus zwischen Organismus und störender Ursache (Gift) aufdecken, während sie die naturgesetzliche Wichtigkeit und Verwerthbarkeit der Endglieder, wie sie in den Symptombildern vorliegen, geringschätzten. Die Ausgestaltung in einzelne Naturerscheinungen gestörten Lebens schien ihnen nicht so wichtig, als z. B. die Ermittelung der Verhältnisse der Ausscheidungen, welche Ermittelung nur wieder durch neue Versuche (Analyse) zu bewerkstelligen ist, während die symptomatischen Ausgestaltungen der Lebensvorgänge klar und direkt zugänglich am Tage liegen. Man muss deshalb die Ideen Albrecht von Haller's, Böcker's, Schroff's u. s. w. nicht mit denen Hahnemann's zusammenwerfen; Hahnemann hat einen anderen Weg eingeschlagen und beansprucht volle Anerkennung seiner Selbstständigkeit. Erst Schulz in Greifswald folgt ihm wieder mehr auf symptomatisches Gebiet, hat aber die Tendenz und Begründung seiner Methode bis jetzt noch nicht im Sinne Hahnemann's ausgesprochen.

Vermittelst der Aehnlichkeitsbeziehung werden wir also aus dem Schatze der Prüfungsbilder unserer Arzneimittellehre eines herauszusuchen haben, welches wir als das passendste finden, um die uns bekannte Ursache desselben, nämlich das betreffende Gift, oder — wie wir es jetzt nennen — Arzneimittel dem gegebenen Erkrankungsfalle zuzuführen. Der Erkrankte nimmt also dieses Gift; was haben wir nun zu erwarten?

Unter der durch Erfahrung begründeten Voraussetzung, dass die Gifte das menschliche Leben, d. h. zunächst die Leibesmasse, schädigen und stören, haben wir eine neue Beleidigung des Organismus zu erwarten, welche nach Sinn und Richtung annähernd genau der schon vorhandenen entspricht. Welches aber die Folge einer solchen neuen Beleidigung sein wird, lässt sich im Voraus nicht ermessen. Nach Bouchard's sehr guter Definition ist der Organismus sowohl passiv als aktiv gegenüber einer krankmachenden Ursache: „sowohl die Angriffe erleidend, als auch gegen sie reagirend." Wird der Organismus sich nur leidend verhalten, so wird die neu hinzugetretene Beleidigung wahrscheinlich nichts bewirken, als eine Steigerung des schon vorhandenen krankhaften Zustandes; wird er früher oder später gegen die krankmachende Ursache reagiren, so kann diese Reaktion durch die neue Beleidigung um so eher und um so energischer hervorgerufen werden. Die nächste Zukunft des so beeinflussten Organismus kann sich auch derart gestalten, dass die neue Beleidigung als eine Steigerung des Krankheitsvorgangs wahrgenommen wird, sodann aber die Reaktion eintritt. Was der homöopathisch gewählten Arzneigabe gegenüber geschehen wird, das hängt von dem Zustand ab, in welchem sich der Organismus zur bestimmten Zeit befindet und es sind hier verschiedene Momente maassgebend, nämlich der Zustand der allgemeinen Reaktionskraft oder Reaktionsmüdigkeit (s. m. Aufsatz über Reaktionsmüdigkeit und über Epidemiologie Band II Heft 3 dieser Zeitschrift) ferner der spezielle Zustand der Leibesmasse, wodurch sie in ihrer oscillatorischen Thätigkeit sich nahe oder ferne dem Punkt befindet, wo ihre Passivität in Aktivität überzugehen neigt. Wir finden diesen Uebergang schon von Hahnemann als den Fortschritt von der Erstwirkung zur Gegenwirkung berücksichtigt. Der Organismus kann also von sich aus in verschiedener Weise und verschieden rasch auf die Arzneigabe des homöopathischen Mittels reagiren; seine Reaktion wird aber in einer bestimmten Richtung verlaufen, nämlich in derjenigen der natürlichen Ausgleichsvorgänge bei dem gegebenen Zustand von Lebensstörungen. Das ist sehr wichtig. Würden wir nach dem Grundsatze contraria contrariis eingreifen, so hätten wir in genannter Hinsicht gar keine Gewähr; eine neue gleichgerichtete Störungsursache jedoch wird — wenn sie überhaupt Gegenwirkung hervorruft — eine solche hervorrufen, welche nach der natürlichen Einrichtung der Lebewesen in der Linie der schon bereitgehaltenen

oder angebahnten Ausgleichsbestrebungen liegt. Damit ist aber auch zugleich gesagt, dass die Einrichtungen des Organismus übrigens intakt bleiben und ihm keinerlei Kraftausgabe zugemuthet wird, welche aus dem Rahmen der nächsten Zwecke heraustráte. Nun ist aber die Gegenwirkung des Organismus auf die homöopathisch gewählte Arznei doch nicht so ganz von dem Zustand der Leibesmasse allein abhängig, sondern auch von der Grösse und Form der Gabe. Durch letztere kann dem Aehnlichkeitseingriff noch ein besonders zweckmässiger Charakter verliehen werden. Wir befinden uns auf dem empirischen Boden der Gabenlehre. Die ersten Versuche unterrichteten Hahnemann darüber, dass seine mit besonderer Kenntniss und Sorgfalt zubereiteten homöopathisch gewählten Arzneimittel (Hahnemann war bekanntlich ein anerkannt vorzüglicher Pharmakognost und Chemiker) in der That dem vorhandenen Krankheitszustand eine beträchtliche Steigerung beifügten, sodass die Beleidigung, welche er dem erkrankten Organismus im bereits erlittenen Sinne noch neu hinzufügte, sehr zum Ausdruck kam. Das Bestreben des vorsichtigen Experimentators und Arztes war darum wachgerufen, die Gabe zu verfeinern und zu verkleinern, damit er der Steigerung des Prozesses möglichst entgehen, dabei aber dennoch die Frucht seines Eingriffs erlangen könne, nämlich die nach der feindlichen Erstwirkung beobachtete prompte Reaktion, den raschen, künstlich beförderten Umschlag in Genesung.

Es ist bekannt wie weit Hahnemann durch diese Versuche den Arzneistoff immer mehr zu verfeinern, geführt wurde. An die praktische und methodische Entdeckung der Aehnlichkeitsbeziehung reihte sich jetzt eine neue Entdeckung von ungemeiner Tragweite: die Feststellung der Thatsache, dass die Stoffe fast endlos verdünnt werden können, ohne ihre biochemische Affinität einzubüssen. Da die letztere nicht ohne die Erhaltung der eigenartigen Molekularkraft gedacht werden kann, so erhebt sich diese Entdeckung zu einer grossen naturwissenschaftlichen That, welche noch lange nicht genug gewürdigt ist und berufen scheint, die Anschauungen von den physikalischen und chemischen Grundkräften der Körper stark zu beeinflussen.

Mit der fortschreitenden Vollendung seiner Kunst beobachtete Hahnemann — wie auch wir, seine Schüler — von den potenzirten Arzneistoffen immer weniger Erstwirkungen, immer ungestörtere Reaktion, ja gerade unmerklich angebahnte Genesung, sodass das

beleidigende Moment in den homöopathisch gewählten Arzneigaben allmälig ganz wegfiel, oder nur noch in sehr vereinzelten Fällen zur Geltung kam.

Der Begriff der homöopathischen Arzneipotenz ist vor Allem ein arithmetischer, was ich hier bemerke, um nicht voreilige Einwände gegen diesen Ausdruck herbeizuführen. Er besagt, dass die Arzneisubstanz zu einer Verdünnung gebracht wurde, ausdrückbar durch einen Bruch, dessen Zähler 1 ist und dessen Nenner die Grundzahl 100 oder 10 hat, soviel mal mit sich selbst multiplizirt, als die Potenzbezeichnung angiebt. Sulfur 30 bedeutet also eine Schwefelverdünnung von $1:100^{30}$ oder $1:10^{30}$ jenachdem das ursprüngliche Centesimal oder das später aufgekommene Dezimalsystem zu Grunde gelegt wurde.

$^{1}/_{100}$ 30 = 1 Dezilliontel. $^{1}/_{10}$ 30 = 1 Quintilliontel. Es sind dies ungeheuerliche Zahlen, deren Unvorstellbarkeit im Reich des Kleinen man dadurch zu umgehen sucht, dass man sie auf das Gebiet des ungeheuer Grossen überträgt. Sie liegen in beiden Fällen der menschlichen Vorstellungskapacität gleich ferne (die Stellung d. Homöopathie. Kiel 1883. S. 38.)

Erfahrungsgemäss sind aber auch homöopathische Arzneigaben viel tieferer Potenzierung gerechtfertigt; je mehr sie sich aber vom Wägbaren entfernen, desto reiner treten die Heilwirkungen hervor. Es ist ein eigenthümliches Verhältniss um diese Heilwirkungen. Sie lassen sich mit einem Ausdruck v. Villers sen. (zur Physik des negativen Kunstheilprozesses) als „Entwirkungen“ ganz passend bezeichnen. Von einer positiven Beeinflussung des Organismus ist an ihnen überhaupt nichts wahrzunehmen; sie wirken gewissermaassen ganz selbstlos, nur durch Beseitigung von Hindernissen, welche vor ihrem Eingreifen dem Naturheilvorgang im Wege waren. So müssen wir uns die Thatsachen zurechtlegen, wenn wir uns auch bewusst bleiben, dass dies Verdeutlichungsversuche sind ohne thatsächliche Geltung, weil wir uns doch jede wahre Wirkung positiv zu denken genöthigt sind. In der Absicht des Arztes kann und soll es eigentlich aber nicht liegen bei den Krankheitszuständen positive Wirkungen auszuüben; was er wünschen kann und muss, das ist nur die Negation der Störung, wozu ihm die Herbeiführung der Gegenwirkung durch das in Aehnlichkeit gewählte (homöopathische) Arzneimittel die Möglichkeit bietet. Legt der Arzt aber Werth darauf dem Kranken die Macht seiner Kunst recht eigentlich zu demonstriren, so wird er davon

absehen, die Wege der Naturheilvorgänge zu benützen; er wird nach dem Contraria contrariis handeln, nach Belieben Schlaf, Wärmeherabsetzung, Stuhlgang erzeugen, aber damit dem eigentlichen Wesen des Krankheitsvorganges fremd bleiben und die Kraftmittel des Organismus auf allerlei Umwegen und Abwegen erschöpfen.

Hahnemann hat es als Grundsatz ausgesprochen, dass nach der einmaligen homöopathischen Arzneigabe der Erkrankte so lange sich selbst überlassen bleiben solle, als sein Befinden Fortschritte zur Besserung zeigt und es muss diese Forderung als durchaus angemessen und berechtigt bezeichnet werden. Wenn die ausgleichende Gegenwirkung eingetreten ist, so lässt man sie ablaufen; macht sie Halt, so steht der Organismus vor einer Hemmung, welche ihrerseits eine neue pathologische Bedeutung haben kann, was sich aus der Neugestaltung der noch vorhandenen Störung ergiebt. Diesem Umstand begegnete Hahnemann durch die Forderung nunmehr die Naturerscheinungen der Störung aufs Neue zu ermitteln und ihnen mit einem neuen Simile entgegenzutreten.

Dass durch Befolgung der von Hahnemann gelehrten Grundsätze sich vorzügliche Erfolge am Krankenbette herausstellen, mag schon durch vorstehende Ausführungen verständlich gemacht worden sein; es dürfte sich in der That kein Heilverfahren erfinden lassen, welches den gestörten Organismus schonender und zarter berührt und seinen eigenen Lebensgesetzen angemessener sich erweist, als das homöopathische und zwar schon a priori d. h. aus Vernunftsgründen, ebensosehr a prosteriori, nach der Erfahrung. Die homöopathische Schule hat sich bis jetzt trotz der heftigsten Gegenströmungen gehalten; nicht jene wird ihre Richtung aufgeben, sondern die Gegenströmung selbst wird sich allmälig wenden und die Lehren Hahnemann's in ihren Schooss aufnehmen; die Anzeichen hiefür mehren sich und wir Homöopathen werden wohl daran thun, unsererseits zur Klärung der Verhältnisse beizutragen, damit wir nicht einfach von der sich wendenden Strömung fortgeführt werden, sondern selbst noch bestimmend auf deren Richtung einwirken können und uns anerkannte Positionen geschaffen haben, wenn uns der absorbirende Strom ergreifen will.

Die Auseinandersetzung mit den bisherigen Erscheinungen der Heilkunde, sofern sie noch für das moderne Leben von Bedeutung sind, habe ich im dritten Theile meiner wiederholt erwähnten Schrift „die Stellung der Homöopathie“ in Umrissen versucht und möchte an diesem Orte darauf verweisen, ebenso auf

die dort gegebenen Ausführungen zur Frage „wie **konstatiren wir** unsere Heilerfolge?" — **Da** bisher nach meinen wiederholt veröffentlichten theoretischen Erörterungen sozusagen noch kein Hahn gekräht hat, während andererseits Klage über mangelnde Pflege der theoretischen Homöopathie geführt wurde, so muss ich annehmen, dass Bedürfniss und Aufnahmsfähigkeit für diese Aufgaben nicht vorhanden war, oder dass ersteres nicht erkannt wurde; das Verhältniss dürfte sich nun aber ändern, wenn wir nicht auch auf diesem Gebiete noch von unsern Gegnern eingeholt und überflügelt werden wollen. Man wird mir Mangels jeder bisherigen Anerkennung nicht verdenken, wenn ich hier aus dem Briefe eines uns theuern Verstorbenen einige Zeilen abdrucken lasse, welche den werthen Lesern vielleicht ein lebhafteres Interesse für meine Bestrebungen beizubringen geeignet sind. Dr. Ameke, der hochgeschätzte Verfasser von „Entstehung und Bekämpfung der Homöopathie." (III. Band dieser Zeitschrift, 1. — 5. Heft) schreibt mir unterm 3. März 1884:

„Als ich mit Abfassung meiner Schrift beschäftigt war, steckte „ich derartig in dem grossen zu verarbeitenden Material, dass ich „nicht in der Lage war, die neueren Erscheinungen auf dem Ge„biete der Homöopathie gründlich zu studiren, sonst hätte ich es „gewiss nicht unterlassen, Ihrer Arbeit an hervorragender Stelle „Erwähnung zu thun. Denn es giebt in der That keine homöo„pathische Schrift, welche so klar und durchsichtig die verzwickte „Stellung der Hahnemannischen Lehre bespricht und auseinander„setzt als diese. Ueber die Objektivität in derselben freue ich „mich und das Werk ist eine erquickende Oase in dem Kampfes„durcheinander auf beiden Seiten."

Man darf aber nach dieser freundlichen Anerkennung von Seiten Ameke's auch nicht zuviel von dem Schriftchen erwarten, wie ich in gebührender Bescheidenheit hier bemerken will, denn die Anschauungen sind dort doch noch erheblich weniger geklärt, als ich sie heute zu bieten vermag. — Ich beschränke mich aber in dieser heutigen Veröffentlichung auf die Hauptgesichtspunkte der theoretischen Homöopathie, indem ich noch darauf hinweise, dass ein Ueberblick über unsere keineswegs einfachen oder leichten wissenschaftlichen Aufgaben von mir im V. Band, 3. und 4tem Hefte dieser Blätter zu geben versucht wurde nach einem in Hamburg gehaltenen Vortrag „über die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Fortentwickelung der Homöopathie." Es ist dort auch

den auf einzelnen Gebieten neuerlich erfolgreich hervorgetretenen wissenschaftlichen Arbeiten von Bakody, Jaeger, Weihe die verdiente Anerkennung zugesprochen; thatsächlich wird sie erst werden, wenn die Lehren der Genannten und aller anderen Forscher auf unserem Gebiete den ihnen gebührenden Platz im System der homöopathischen Methode unter allgemeiner Beistimmung eingenommen haben.

Wenden wir uns für heute noch zu einer kurzen Betrachtung von aktuellem Interesse. In seinem Aufsatze „Die Aetiologie der Diphtherie" bemerkt im VI. Heft des IX. Bandes gegenwärtiger Zeitschrift Dr. W. Albert Haupt in Chemnitz:

„Um die Wirkung des homöopathischen Mittels vom bak-„teriologischen Standpunkte aus zu erklären, könnte man „sagen, es zerlege oder neutralisire das im Körper des Befallenen „diffundirte, von den Bacillen erzeugte Gift und reize die Zellen „des primär ergriffenen Territoriums derart, dass sie entweder im „Kampfe ums Dasein mit den Parasiten zu höherer siegreicher „Thätigkeit oder aber zur Ausscheidung eines denselben feind-„lichen Stoffes angeregt würden."

Angesichts dieser theoretischen Kundgebung unseres so tüchtigen Bakteriologen konstatire ich zunächst eine erfreuliche Uebereinstimmung in einigen Punkten.

Haupt geht von der Anschauung eines im Blute gelösten und durch die Gewebe diffundirten Giftes aus, welches er von den Mikroparasiten herstammen lässt. Ferner hat er den Eindruck, dass die Giftspender, nämlich die Mikroparasiten selbst, durch einen Stoff vergiftet werden möchten, welch letzterer durch die von den homöopathischen Heilmitteln gereizten Gewebe etwa abgeschieden sein möchte.

Wie viel einfacher gestaltet sich die Deutung unter Annahme meiner obigen Ausführungen vom Jahr 1883!

Die Bakterien erzeugen allerdings ein Gift, sie stören dadurch die Lebensvorgänge des Organismus. Tritt nun die homöopathische Arznei hinzu, so regt sie allerdings die lebenden Gewebe an, indem sie die natürliche Gegenwirkung für den Krankheitsprocess herausfordert und beschleunigt; sie trifft also den Organismus in der Richtung seiner Lebensstörung, fügt seiner Krankheitsursache noch eine neue gleichgestimmte Anreizung hinzu. Die Bakterien aber trifft die Arznei ebenfalls und zwar mit der Affinität ihrer eigenen Ausscheidungen, welche ja eben die Krankheitsursache

repräsentiren. Diese Affinität berührt die Krankheitserreger feindlich, als ein Gift und somit bedürfen wir nicht noch eines neuen Giftes, vom Körpergewebe ausgehend.

Dass die Einwirkung ihrer Stoffwechselprodukte die Mikroparasiten feindlich berühre und sie zum Einstellen ihrer Vegetation zwingen könne (was gleichviel ist einer biochemisch gleichgerichteten, arzneilichen Beeinflussung) erhellt aus einem Vorgang, welcher bis jetzt von den Pilzforschern viel zu wenig beachtet und untersucht ist. Ich meine die spontane Genesung. Die Infektionszustände enden doch allermeist nicht mit dem Tode, sondern mit Genesung. Aber wie kommt es, dass ein Organismus, welcher bis zum schweren Ergriffensein von den Mikroparasiten darniederlag, doch von einem gewissen Zeitpunkt an eine stete Verminderung des feindlichen Einflusses zeigt und endlich die Invasion völlig überwindet? Meines Erachtens ist dabei die Anhäufung der Endprodukte der Mikroparasiten wesentlich betheiligt. Die pathogenen Pilze werden sich in dieser Richtung gewiss sehr verschieden verhalten, aber im Allgemeinen wird doch bei einer gewissen Concentration ihrer Gifte in der Leibesmasse doch auch ihre Vegetation aufhören und es wird sich dann nur fragen, ob der befallene Organismus keine zu grosse Einbusse an Integrität oder an Kraft erlitten habe, um der sehr reducirten oder ganz sistirten Pilzvermehrung nun noch in seiner lebendigen Gegenwirkung gewachsen zu sein. Die Erfahrung lehrt uns aber, dass bei den gewöhnlichen akuten Infektionszuständen des Menschen allermeist wieder Genesung eintritt, ohne dass ein andres Pilzgift dem Organismus einverleibt wurde, als jenes, welches die Schmarotzer selbst erzeugten; somit können wir in jeder Hinsicht annehmen, dass der Genesungsvorgang durch künstliche Beifügung eines biochemischen Aequivalents, wie es die homöopathische Arzneigabe bietet, künstlich beschleunigt bezw. auch gesichert werden dürfte.

Wenn aber nun die homöopathische Arznei in potenzirter Gabe dem befallenen Organismus einverleibt wird, so haben wir — soweit die Forschungen auf einem dunkeln Gebiete uns zur Seite stehen — noch auf wesentliche Modalitäten hinzuweisen. Die potenzirte homöopathische Arzneigabe trifft den menschlichen Organismus mit der Affinität seiner Krankheitsursache ganz ungemein rasch in allen befallenen Theilen; die Erfahrung lehrt uns, dass solche arzneilichen Einflüsse sich momentan in ganz entlegenen Körperprovinzen geltend machen können. Die Theorie stark ver-

dünnter Stoffe verlangt für diese eine desto lebhaftere Molekularbewegung, welche in neuerer Zeit durch Crookes und Jaeger besonders zur Anerkennung gebracht wurde. Crookes suchte einen vierten Aggregatzustand mit den Erscheinungen seiner „strahlenden Materie“ zu begründen; unser Goullon sen. liess die Stoffe in Elektricität sich auflösen (Darstellung d. Homöop. 1862); nach den neuesten Experimenten von Hertz sind Licht und Elektricität sehr ähnliche Bewegungsformen.

Wie sich schliesslich noch die Klärung des Verhältnisses von Stoff und Kraft gestalten möge, so werden die hochverdünnten Stoffe gewiss denkwürdige Beiträge zur experimentellen und theoretischen Forschung zu bieten haben. Eins steht schon jetzt fest: die homöopathischen Stoffverdünnungen durcheilen (durchstrahlen?) den Organismus sehr rasch und zwar mit ihrer ihnen auch als wägbare Massen zukommenden biochemischen Affinität. Die wägbaren Massen solcher Körper, welche aber am Aufbau und Stoffwechsel des Organismus theilnehmen (z. B. Kochsalz), vermögen indessen den Lebensvorgängen keine Störung zu bereiten, wenn sie nicht in überwältigender Menge eingeführt werden; die potenzirten Stoffe dieser Art jedoch erweisen sich als von gesteigerter Agilität und Affinität, womit auch ihre arzneiliche Einwirkungsmöglichkeit verbürgt ist. Eine solche homöopathische und potenzirte Arzneigabe also nimmt mit fliegender Eile alle diejenigen organischen Molekel in Anspruch, zu welchen sie biochemische Affinität besitzt. Wohin sich auch die hiermit gewissermassen abgespalteten oder abgedrängten Krankheitsgifte wenden mögen, so finden sie doch innerhalb des Organismus keine Anknüpfungsorte mehr, denn alle Partikelchen oder Partikelgruppen, welche durch ihre eigene Affinität belegbar sind, zeigen sich bereits belegt von den viel agileren Arzneimolekeln. Nun wird es sich darum handeln, ob die Okkupirung des Organismus durch die Arznei von einiger und welcher Dauer ist und ob die Krankheitsgifte sich während jener Okkupirung verflüchtigen oder — mangels selbständiger Haltbarkeit — sich in unschädliche Verbindungen umsetzen. Wie dem auch sein möge, so hat der Organismus so lange keinen Nutzen von dem arzneilichen Einfluss, als dieser selbst noch materiell andauert, denn es kann für das Leben gleichgiltig sein, ob es von Krankheitsgiften oder von Arzneigiften in einer gewissen Richtung festgehalten wird. Erst wenn die Arzneigabe ihre aktuelle Wirkung schon wieder aufgegeben und die

gehemmten Molekel der Leibesmasse wieder losgelassen hat, kann der Organismus sich des Eingriffs erfreuen unter der Voraussetzung, dass inzwischen auf den angedeuteten Wegen eine Veränderung oder Verminderung des Krankheitsgiftes stattgefunden habe. Die Erfahrung lehrt uns anzunehmen, dass alle diese Vorgänge sich rasch vollziehen. Die Schnelligkeit, mit welcher die homöopathische Heilung in Erscheinung treten kann, beweist uns eine schleunige Befreiung der Leibesmasse vom Krankheitsgift, welche wir uns doch nicht anders, als durch die angeführten Stadien vermittelt, ausdenken können. Wahrscheinlich findet eine fast blitzartige Abscheidung des Krankheitsgiftes von der biochemischen Bindung im Organismus statt, womit auch allsogleich eine Veränderung des letzteren verbunden ist. Man ersieht hieraus die ungeheure Wichtigkeit der höchst agilen und flüchtigen Beschaffenheit der Arzneigabe; denn würde dieselbe wägbare Massen repräsentiren, so bliebe das erkrankte Leben jedenfalls länger dauernd von den materiellen Partikelchen in Anspruch genommen, während die dem Kraftbegriff angenäherte Materie, die dynamisirte Arznei Hahnemann's, eine blitzartige Scheidung bewerkstelligt und schleunigst selbst wieder entweicht. In dem Getriebe des menschlichen Leibes, bei seiner Temperatur und den von allen Seiten zahllos sich regenden Wechselbeziehungen ist es sehr wohl denkbar, dass ein Augenblick, eine momentane Lösung von den Fesseln, genügt, um den Lebensvorgängen gewissermassen die Hände wieder frei zu geben.

Der Organismus — wenn auch aufs Neue wieder in Anspruch genommen — hat doch Zeit gehabt sich seiner Integrität wieder zu versichern und die Reaktionsvorgänge einzuleiten. Der Umfang und die Dauer dieser letzteren sind nun gar nicht direkt abhängig von der Arzneiwirkung, sondern von der Natur der Beschädigung und Einbusse, welche der Organismus durch die eigenthümliche Art des Krankheitsprocesses erlitten hat. (S. über Wirkungsdauer homöopathischer Arzneigaben und das sogenannte Nachwirkenlassen. Wegweiser z. Gesundheit No. 19 u. 20. IV. Jahrgang. Herausgegeben v. Verfasser.) Die Reaktionsvorgänge ihrerseits schliessen günstigenfalls die Heilung ein; sie verlaufen in Formen, welche vielfach den Charakter gesteigerter physiologischer Thätigkeiten haben, aber auch als kritische Erscheinung pathologische Merkmale tragen, immer aber eine Annäherung an die natürlichen Zustände einschliessen. Sie sind besonders von A. Weihe (s. dessen

Aufsatz „Praktische und theoretische Beiträge zur Einleitung in die epidemiologische Behandlungsweise". V. 3 u. 4 dieser Zeitschrift) beobachtet worden. Die Reaktionsformen der chronischen Zustände hat besonders Péczely hervorgehoben. (Instruktion über die Lustseuche. Budapest 1883. — Die Augendiagnose. B. 1880.)

Aus dem Gesagten dürfte erhellen, dass die homöopathisch gewählte Arzneigabe in höherer Verfeinerung auch dem unterrichteten und wissenschaftlich geschulten Verstande als ein ungemein glücklicher Eingriff erscheinen kann; ihre volle Bewährung muss sie freilich aus der Erfahrung empfangen und zu beobachtenden Experimenten möchten auch diese Ausführungen wieder einladen.

Der Verfasser behält sich vor über die Koch'schen Tuberkelimpfungen, bezw. Heilungsversuche mit Beleuchtung der Isopathie zu urtheilen, sobald hinreichendes Erfahrungsmaterial und hinreichende Aufklärungen vorliegen; für heute hofft er den Herrn Dr. Haupt mit seinen Ausführungen gewonnen zu haben; er möchte diesen für die Homöopathie vielleicht bei ihren Gegnern einflussreichen Bakteriologen überzeugt haben, auf welch einfache Weise die homöopathische Arznei sowohl den Organismus, als auch den Mikroorganismus trifft, den ersteren befreiend, zur Reaktion einladend, den letzteren belästigend durch die Affinität seiner Ausscheidungen. — Ich wüsste nun überhaupt nicht, wie man die homöopathischen Thatsachen zugänglicher machen sollte, als durch die gegebenen Erörterungen; ich habe hier eine positive Theorie zum ersten Male im Zusammenhang und mit einiger Ausführlichkeit dargelegt, welche mich seit 20 Jahren beschäftigt und ich hoffe damit wissenschaftliche Umsicht bewährt zu haben. Die Anwendbarkeit dieser Idee auf die unbelebten Krankheitsursachen, wie auch auf die belebten, dürfte ein Beweis sein für ihre Zulässigkeit, gegen welche ich noch von keiner Seite der Erfahrung oder des Wissens triftige Einwendungen erheben konnte. Ich bemerke nur noch zum Schlusse, dass die Theorie bei den belebten Krankheitsursachen eine öftere Wiederholung der homöopathischen und gleichen Arzneigabe nahe zu legen scheint, weil die Krankheitsursache immer wieder neu producirt werden wird, so lange belebte Erreger in der Blutmasse oder im Gewebe anwesend sind. Dagegen passt sich auch bei unbelebten Giften die Theorie der Erfahrung an, indem sie für eine einzige Arzneigabe inklinirt, wonach bei Stillstand der Genesungsvorgänge die neue Aufnahme der Aehnlichkeitsbeziehung stattfinden muss. — Möchten nun end-

lich einmal diese lehrhaften Ausführungen eine belebte Diskussion hervorrufen, damit wir uns vollends allseitig verständigen können, damit die Theorie der Homöopathie den subjektiven Meinungen und den persönlichen Einseitigkeiten, welche sie so lange gefangen gehalten haben, sich entwinde. Es hängt davon wahrlich ein guter Theil des Ansehens und des Verständnisses unserer Sache ab. —

Nachschrift. Nach Abschluss dieser Arbeit finde ich in No. 19 u. 20 der Allg. hom. Zeitung die Bouchard'schen Thesen, übersetzt von Dr. W. Albert Haupt mit Anmerkungen des Uebersetzers. Ich ersehe daraus, wie uns Homöopathen jetzt das Feuer auf die Nägel brennt, indem man sich von erleuchteter gegnerischer Seite mehr und mehr den Verhältnissen anpasst, welche für uns empirische Geltung haben. Sowohl Bouchard's, als Haupt's Ausführungen gegenüber halte ich aber an meinen eigenen Darlegungen durchaus fest und erblicke in ihnen die weit angemessenere und einfachere Lösung. Wenn Bouchard die Jaeger'schen Untersuchungen gekannt hätte, wäre er vielleicht ebenfalls einen Schritt weiter zu unserer Uebereinstimmung gegangen.

Vortrag

gehalten am 10. August 1890 in der Versammlung des homöopath. Central-Vereins Deutschlands von dessen derzeitigem Honorar-Präsidenten **Dr. J. Kafka**

über

das Verhältniss der Homöopathie zur Bakteriologie.

Hochgeehrte Versammlung!

Wir leben in einer Zeitperiode, in welcher der Wechsel der Ansichten, die Veränderlichkeit der Theorien, sowie der Uebergang von einem verlassenen Grundsatz zu einer neuen Erfahrung permanente Thatsache geworden ist. Die Universitätsmedizin hat in den letzten 60 Jahren so viele Phasen durchgemacht, dass ein alter Arzt wie ich, der bereits im Jahre 1830 Medizin studirte, schwer begreifen kann, auf welche Wege die praktische Medizin gerathen ist. Die naturphilosophische Schule, aus welcher ich

damals hervorgegangen bin, musste der pathologisch-anatomischen, diese wieder der physiologischen Schule weichen. Dann kam die Zellenlehre Virchow's, auf diese folgte die Pilztheorie, dann kam die antipyretische und antiseptische Schule und jetzt befinden wir uns in der Zeit der bakteriologischen Forschungen, welche ich etwas näher ins Ange fassen und sodann ihren Einfluss auf die homöopathische Heilmethode darthun will.

Von sämmtlichen medizinischen Kliniken der verschiedensprachigen Universitäten wird auf die Bakterien Jagd gemacht: es handelt sich um die Feststellung eines Contagium vivum oder animatum, welches vom Organismus aufgenommen, die verschiedensten äusserlichen und innerlichen Krankheiten hervorbringt. Es sind dies mikroskopische Organismen, welche Mikroben genannt werden und unter der Form von Kokken oder Bakterien etc. vorkommen.

Aerzte uud Apotheker, Chemiker und Botaniker, Physiologen und Pathologen, Hygieniker und Naturforscher haben sich dieser Lehre zugewendet und wetteifern durch unermüdliche Forschungen und Beobachtungen an Versuchsthieren, wie z. B. an Hunden, Kaninchen, Fröschen, Mäusen etc., um die krankheitserregende Eigenschaft der verschiedenen Mikroben sicher zu stellen.

Nachdem Pasteur das Vorhandensein eines Contagium vivum als Ursache sowohl für den Prozess der Gährung, der Zersetzung und der Fäulniss, als auch für den der Infektionskrankheiten aufgestellt und erwiesen und nachdem er durch Experimente dargethan hat, dass Gährung, Zersetzung und Fäulniss, so wie infektiöse Krankheiten verhütet werden können, wenn den Mikroben der Zutritt zu der gährungs-, zersetzungs- und fäulnissfähigen Substanz, so wie zum thierischen, resp. menschlichen Körper verschlossen bleibt, hat die Lehre vom Contagium vivum und animatum nach und nach eine allgemeine Anerkennung sich erworben, so dass gegenwärtig und zwar durch Lister die antiseptische Verbandmethode in der Chirurgie und Geburtshilfe, so wie durch die Experimente Koch's und Brieger's die antibakterielle Behandlung in der inneren Medizin zur Mode geworden ist. So hat man bisher für den Typhus abdominalis, für die croupöse Pneumonie, für die Cholera, für die Tuberkulose, für die Malaria sowie für die Gonorrhoe, für Syphilis (gefunden? Red.) und Hautkrankheiten, für Tetanus etc. je einen spezifischen Mikroben aufgefunden, welcher die genannten Krankheiten erzeugen soll. Viele derselben sind bereits von den

Klinikern bestätigt, viele werden nur noch supponirt. Metschikoff fand inzwischen nach vielen mikroskopischen Untersuchungen, dass die in den thierischen Organismus eingedrungenen Mikroben von den Phagocythen vernichtet werden. Es sind dies freigewordene weisse Blutkörperchen, welche sich den Bakterien widersetzen.

Wenn die Mikroben, die sich auf Kosten der Eiweisskörper ernähren, in grosser Anzahl vorhanden sind, so entsteht eine Zersetzung dieser Eiweissstoffe, welche Ptomaine genannt wird, und ein Gift bildet, welches bei sehr geringer Menge giftige und selbst tödtliche Wirkungen im thierischen Organismus hervorzubringen im Stande ist.

Dies sind die Grundzüge der Bakteriologie, welche ich in möglichster Kürze anseinandergesetzt habe. Nun drängt sich uns die Frage auf, wie die Homöopathie sich zu dieser neuen Lehre über die Entstehung der Krankheiten verhält? Ist die Homöopathie im Stande, der Einwirkung der Bakterien mit Erfolg entgegen zu treten, sie unschädlich zu machen und die Gesundheit wieder herzustellen, ohne dass ein Schaden für den Organismus zurückbleibt? Oder ist die Homöopathie den Bakterien gegenüber ohnmächtig, that- und resultatlos? Steht sie wirklich einem Feinde gegenüber, der mit unseren feinen Mittelchen nicht erreichbar, mithin auch jede Möglichkeit ausgeschlossen ist, schwere Krankheiten zur Heilung zu bringen? Welchen Einfluss können wir gegen die Ptomaine nehmen, von welcher doch Hahnemann nicht die entfernteste Ahnung hatte? Was können wir gegen das Sepsin unternehmen, da beide Stoffe die eigentlichen pathogenen, d. h. krankmachenden Agentien sind, welche nicht nur sämmtliche Infektionskrankheiten, sondern auch viele Entzündungsformen, Hautkrankheiten, Syphilis, Skrophulose, Rhachitis etc. zu Stande bringen?

Die richtige Antwort auf alle diese Fragen hat unlängst unser hochverehrter Hofrath und Prof. Nothnagel in Wien bei Gelegenheit eines Vortrages über den Typhus (vergl. Med. klinische Rundschau 1890, 15. Juni, N. 24) ertheilt. „Der Prozess,“ sagt er, „mit dem wir uns hier beschäftigen, ist der Typh. abdom. auch Ileotyphus genannt. Der Abdom.-Typhus gehört zu den akuten Infektionskrankheiten, d. h. zu denjenigen, welche durch Bakterien, durch Schizomyceten erzeugt werden. Nach unserer neuesten Auffassung sind es nicht die Bakterien direkt, welche die Krankheit erzeugen, sondern die durch die Bakterien im Körper entstandenen giftigen Substanzen, die wir als Ptomaine und Toxine bezeichnen.

Es ist namentlich Brieger, welcher sich in hervorragender Weise mit dieser Sache beschäftigt hat, und Brieger hat auch die Toxine für mehrere Infektionskrankheiten entdeckt. So ist für den Tetanus ein spezif. Gift, das Tetanin, und neuerdings für Diphtherie ein solches gefunden worden. Nach den allgemeinen Voraussetzungen giebt es auch ein Typhusgift, welches durch die Gegenwart der für Typhus charakteristischen Mikroorganismen produzirt wird".

Nachdem dieser geistreiche Kliniker die Wirkung der Alkaloide besprochen, kommt derselbe auf den Typhus zurück, indem er sagt: „Ganz dasselbe können wir beobachten bei dem Gifte, das durch den Typhus erzeugt wird, und was für den Typhus gilt, gilt natürlich auch für die meisten Infektionskrankheiten: Das Toxin des Abdominaltyphus wirkt auf alle Organe ein und es giebt kaum ein Organ, in welchem nicht in einem oder dem anderen Falle functionelle oder anatomische Veränderungen eintreten würden, aber wie die Alkaloide, wirkt auch das Gift des Abdominaltyphus auf bestimmte Organe, auf bestimmte Funktionen mit besonderer Intensität ein, und diese anatomischen und funktionellen Störungen sind für uns die leitenden Symptome, aus denen wir den Abdominaltyphus diagnostiren".

Nothnagel erläutert nun die Symptome, den Verlauf und die Prognose des Typhus und kömmt sodann zur Therapie. Diese leitet er (l. c. No. 26) mit folgenden denkwürdigen Worten ein:

„Was die Indicatio morbi anlangt, so genügen wir derselben, indem wir den Träger der Krankheit im Organismus zerstören. Wir erfüllen diese Indikation bei einigen Infektionskrankheiten, wir genügen ihr bei Syphilis mit dem Mercur, bei Malaria mit Chinin, beim akuten Gelenksrheumatismus, wenigstens zum Theil mit salicylsaurem Natron, und es fragt sich nun, ob wir dieser ndikation auch beim Abdominaltyphus genügen können, ob wir ein Mittel besitzen, die Typhuskeime im Organismus zu zerstören. Viele und verschiedenartige Mittel wurden nach dieser Richtung versucht und als Specifica empfohlen. Das letzte sogenannte Specificum, das man gegen Abdominaltyphus empfohlen, ist das Jodkalium, ein sonst vorzügliches Mittel, das sich aber hier nicht bewährt hat; auch die zahllosen früher empfohlenen Mittel haben keinen besonderen Werth, so dass wir ruhig sagen können, wir besitzen bis jetzt gar kein Mittel, dass bei Typhus der Indicatio morbi entspräche.

„Wir sind daher in unserem therapeutischen Handeln auf die **Indicatio symptomatica** angewiesen. Wir müssen uns begnügen, die einzelnen Symptome zu bekämpfen, und auf diese Weise dem Kranken zu nützen."

Diese ehrlich eingestandene und sorgfältig geprüfte Anschauung eines der berühmtesten Kliniker der Gegenwart, welche nach seinem vorangeschickten Ausspruch auch für alle anderen Infektionskrankheiten Geltung hat, ist die Beantwortung aller oben aufgestellten Fragen in Betreff des Einflusses der Bakteriologie auf die homöopathische Behandlung der verschiedenen Krankheitsprozesse.

Bereits im Jahre 1868, wo ich den Abdominaltyphus in meiner Therapie (II. pag. 570) abhandelte, sprach ich mich dahin aus, dass wir bei der Behandlung des Ileotyphus — gerade so wie bei den akuten Exanthemen — nur darauf beschränkt sind, allgemeine und örtliche excessive Erscheinungen zu mildern, etwaige Komplikationen zu beheben und unschädlich zu machen und die Folgekrankheiten derartig zu leiten, dass kein bleibender Nachtheil für den Typhuskranken zurückbleibt. Es ist demnach die **symptomatische** Behandlung des Ileotyphus nach unserer Ueberzeugung die zweckmässigste und rationellste."

Ich habe diese meine Erfahrungen jenen des Hofrathes Prof. Nothnagel gegenüber gestellt, um darzuthun, dass die Homöopathie in gar keiner Verlegenheit sich befindet, der Bakteriologie gegenüber, d. h. dass wir die Bakterien, Kokken und sonstigen Mikroorganismen, welche zur Entstehung der verschiedenen Krankheitsprozesse am meisten beitragen, selbst die Ptomaine und Toxine unberücksichtigt lassen, und die einzelnen Krankheiten nur nach ihren jeweiligen Symptomen und zwar nach unserer homöopathischen, auf die physiologische Pharmakodynamik und auf das Aehnlichkeitsgesetz basirten Grundsätzen behandeln, denn diese sind es, welche uns den richtigen Weg andeuten, auf welchem wir die verschiedenen Krankheiten, selbst jene, welche durch Bakterien erzeugt werden, beheben sollen. Wir könnten zwar behaupten, dass unsere Mittel die echten Bakterociden sind, weil gerade in jenen Krankheiten, welche durch Bakterien entstehen, oft sehr rasche Hilfe eintritt: aber so lange wir nicht die todten Mikroben nachweisen können, bleibt unsere Behauptung auch nur eine Hypothese.

Es drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, ob die Bakterien erst in der Neuzeit entstanden sind, oder ob sie nicht schon seit dem Bestehen der menschlichen und thierischen Krankheiten vorhanden waren? —

Wie wir wissen, sind seit Jahrtausenden viele Millionen von Kranken wieder gesund geworden, ohne dass die Aerzte von den Bakterien eine Ahnung hatten. Die schwersten und gefährlichsten Krankheiten wurden nach den verschiedensten Systemen, auch nach der homöopathischen Heilmethode, behandelt, ohne Einflussnahme auf die Bakterien, und sind dennoch zur Heilung gebracht worden. Jetzt, auf einmal, legt man auf das Vorhandensein der Bakterien so viel Gewicht und glaubt, dass dieselben als Krankheitserreger vernichtet werden müssen, wenn eine Heilung zu Stande kommen soll.

Prof. Nothnagel sagt: Die Träger der Krankheit müssen im Organismus zerstört werden. Da ihm jedoch bisher kein Mittel bekannt ist, welches diese Eigenschaft besitzt, so begnügt er sich mit der symptomatischen Behandlungsmethode. Er giebt damit zu verstehen, dass sowohl der Typhus, als auch die meisten Infektionskrankheiten auf diese Art in Heilung übergehen können, ohne dass die Gifte, welche die Krankheit erzeugen, unschädlich gemacht werden.

Es liegt in dieser Auffassung ein grosser Widerspruch, der dahin ausgeht, dass die Krankheiten, auch wenn die Träger derselben nicht vernichtet werden, dennoch zur Heilung kommen können.

Vielleicht ist doch die Beobachtung Metschikoff's die richtige, dass die Mikroben von den Phagocyten vernichtet werden.

Nach meiner subjektiven Ueberzeugung ist die Theorie der Bakteriologie eine ganz unrichtige: Die Parasiten und ihre Gifte sind es nicht, sondern nur die hohen Krankheitsgrade, welche das Leben bedrohen. Darum bekämpfen wir die Krankheiten nach ihren jeweiligen Erscheinungen und überlassen die Bakterien ihrem Schicksal, welches wahrscheinlich mit den Krankheitsgraden verschmolzen ist. Hat uns doch auch die Antipyrese nicht aus der Contenance gebracht! Trotz allen Temperaturmessungen, trotz allen auf- und absteigenden Kurven sind wir bei unseren Mitteln geblieben und bekämpften die fieberhaften Krankheiten nach ihren Gesammterscheinungen, nicht aber einseitig nach den Hitzegraden.

Wir haben bisher alle Ursache, mit unseren Heilerfolgen zufrieden zu sein: In der Behandlung der schwersten, nach den neuesten Forschungen auf der Anwesenheit von Mikroorganismen, sowie der Ptomaine und der Toxine, zuweilen auch auf jener des Sepsin beruhenden Krankheiten, wie z. B. der croupösen Pneumonie, der Diphtheritis, des Croup, der Cholera, der Dysenterie, des Typhus, des Erysipels, des Scharlachs, der Blattern etc. haben wir glänzende Erfolge aufzuweisen.

Darum bleiben wir bei den Ergebnissen der physiologischen Pharmakodynamik und bei den wichtigen Winken des Aehnlichkeitsgesetzes, bleiben wir bei unserer Einfachheit der Mittel und bei den relativ kleinen Arzneigaben, und lassen wir uns nicht verleiten, Mittel gegen die Bakterien anzuwenden, deren Wirkungskreis wir nicht kennen und durch deren Anwendung auch das Leben der Kranken bedroht werden kann. Darum rufe ich aus Ueberzeugung: Vivat et crescat homoeopathia! trotz Bakterien und Ptomaine!

Die Indikationen für die in den letzten Jahren in die interne Therapie neu eingeführten Mittel.

Besprochen von Dr. **Windelband-Berlin.***)

So betitelt sich eine compendiöse Zusammenstellung in dem I. Theil der Beilagen zu Börner's Reichs-Medizinal-Kalender von 1891. Der Verf., Dr. Th. Rosenheim, Privatdozent und Assistenzarzt an der medizinischen Universitäts-Poliklinik in Berlin, giebt dieser Zusammenstellung, die dem praktischen Arzte als ein Leitfaden für die interne Praxis dienen soll, folgendes Vorwort: „Unter den in den letzten Jahren neu empfohlenen Mitteln giebt „es nicht wenige, welche wirkungslos oder von sehr zweifel- „haftem Werthe sind, einige aber haben sich einen dauernden

---

*) Anmerkung. Leider ist die Litteratur über diese neueren Mittel noch eine sehr spärliche und zerstreute und das neue Buch des Herrn Prof. Liebreich — welches arme Praktiker aus dem Dunkel ihrer Unwissenheit herausreissen, bez. wie beim Chloral, zur fleissigen Anwendung aller jener angenehmen Gifte gewiss erfolgreich ansporneu wird — leider noch nicht erschienen. Ich habe mich zur Kontrole meist an das recht klar geschriebene Lehrbuch von Penzoldt „über klinische Arznei-Behandlung" halten müssen. Ref.

„Platz im Arzneischatze erworben. In den folgenden Zeilen soll „ein Ueberblick über die in der Praxis verwandten neueren Stoffe „gegeben werden; die Indikationen für die Anwendung, die che- „mischen Eigenschaften, die Dosirung in Kürze dargelegt, sowie „das Verhältniss derselben zu älteren Arzneimitteln hinsichtlich „ihres Werthes angedeutet werden. —"

Wenn ich dieses Elaborat hier zur Besprechung bringe, so verfolge ich dabei den Zweck, den neueren Standpunkt der sogenannten physiologischen oder rationellen Medizin von dem Gesichtspunkt eines ruhigen, objektiven Beobachters zu beleuchten und nachzuweisen, bis zu welchen Ausschreitungen und Auswüchsen sich die heutige, herrschende medizinische Schule verstiegen hat und was Alles für haarsträubende Gifte und Schädlichkeiten auf die leidende Menschheit losgelassen werden. Ich will dabei nachweisen, mit welcher Leichtigkeit und mit welch mangelhafter Begründung ihres Werthes die differentesten Mittel in die Medizin eingeführt und dem jungen Arzte, denn für solche in der Hauptsache ist doch der Index dem Medizinal-Kalender beigegeben, zur nützlichen Verwendung überwiesen werden. — Selbstverständlich macht jenes Elaborat bei seinem kompendiösen Charakter keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Gründlichkeit, desto gefährlicher aber ist diese Art der Einführung in die Praxis und das Verschweigen der oft rapid schädlich wirkenden Eigenschaften vieler der angeführten Mittel. — Ich muss bei dieser Darlegung etwas breit zu Werke gehen, werde aber natürlich das Unwesentliche weglassen.

Hynotica. Bromoform ($CHBr_3$). (Ist zwar nicht neu, sondern schon als Ersatz für Chloroform seit gewiss 20 Jahren bekannt, welches letztere schon damals als internes Mittel gegen spasmodische Zustände, auch bei Tuss. conv. empfohlen, gebraucht und dann allgemein als unbrauchbar verlassen wurde. Siehe Husemann, Arzneimittellehre 1874 und Simon und Waldenburg, 1873. Desto wunderbarer die nachfolgende Empfehlung.) „Helle, klare Flüssig- „keit, vor der Sonne zu schützen, wird neuerdings wiederum gegen „Keuchhusten empfohlen. — Es werden 4—5 g verschrieben; „3—4mal täglich 2—5 Tropfen und zwar Kindern von 2—4 Jahren „3—4mal täglich 2—4 Tropfen u. s. w., je nach der Anzahl und „Heftigkeit der Husten-Anfälle. Die Tropfen sind in Wasser zu „geben." —

Dass es sich nicht um ein Heilmittel dabei handelt, ist klar.

Es soll als krampfstillendes Mittel bei dem nach landläufiger allopathischer Erfahrung viele Wochen dauernden Zustande gegeben werden. Wie weit der Magen der Kinder durch das übrigens äusserst scharf schmeckende Mittel angegriffen werden wird, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls werden tüchtige Quantitäten des Mittels bis zur Beendigung des Keuchhustens verschluckt werden müssen, der bei spezifischen Mitteln in 3—6 Wochen zu heilen pflegt. (Bellad., Atrop., Droser., Cicut., Mephit. put., Ipecac.) Ausserdem bezweifele ich, dass mit 2—5 Tropfen der Paroxysmus überhaupt wirksam beeinflusst werden kann.

Urethan. Carbaminsäureaethylaether. $CO<^{NH_2}_{OC_7H_3}$ „Von „Schmiedeberg in die Praxis eingeführt. Das Mittel wird in vielen „Fällen gute Dienste leisten, Morphin und Chloralhydrat aber „nicht ersetzen. Das eigentliche Wirkungsgebiet tritt ein: 1) bei „Zuständen, wo „das Bedürfniss nach Ruhe und Schlaf vorhanden, „sein Eintreten dagegen durch Erregungszustände des Gross-„hirns erschwert ist" (Schmiedeberg), 2) „bei nervöser Agrypnia „und Schwächezuständen, die mit Schlaflosigkeit einhergehen" „(Sticker), 3) „bei Herzkranken (Sticker, Saundry, Huchard) ohne „nachtheilige Wirkungen auf das Herz", 4) bei Phthisi-„kern (!), 5) bei funktionellen Geistesstörungen, wenn die Schlaf-„losigkeit nicht mit zu grosser Aufregung verbunden war; jedoch „auch Gewöhnung tritt schnell ein, so dass das Mittel schon nach „wenigen Tagen seinen Dienst versagt und für einige Zeit aus-„gesetzt werden muss, 6) in grösseren Dosen ist es nach Coze „im Stande, Strychninkrämpfe (?) zu unterdrücken. Dosen „von 1,0—2,0—4,0 in Lösung oder Kapseln. Ganz unwirksam „ist es bei allen schmerzhaften Zuständen. Beim akuten „Alkoholismus ist die Wirkung sehr unsicher. Fürbringer hat das „Urethan in Einzeldosen bis zu 5,0 angewandt, ohne wesentliche (?) „Nebenwirkungen (d. h. Todesfälle sind noch nicht daran ver-„zeichnet), aber auch ohne eine zufriedenstellende Schlaf-„wirkung erzielen zu können." —

Das sind die Anführungen von Rosenheim. Penzoldt dagegen (Lehrb. der klin. Arzneibehandlung) sagt vom Urethan Folgendes: „Das U. bietet als Schlafmittel Vorzüge und Nachtheile, so dass „ein entscheidendes Urtheil noch nicht möglich ist. Die Veran-„lassung, das U. in der Praxis zu versuchen, war das Ergebniss „der Thierexperimente, nach welchem die Substanz tiefen Schlaf,

„dabei aber keine Benachtheiligung des Blutdruckes und „der Athemthätigkeit, für letztere sogar eine Steigerung ver- „ursacht. Bei Menschen bewirkt es gewöhnlich Schlaf, zuweilen „mit störenden Nebenerscheinungen (Erbrechen, Schweiss) „und Folgen, Schwindel, Eingenommensein, Hitzegefühl „(nach P. lautet die Formel übrigens anders: $CO<^{NH_2}_{OC_2H_5}$). Er „sagt ferner: Wenn bei vorhandenem Schlafbedürfniss das Ein- „schlafen durch leichtere Erregungszustände des Gehirns „verhindert wird, scheint die beruhigende und hypnotische Wir- „kung am leichtesten einzutreten. Unsicherer wird sie bei „heftigen Erregungszuständen Geisteskranker (Mania, De- „lirium tremens). So gut wie ganz ausbleiben thut sie bei „schmerzhaften Affektionen. — Vorzüge sind: der Mangel stören- „den Einflusses auf Athmung und Herz, welcher die Anwendung „auch bei Kindern, sowie Herz- und Lungenkranken zulassen „dürfte, desgleichen der nicht unangenehme Geschmack. Nach- „theile sind: die zum Theil beobachtete Unsicherheit der Wir- „kung, die manchmal vorhandenen Nebenerscheinungen und nicht „zum Geringsten der hohe Preis. Die experimentell begründete „Empfehlung gegen Strychnin- und andere Krämpfe muss sich „praktisch erst noch bethätigen. Dosis 2—4 (ausnahmsweise „6—8) g in Lösung. Bei Kindern unter 2 Jahren bis 0,25, von „2—3 Jahren 0,5, bei älteren entsprechend höher. Subkutan (an- „geblich ohne lokalen Schaden) in 30%iger Lösung, spritzenweise. „Vom Chloralurethan, identisch mit dem Uralium, sagt P., dass „nach neueren Thierversuchen sein hypnotischer Einfluss selbst in „solchen Gaben nicht immer erheblich sei, welche schon „ein beträchtliches Sinken des Blutdruckes veranlassen. „Es steht dieses moderne Schlafmittel den meisten älteren nach. „— Von Somnal sagt er: das als „wirksamstes Schlafmittel“ ge- „priesene Somnal dürfte nicht mehr als eine Arzneimischung (eine „Auflösung von Chloral und Urethan in Alkohol) und daher vor- „läufig als unsicher und überflüssig zurückzuweisen sein.“ —

Was bleibt nun also übrig von dem „in die Praxis eingeführten Schlafmittel“? Bei leichteren Erregungszuständen wirkt es gewöhnlich schlafbringend, allerdings öfters mit unangenehmen Nebenwirkungen. Das erstere würde man mit Zuckerwasser oder kleinen Gaben Phosphorsäure billiger und mindestens eben so gut zu Stande bringen.

Amylenhydrat. Tertiärer Amylalkohol $(CH_2)C_2(C_2H_2)OH = C_5H_{12}O$. Dosen 3,0—5,0. „Das Mittel wurde von v. Mering in „die Therapie eingeführt. Er fand durch Experimente am Thier, „dass die Herzthätigkeit so gut wie garnicht beeinträchtigt wird, „dass sich die Wirkung in mittleren Gaben vorzugsweise auf das „Grosshirn erstreckt, in grösseren Gaben wird Rückenmark und „Medulla oblongata afficirt." (Alles recht überzeugende Gründe, es als Schlafmittel in die Medizin einzuführen! Ref.) „Beim „Menschen zeigt sich, dass 1 g Chloralhydrat genau so wirkt, wie „2 g Amylenhydrat oder 3 g Paraldehyd; vor den beiden anderen „Mitteln hat das A. den Vorzug der absoluten Gefahrlosigkeit und „des vollkommenen Fehlens aller Nebenwirkungen. Mit grossem „Erfolg in Dosen von 2—4 g wurde es bei 80 Geisteskranken „verschiedener Art von Jolly angewandt. Von anderer Seite mit- „getheilte Erfahrungen haben im Wesentlichen die hervorgehobenen „guten Eigenschaften des Mittels bestätigt."

Hören wir nun was Penzoldt von dem so warm empfohlenen Mittel sagt:

Amylenhydrat ist ein neues Schlafmittel von überwiegend günstiger Wirkung, wenn es auch keine allgemeine Beachtung in der Praxis gefunden hat. — Thierversuche haben die schlafmachende Wirkung des A. kennen gelehrt und gezeigt, dass es diesen Einfluss in mittleren Gaben ausübt, welche die Herzthätigkeit und den Blutdruck unverändert lassen. Erst in grossen Dosen wirkt es ausser auf das Grosshirn auch auf das verlängerte Mark und das Rückenmark, hebt die Reflexe und die Athmung und zuletzt die Herzbewegung auf. Beobachtungen am Menschen haben diese Ergebnisse im Ganzen bestätigt. Nur einige Erfahrungen liegen vor, in denen unabsichtlich „nicht viel mehr" als die gewöhnliche Dosis von 3,0—5,0 gegeben worden war und ausser sehr festem und anhaltendem Schlaf, Verschwinden der Reflexe, Unregelmässigkeit der Athmung, Verlangsamung und Kleinheit des Pulses, sowie subnormale Temperatur, gefolgt von sehr unangenehmen Nachwirkungen eintraten. Doch sah man selbst nach 7,0 keinen stärkeren Nachtheil. (Als ob die genannten Erscheinungen nicht gerade genügten. Ref.) In der Regel fehlen lästige Nebenerscheinungen. Zuweilen wurden Kopfschmerz, Schwindel, Brechneigung, kurz Zeichen des Katzenjammers angegeben. Als Nachwirkungen werden

Schlafsucht und Verdauungsstörungen zuweilen beobachtet. —

Das Angeführte möge genügen, um ein Bild von der Wohlthat zu geben, welche die Einführung dieses Mittels der leidenden Menschheit verursacht. Bemerkenswerth ist hier, wie bei allen allopathischen Massnahmen, dass man immer die Mittel bis zu der Gabenhöhe hinauftreibt, bis zu welcher man keine oder nur geringe schädliche Wirkungen erzielt hat, statt zu versuchen, eine wie geringe Quantität man anwenden muss, um noch eine gute, zweckentsprechende Wirkung zu erzielen. Erklärlich ist es eben aus dem Grunde, weil man immer nur die toxische, nicht die physiologische Wirkung eines Mittels und den Endeffekt für seine Anwendung zu Grunde legt.

Hyoscin. Ein Mittel von grosser praktischer Bedeutung. Indikationen: 1) bei Insomnie erregter Melancholiker, bei Morphiophagen, Potatoren, akuten Neurasthenien und chronischen Geistesstörungen; 2) hat Claussen sehr gute Erfolge beim Asthma gesehen, wo es mehr leistete als Atropin, auch bei Keuchhusten, Neuralgien des Magens und Darmes, Trigeminusneuralgien, bei Epilepsie, Paralysis agitans und nervösem Herzklopfen; 3) zur Unterdrückung phthisischer Schweisse leistet das Mittel nach Fränkel weniger als Atropin; 4) erzielte Wood bei Spermatorrhoe vorübergehenden Erfolg. — Das H. gehört zu den stärksten Giften; manche Individuen scheinen ungeheuer (!) empfindlich dagegen zu sein. Zuweilen schon nach kleinen Dosen Uebelkeit, Erbrechen, Appetitlosigkeit, Collaps mit kleinem, unregelmässigem Pulsschlag und unter heftigen Erstickungserscheinungen (!).

Penzoldt sagt: Auch bei Schlaflosigkeit bringt es häufig in kurzer Zeit nach einem vorübergehenden Rauschstadium mehrstündigen Schlaf; doch braucht man dazu immer grössere Mengen (dies ist geradezu unverständlich, da er selbst die Dosis als 0,0005—0,001, pro die 0,002 angiebt) und giebt daher wegen der mit letzteren verbundenen Unannehmlichkeiten lieber anderen Schlafmitteln den Vorzug. Den Phthisikern hat es zuweilen auch die Nachtschweisse erleichtert. Wegen der bei stärkeren Gaben leicht eintretenden lästigen und gefährlichen Nebenwirkungen (Schwächegefühl, Blässe, Trockenheit, Verwirrung, Schwindel, Sehstörungen) ist Vorsicht in der

Dosirung immer nothwendig. Eine Gewöhnung an das Mittel schien zuweilen, aber ziemlich langsam einzutreten. —

Ueber Hyoscinum bromatum sagt ein Referat in Schmidt's Jahrbüchern, Jahrg. 1887 I, pag. 27: In einigen Fällen nur geringe oder keine Wirkung, dagegen öfters: Delirien, intensive Röthe des Gesichts, hochgradige Muskelschwäche, Kopfschmerz, Trockenheit des Mundes. — Unter 57 Fällen 15mal Schlaf, 13mal Delirien, 29mal keine oder unangenehme Nebenwirkung. Dosis: 0,0003—0,006.

Root's Referat (ibidem) lautet: Eine aufgeregte Frau erhielt 0,0002: Es entstand Stupor, oberflächliche Respiration (50 in der Minute), Convulsionen. Erst nach 2 Stunden erholte sie sich.

Konrad, Fortschr. d. Med. 1888, 873 sagt: Ausser den beruhigenden Erscheinungen, welche bei Geisteskranken nach Hyoscin auftreten, hat K. Nebenerscheinungen auftreten sehen, welche, von toxischer Wirkung des Mittels zeugend, in der Beeinflussung der Herzbewegungen und Hervorrufen von bedenklichen Hirnsymptomen bestanden. Er hat deshalb die physiologische Wirkung des H. in Versuchen am Menschen zu erproben gesucht. Es zeigte sich, dass auf eine anfängliche Steigerung der Pulsfrequenz später eine lang andauernde Herabminderung erfolgt. Schon nach Gaben, welche noch zu therapeutischen Zwecken verwendet werden, kann man Störungen in der Herzinnervation bemerken. Referent kann dies aus eigener Erfahrung bestätigen. Beim Menschen können Dosen von $\frac{1}{2}$—1 mg sehr energisch wirken; nach 10—50 Minuten treten subjektive Symptome auf, Schwere in den Gliedern, im Kopfe Hitzegefühl, Trockenheit im Hals, trübes Sehen, letzteres bedingt durch Erweiterung der Pupillen mit Akkomodationsstörung. Wer jetzt aufstehen will, schwindelt und geht unsicher, in den Armen zuckt es hie und da, bei einzelnen Patienten wird auch schwere Beweglichkeit der Zunge und Silbenstolpern beobachtet, endlich erfolgt der Schlaf, dessen Eintreten bei Gesunden in 1—3 Stunden zu erwarten ist. Gelegentlich können aber als unangenehmere Nebenwirkungen bei ganz gesunden Menschen Hallucinationen eintreten. Trotz der angeführten Nachtheile betrachtet K. das H. als einen Gewinn für die psychiatrische Praxis (!), glaubt aber, dass in der Anwendung gewisse Schranken nicht überschritten werden sollen. Er schliesst mit folgenden Sätzen: 1) In heftigen Erregungszuständen chron. Form, besonders bei grosser Agilität und Zer-

störungstendenz ist das H. in Dosen von ½—1 mg zeitweise verwendbar. Die Wiederholung der Injektion in continuo überschreite nicht 2—3 Tage (!). 2) Bei akut heilbaren Psychosen meide man das Mittel (!), so lange durch andere beruhigende Methoden eine ausreichende Wirkung erzielt werden kann. Ist aber Consumtion der Kräfte zu befürchten, dann können einzelne, in grösseren Zwischenräumen verabreichte Gaben (!) gute Dienste thun. 3) Bei Herzkranken soll Hyoscin thunlichst gemieden werden (!).

Kay, Therap. Wirkungen des Hyoscins. Berl. Klin. Wochenschrift 1888, 50. Im Allgemeinen günstige Wirkungen. 80,7 % günstiger, 14,1 % geringer Erfolg; bei 6 Kranken (unter 23) trotz grösster Vorsicht: Schwindel, Sprachstörungen, mehrstündiges Delirium.

Bewundernswerth der Muth des Arztes, der nach Kenntnissnahme von Vorstehendem, dies „Mittel von grosser, praktischer Bedeutung" in der Praxis anwendet. Und doch muss es in derselben von Belang und Bedeutung sein, sonst würde es doch Rosenheim nicht mit obigem Epitheton versehen. —

Cannabispräparate. Die Bestrebungen, die bisher gebräuchlichen, unsicher wirkenden Cannabispräparate durch zuverlässige zu ersetzen, haben das Cannabinum tannicum, das Cannabinon und den Balsamum Cannabis indicae (Denzel) gebracht. Doch auch diese Präparate sind unsicher und rufen oft die allerunangenehmsten und bedenklichsten Nachwirkungen hervor. Am ungefährlichsten, wenn auch nicht frei von Nebenwirkungen dürfte wohl noch das Cannabinum tannic. sein, das jedoch auch unsicher ist, oft ganz im Stich lässt und vor anderen Hypnoticis keine Vorzüge hat. (Schade um die angestellten Bemühungen. Es ist dies wohl eines von den vielen in der Vorrede angedeuteten werthlosen Mitteln. Ref.)

Chloralformamid und Somnal werden kurz abgefertigt, ihrer giftigen Eigenschaften wird nicht weiter gedacht und ihre Wirkung als unzuverlässig und nicht prompt bezeichnet. Beide sind Gemische oder Additionsprodukte, die spekulative Chemiker und Apotheker zum Wohle der leidenden Menschheit und zur Erleichterung ihres Säckels hergestellt haben. Ersteres besteht aus Chloralanhydrid und Formamid, letzteres wird aus Chloral, Urethan und Alkohol dargestellt. —

Sulfonal wird schon wieder wohlwollender behandelt und von ihm gesagt, dass es keinen Einfluss auf das Herz und Gefäss-

system habe, so dass es auch bei Krankheiten des Cirkulations-Apparates angewendet werden könne. Unangenehme Nebenerscheinungen wurden nicht beobachtet. Die schlafmachende Wirkung tritt erst nach 2—3 Stunden ein. Irgend welche physiologischen Wirkungen oder Beziehungen werden nicht angegeben. Halsbrechend ist nur der chemische Name. (Diaethylsulfondimethylmethan.) —

Penzoldt empfiehlt es als ziemlich unschädlich und recht wirksam als Schlafmittel und meint, störende Nebenwirkungen (Schwindel, Mattigkeit, Eingenommenheit des Kopfes, Sprachbehinderung, Taumel, Erbrechen, Diarrhoe) kämen nur ausnahmsweise und bei grossen Gaben zur Beobachtung. Wirklich schwere, schädliche Folgen sind selten. (Dies zur Beruhigung für ängstliche, zaghafte Arztgemüther.) Erwähnenswerth ist noch, dass P. sagt, dass es die in Folge langsamer Ausscheidung eintretende cumulirende Wirkung nothwendig macht, das Mittel nicht ununterbrochen fortzugeben, sondern mindestens zuweilen mehrtägige Pausen eintreten zu lassen. — Habeat sibi.

Otto, Allg. Ztg. für Psychiatrie 1888, 389, sagt: Sulfonal 0,5 pro dosi, 2,5—3,0 pro die (also kleine Dosen) keine schädliche Wirkung, aber bei einzelnen Patienten „unangenehme Erscheinungen, Schwindel, Taumeln".

Schotten „über unangenehme Nachwirkung des S." Therap. Monatshefte 1888, II. 12 sagt: Eine 45jährige Dame erhielt an 3 Abenden 2, 2, 3 g Sulfonal. Nach der letzten Dosis Schlaf, aber am anderen Morgen besorgnisserregende Mattigkeit, die vier Tage anhielt. Am vierten Tage masernartiges Exanthem, dann Heilung.

Griffith, Fortschr. d. Med. 1890, 782, „Remarks on the unpleasant affects of Sulfonal", fasst die in einzelnen Fällen auftretenden unangenehmen Nebenwirkungen des Sulf. in folgenden Punkten zusammen: 1) Seine hypnotische Wirkung entwickelt sich sehr langsam. 2) Sie dehnt sich gern über einen mehr oder weniger grossen Theil des folgenden Tages aus. 3) Es ist schwer, die individuelle Dosis in jedem einzelnen Falle genau zu bestimmen, da diese Dosis selbst im einzelnen Falle zu verschiedenen Zeiten verschieden ist. 4) Von den ungünstigen Nebenwirkungen, die unter Umständen die günstigen Wirkungen aufwiegen, treten in den Vordergrund: psychische Aufregung, Nausea und Erbrechen, Schwindel, Kopfschmerz, Mattigkeit bis zur Erschöpfung, Depression

und taumelnder Gang, Symptome, welche nach kleinen Gaben eben so gut auftreten können, wie nach grossen. (Unverricht.)

Rosenbach, Berl. klin. Wochenschrift 1886, 24, macht auf die Täuschungen aufmerksam, die in Folge der Einbildungskraft vielen Kranken mit unterlaufen. Er verabreicht abwechselnd mit Sulfonal auch Amylum als vortreffliches Schlafmittel.

Methylal (Methylendimethylaether) $CH_2<^{OCH_3}_{OCH_3}$, bildet sich bei der Oxydation des Methylalkohols mittels Braunstein und Schwefelsäure. Von Personali in jüngster Zeit studirt und empfohlen, wurde es in grossem Massstab von v. Krafft-Elbing angewandt und zwar subkutan bei Delirium tremens. Er findet in dem M. ein vorzügliches Beruhigungsmittel bei Schlaflosigkeit und Aufregungszuständen, als solches leistet es bei schweren Inanitionsdelirien, hallucinatorischem Wahnsinn Dienste, wo andere Hypnotica im Stich lassen. Bei hyperämischen Hirnzuständen nützt es dagegen nichts. Die Dosis beträgt 0,1 in der Spritze. Man kann ohne eine Schwächung des Herzens befürchten zu müssen, bis zum 20fachen steigen (!).

Penzoldt sagt dagegen: M., das neue Hypnotikum scheint von geringer Bedeutung zu sein. M. bewirkt bei Thieren nach kurzer Erregung tiefen Schlaf mit Erhöhung der Pulsfrequenz, Verlangsamung der Athmung und etwas Erniedrigung des Blutdrucks. (Was zu der Bemerkung R.'s, dass es auf die Cirkulationsapparate ohne schwächenden Einfluss sei, nicht stimmen würde. Ref.) Zu schlafmachenden Dosen von 5—8 g innerlich. Ein abschliessendes Urtheil ist noch nicht möglich. Doch hebt auch er die Wirkung kleiner Gaben 0,1—0,4 in subkutaner Einverleibung bei Delirium tremens als beruhigend hervor. (Hier entdecke ich zum ersten Mal eine gewisse Neigung zum Versuch mit kleineren, mehr physiologischen Gaben, die allerdings mit dem innerlichen Gebrauch von 5—8 g nicht recht vereinbar erscheinen. Ref.)

Lemoine, Gaz. de Paris 1887, 18, sagt vom Methylal: „Wirkungslos, bei grösseren Gaben Herzschwäche."

Piscidia Erythrina (Jamaica Dogwood). Angewandt wird die Rinde und zwar 0,5—1,0 in Pulverform. Stark wirksames Narcoticum, scheint ähnlich dem Opium zu wirken, ohne dessen Nebenwirkungen zu haben. (Dann werden sich wohl noch andere herausstellen, denn ein stark wirkendes Narcoticum ohne Neben-

wirkungen scheint mir ein Unding! Ref.) Bei Neuralgie, Grippe, Asthma.

Penzoldt sagt: Die neuerdings empfohlenen Piscidiapräparate sind nicht genügend bewährt. Eine hypnotische Wirkung wurde häufiger vermisst als gefunden, während ein beruhigender Einfluss bei Phthisikern und bei Hemicranie angegeben wird.

Das wären die neueren der neuesten Mittel, welche die fruchtbare „Schulmedizin" der leidenden Menschheit und den sie behandelnden Aerzten als therapeutische Agentien darbietet. Haben wir in dem Vorstehenden aus dem „eigensten Lager" einen Beitrag zur Beurtheilung dieser gewiss nicht harmlosen Behandlungsweise gebracht, so können wir uns nicht versagen, einen Appendix dazu in einzelnen Notizen zu bringen, die wir uns über eine Anzahl von schon früher in den allopathischen Arzneischatz eingeführten Mitteln aus der Fachlitteratur gesammelt haben, deren Beurtheilung und Beobachtung von eigenster autoritativer Stelle wir hiermit zur Kenntniss bringen.

Ueber Nebenwirkungen des Antipyrins, dieses Mädchens für Alles in der Schulmedizin, von dem man wohl behaupten kann, dass keine der überhaupt existirenden Krankheiten des Menschengeschlechtes seiner Einwirkung entgangen ist, sagt Prof. Drasche („Wien. klin. Wochenschrift 1888, I. 28, 29"). Es wurden Magendarmstörungen, unangenehme nervöse Erscheinungen, Schweisse, Kollapszustände, Nierenreizungen davon beobachtet.

Dr. H. Müller, „Ueber toxische Nebenwirkungen des Antipyrins", Corresp.-Bl. f. Schweizer Aerzte 1888, 22, constatirt häufige conträre Wirkungen des Antipyrins. Beide rathen dringend, mit kleineren Dosen anzufangen, namentlich bei Geschwächten (Phthise) und Kindern vorsichtig zu sein.

Einen Fall von conträrer Antipyrinwirkung veröffentlicht A. Fränkel in der Deutsch. med. Wochenschr. XII, 43 f. 1886. Nach 6 Tagen fortgesetzten Einnehmens trat ein Exanthem ein, mit Fieber von 40°. —

Herczel, Cent. Bl. für d. med. Wissensch. 1887, 30, sagt: Bei anämischen Personen ist eine Art Kachexis zu fürchten.

C. Loewe, Fortschr. d. Med., berichtet „Zur Antipyrintherapie des Keuchhustens" drei Fälle aus seiner Praxis von Behandlung des Keuchhustens mit Antipyrin. Ein Kind von 14 Monaten gerieth sofort nach der ersten Dosis (? welcher) in einen Zustand

höchster Erregung mit fortwährendem Schreien und wiederholtem Erbrechen. Ein ½jähriges Kind verfiel nach der zweiten oder dritten Dosis in Cyanose und Kollaps, Besserung nach hydropathischen Umschlägen. Am folgenden Tage wurde noch einmal Antipyrin gegeben mit demselben gefährlichen Erfolge. Bei einem 2jährigen Kinde traten nach Antipyrin Stimmritzenkrampf, Erbrechen und heftige allgemeine Konvulsionen auf. Nach Aussetzen des Mittels wiederholten sich die Anfälle noch an den folgenden 2 Tagen je einmal. L. schliesst aus seinen Beobachtungen, zumal aus dem ersten und dritten Fall, dass das A. in manchen Fällen bei Keuchhusten eine den Anfall verstärkende Wirkung besitzt. (Greifswald. Hugo Schulz.)

H. Berger berichtet in „Einem Fall von Antipyrin-Intoxikation". Die 22jährige, bisher gesunde, zartgebaute Patientin hatte gegen Kopfschmerz 1 g (!) Antipyrin genommen. Bald nachher Brennen im Munde und Oesophagus, Gefühl von Spannung im Gesicht, Athemnoth und starkes Herzklopfen, bald darauf Salivation und Thränenträufeln. 10 Minuten später konstatirte B. Folgendes: Patientin sitzt vornübergebeugt auf dem Bette, ist vor Mattigkeit kaum im Stande sich zu erheben. Fortgesetzter dünner Speichelfluss aus dem Munde, starke Thränen- und Schweisssekretion. Gesicht roth, ödematös, zumal die oberen Augenlider und die Oberlippe. Konjunktiva und Wangenschleimhaut stark injicirt. Athmung mühsam und beschleunigt. Pulsfrequenz vermehrt. Parotis und Submaxillaris auf Druck empfindlich. Im Verlauf einiger Tage nahmen diese Erscheinungen allmälig ab. Von demselben Antipyrin-Präparate wurden bei Kaninchen, sowie bei anderen Personen, keine ähnlichen Erscheinungen wahrgenommen. (Greifswald. Hugo Schulz.)

Tucsek.: Schwere Antipyrinvergiftung bei einem Kinde. Berl. klin. Wochenschr. 1889, No. 17. (Fortschr. d. Med. 1889, 503.) Graeber-München sagt: Nachdem seit der therapeutischen Anwendung des A. allenthalben neben der vorzüglichen Wirkung dieses Mittels auch seine Ungefährlichkeit gepriesen war, wurden in neuerer Zeit wiederholt Beobachtungen bekannt gegeben, welche darauf hinwiesen, dass das A. zu den Nervengiften gehöre und deshalb besonders bei Kindern nur mit äusserster Vorsicht in Verwendung gezogen werden dürfe. Mit besonderem Nachdruck weist die folgende Mittheilung des Verf. auf die Gefährlichkeit des A. hin:

Ein kräftiger, bisher stets gesunder, vierjähriger Knabe, der insbesondere nie an nervösen Affektionen gelitten hatte, erkrankte an Tucs. conv. und erhielt täglich 1,2 g Antipyrin. Nachdem dieses Mittel 3 Wochen (?) mit gutem Erfolge gereicht war, stellte sich eines Tages wiederholtes Erbrechen ein, worauf Patient in einen Zustand von Somnolenz verfällt, der in tiefen Sopor übergeht. In diesem Zustande treten heftige epileptische Krampfanfälle ein; auch in den krampffreien Pausen, welche oft nur $^1/_4$—$^3/_4$ Stunden dauern, bestehen Bewusstlosigkeit und motorische Reizerscheinungen mannigfacher Art. Die Temperatur ist subnormal, Puls gespannt und verlangsamt, Arythmie der Herzthätigkeit, Pupillen-Erweiterung, eigenthümlicher Athemtypus „mit schnüffelnden Inspirationen und längeren Pausen nach Art des Cheyne-Stoke'schen Phänomens". Gleichzeitig wird am Bauch, an den Wangen und Ohren ein makulöses Exanthem bemerkt, welches nach mehreren Stunden wieder verschwindet. Die physikalische Untersuchung der Brust- und Bauchorgane ergiebt völlig normalen Befund." Nachdem die genannten Symptome nach sofort erfolgter Aussetzung des A. 2 Tage lang fortbestanden hatten, hellte sich am 3. Tage das Bewusstsein allmälig wieder auf bei sinkender Intensität der motorischen Reizerscheinungen; zugleich wurde Ataxie der Extremitäten- und Sprachmuskulatur beobachtet; Temperatur, Herzaktion, Athmung, Pupillen wieder normal. Am 4. Tage traten die beiden letzten, sehr leichten Krampfanfälle auf. Hierauf bestanden noch einige Tage lang die genannten ataktischen Erscheinungen, sowie erhöhte gemüthliche Reizbarkeit und gesteigerte Ermüdbarkeit. Seitdem wurden keinerlei nervöse Symptome mehr bemerkt. Der Keuchhusten, welcher während dieser Krankheitstage zu erlöschen schien, trat wieder mit erneuter Heftigkeit auf, um dann nach einmonatlicher Dauer in Genesung überzugehen.

Wenn man den günstigen Verlauf der Krankheit (vorher) und den Umstand in Erwägung zieht, dass Arythmie der Herzthätigkeit, Pupillenerweiterung, subnormale Temperatur, makulöses Exanthem, Somnolenz etc. bereits von früheren Autoren übereinstimmend als Symptome von Antipyrinvergiftung constatirt wurden, so dürfte es wohl auch in diesem Falle keinem Zweifel unterliegen, dass es sich um eine schwere Antipyrin-Intoxikation gehandelt hat. —

Solcher Krankengeschichten und Vergiftungen wären wohl

bei der übereifrigen und geradezu immens verbreiteten Anwendung des Antipyrins durch die Aerzte zahllose beizubringen.

Wir begnügen uns mit dem Vorstehenden, erinnern nur daran, dass durch die geradezu schlendrianartige Anwendung des Antipyrins von Seiten der allopathischen Aerzte, dieses zweifellose Gift derartige Verbreitung im Publikum gefunden hat, dass sich jede Geheimräthin und auch jede Köchin ohne Weiteres aus der Apotheke und Droguenhandlung, die sich in der Darreichung an das Publikum an Gewissenlosigkeit gleich standen und stehen, bei der geringsten Anwandlung von Kopfweh, Migräne, überhaupt bei fast jeder leichteren Erkrankung ihr Antipyrinpulver holt, selbstverständlich ohne ärztliche Verordnung und Kontrole.

Ueber Chloral, das wir der Findigkeit des Professor Liebreich verdanken, steht über allem Zweifel fest, dass eine grosse Reihe von Todesfällen durch dasselbe, theils auf ärztliche Verordnung, theils durch den leider durch Aerzte eingebürgerten Missbrauch von Seiten des Publikums bewirkt worden sind. Ich selbst habe anfangs der 70ger Jahre einen Todesfall durch Chloral nach Gaben von 2 g gesehen.

Rehm, Archiv für Psychiatrie, resümirt über dasselbe: Bei einfacher Schlaflosigkeit versagt das Chloral schliesslich. Er sah zweimal bei Geisteskranken Verschlimmerungen der Zwangsvorstellungen. Auch berichtet er über die chronische Chloralvergiftung, die Hautkrankheiten, Darmstörungen, eitrige und gangränöse Mundentzündung, Abmagerung, Tremor, Schwäche, Herzstörungen, Paralysen, psychische Störungen im Gefolge habe; Hysterische und Neurastheniscbe werden oft noch unruhiger, zeigen Delirien, Hallucinationen, Melancholien und Depressionen. — Dass Chloral selbstständig und ohne ärztliche Verordnung vielfach in der harmlosesten Weise vom Publikum gebraucht wird, erhellt schon aus der Thatsache, dass es in den Apotheken, ohne ärztliche Vorschrift nachzuweisen, namentlich als sogenanntes Chloral perlé massenweise, in Flaschen zu 10 g mit einer sehr empfehlenden Etiquette, zu haben ist. Ich habe darüber bereits in einem Aufsatze in dieser Zeitschrift genauere Mittheilungen gemacht. (Siehe 2. Bd. der Zeitschr. des Berl. Ver. hom. Aerzte.)

Acetanilid oder Antifebrin. Pavai-Vajna. Ueber die Wirkung des A., refer. von Fürbringer. Fortschr. d. Med. 1888, S. 60. Unbefangene systematische Beobachtungen an 62 Kranken (insbes. Phthisikern, Pneumonikern, Typhösen und Polyarthritikern)

ergaben bei einer Tagesdosis von durchschnittlich 2—3mal 0,25 g die bekannten antipyretischen Effekte, mit welchen „obwohl nicht immer verhältnissmässig" ein Herabsinken der Pulsfrequenz einherging, während die Respiration, bez. Dyspnoë bei Pneumonie und Phthise unbeeinflusst blieben. In 3—4 Fällen Cyanose mit Kollaps. Die Wirkung bei akutem Gelenkrheumatismus fand Verf. jener der Salicylsäure mindestens gleichwerthig, doch konnte complicirende Endokarditis weder gehindert, noch beeinflusst werden. Die Wirkung bei Pneumonie erwies sich als „durchaus nicht günstig", insofern der Krankheitsprocess niemals abgekürzt, im Gegentheil einige Male verlangsamt wurde. Bei Lungenphthise entfaltete das Mittel namentlich im Beginn annehmbare und wohlthätige Wirkungen, d. h. nur in Bezug auf das subjektive Befinden des vordem stark fiebernden Kranken, während der Krankheitsprocess selbst nicht tangirt wurde etc.

Ott. Ueber A. als Nervenmittel. Prag. med. Wochenschrift. 1887, No. 47. Ref. Fürbringer. — Eine panegyrische Empfehlung des Mittels, das selbst in hartnäckigsten Fällen von Hemicranie (wie vielen? Ref.), nervösen Kopfschmerzen, Neuralgien und Dysmenorrhoe bei einer Dosis von 2—3mal 0,5 stets prompte Wirkung entfaltet hat. Hierzu sagt Fürbringer: (Ref., der keineswegs blind ist gegen die Vorzüge des Mittels in einzelnen Formen von Nervenschmerzen, kann nicht umhin, die „schlagende Sicherheit" seiner Wirkung für das Gros der Fälle auf Grund eigener breiten Erfahrung als höchst problematisch zu bezeichnen.)

Eserin. Lodderstädt. Ein Fall von Eserinvergiftung bei Behandlung der Chorea. Berl. klin. Wochenschr. 1888. No. 17. Ref. Fürbringer. Fortschr. d. Med. 1888. S. 711. Verf. meldet bedrohliche Vergiftungserscheinungen, welche bei einem 9jährigen choreatischen Mädchen in der Henoch'schen Klinik eine Viertelstunde nach der subkutanen Injektion von 0,0005 Eserin. sulf. Merk. aufgetreten: Aufschreien, Erbrechen, heftige Kopfschmerzen, weiterhin Schweissausbruch, träger, filiformer Puls, Apathie. Nachlass des schweren Kollapses in einigen Stunden unter fortgesetzter Darreichung von Analepticis. Euphorie am nächsten Morgen und Wiedererstarkung der choreatischen Bewegungen.

Cocaïn-Epilepsie. (Heimann, Deutsch. med. Wochenschr. 89, 12. Ref. Graeber. Fortschr. d. Med. 89, S. 504.) Während die bisherigen Beobachtungen über schädliche Wirkungen des Cocaïn hauptsächlich nur Anomalien auf dem Gebiete der Psyche betrafen,

theilt Verf. einen Fall von Cocaïnismus mit, welcher neben psychischer Alteration schwere motorische Reizerscheinungen darbot. Es stellten sich bei einem früheren Morphinisten durch Cocaïnmissbrauch (bis zu 8,0 Cocaïn subkutan) ausgesprochene epileptische Krämpfe ein, die mit Paranoia einhergingen. Nach wiederholten Kurversuchen gegen den Cocaïnismus starb Patient während eines epileptischen Anfalles.

Moijard. Revue mens. des mal. de l'enfance. 1888. Ref. Demme, Fortschr. d. Med. 1889, schildert einen Fall von Cocaïn-Vergiftung: Ein an leichter Verdauungsstörung leidender Knabe von 4 Jahren hatte durch Irrthum seiner Wärterin eine Gabe von 0,25 Cocaïn. muriat. erhalten. Nach einer Stunde, während welcher ein tiefer, ruhiger Schlaf bestanden hatte, stellte sich plötzlich ein sehr heftiges Angstgefühl, sehr erschwerte, frequente Athmung, erschreckende Blässe und Verfall der Gesichtszüge, kalter Schweiss und im weiteren Verlauf bedeutende Erweiterung der Pupillen, Nystagmus, Schmerz im Umfang der oberen Brustappertur und eine exquisite, einer schweren Chorea ähnliche, allgemeine Muskelunruhe ein. Dabei war der Puls äusserst frequent, unzählbar, das Bewusstsein getrübt. Der Knabe litt an Hallucinationen und bot das Bild eines Betrunkenen etc.

Binet theilt in No. 4 der Rev. med. d. l. Suisse rom. pharmakologische Studien über einige Anilide mit, nämlich Formanilid, Methylformanilid und Methylacetanilid. Sie führen bei Fröschen zu allgemeiner Lähmung. Bei Säugethieren bewirken sie Blutveränderungen unter Bildung von Methämoglobin, sie beeinflussen wenig oder garnicht Blutdruck, Herzthätigkeit und Vagus, führen aber alle zu Temperaturherabsetzung. Verschieden verhalten sie sich gegenüber dem Nervensystem der Säugethiere. Denn während Formanilid und Methylformanilid Torpor und Herabsetzung der Motilität hervorrufen und nur bei starker Vergiftung leichte, fibrilläre Zuckungen mit Vorwiegen der Kollapserscheinungen, führt umgekehrt das Methylacetanilid schnell zu epileptiformen, clonischen Zuckungen und nur im letzten Stadium der Vergiftung zu Kollaps. Die Giftigkeit steigt in folgender Reihenfolge: Formanilid, Methylformanilid, Methylacetanilid.

Für die praktische Anwendung der neuen Anilide, über welche die klinische Erfahrung zu entscheiden hat, giebt wohl die Löslichkeit und die hierdurch bedingte Sicherheit der Dosirung einen Vortheil, man möge aber stets der zerstörenden Wirkung jener

Körper auf das Blut eingedenk sein. (Jedenfalls eine recht ermunternde Mahnung für die therapeutische Anwendung.)

Vorstehende Auswahl der Erscheinungen, welche nach den vorstehenden Mitteln beobachtet worden sind, möge genügen, um für die interne Behandlungsweise der neueren Medizin einen Anhalt zur Beurtheilung zu geben. Die Reihe derselben und die vielfach konstatirten schweren Folgeerscheinungen sind damit noch lange nicht erschöpft. Nimmt es unter solchen Umständen wohl Wunder, dass die gesammte medizinische Welt über die Koch'schen Entdeckungen in einen so enthusiastischen Jubel ausbrechen konnte? Wir meinen, der bankerotten Medizin müsste bei ihrer jammervollen Armseligkeit diese grossartige Entdeckung wie der Anbruch einer neuen Morgenröthe erscheinen. Hoffen auch wir davon einen Umschwung in der Auffassung der Schulmedizin von der Wirkung von Arzneimitteln, namentlich Aufklärung und Erkenntniss über den Begriff der spezifischen Einwirkung von Arzneien auf erkrankte Gewebe, wie sie die Homöopathie seit über einem Jahrhundert theoretisch und praktisch nachgewiesen hat.

Die Weihe'sche Methode.

Vortrag am 29. Oktober 1890 auf der 3. Jahresversammlung der homöopathischen Aerzte Württembergs gehalten

von

Dr. med. H. Göhrum-Stuttgart.

Hochverehrte Herren Kollegen!

In dem Sendschreiben des verehrten Koll. Schelling an seinen Sohn Felix schreibt derselbe am Schlusse,*) nachdem er die Nothwendigkeit der Erkennung des Charakters der Epidemieen, sowie anderer Krankheiten auseinandergesetzt und die Behauptung aufgestellt hat, aus der Wirksamkeit eines Heilmittels könne die herrschende Constitution bestätigt werden, weiter:

„Wie ist aber dieser sogenannte therapeutische Charakter zu „finden, wie zu bestimmen, dass dieses oder jenes Heilmittel „spezifisch für eine Krankheitsconstitution sei? Hic Rhodus, „hic salta!"

Und wenn derselbe dann fortfährt:

---

*) Allg. hom. Zeitung Bd. 121. No. 13/14, pag. 110.

„Wie die Therapie der eigentliche Schlüssel der Diagnostik „ist, so sieht sich der Arzt nach mühseliger Krankheitsforschung „erst an der grossen Klippe, durch seinen Hauptgriff in die Arme „des Heils seine Diagnose bestätigt zu sehen, wenn er nicht bequemer Weise es vorzieht, diese mit dem Secirmesser vorzu„demonstriren. Wenn ihm nicht die Natur selbst den glücklichen „Fund ungesucht in die Hände spielt, so kann der Arzt lange an „der Menge der scheinbar indicirten Mittel probiren, bis er das „passende gefunden hat, und mit dem Suchen geht ihm selbst die „glückliche Gelegenheit vorüber, occasio praeceps, indem dieselbe „Constitution ihr Ende erreicht und eine Veränderung im Cha„rakter eintritt.“

Ich sage, wenn ein in der Praxis ergrauter Kollege solche Worte niederschreibt, so ist damit sicher kein Grund gegeben, „alle Bestrebungen, wie sie in den letzten Jahren hervorgetreten „sind, und welche den Zweck haben, die Homöopathie zu ver„bessern, die Diagnose und die Mittelwahl zu erleichtern“, so frischweg von der Hand zu weisen, wie es der verehrte Herr Koll. Stifft in seiner Programmrede*) über die Leitung des homöop. Krankenhauses in Leipzig auf der diesjährigen Centralvereinsversammlung gethan hat. Eine ernste, gewissenhafte Prüfung glaube ich denn doch wenigstens für eine Richtung dieser Bestrebungen ansprechen zu dürfen, ich meine für die Richtung, welche wir mit dem Namen der Weihe'schen Methode belegen wollen. Der Zweck meines heutigen Vortrages ist nun der, die Weihe'sche Methode Ihnen näher zu erläutern, was sie will und was sie kann, und daraus ihre Existenzberechtigung und — ich sage gewiss nicht zuviel — ihre grosse Wichtigkeit für die Sache der Homöopathie zu beweisen.

Ehe ich nun in diese Erörterungen eintrete, gestatten Sie mir, noch einige Worte über den Namen der Methode zu sagen, da sie sich bis jetzt noch keines festen Namens erfreut hat. Wie Sie schon gehört haben, habe ich sie nach ihrem unermüdlich forschenden Erfinder, Dr. med. Weihe jr. in Herford, benannt und im Einverständniss mit ihm wollen wir sie künftighin immer so nennen. Die auch schon gehörten Bezeichnungen, wie epidemische oder spezifische Methode, haben das Missliche, dass sie unklare Vorstellungen über die Weihe'sche Methode zulassen, indem die

*) Allg. hom. Zeitung Bd. 121. No. 5/6, pag. 43.

eine Bezeichnung nicht umfassend genug und die andere auch schon für andere Bestrebungen gebraucht worden ist. Die neulich veröffentlichte Entgegnung Weihe's*) hat ihren Grund in einem Missverständniss, hervorgerufen durch die früher oft beliebte Benennung seiner Methode als der „epidemischen“.

Daran anschliessend will ich kurz die Entstehung der Weihe'schen Methode streifen, welche übrigens schon ziemlich bekannt sein dürfte. Die Bemerkung Kissel's in seinen Denkwürdigkeiten — wenn ich mich recht erinnere — über ein Symptom bei Chelidoniumepidemieen, welches in seiner Häufigkeit schon Rademacher aufgefallen war und darin bestand, dass auf der Grenze zwischen dem rechten Hypochondrium und dem Epigastrium am Rippenrand oft spontan ein heftiger Schmerz von Seiten der Patienten geklagt wurde oder durch mässigen Druck auf diese Stelle ausgelöst werden konnte, regte in Weihe den Gedanken an, ob nicht für alle Arzneimittel oder wenigstens viele derselben solche Punkte gefunden werden könnten, deren besondere Schmerzhaftigkeit dann den Gebrauch der entsprechenden Arzneimittel anzeigen würde. Er suchte und fand seine Vermuthung bestätigt und im Laufe der Jahre sind bis jetzt gerade für 100 Arzneimittel die entsprechenden „Schmerzpunkte“ gefunden und den sich dafür interessirenden Kollegen mitgetheilt worden. Und täglich kann man Gelegenheit haben, neue Schmerzpunkte resp. die dazu gehörigen Arzneien zu finden. Wie dies gemacht wird, werden Sie fragen. Ganz einfach: Entweder geben Patienten einen bestimmten schmerzhaften Punkt an oder findet man bei sorgfältiger Abtastung des Körpers einen solchen; alsdann forscht man genau an der Hand der bisher angegebenen charakteristischen Symptome oder Krankheitsbilder der physiologisch geprüften Arzneimittel nach dem für den betreffenden Fall am besten passenden Heilmittel und macht den Heilversuch. Ergiebt dieser ein in die Augen springendes Resultat, so müssen natürlich noch eine ganze Anzahl solcher Versuche angestellt werden und stets das gleiche günstige Ergebniss zur Folge haben, bis mit Sicherheit gesagt werden kann: in jedem Fall entspricht diesem Punkte dieses Mittel. Und dies ist der Lehrsatz der Weihe'schen Methode, dessen Richtigkeit jeder Zeit durch Vergleichung mit den physiologischen Arzneiprüfungen geprüft und für voll er-

*) Allg. hom. Zeitung Bd. 121. No. 13/14, pag. 99—104.

kannt werden kann. Sie sehen, dass der Anhänger Weihe's ohne die physiologische Arzneiprüfung demselben Schicksal anheimfallen würde wie der Rademacherianer, dass er ebenso durch mehr oder weniger planloses Herumtasten nach dem richtigen Mittel suchen müsste und nicht einmal gewiss wäre, es immer zu finden, wenn nicht das Licht der reinen Arzneimittellehre ihm freundlich den kürzesten und besten Weg weisen würde.

Nun möchte ich Ihnen die Art und Weise der Anwendung der Weihe'schen Methode in der Praxis erläutern; ich sage absichtlich nicht am Krankenbette, denn der Gesunde weist ebenso gut wie der Kranke seine bestimmten Schmerzpunkte auf; den grossen Werth dieser Thatsache werde ich später berücksichtigen. Nach dem Krankenexamen und der allgemein geübten objektiven Untersuchung beginnt man verschiedene der Schmerzpunkte unter Ausübung eines gleichmässigen, langsamen Druckes abzutasten; hier will ich sofort bemerken, dass der in der Methode Geübte es durchaus nicht nöthig hat, viele derselben zu untersuchen, sondern gewöhnlich nur die beschränkte Anzahl derjenigen, welche zur Zeit eben am häufigsten die schmerzhaften sind. Der Zweck dieser Untersuchung ist, den oder die schmerzhaftesten Punkte herauszufinden; gewöhnlich sind es ihrer zwei und zwar, wie Weihe früher nach Rademacher'schen Ansichten sich ausdrückte, gewöhnlich der Punkt eines Universal- und der eines Organmittels. So war er aber nach und nach gezwungen 24 der ersteren anzunehmen (jetzt wären es noch mehr), so dass man einfacher sagt, dass nach dem Ergebniss der Schmerzpunktuntersuchung meist ein Arzneimittel anorganischen (entsprechend dem Universale) und eines organischen Ursprungs (das Organheilmittel) zusammengegeben werden, welche eben der Erfahrung gemäss den auf Druck am schmerzhaftesten Punkten entsprechen, z. B. jetzt sehr häufig Belladonna mit Natr. nitric. oder mit Baryta carb. zusammen. Ziemlich selten ist es, wenn auf diese Weise 2 Mittel anorganischen oder 2 organischen Ursprungs zusammengestellt werden müssen und die Erfahrung hat gelehrt, dass solche Combinationen nie langen Bestand haben, sondern einem raschen Wechsel unterworfen sind.

M. H.! Eben die „Combinationen" von zwei Mitteln sind ein Hauptangriffspunkt derer, welche die Weihe'sche Methode vom rein Hahnemann'schen Standpunkt aus als etwas sehr ketzerisches am liebsten ganz verdammen, da neben anderen Besonderheiten

auch die Anwendung zweier Mittel zu gleicher Zeit sehr häufig vorkommt. Aber ein Umstand, welchen die Erfahrung gezeitigt hat, vermag diesem Vorwurf erfolgreich zu begegnen, dies ist der, dass schon für viele solcher Combinationen die genau ebenso wirkende „Einheit" in Gestalt eines dritten Mittels gefunden wurde; ich will einige Beispiele anführen: Natr. nitric. cum Belladonna hat dieselbe Wirkung wie Chelidon., Natr. mur. cum Led. pal. dieselbe wie Tartar. stib. etc. Auch geben wir Anhänger der Weihe'schen Methode die beiden zusammengehörigen Arzneien nie im Wechsel, sondern stets zusammen in einem Pulver, in ein und dasselbe Glas Wasser. Und wenn wir für alle die vielen möglichen Combinationen die entsprechenden Einheiten wüssten, würde in dieser Beziehung vollste Uebereinstimmung mit der Forderung Hahnemann's bestehen, nur ein Mittel auf einmal anzuwenden. Einige Auseinandersetzungen über die Dosologie, welche ich nach mehrfachen Erfahrungen für wichtig halte, will ich erst später geben; für jetzt sei nur bemerkt, dass Weihe meist die höheren Potenzen bevorzugt. Sie sehen, auch hierin ganz hahnemannisch.

Noch eines Vorwurfs muss ich hier gedenken, welcher anscheinend mit viel Recht der Weihe'schen Methode gemacht wird: es ist der des zu Zeiten oft raschen Wechsels der Schmerzpunkte resp. der danach indicirten Arzneimittel. Es ist dies ein Umstand, unter welchem ich hier seit über 2 Jahren, seit ich die Weihe'sche Methode ausübe, oft sehr gelitten habe, während Weihe selbst seit ca. 3 Jahren in seiner Gegend fast immer die gleichen Mittel anwenden konnte. Aber ein Gutes hatte der häufige Wechsel: es war mir dadurch vergönnt, noch mehrere Schmerzpunkte nebst den entsprechenden Arzneimitteln aufzufinden. Und was schadet es, wenn es auch für den Arzt etwas beschwerlich und für den Patienten etwas langweilig ist, wenn nur schliesslich ein um so schönerer und, was wichtig ist, ein um so dauerhafterer Erfolg die Bemühungen krönt. Der Arzt weiss stets, dass er den feinsten Abstufungen im Charakter der Krankheit folgen und dadurch dem Kranken auch am raschesten, sichersten und angenehmsten Linderung und schliesslich gründliche Heilung verschaffen kann und letzterer ist auch durch die prompte Wirkung der nach den Schmerzpunkten angewandten Arzneimittel im Stande, diese Vortheile zu erkennen, wenn auch der Verlauf der Krankheit sich oft länger hinzieht, als wenn mit allopathisch gewählten Mitteln

und Gaben die Krankheitssymptome für kürzere oder längere Zeit unterdrückt worden wären. Die eklatantesten Beispiele hierfür lieferte mir bisher die Behandlung acuter Anginen mit starker Mandelanschwellung bei Patienten, welche dieselbe Erkrankung schon einmal oder öfters unter allopathischer Behandlung überstanden und dabei eine chronische Mandelanschwellung davongetragen hatten: die acuten Erscheinungen dauerten 5—8 Tage an und es war oft in einem Tage ein 2—3 maliger Mittelwechsel nothwendig, wobei allemal eine auftretende Exacerbation der allgemeinen Krankheitserscheinungen mit oft nur geringen Abweichungen einzelner Symptome gegenüber den vorausgegangenen einen solchen anzeigte; dafür aber war die Reconvalescenz in höchstens 8 Tagen beendet und die hypertrophirten Mandeln zur Norm zurückgekehrt. Dagegen ist bei erstmaliger Angina bei sonst gesunden Individuen sofort auf die Medication ein Nachlass der Beschwerden zu verzeichnen, wenn nicht durch zu niedrig gewählte Verdünnung des oder der Arzneimittel erst eine Arzneiverschlimmerung eintritt. Solche Heilungen sind doch gewiss ganz im Sinne der — wenn ich so sagen darf — rein Hahnemann'schen Homöopathie!

M. H.! Nachdem ich Ihnen das Wichtigste über die Entstehung und Handhabung der Weihe'schen Methode mitgetheilt habe, möchte ich Ihnen auseinandersetzen, was sie will und nicht will.

Die Weihe'sche Methode will nicht die Homöopathie an sich verbessern, sie will nicht rütteln an dem erhabenen Grundgesetz für die Therapie, welches unser Altmeister Hahnemann auch nur auf Grund von Thatsachen aufgestellt hat, wie Weihe seine Methode, welche bis jetzt ebensowenig wissenschaftlich begründet ist, wie früher die Hahnemann'schen Lehren; eine Wahrheit ist eben unverbesserlich und unwandelbar, wenn sie auch noch nicht bis in ihre letzten Ursachen hinaus durchforscht ist. Aber zur Bestätigung, Anwendung und Verbreitung einer Wahrheit giebt es verschiedene Wege und in diesem Sinne will die Weihe'sche Methode als eine Stütze der Hahnemann'schen Lehren wirken: sie will, selbst auf dem festen Boden derselben stehend und nur durch diese ermöglicht, die Mittelwahl erleichtern und zu einer fast absolut sicheren machen, was ja bekanntermassen auf Grund der physiologischen Arzneiprüfungen keineswegs so leicht ist und wozu eine lange, ausgedehnte Erfahrung gehört, wie auch Schelling in

seinem obenerwähnten Sendschreiben klagt; sie will eben durch Erleichterung der Mittelwahl der Anwendung und Verbreitung der Homöopathie Vorschub leisten, indem die Sicherheit des Erfolges auch für den Anfänger sich wesentlich erhöht; ferner will sie durch diese wesentlich erhöhte Sicherheit der Mittelwahl und des Erfolges auch den höheren Verdünnungen und damit der mehr dynamischen Auffassung des Krankheitsprocesses — um mit Hahnemann zu reden — der jetzt mehr beliebten pathologisch-anatomischen gegenüber wieder ausgedehntere Geltung verschaffen.

Viele werden nun fragen: Ist denn in diesen Richtungen eine Unterstützung für die Lehre Hahnemann's nothwendig? Ist nicht ihr Bau so stolz und so fest gefügt, dass ein Weiteres nur das in sich abgeschlossene Ganze stören und verunzieren könnte? Diesen möchte ich die in letzter Zeit so häufigen Klagen über eine gewisse Stagnation in der Homöopathie, über einen gewissen Mangel an Eifer bei ihren Vertretern und den spärlichen Nachwuchs solcher entgegenhalten. Und was ist die Ursache davon? Ich werde wohl nicht allzuviel Widerspruch erfahren, wenn ich einen grossen Theil der Schuld an diesen misslichen Verhältnissen der grossen Schwierigkeit im Zurechtfinden in den tausend und abertausend Symptomen, welche zu berücksichtigen sind, beimesse, wobei ich sofort auch darauf aufmerksam machen will, dass sehr oft gar nicht alle wichtigen Symptome am Krankenbett zu eruiren sind. Und eine leistungsfähige Therapie muss doch auch schon dem Anfänger eine gewisse Sicherheit im Erfolge, nicht blos bei leichten und mittelschweren, sondern auch — was für den Ruf einer therapeutischen Richtung am wichtigsten ist — bei den schwersten Fällen geben. Bei solchen zeigt sich die Leistungsfähigkeit der ärztlichen Kunst am deutlichsten, wenn es gilt, die eigentlich bereits zu schwache Naturheilkraft zu erneuter Reaktion gegen die Krankheitsstoffe anzutreiben, ohne dabei die Grenzen des Möglichen zu überschreiten oder durch Schädigung an anderen Orten den an einem Ort gebrachten Nutzen für den Gesammtorganismus illusorisch zu machen, wie letzteres so häufig in der Allopathie und theilweise auch in verschiedenen Zweigen der Naturheilmethode geschieht. Dass hiebei eine möglichst exakte Mittelwahl nothwendig ist, ist klar, schon aus dem Grunde, da krankhaft gereizte oder geschwächte Nerven auf viel kleinere Reize reagiren, als gesunde und deshalb auch eine höhere Potenzirung der Arzneistoffe verlangt werden muss, damit deren Wirkungen

nicht die Grenze des Gewünschten übersteigen. Und da glaube ich bemerkt zu haben, dass je höher die angewandte Potenz, desto exakter die Mittelwahl sein muss, um eine prompte Wirkung zu erzielen. Ich weiss, dass ich mit diesen Ansichten viel Anstoss erregen werde, aber zahlreiche Beobachtungen haben sie mir aufgedrängt.

Damit komme ich auf einen zweiten Grund für den geklagten mangelhaften Fortschritt unserer Sache. Als solchen möchte ich die ungenügende wissenschaftliche Erklärung der Homöopathie durch Hahnemann bezeichnen, was besonders jungen, direkt von der Hochschule kommenden Medizinern Ursache zur Missachtung unserer Lehre giebt und auch solchen oft Missbehagen verursacht, welche längst den Werth erprobter Thatsachen gegenüber mehr weniger reellen Erklärungsversuchen erkannt haben. Besonders leicht tritt dieses Missbehagen angesichts der von Hahnemann befürworteten höheren Verdünnungen ein und es war gewiss nicht ganz unberechtigt, so lange noch keine stichhaltige naturwissenschaftliche Erklärung hiefür vorhanden war. Und obgleich ich hier von meinem eigentlichen Thema abschweife, fühle ich mich doch verpflichtet, an dieser Stelle ganz besonders auf die Forschungen unseres um die Homöopathie hochverdienten Mitgliedes, des Herrn Prof. Dr. G. Jäger, hinzuweisen, durch welche der Homöopathie wissenschaftliche Begründung gegeben und zahlreiche Analogieen aus der Natur und dem täglichen Leben an die Seite gestellt wurden, so dass es ganz verwunderlich scheint, auf solch' einfache Dinge nicht schon längst verfallen zu sein. Leider wird den Arbeiten*) Prof. Jäger's in unseren Reihen noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, zu unserem eigenen Schaden, da sie eine grosse Fülle gediegenen Beweismaterials enthalten von der

---

*) Von diesen interessiren uns speziell:

Die Neuralanalyse insbesondere in ihrer Anwendung auf die homöopathischen Verdünnungen. Leipzig. Ernst Günther's Verlag 1881.

Parasitismns. Das Naturgesetzliche desselben in botanischer, zoologischer, medicinischer und landwirthschaftlicher Beziehung. Sonderdruck aus der „Encyklopädie der Naturwissenschaften", Handwörterbuch der „Zoologie etc." Bd. VI. Breslau, Eduard Trewendt.

Die Homöopathie. Urtheil eines Physiologen und Naturforschers. Separatabdruck. Stuttgart 1888. Selbstverlag des Verfassers.

Die homöopathische Verdünnung im Lichte der täglichen Erfahrung und des gesunden Menschenverstandes. Stuttgart 1889. Selbstverlag des Verfassers.

Neuralanalyse bis zu seinen Beobachtungen in Küche und Keller und Liebe. Veranlasst durch diese Beweise, besonders der durch die Neuralanalyse gegebenen, war es mir nichts schweres, gegen die hohen Verdünnungen keine grosse Abneigung zu haben, und ich freute mich sehr, als ich durch die Weihe'sche Methode in den Stand gesetzt war, mich der — nach der Theorie so schöne Resultate versprechenden — Hochpotenzen bedienen zu können, da, wie ich schon einmal hervorhob, hiezu eine exakte Mittelwahl unumgänglich nothwendig ist. Und wer sich täglich von der eben so sicheren wie sanften Wirkung höherer Potenzen in schwersten Fällen überzeugen kann, der stimmt ganz gewiss der dynamischen Auffassung des Krankheitsprocesses seitens Hahnemann's zu, welche durch die umfassenden Arbeiten Prof. Jäger's wissenschaftlich erklärt, durch Prof. Arndt in Greifswald in seinem sehr lesenswerthen Buche über Neurasthenie*) von anderer Seite beleuchtet und durch dessen Verallgemeinerung des Pflüger'schen Zuckungsgesetzes zu einem allgemein gültigen Naturgesetz erhoben wurde. Es ist sicher, wenn wir Homöopathen uns nicht von dem Banne der pathologischen Anatomie in Bezug auf unser therapeutisches Handeln freimachen, dass wir dann bald derselben Unsicherheit hierin, wie die herrschende Schulmedizin anheimfallen, obgleich wir uns gerade in dieser Hinsicht so sehr über sie erhaben fühlen.

M. H.! Verzeihen Sie diese Exkursion, aber ich glaubte, die gefühlten Missstände auch einmal von dieser Seite beleuchten zu müssen, zumal da, wie ich schon angedeutet habe, die Weihe'sche Methode im Stande ist, befriedigende Abhülfe zu schaffen.

M. H.! Den Beweis, dass die Weihe'sche Methode alles das, was ihre Vertreter selbst von ihr verlangen, auch wirklich zu leisten im Stande ist, kann nur in der Praxis erbracht werden; denn so wenig, wie seiner Zeit Hahnemann, sind wir in der Lage eine Erklärung der Thatsache zu geben, dass jedem bestimmten Punkte ein bestimmtes Arzneimittel entspricht und dass ein solches, nach seinem Schmerzpunkte gewählt, auf den ganzen Körper in der gewünschten, nach der physiologischen Arzneiprüfung vorherzusehenden Weise einwirkt. Und so kann ich Ihnen hier nur versichern, dass jeder, der sich mit der Weihe'schen Methode soviel beschäftigt hat, dass er einige Uebung in der Anwendung

*) Die Neurasthenie. Ihr Wesen, ihre Bedeutung und Behandlung vom anatomisch-physiologischen Standpunkt bearbeitet. Urban und Schwarzenberg, Wien 1885.

derselben erreichte, ich sage, dass ein jeder alsdann bekennen wird, dass diese Methode das leisten kann, was sie leisten will, was ihre Anhänger von ihr verlangen. Nur auf eines muss ich aufmerksam machen, dass auch hier Uebung den Meister macht, und dass man namentlich anfangs sich die Geduld nicht ausgehen lassen darf; doch kann ich Ihnen jetzt keine weitere Anleitung geben, da ohne praktische Unterweisung die genügende Sicherheit nur schwer zu erlangen sein dürfte.

M. H.! Die Weihe'sche Methode vermag die Mittelwahl zu einer fast absolut sicheren zu machen, wie ich schon öfters bemerkt habe, und jetzt will ich nur kurz noch erläutern, innerhalb welcher Grenzen. Die einzige Unmöglichkeit, an ihrer Hand die Mittelwahl zu treffen, besteht in solchen Fällen, wo keiner der bis jetzt bekannten Punkte auf Druck schmerzhaft ist. Glücklicherweise ist dies ein seltenes Ereigniss und es steht zu hoffen, dass es durch Auffindung von immer mehr Schmerzpunkten auch ein immer selteneres werde. Und diese Ausnahmen trifft man nicht, wie man vielleicht glauben möchte, bei Gesunden, sondern bei chronisch Kranken mit torpidem Nervensystem, wohl ausschliesslich bei Angehörigen der hydrogenoiden Constitution. In diesen Fällen tritt meist nach Anwendung entsprechender Constitutionsmittel Schmerzhaftigkeit einzelner Punkte mit der Zeit ein und damit fallen dann auch diese Fälle dem Regiment der Weihe'schen Methode anheim, welches sowohl das Gebiet der acuten wie der chronischen Krankheiten beherrscht, welch' letztere Krankheitsfälle ich hier ganz besonders betonen möchte im Gegensatz zu den irrigen Vorstellungen, welche der früher vielgebrauchte Name der „epidemischen Methode“ bei vielen erweckt hat und noch unterhält, denn an der grössten Mehrzahl der Menschheit sind Schmerzpunkte auffindbar und ich könnte Ihnen zahlreiche Fälle zur Illustration der Richtigkeit der Methode erzählen, aber dies würde zu weit führen und ich bin überzeugt, dass Sie mir garnicht alles glauben würden, so wenig als ich unserem hochverehrten Kollegen Weihe alles geglaubt hätte, wenn er nicht so gütig gewesen wäre, mir unter seinem gastfreien Dache Gelegenheit zu geben, triftige Beweise für die Richtigkeit seiner Angaben mit eigenen Augen zu sehen und aus dem Munde seiner Patienten zu vernehmen. Die Ueberzeugung aus eigener Anschauung ist doch stets die beste und so habe ich noch oft, besonders bei schweren Krankheitsfällen gezaudert, mich ganz auf die Weihe'sche Methode zu verlassen.

Aber seit ich bei einem mittelschweren Fall von Nasen- und Rachendyphtherie auf Ignatia 30° (3 Tropfen auf ¼ L. Wasser und davon ½ stündl. 1 Kaffeelöffel) in einem Tage Fieberlosigkeit und allgemeines Wohlbefinden eintreten sah, wurde mein Vertrauen in die Methode ein immer festeres und ich habe ihre Anwendung auch in schwersten Krankheitsfällen noch nie zu bereuen gehabt. Ich glaube, dass der eben erwähnte Fall die Richtigkeit der dynamischen Auffassung Hahnemann's wesentlich unterstützt, indem Ignatia solche subjektiven Nasen- und Halssymptome aufzuweisen hat, wie sie ganz wohl bei Diphtherie vorkommen; dies wird mir jeder Kenner unserer Arzneimittellehre zugeben und ich bin überzeugt, dass unsere Heilerfolge bei dieser Krankheit noch viel schönere werden, wenn wir uns nicht allzu vertrauensselig auf die angeblich spezifische Wirkung des Mercur. cyanat. verlassen. Eine spezifische Wirkung eines bestimmten Heilmittels gegen eine gewisse Krankheit, auch wenn es eine bacilläre Krankheit ist, sollten wir im Sinne Hahnemann's überhaupt nicht anerkennen; dass auch unter uns Homöopathen soviel von einer solchen gesprochen wird, beweist eben wieder, wie gross der Einfluss der pathologisch-anatomischen Vorstellungen auf unser Gemüth ist. Auch der sehr verehrte Koll. Kunkel*) hebt des öfteren hervor, dass Mercur. cyanat. durchaus nicht in allen Fällen angezeigt sei, sondern dass andere Arzneimittel ebensogut angezeigt und hilfreich sein können, wenn sie nach ihren Symptomen angezeigt sind. Aber sind diese denn immer so deutlich ausgesprochen, lassen sich besonders die subjektiven Symptome immer in wünschenswerther Genauigkeit feststellen? Gewiss nicht, gerade die letzteren genau zu erfahren, stösst oft auf unüberwindliche Schwierigkeiten, man denke nur an Kinder, an Bewusstlose, Ungebildete oder Unaufrichtige: über alle diese Klippen hilft meist bei genügender Fertigkeit die Anwendung der Weihe'schen Methode. Noch einer Schwierigkeit in der Mittelwahl bei acuten und chronischen Krankheiten muss ich hier gedenken. Oft genug kommt es vor, dass während des Gebrauchs eines Mittels Verschlimmerung eintritt, so dass man vor der Frage steht, habe ich das richtige Mittel gewählt oder hat sich der Charakter der Krankheit geändert, ist also ein anderes Mittel angezeigt, oder ist dies nur eine kritische Erscheinung, kann ich also

---

*) All. Homöop. Bd. 118. No. 11, pag. 83; No. 12, pag. 90; ferner Bd. 120. No. 7/8, pag. 52.

dasselbe Mittel weitergeben, nur vielleicht in anderer Verdünnung? Bei aufmerksamer Beobachtung lassen sich gewiss viele Fälle nach den Symptomen mit genügender Sicherheit beurtheilen, in einer grossen Anzahl aber dürfte es sehr schwer sein. Nehmen wir nur den Fall an, der garnicht so selten ist, dass bei Herz- oder Nierenleiden Durchfall als kritische Erscheinung auftritt: es ist dies ein neues Symptom, soll dagegen eingeschritten werden oder nicht? Darauf giebt die Untersuchung nach der Weihe'schen Methode stets sichere Auskunft, ebenso bei acuten Krankheiten, wenn das Fieber kritisch ansteigt. Wenn auch dem erfahrenen Praktiker ein solches Hülfsmittel überflüssig erscheint, so ist es doch für den Anfänger eine grosse Beruhigung, sich objektiv über die Mittelwahl vergewissern zu können und schützt ihn möglichst vor unliebsamen Erfahrungen, so dass er sich auf dem Boden, den er mit so grossen Hoffnungen betrat, auch sicher fühlt. Er wird keinen Grund haben, wie es so Manchem passirt, sich zurückzuziehen und so für andere ein abschreckendes Beispiel abzugeben, sich der Homöopathie zu nähern, oder, wenn einer trotzdem noch weitermacht, sich dann oft mit — durch ziemlich grosse Dosen herbeigeführten — symptomatischen Erfolgen zu begnügen und sich so mehr und mehr von den idealen Grundsätzen des Hahnemann'schen Naturgesetzes zu entfernen.

M. H.! Schon weiter oben habe ich, als auf eine wichtige Thatsache darauf hingewiesen, dass nicht blos am Kranken sondern auch am Gesunden Schmerzpunkte gefunden werden. Dies ist deshalb von grösster Wichtigkeit, weil wir dadurch in den Stand gesetzt sind, sog. epidemische Heilmittel rasch und sicher aufzufinden und zwar ganz auf Grund unserer Arzneimittellehre, da ja die Arzneimittel für die entsprechenden Punkte unter ihrer Führung gefunden wurden und deren Richtigkeit, wie ich schon einmal bemerkte, stets durch sie geprüft werden kann. Es ist dies gewiss auch ohne die Schmerzpunkte möglich, wenn nur eine Krankheitsform zu berücksichtigen ist, aber zu Zeiten, wo mehrere solcher neben einander vorkommen, dürfte die Auffindung eines Heilmittels für die verschiedensten Krankheitsformen doch schwierig sein, wenn z. B. Diphtherie, Brustkatarrhe und Rippfellentzündung unter die Heilwirkung eines Mittels fallen. Auf den ersten Anblick erscheint dies absurd, aber wenn man die allgemeinen Symptome aller dieser Fälle abgesehen von den örtlichen prüft, so wird man bei allen dieselben finden und diese stellen dann den

therapeutischen Charakter dar. Durch solche Befunde lassen sich an der Hand fortgesetzter Beobachtungen mit der Zeit gewiss für die einzelnen Mittel ganz bestimmte allgemeine Charakteristiken aufstellen, wodurch das Zurechtfinden in unserem so ansehnlichen und immer zunehmenden Arzneimittelschatz wesentlich gefördert werden wird. Am augenfälligsten und bis jetzt unerreicht dastehend aber ist der Vortheil der Auffindung von Schmerzpunkten auch am Gesunden dadurch, dass der Arzt durch fortgesetzte Untersuchungen an mehreren Individuen in den Stand gesetzt ist, den jeweiligen Veränderungen des Genius epidemicus so rasch zu folgen, dass er, noch ehe ein Erkrankungsfall vorgekommen ist, bereits das Heilmittel für die kommende Epidemie kennt und ihrem krankmachenden Einflusse durch prophylaktisches Eingeben des betr. Heilmittels mit Erfolg zuvorkommen kann, ohne durch ins Blaue hinein unternommene Präventivmassregeln eventuell ganz unnöthigerweise der Menschheit Schaden zuzufügen. Wenn dies auch nur der einzige Nutzen der Weihe'schen Methode wäre, so würden Sie mir wohl zugeben, dass sie allein um dessentwillen der weitesten Verbreitung würdig wäre, dass sie auch einzig als „epidemische Methode“ ihre volle Berechtigung hätte. Aber nicht blos die Veränderungen des Genius epidemicus vermögen wir vermittelst der Weihe'schen Methode zu verfolgen, sondern überhaupt jede Veränderung im menschlichen Körper in Bezug auf das Bedürfniss nach dem jeweilig passendsten Heilmittel. Und wenn man, wie ich es nun seit über 2 Jahren ausschliesslich thue, alle zur Beobachtung kommenden Fälle auf Schmerzpunkte untersucht, so fallen einem verschiedene Gruppen auf, in welche sich dieselben rubriziren lassen und innerhalb welcher eine gewisse Uebereinstimmung herrscht. Ich vermochte folgende Unterschiede zu beobachten:

1. Gesunde und acut Kranke ohne besondere constitutionelle Leiden zeigen Uebereinstimmung in den jeweiligen Schmerzpunkten.

2. Ein kleiner Theil anscheinend Gesunder resp. gesund gewordener und chronisch Kranker zeigen über lange Zeiträume hin ihre individuell eigenthümlichen Schmerzpunkte, welche in keinem Zusammenhang mit den jeweilig herrschenden Schmerzpunkten stehen.

3. Viele chronisch Kranke weisen am Anfang der Behandlung ihre besonderen Schmerzpunkte kürzere oder längere Zeit hindurch auf, bis sie — regelmässig nach entschiedener Besserung

— sich den unter 1. oder seltener den unter 2. angeführten Fällen anschliessen.

Ferner ist noch ein grosser Unterschied zwischen Erwachsenen und Kindern, so lange diese sich noch unter dem Einfluss der Zahnentwicklung befinden, zu constatiren. Seit 1½ Jahren verfolge ich diese Erscheinung: mag der Genius epidemicus sein, wie er will, erkrankt ein Kind in dieser Zeit an irgend welcher Krankheit, so kann ich sicher sein, entweder über die ganze Dauer derselben oder nur während eines Theiles derselben Phosphor entweder und zwar meist mit Iris oder mit dem jeweilig epidemischen Mittel organischen Ursprungs zusammen indicirt zu finden, was mir im Hinblick auf die in diesem Entwicklungsstadium besonders häufig auftretende Rachitis und deren am meisten bevorzugte Heilmittel sehr interessant war.

Eine weitere Eigenthümlichkeit ist die, dass Schwangere, wie eigentlich nicht anders erwartet werden kann, oft ihre eigenartigen Schmerzpunkte haben und zwar dann fast ausschliesslich Combinationen mit Pulsatilla oder mit Rhododendron (= Natr. sulf. cum Puls.). Wem fällt da nicht die bekannte Empfehlung des prophylaktischen Einnehmens von Pulsatilla zur Erleichterung der Niederkunft ein?

Ueber etwaige Abweichungen im Greisenalter und zur Zeit der Menopause konnte ich noch keine übereinstimmenden Beobachtungen sammeln.

Nun muss ich noch einmal auf den zeitweise eintretenden raschen Schmerzpunkt- — resp. Mittelwechsel — eingehen. Da wir — abgesehen von den mechanischen oder chemischen Verletzungen — zweierlei Krankheitsursachen annehmen müssen, nämlich exogene oder entogene, so wird der Mittelwechsel bald in der Veränderung der einen, bald der anderen Ursachen, bald im veränderten Zusammenwirken beider gesucht werden müssen. Als Zusammenfassung der exogenen Krankheitsursachen kann man den Genius epidemicus bezeichnen, bei den entogenen ist zwischen der constitutionellen Anlage und den jeweilig erzeugten Selbstgiften zu unterscheiden, welche letztere hier jedoch weniger in Betracht kommen dürften. Folgendes ist nun leicht einzusehen: Obgleich wir die einzelnen Faktoren des Genius epidemicus ebensowohl wie der constitutionellen Anlage und der jeweilig erzeugten Selbstgifte nicht genau kennen, also auch nicht gegeneinander abwägen können, so ist doch natürlich, dass je nach dem Ueberwiegen der exogenen

oder entogenen Ursachen wir sehr verschiedene Schmerzpunktcombinationen haben werden: überwiegen erstere bedeutend, so wird eine deutliche, einheitliche Epidemie entstehen, vorausgesetzt, dass der Genius epidemicus selbst ein constanter ist, was eben offenbar nicht immer der Fall und auch insofern leicht erklärlich ist, als er jedenfalls durch eine Reihe von Faktoren bedingt ist. Ist der Genius epidemicus kein constanter, so werden wir keine deutliche Epidemie bekommen, sondern es wird der so einmüthig gerügte Wechsel eintreten, innerhalb dessen aber doch ein gewisser Zusammenhang zwischen den einzelnen Mitteln ist. Es wird von den Combinationen bald das Mittel anorganischen bald das organischen Ursprungs einem andern Platz machen, aber meist bleibt zunächst eines der vorangegangenen Combination auch Mitglied der folgenden und je mehr wir von den Einheiten der verschiedenen Combinationen und von den den Einheiten zu Grunde liegenden Combinationen, mit einem Worte von der innerlichen Verwandtschaft der einzelnen Mittel miteinander, Kenntniss haben werden, desto eher wird sich auch bei raschem Wechsel stets der rothe Faden finden lassen. Die Schwierigkeit, über diese verwickelten Verhältnisse einen klaren Ueberblick zu gewinnen, kann nicht durch die Arbeit einzelner gehoben werden, da kann nur gemeinsames Forschen vieler etwas ausrichten. Deshalb darf der in manchen Gegenden und bei manchen Individuen zeitweise auftretende rasche Wechsel nicht als ein Fehler der Weihe'schen Methode an sich angesehen werden, sondern nur als eine gewisse Erschwerung ihrer Anwendung in der Praxis, indem derselbe durch Ursachen bedingt ist, über welche wir keine Macht haben. Um ihnen folgen zu können, muss eben der Patient jederzeit zur persönlichen Untersuchung zur Verfügung stehen und dann wird er bei einer Behandlung nach der Weihe'schen Methode am besten fahren, indem jede kleinste Verschlimmerung in seinem Zustande sofort in zweckentsprechender Weise berücksichtigt werden kann. Ist der Patient räumlich zu weit entfernt, so kann der in der Methode Geübte jederzeit nach den Symptomen, wobei ich besonders auf die allgemeinen und von den spezielleren auf Zeit der Verschlimmerung oder Besserung, und ob rechts oder links, achte, eine meist genügend sichere Mittelwahl treffen. So ist die Weihe'sche Methode auch für weiter entfernte Patienten ohne ihre direkte Untersuchung anwendbar, indem sie die Mittelwahl nach allgemeinen Symptomen ermöglicht, ohne dass man auf einen

detaillirteren Bericht, die meist schwer zu bekommen sind, angewiesen ist.

Niemand glaube aber nach dem Gesagten, dass die Ausübung der Weihe'schen Methode bei den zahlreichen Vorzügen, die sie bietet, zur Vernachlässigung des Studiums der reinen Arzneimittellehre verführe, damit würde sie selbst im innersten Kern getroffen und eine gedeihliche Weiterentwicklung gehemmt werden. Sie schafft kein Eldorado für Gedankenfaulheit. Sollte jemand dieser Meinung sein, so will ich ihn mit folgendem Beispiel zu widerlegen suchen: Als ich einst als Ganzwollener in der Turnstunde Herrn Prof. Dr. Otto Jäger auffiel, nahm er Veranlassung, eine lange Standrede über die Verwerflichkeit der Wollkleidung zu halten, welche darin gipfelte, dass die Leute nun glaubten, in derselben eine solche Panacee der Gesundheit gefunden zu haben, dass sie nicht mehr zu turnen brauchten, um gesund zu werden resp. zu bleiben. Dabei aber bedachte der Herr Professor nicht, dass ebenso wie ich noch viele andere durch die Wollkleidung erst Liebe zum Turnen bekamen aus dem einfachen Grunde, weil sie in dieser erst dasselbe ohne Schaden auszuhalten vermochten. Gerade so geht es gewiss jedem, welcher durch die Weihe'sche Methode als Anfänger mehr Freude in seinem Beruf erfährt, als ohne deren Hilfe; er vernachlässigt dann gewiss nicht ein gründliches Studium der physiologischen Arzneiprüfungen, sondern er gewinnt erst den rechten Geschmack daran, indem er in der Praxis jederzeit auf sicherem, objektivem Grunde fussend die Früchte desselben anzuwenden vermag.

Nun noch einige Worte über die Dosologie. Durch die Prof. Jäger'schen neuralanalytischen Untersuchungen über verschiedene homöopathische Arzneimittel und Verdünnungsstufen bis zur 2000^{00}, an welchen ich seiner Zeit lebhaften Antheil genommen hatte, interessirte ich mich von jeher für die hohen und höchsten Potenzen, aber erst mehrfache Erfahrungen über Verschlimmerungen nach Anwendung von — nach der Weihe'schen Methode gewählten — Mitteln gaben mir den Anlass, auch über die 30^{0} hinauszugehen. Die beobachteten Verschlimmerungen waren zweierlei Art: das eine Mal hatte einfach die Krankheit ihren Fortgang genommen, es war z. B. zum pleuritischen Schmerz ohne nachweisbares Exsudat ein solches getreten, das andere Mal waren so heftige, wenn auch nur vorübergehende kritische Erscheinungen gefolgt, dass ich nur an Arzneiverschlimmerung denken konnte und mir

sagen musste, wenn die Wirkung auch noch so prompt ist, bei richtig gewählter Dosis darf die Reaktion nicht so gefährlich werden; solche Arzneiverschlimmerungen beobachtete ich besonders in akuten Krankheiten und bei Neuralgieen. Dabei muss ich darauf aufmerksam machen, dass in den Fällen, welche ich hier im Auge habe, die Schmerzpunkte auch bei resp. nach der Verschlimmerung dieselben waren. Ich liess mir nun bei A. Marggraf in Leipzig höhere Potenzen anfertigen und experimentire damit nun beinahe 2 Jahren. Meine Resultate sind derart, dass ich nun ebenso wie von Bönninghausen und Weihe gewöhnlich höhere Potenzen anwende, besonders bei Neuralgieen, da ich oft von weniger hohen Verdünnungen hiebei unliebsame Exacerbation der Schmerzen erlebte, während nach Anwendung höherer sofortiger Nachlass derselben eintrat. Einen Fall möchte ich Ihnen hier etwas ausführlicher vorführen: Ein im Aug. d. J. an Brechruhr erkranktes Kind von 4 Monaten, welches von Geburt an in Bezug auf die Ernährung vernachlässigt war, liegt bei meinem Besuche Vormittags 11 Uhr vollständig apathisch da, ist stark abgemagert, fühlt sich kühl an, hat starke aphthöse Stomatitis, hochgeröthete, trockene Lippen mit aufgesprungener, abgedorrter Haut und ist seit 12 Stunden unvermögend etwas zu schlucken; nach Schmerzpunkten ist Natr. mur. mit Led. pal. angezeigt, ich gebe dafür die Einheit Tartar. stibiat. 200^{00}; Nachmittags um 2 Uhr werde ich aus der Sprechstunde gerufen, das Kind liege im Sterben; ich ging sofort hin und fand den Zustand ebenso wie Vormittags, nur war der Glanz der Augen sehr matt, die Haut noch kühler und die Herztöne langsam und kaum hörbar. Die Schmerzpunkte waren dieselben geblieben und da gab ich 1 Tropfen Tartar. stib. 1000^{00} in 1 Weinglas voll Wasser mit der Weisung, davon alle 10 Minuten mit dem Schnuller einige Tropfen auf die Zunge zu träufeln, und Abends erzählten mir die hocherfreuten Eltern, soeben habe das Kind wieder etwas Nahrung zu sich genommen, es sei auf jede Arzneigabe sichtlich mehr und mehr aufgelebt: Facta loquuntur. Sollte je einmal durch längeres Fortnehmen von 1000^{00} sich ein Erregungszustand des Nervensystems einstellen, so lässt dieser sich sofort durch Geben desselben Mittels in 200^{00} oder 30^{0} wieder zum Verschwinden bringen, welches Experiment ich an demselben Kinde ausführte. (Das Kind ist, wie ich mich vor wenigen Tagen, am 29. November, überzeugen konnte, in vorzüglichem Ernährungs- und Gesundheitszustand.)

Durch solche Beobachtungen und die Prof. Jäger'schen und Schulz'schen Versuche wird die Forderung Hahnemann's, die Arzneimittel in verfeinertem Zustande, also nicht in Tinkturen oder niedersten Decimalverdünnungen anzuwenden, glänzend gerechtfertigt. Und Prof. Jäger's theoretische Erklärungen des Similia similibus curantur in seiner obenerwähnten Schrift „Die Homöopathie" haben nun als Stützen seine eigenen exakt wissentschaftlichen Experimente und Erfahrungen aus der Praxis und das nicht blos zufällige, die hin und wieder mal vorkommen, sondern regelmässig eintretende, neben welchen es nur wenige Ausnahmen giebt. Letztere, d. h. dass niedere Verdünnungen entschieden besser wirken als höhere, habe ich nur bei älteren Individuen beobachten können. Ein einwandsfreier Grund hiefür ist mir nicht bekannt.

Im Anschluss daran muss ich noch besonders darauf aufmerksam machen, dass man beim Nachprobiren der Weihe'schen Methode sich der höheren Verdünnungen bedient, dass man nie vergisst, wenn ein nach derselben indizirtes Mittel z. B. in der 30. nichts helfen will, zunächst eine höhere Verdünnung desselben Mittels zu versuchen, sofern der Schmerzpunkt nicht gewechselt hat, und dass man statt dessen die Weihe'sche Methode nicht einfach für falsch und widerlegt erklären darf.

Zum Schlusse möchte ich das Gesagte, von dessen Richtigkeit sich jeder überzeugen kann, noch einmal kurz zusammenfassen:

Die Weihe'sche Methode steht fest auf den Boden der Thatsachen der Hahnemann'schen Forschung, sie vermag deren Bestätigung, Anwendung und Verbreitung wesentlich zu unterstützen, sie ermöglicht auch dem Anfänger eine erheblich sicherere Mittelwahl, ohne, wie andere sich zu helfen suchten, durch willkürliche Weglassung vieler Mittel sich der so feinen Individualisirung der homöopathischen Arzneimittellehre zu begeben, sie setzt den Arzt in den Stand — oft schon im Voraus — die epidemischen Heilmittel zu bestimmen und solche prophylaktisch anzuwenden, sie erhöht durch Erzielung sicherer Resultate das Interesse an wissenschaftlicher Forschung und — last not least — sie bringt unter Leitung der grundlegenden Forschungen meines theuren Lehrers Prof. Dr. G. Jäger mehr Licht auf dem bisher trotz Hahnemann's Autorität den meisten Praktikern so greulichen Gebiete der Dosologie.

M. H.! Ich schliesse mit der Behauptung, welche der Ausfluss einer festen allmälig erworbenen Ueberzeugung ist, dass eine Methode, welche soviel wie die Weihe'sche zu leisten vermag, es verdient, ernstlich geprüft zu werden und dies besonders in Spitälern, wo eingehendere, mit mehr streng wissenschaftlichen Beweisen versehene Feststellungen wesentlich leichter sind als in der Praxis draussen.

Kleine Mittheilungen.

Eine hochgradige Diphtherie des Rachens und der Mundhöhle im Greisenalter. Mitgetheilt von Dr. J. Kafka — Prag. Die Heilung einer Diphtherie im Kindes- oder jugendlichen Alter mit homöopathischen Mitteln ohne gleichzeitige Anwendung äusserer Behelfe wegen der Vernichtung der Mikrokokken und wegen der leichteren Ablösung der diphtheritischen Membranen, und wegen Beschränkung des septischen Processes u. s. w. gewährt gegenwärtig nichts Ueberraschendes. In vielen Diphtherie-Epidemieen hat sich die homöopathische Heilmethode viel besser bewährt als die Universitätsmedizin, welche auf ihre Rivalin mit Stolz und Geringschätzung herabsieht, trotz dem traurigen Bewusstsein, dass sie noch nicht das echte und rechte Mittel weder gegen den Micrococcus diphtheriticus noch gegen viele andere Bakterien besitzt.

Eine Erkrankung an Diphtheritis im Greisenalter gehört gewiss zu den grössten Seltenheiten und die Heilung derselben auch in hochgradiger Form mit den einfachsten homöopathischen Mitteln ist wohl der Mittheilung werth, weshalb ich nicht unterlasse, dieses glückliche Ereigniss zur Kenntniss der geneigten Leser d. Z. zu bringen.

Franz Brunetti, seit 53 Jahren Commissionär im schwarzen Ross, einem der ersten Hôtels in Prag, 83 Jahre alt, zwar schon ziemlich hinfällig, aber zu kleinen Verrichtungen noch verwendbar, kam am 26. August d. J. in meine Sprechstunde wegen Halsschmerzen. Er klagt über Schmerzen und Schwierigkeiten beim

Schlingen, über schmerzhafte Anschwellung der Halsdrüsen, über sehr üblen Mundgeruch, über Kälteüberlaufen, worauf wieder Hitze folgt und über sehr bedeutend zunehmende Schwäche.

Bei der Untersuchung der Rachen- und Mundhöhle fand ich die Tonsillen haselnussgross geschwellt und sowohl diese als auch die Uvula und einen Theil des harten Gaumens intensiv geröthet und mit graulich-weissen, ziemlich dicken Exsudaten belegt. Die Zunge war geschwollen, schwer beweglich und mit einer messerrückendicken Haut, ähnlich der eines fetten Rahms überzogen. Ebenso war das Zahnfleisch, die Lippen- und Backenschleimhaut, sowie jene unterhalb der Zunge mit weisslich-grauem Exsudat bedeckt. Der Mundgeruch war sehr penetrant und aashaft, die Speichelabsonderung vermehrt und selbst das Schlingen von Flüssigkeiten sehr erschwert. Wegen der Anschwellung der Zunge war die Sprache kaum verständlich, weshalb der den Kranken begleitende Sohn über Alles Auskunft ertheilte. Der Nasenkanal war frei. Die Temperatur war nur am Kopfe etwas erhöht, an den Extremitäten war sie vermindert, Puls 130, Herztöne rein, Herzstoss ziemlich kräftig, kein Husten, kein Geschmack, kein Appetit, Durst sehr gross und nur auf Kaltes gerichtet.

Auf die Frage, ob im Hôtel oder in der Wohnung des Kranken oder in dessen Nachbarschaft ein Halskranker sich befinde, erhielt ich vollkommen negative Antwort. Patient glaubt, dass sein Beruf ihn zwinge, stundenlang in der Einfahrt oder im Stiegenraum des Hôtels zu verweilen, um etwaige Aufträge entgegenzunehmen. Er sei einige Tage bei regnerischem, windigem und sehr kühlem Wetter viel dem unfreundlichen Luftzuge ausgesetzt gewesen und diesem schreibt er die Entstehung der Krankheit zu. Vom Sohne wurden alle diese Angaben bestätigt. Ich stellte diese Fragen, um zu erfahren, ob wirklich eine Infection stattgefunden oder ob eine zufällige Schädlichkeit zur Entstehung dieser diphtheritischen Erkrankung beigetragen habe. Die letztere scheint, wie in vielen anderen Fällen, die wahre pathogenetische Ursache zu sein.

Ich verordnete wegen der Schmerzhaftigkeit beim Schlingen und wegen der Entzündung der Mandeln Belladonna 3 in Solution, alle Stunden 2 Kaffeelöffel, und wegen des diphtheritischen hochgradigen Processes Merc. cyanatus 3 in Pulverform, alle 3 Stunden 1 Stück zu nehmen. Zugleich trug ich dem Kranken auf, sich sogleich ins Bett zu begeben, pünktlich einzunehmen, fleissig den

Mund mit frischem Wasser auszuspülen, nur Milch oder schwache, ungesalzene Suppe zu geniessen, nur Wasser zu trinken und nicht ängstlich zu sein.

Dem Sohne trug ich auf, das Zimmer, in welchem er sich mit dem Kranken befindet, wegen des üblen Mundgeruches fleissig zu lüften und eine Schüssel mit Chlorwasser in der Nähe des Krankenbettes aufzustellen, damit die bösen Dünste von Seiten des Kranken unschädlich gemacht werden. Auch hatte er den Auftrag, mir am anderen Tage Bericht zu erstatten.

Dieser lautete nach 24 Stunden ziemlich günstig: die fieberhaften Alterationen, sowie die Schlingbeschwerden haben nachgelassen, die Anschwellung der Mandeln wurde geringer und die grauen Belege an denselben und in der Umgebung verminderten sich.

Zugleich wurde mir berichtet, dass am gestrigen Tage der Hôtelbesitzer zum schwarzen Ross seinen allopathischen Familienarzt zum Kranken schickte, um zu sehen, was ihm fehle und über denselben Bericht erstatte. Dieser erklärte, ohne den Kranken zu untersuchen, die Krankheit für ein Krebsleiden (wahrscheinlich glaubte er Noma), machte die Umgebung auf die Gefahr der Ansteckung aufmerksam und verschrieb Carbolsäure in 5 %iger Lösung, welche jedoch der Kranke, wegen des heftigen Brennens im Munde, nicht nehmen wollte und mich bitten liess, ihn nicht zu verlassen, sondern ihm weitere Mittel zuzusenden.

Ich schickte ihm dieselben, wie gestern, mit der Weisung, nur 4stündlich die Pulver zu nehmen.

Am 31. August überraschte mich der Kranke mit seinem Besuche. Er kam, damit ich mich überzeuge, ob sein Zustand in der Besserung sich befinde. Und in der That fand ich die Halsdrüsen ganz abgeschwellt, den Rachen und dessen Umgebung bereits vollkommen befreit vom Exsudat, dafür aber besetzt mit zahlreichen seichten, nicht blutenden und auch nicht zackigen Geschwürchen; das Schlingen von Flüssigkeiten ging schon viel leichter von statten. Die Mundhöhle jedoch war noch mit reichlichen diphtheritischen Belegen besetzt; die Zunge war noch angeschwollen und wie mit einem weissgrauen Leder überzogen, am Zahnfleisch, an der inneren Fläche der Wangen und an der sublingualen Schleimhaut sassen noch dünne diphtheritische Exsudate; der Mundgeruch war penetrant und sehr ekelhaft, die Speichelabsonderung sehr vermehrt. Da das Fieber gänzlich nachgelassen

und das Schlingen von Milch oder milder Suppe möglich war, so fühlte sich der Kranke ein wenig gestärkt, weshalb es ihm möglich wurde, mich zu besuchen.

Ich verordnete Apis 3 in Solution, stündlich 2 Kaffeelöffel zu nehmen überzeugt, dass dieses Mittel genügen werde, um die weitere Rückbildung dieses schlimmen Processes ohne weitere Anwendung des Merkurcyanats zu bewerkstelligen. Zugleich wurde der Kranke angewiesen, den im Munde sich ansammelnden Speichel nicht zu schlucken, sondern auszuspucken, damit keine Magen- und Darmdiphtherie sich nachträglich entwickele. Ferner wurde angeordnet, so oft wie möglich mit verdünntem Weingeist (1 Theil Weingeist, 300 Wasser) den Mund und Rachen auszuspülen, wodurch der üble Mundgeruch vermindert werden kann. Säuren vermied ich absichtlich, weil selbst homöopathische Verdünnungen Brennen im Munde verursachen und Verschlimmerungen hervorbringen. Denn bei einer derartigen, so hochgradigen Diphtherie ist der Mund nach Ablösung der diphtheritischen Exsudate mit zahlreichen grösseren und kleineren Geschwüren besetzt, welche durch Säuren sehr schmerzhaft werden.

Der weitere Verlauf war unter dem Fortgebrauche dieser Mittel ein sehr günstiger und es stellte sich gar keine Complication und auch keine Nachkrankheit ein. Der allopathische Arzt wurde vom Hôtelbesitzer wieder Mitte September hingeschickt, um zu sehen, wie es dem Kranken gehe. Er constatirte bedeutende Besserung, auch ein anderer allopathischer Arzt wurde im Auftrage eines Veteranenvereins, dessen Mitglied der Kranke war, hingeschickt und es wurde ebenfalls die Besserung bestätigt. Ich selbst überzeugte mich am 30. September durch persönlichen Besuch, dass der Kranke den diphtheritischen Process vollkommen überstanden habe, und dass nur noch der Kräftezustand zu regeln sei, was durch zweckmässige Diät, absolute Ruhe, fleissiges Lüften des Wohnzimmers und durch mässigen Genuss eines guten Bieres und Fleischkost bewerkstelligt wurde.

Am 10. Oktober war der Kranke bereits im Stande sein Hôtel zu besuchen.

Wie bereits oben erwähnt, bietet dieser Fall nur ein besonderes Interesse dadurch, weil er im Greisenalter zu den seltensten Erscheinungen gehört. Die Leichtigkeit, mit welcher derselbe rasch zum Bessern sich wendete, wird Manchem unwahrscheinlich scheinen.

Ich muss gestehen, dass ich sehr schlimme Zufälle befürchtete. Der Belladonna und dem Mercurcyanat, zur rechten Zeit d. i. im Anfange der Krankheit angewendet, gebührt das grösste Lob; in späteren Stadien ist die Anwendung dieser herrlichen Mittel sehr fraglich und es ist oft die dringende Anzeige, zum Sublimat oder zum Bijod. mercurii oder, wenn die Sepsis vorherrscht, zu Acid. sulfuric. zu greifen.

Nachdem ich seit 54 Jahren eine sehr grosse Anzahl von Kranken, welche sich im hohen Greisenalter befanden, behandelt habe, war ich stets veranlasst zum Staunen über die Empfänglichkeit derselben für innerlich gereichte Arzneien, besonders wenn dieselben dem Aehnlichkeitsgesetze entsprechen. Ich konnte mich niemals überzeugen, dass das Greisenalter, selbst in den schwersten Krankheitsfällen, anderer Mittel bedürfe, als die jüngeren Generationen, wie z. B. mein lieber Freund Goullon unlängst bei der Behandlung einer Pneumonie im Greisenalter, die Bemerkung fallen liess, dass Arnica bei Greisen ein vorzügliches Antipneumonicum sei. Man wähle nur die Mittel nach dem jeweiligen Befunde und nach dem Simillimum und man wird sich bald überzeugen, dass das Greisenalter eben so zugänglich sei, wie die zarteste Jugend.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unterlassen, bei der Anwendung des Mercurcyanats auf einen wichtigen Umstand aufmerksam zu machen.

Ich behandelte im Jahre 1885 einen 3jährigen Knaben an Rachen- und Nasendiphtheritis. Derselbe erkrankte in der Sommervilla in Bubenč, wurde allopathisch mit Pinselungen, Inhalationen, Gurgelwässern und Ausspritzungen des Nasenkanals traktirt und da sich in Folge der gänzlichen Undurchgänglichkeit der Nasenhöhle Respirationsbeschwerden einstellten, wurde der Knabe schleunigst nach Prag gebracht und meiner Behandlung übergeben. Ich wendete, wie im vorhergehenden Falle, Belladonna in Solution und Cyanmercur in Pulverform an, ohne irgend ein äusseres Mittel in gleichzeitigen Gebrauch zu ziehen. Es trat schon nach einigen Stunden Besserung im Athmen und im Schlingen ein, die diphtheritischen Belege lösten sich allmälig ab und auch die Nase fing an zu fliessen und sonderte einen reichlichen eiterähnlichen Schleim ab. Am 3. Tage meiner Behandlung war unter Fortsetzung der genannten Mittel die Besserung vollkommen sichergestellt. Allein der Kranke konnte volle 24 Stunden keinen Urin entleeren. Dieser

wichtige Umstand machte mich um so mehr stutzig, als der Knabe auch apathisch wurde und gegen seine Gewohnheit viel Neigung zur Somnolenz hatte. Ich beurtheilte sogleich diesen Zustand als eine zu grelle Wirkung des Mercurcyanats, welches bereits 3 Tage lang angewendet wurde. Ich setzte sogleich mit diesem Mittel aus, auch die Anwendung der Belladonna war nicht mehr nothwendig, verordnete sogleich Apis, mit gleichzeitigen warmen und feuchten Bäuschchen auf die Blasengegend und schon nach 6 Stunden war das Kind im Stande Harn zu lassen und wurde vollkommen hergestellt.

Zu Hause aber sah ich die physiologische Arzneimittellehre beim Artikel „Laurocerasus", dessen Hauptbestandtheil bekanntlich die Cyansäure ist, nach und fand die „Harnverhaltung" mit durchgeschossenen Lettern angegeben.

Dieser Zwischenfall war mir ein wichtiger Fingerzeig, dass ich das Mercurcyanat zu lange fortgesetzt habe. Seit dieser Zeit wende ich, sobald die diphtheritischen Belege sich zu lösen anfangen, Apis an, welches Mittel, schon vor vielen Jahren von Dr. Davidson in Florenz warm empfohlen, mir stets sehr gute Dienste leistet.

Die allopathischen Kollegen wenden die obenerwähnten äusseren Mittel an, in der Absicht, den Coccus diphtheriticus unschädlich zu machen. Wir homöopathischen Aerzte meiden diese lästigen Behelfe, weil wir gänzlich ohne dieselben zum erwünschten Ziele, nämlich zur vollen Heilung gelangen, woraus deutlich zu ersehen ist, dass alle Massnahmen, die Mikrokokken umzubringen, auf falschen Promissen beruhen. Durch eine richtige Mittelwahl auf homöopathischem Wege wird die Heilung schneller und sicherer bewerkstelligt.

Antidote gegen die hauptsächlichsten allopathischen Medicamente von Dr. Dahlke, pr. Arzt, Berlin. Im Organon findet sich folgender Satz: „Eine menschliche Heilkunst zur Normalisirung „jener unzähligen, von der allöopathischen Unheilkunst oft an„gerichteten Innormalitäten giebt es nicht und kann es nicht „geben." Das klingt wenig tröstlich. An einer anderen Stelle dagegen, wo Hahnemann vom Kranken-Examen spricht, sagt er, man solle auch danach forschen: „welche allöopathischen „Curen mit dem langwierig Kranken bis dahin vorgenommen „waren u. s. w., um wo möglich diese künstlichen Verderbnisse „zum Theil wieder bessern können." Die beiden Stellen wider-

sprechen sich. Als Thatsache steht fest, dass unser Arzneischatz gewisse Mittel enthält, denen die besondere Eigenschaft zukommt, die Wirkung allopathischer Medicamente aufheben zu können und so für unsere Behandlung freie Hand zu schaffen.

Zum Glück ist das Repertoir der Schulmedizin ein sehr wenig reichhaltiges und die Zahl der Haupt-Missethäter daher eine ziemlich beschränkte.

Den ersten Rang nimmt das Opium mit seinen Alcaloiden ein. Wogegen wird dieses Mittel nicht angewandt? Husemann (Arzneimittellehre) meint, dass bei einer detaillirten Besprechung der therapeutischen Verwendung des Opiums das ganze Register der Pathologie würde vorgeführt werden müssen.

Von der Behandlung der acuten Morphiumvergiftung, so wie der Morphiumsucht sehe ich hier ab. Es bildet sich indess nach längerem Fortgebrauch der Opiate bisweilen ein Zustand von Nervosität, Ueberreiztheit, Schlaflosigkeit aus. Hierbei ist Nux vomica ein Antidot. Mir selbst hat sich seine Wirksamkeit bei einer Patientin, deren Zustand freilich schon mehr als Morphiumsucht zu bezeichnen war, aufs Beste bewährt.

Ein anderes Antidot, besonders bei Kindern, ist Chamomilla. Die Unruhe, Schlaflosigkeit, Ueberempfindlickeit gegen den leichtesten Schmerz sind Chamomilla-Symptome.

Für die nach lang anhaltendem Gebrauch von Opium eintretende Muskelschwäche soll Acid. muriatic. das Heilmittel sein. Alle Säuren haben als gemeinsames Symptom: Schwäche. Bei einigen, der Salzsäure, Schwefelsäure, ist diese Schwäche mit Reizbarkeit verbunden. Das ist etwas ähnliches, wie bei Colchicum und Arsen. Bei Salzsäure findet sich die Schwäche am ausgesprochensten. Der Kranke rutscht im Bett herunter vor Schwäche, ist ein Salzsäure-Symptom im Typhus. Es sind alle Muskeln schwach, auch die Zungenmuskeln; daher eine Schwerbeweglichkeit der Zunge. Dem Kranken fällt das Reden schwer. Gelsemium hat das gleiche Symptom, auch als Folge notorischer Schwäche.

Bei Missbrauch von Abführmitteln ist unser Antidot wieder die Nux vomica. Abführmittel machen Verstopfung, und Nux heilt Verstopfung. Es hat, wie Sulfur, Verstopfung mit Stuhldrang, im Gegensatz zu Opium und Bryonia.

Der Wirkungskreis der Brechnuss ist aber ein noch weiterer.

Uebernimmt man einen Fall aus allopathischer Behandlung, bei dem Krankheits- und Arznei-Symptome neben einander stehen,

so wird man gut thun, die Behandlung mit Nux zu eröffnen. Sie spielt an dieser Stelle eine ähnliche Rolle, wie der Sulfur im Verlaufe der homöopathischen Behandlung. Sie klärt den Fall. Sie ist im gewissen Sinne das Antidot par excellence.

Gegen das Ricinusöl giebt es ausser Nux noch ein anderes Antidot, die Bryonia.

Ricinus ist auch homöopathisches Mittel. Man wendet es an, eben so wie Pulsatilla und Urtica urens, wenn den Wöchnerinnen die Milch ausbleibt. Bryonia im Gegentheil wird verwandt beim Milchfieber, der Hauptsache nach einem kranken Zustand, wie er mit dem übermässig starken Zuschiessen von Milch verbunden ist. Also auch hier ein antidotarisches Verhalten.

Croton tiglium, wie Ricinus zur Gattung der Euphorbiaceae gehörend, scheint auch eine Einwirkung auf die mamma zu besitzen. Es hat: Schmerz beim Saugen, der von der Warze nach dem Rücken durchgeht.

Die Merkurialien standen von jeher bei Allopathen wie Homöopathen in dem Ruf, viel Unheil in der Welt angerichtet zu haben. Von Antidoten sind eine ganze Reihe zu nennen.

Das Quecksilber nimmt insofern eine besondere Stellung ein, als es sich in den Körpergeweben ablagert. Bei Missbrauch des Opiums, Chinins, der Abführmittel sind es nur die Folgen, die functionellen Störungen, gegen die eingeschritten wird. Hier liegt die schädigende Materie im Körper fest. Gebe ich Jodkalium, das Universal-Antidot der Schulmedizin, so schwemme ich dadurch das Quecksilber aus Leber, Nieren u. s. w. hinaus. Das Mittel wirkt in dieser Beziehung ganz prompt, so prompt, dass man es als Prüfstein gebrauchen kann dafür, ob noch Metall im Organismus sich befindet oder nicht. Gebe ich aber Nitri acidum in der 10. Verdünnung oder noch höher, so kann dadurch unmöglich der Quecksilberbestand der Organe auch nur im mindesten beeinflusst werden, wenigstens nicht direkt, wie beim Jodkalium, und doch heile ich. Man könnte sagen: Die Säure afficirt die Lebenskraft des Organismus in der Weise, dass derselbe in den Stand gesetzt wird, das Metall aus eigenen Kräften auszuscheiden. Das wäre ein sehr umständlicher und wenig klarer Weg. Man könnte aber auch auf den Gedanken kommen, dass das abgelagerte Quecksilber an sich gar nicht das Schädigende sei; dass dasselbe durch seine Ausscheidung in einen inaktiven, unschädlichen Zustand übergegangen sei. Ein chemischer Körper wird durch den Uebergang

aus der löslichen in die unlösliche Form unwirksam. Der Zustand der Ruhe steht unserem Gefühl nach dem Begriff des Wirkens, der Kraft gegenüber. Ein Mittel wirkt durch seine Bewegung. Es wirkt um so heftiger, je schneller es den Körper durchdringt. Die Blausäure ist das heftigste Gift, weil sie das schnellste ist. Die zur Ruhe gekommene Trichine ist unschädlich. Das gelöste Silber macht, in grossen Dosen genommen, die schwersten Vergiftungs-Erscheinungen. Bei der Argyrose ist das metallische Silber in den inneren Organen in nicht geringerer Menge abgelagert als in der Haut, und doch ist mit dem Zustand keine nachweisbare Gesundheitsschädigung verbunden.

Ich meine nicht, dass das abgelagerte Quecksilber überhaupt unschädlich sei, ich meine nur, dass es unschädlich sei, so lange es ruhig liegt und nicht durch irgend welche Zufälligkeiten etwas in den Organismus aufgenommen wird. Die Ablagerung ist eine Art Scheinheilung.

Ich meine ferner, dass die Verdünnung von Salpetersäure oder einem anderen Mittel nur helfen kann, wenn es die Funktionsstörungen sind, die Folgen der Wanderung des Metalls durch den Körper, die bekämpft werden müssen.

Es gab früher eine Methode der Quecksilberkur, bei der man Calomel in die Mundschleimhaut einrieb. Es ist danach lebenslänglicher Ptyalismus beobachtet worden, trotzdem der Körper gewiss jede Spur von Quecksilber schon längst ausgeschieden hatte. Man hat andererseits bei sonst gesunden Personen noch 13 Jahre nach einer Schmierkur durch Einverleibung von Jodkalium Quecksilber im Urin nachweisen können.

Das Haupt-Antidot gegen Merkur-Missbrauch, besonders wenn derselbe sich mit Syphilis komplizirt, ist, wie schon gesagt, die Salpetersäure. Schlägt sie fehl, so kommen folgende Mittel in Frage: Staphisagria hat, wie die Salpetersäure, gestielte Condylome. Es zeigt ferner: allgemeine Schlaffheit, blau-umränderte Augen und jenes reizbare, scheue Wesen, das auch bei anderen Affektionen, Magen-Darmkrankheiten, Ekzemen u. s. w. einen Hinweis auf das Mittel giebt.

Aurum ist besonders bei Ergriffensein der Nase und des Gaumens am Platz; Asa foetida mehr bei Affektionen der Extremitäten-Knochen. Sie ist auch ein Mittel bei ulcerativen Prozessen, die nicht auf Syphilis beruhen, z. B. bei Unterschenkelgeschwüren. Indikation für das Mittel giebt die Mitbetheiligung des Knochens,

zum mindesten des Periosts und die excessive Schmerzhaftigkeit. Dem Kranken ist der leichteste Verband unerträglich.

Eine Mittelstufe zwischen beiden nimmt die Phosphorsäure ein. Sie kann sowohl bei Ergriffensein des Gesichts, wie der Extremitäten Anwendung finden. Das Mittel zeigt als charakteristische Eigenschaften eine auffallende Wortkargheit, Redeunlust, ferner Nachtschweisse und einen Kopfschmerz, der sich als drückende Schwere auf dem Scheitel darstellt. Es ist eine Schwere, wie von einem Gewicht. Etwas ähnliches findet sich bei Aloë. Sie hat das Schweregefühl am ausgesprochensten, nicht nur auf dem Scheitel, sondern auch auf den Augenlidern, im Becken, im Mastdarm. Auch Phellandrium und Cannabis haben Kopfschmerz mit Schwere auf dem Scheitel. Acid. phosphor. passt, wie auch Phosphor, gut für Leute, deren Knochen noch im Wachsthum begriffen sind.

Ferner können als Antidote gegen Merkur dienen: Mezereum und Carbo animalis. Das Letztere wirkt oft sehr schnell bei harten Drüsen, die schon lange vergeblich mit Quecksilber behandelt sind.

Bei uncomplicirtem Merkurialismus ist wohl Hepar das beste Antidot. Wir selber bedürfen öfter seiner Hülfe. Dass Kinder nach Mercur. solub. 3 auch 4 Speichelfluss bekommen, ist keine Seltenheit. Ich habe einmal einem 4jährigen Kinde, das an schwerer Diphtherie erkrankt war, innerhalb einer Woche 15 Tropfen Cyan-Merkur 3 in Wasser gelöst, löffelweise gegeben. Die Diphtherie verlief schnell und glücklich; es folgte aber ein Speichelfluss, der trotz Hepar 14 Tage lang anhielt.

Chlorose wird von der Schulmedizin ohne Ausnahme mit Eisen behandelt. Vor einigen Jahren wurde auf die Wichtigkeit des Schwefels bei Behandlang chlorotischer Zustände hingewiesen und dass es eine Chlorose gäbe, die auf dem Fehlen des Schwefels im Blut beruhe. Ich weiss nicht, inwiefern der Sache heute Rechnung getragen wird. Im Allgemeinen wird Eisen gegeben, ohne viel Rücksicht auf den Zustand des Magens zu nehmen, denn es wirkt ja, nach allopathischer Ansicht, tonisirend auf den Verdauungstractus. Man lässt durchschnittlich etwa 1,5 g Eisen pro die gebrauchen. Bekommen wir ein derart traktirtes Individuum zur Behandlung, so ist unser Mittel die Pulsatilla, wenn der Fall auch im Uebrigen nicht ganz auf Pulsatilla zu passen scheint, also die menses reichlicher sind, die Frostigkeit fehlt, vielleicht

eine direkte Folge des Eisengebrauchs; denn Eisen in grossen Dosen macht Gebärmutterhämorrhagie und macht Hitzewallungen nach dem Gesicht, eine Art Pseudoplethora.

Gegen Malaria verwendet die Schulmedizin, zum mindesten in frischen Fällen, lediglich das Chinin. Es sind aber bei weitem nicht alle Wechselfieber durch Chinin heilbar. Chinin passt in erster Linie für die Fieber, bei denen die Anfälle pünktlich auf die Stunde wiederkehren. Cedron, ein Mittel, das auch aus Süd-Amerika stammt, zeigt dieselbe Eigenschaft.

Man will die Bemerkung gemacht haben, dass die Fieber einiger Länder auf Chinin weniger reagiren, wie die anderer. Man schiebt hier dem Klima etwas in die Schuhe, was in Wirklichkeit in der falschen Wahl des Arzneimittels seinen Grund hat. Auf die ostasiatischen Wechselfieber soll Chinin ungenügend einwirken oder wenigstens früher eingewirkt haben. Die perniciösen Malaria-Fieber, wie sie auf Hongkong zur Zeit der ersten Besiedelung der Insel auftraten, sahen einer Cholera täuschend ähnlich; also kein Wunder, wenn Chinin versagte. Allopathischerseits sucht man jeden Misserfolg am ersten in einer zu geringen Dosis. Es werden besonders in tropischen Gegenden Massen Chinin konsumirt, die den Gedanken nahe legen, ob nicht vieles, was Malaria-Kachexie genannt wird, als Chinin-Kachexie anzusehen ist. Hahnemann spricht von einem China-Siechthum, welches zurückbleiben solle, wenn Malaria unzweckmässiger Weise mit Chinin behandelt sei und dieses Mittel nur äusserlich die Anfälle unterdrückt habe.

Von homöopathischen Antidoten gegen Chinin ist in erster Linie Arsen zu nennen. Der Fall ist schon weiter vorgeschritten; es zeigen sich wassersüchtige Erscheinungen. Unter ähnlichen Verhältnissen kann Ferrum indicirt sein. In den schlimmsten Fällen ist Carbo am Platz. Es hat die übergrosse Schwäche und Eiskälte des Körpers, besonders der Füsse bis hinauf zu den Knieen. Ferner ist Ipecacuanha zu nennen. Sie hat kurzen Frost und lange Hitze. Auch Nux vomica folgt in manchen Fällen gut auf Chinin. Ipecacuanha und Nux im Wechsel werden viele Fälle heilen, die dem Chinin widerstanden haben.

Ist ein Rheumatiker viel mit Colchicin behandelt worden, so soll am besten Ledum folgen. Es passt besonders, wenn die kleinen Gelenke ergriffen sind, Verschlimmerung durch Bedeckung eintritt und die Schmerzen aufwärts steigen.

Hat Jemand bei Gonorrhoe viel Copaiva-Balsam oder Cubeben genommen, so kann man Nux als Antidot geben.

Wurden zu grosse Canthariden-Pflaster auf die Haut, besonders auf die zarte Kinderhaut applicirt, so treten nicht selten Folgeerscheinungen ein, die von leichter Dysurie bis zu bedeutenden Collaps-Erscheinungen steigen können. Unser Haupt-Antidot ist Camphora. Ferner kann Apis in Betracht kommen. Camphora ist auch ein gutes Mittel für Harnverhaltung aus anderen Ursachen, besonders bei Kindern. Der Campher-Collaps ist ausgezeichnet durch blasse und sehr kalte Haut. Dabei wird der Kranke innerlich von brennender Hitze gepeinigt. Er will daher keine Bedeckung dulden. Etwas ähnliches zeigt Secale. Es hat auch Collaps mit kalter Haut und Neigung zum Entblössen. Der Kranke hält bisweilen die Finger gespreizt. Für Apis ist ebenfalls der Mangel an Körperwärme und schneller Verfall bezeichnend. Daneben hat es eine Unruhe, die sowohl von der Todesfurcht des Aconit, wie von der inneren Angst des Arsen, wie von der körperlichen Unruhe des Rhus verschieden ist.

Schwefel wurde früher, als man den Peru-Balsam noch nicht kannte, häufiger verwandt. Als Antidot gegen Schwefel-Missbrauch empfiehlt Hahnemann das Riechen an einem senfkorngrossen, mit Mercur. metall. 30 befeuchteten Streukügelchen. Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, die Heilkräftigkeit dieses Verfahrens zu erproben.

Heilung der Diphtherie durch Quecksilber-Sublimat.

Von Dr. Wislicenus, prakt. Arzt in Eisenach.

Hydrargyrum bichloratum corrosivum, Quecksilber-Sublimat ist bei richtiger Anwendung ein sicheres Heilmittel gegen Diphtherie. Dass dieses als pilztödtend anerkannte Mittel von den Aerzten nicht schon längst gegen Diphtherie angewandt worden ist, ist wohl dadurch zu erklären, dass man geglaubt hat, zur Heilung der Diphtherie Gaben des Sublimat verwenden zu müssen, die zugleich mit den Bazillen und dem durch dieselben erzeugten Gifte auch den Organismus zerstören würden. Das ist aber nicht der Fall. Man kann die Diphtherie mittelst Sublimat zur Heilung bringen, ohne dem menschlichen Organismus einen erheblichen und länger andauernden Schaden zuzufügen. Das habe ich an hunderten von Fällen klar beobachtet.

Ich habe gegen Rachen-Diphtherie eine Verreibung des Sublimat mit Milchzucker angewendet und zwar in einem

Verhältniss von 1 zu 9, sodass in zehn Theilen der Verreibung ein Theil Sublimat enthalten war. Dabei will ich bemerken, dass statt der Milchzucker-Verreibung jedenfalls ebensogut eine gleichwerthige Sublimat-Tinktur (1 zu 9) angewandt werden kann.

Von obiger Verreibung habe ich zuerst eine Portion von der Grösse einer Linse bis Erbse in zwölf Esslöffeln Wasser (in einem Glase) auflösen und gehörig umrühren oder umschütteln lassen. Dann habe ich von dieser Auflösung alle zwei Stunden einen Esslöffel voll einnehmen lassen, bei kleinen Kindern einen Esslöffel reichlich halb voll. Auf diese Weise war die Auflösung in vierundzwanzig Stunden aufgebraucht, bei Kindern natürlich nicht ganz.

Bei Erwachsenen oder grösseren Kindern habe ich mit der Arznei gurgeln lassen, bevor sie geschluckt wurde; bei kleineren Kindern habe ich beim Schlucken den Kopf schräg nach rechts und links halten lassen, damit die Arznei-Auflösung mit den erkrankten Partien des Rachens an allen Stellen in Berührung kam.

Wenn die Rachen-Diphtherie erst im Beginn ist, dann kann man die Fortentwickelung derselben durch die angegebene Methode meistens sofort zum Stillstand bringen und die Heilung binnen kurzer Zeit bewirken.

Zuweilen tritt wohl bald nach Anwendung des Sublimat eine Ausbreitung des diphtherischen Belags ein; diese ist aber durchaus nicht immer als natürliche Verschlimmerung der Krankheit zu betrachten, öfters ist sie eine durch die Arznei hervorgerufene Erscheinung.

Um zu erfahren, welcher Fall vorliegt, muss der Arzt mit dem Einnehmen der Sublimat-Auflösung pausiren lassen, aber den Verlauf der Krankheit beständig kontroliren, und deshalb den Kranken nach sechs bis acht Stunden wieder untersuchen.

Ich habe häufig beobachtet, dass nach dem Aussetzen der Arznei zunächst die eingetretene Verschlimmerung, und dann der ganze diphtherische Belag ohne jede fernere Arznei verschwand.

Zuweilen aber ist die zunehmende Ausbreitung des diphtherischen Belags eine wirkliche Verschlimmerung der Krankheit und die Krankheit steht nach dem Aussetzen der Arznei nicht still, sondern greift weiter um sich.

In diesem Falle habe ich eine erbsengrosse Dosis der Sublimat-Verreibung in zwölf Esslöffeln Wasser auflösen, und — je nach dem Falle — alle 1 bis 2 Stunden einen Esslöffel voll

nehmen lassen — aber nur sechs bis zwölf Stunden lang (bei einstündigem Einnehmen sechs, bei zweistündigem Einnehmen zwölf Stunden lang). Hiernach habe ich wieder pausiren lassen. — Gewöhnlich genügte diese zweite Dosis des Sublimat und es war keine dritte nöthig.

Ich kann nicht dringend genug anrathen, bei der ersten Darreichung des Sublimat alle 12 bis 24 Stunden, bei der zweiten alle 6 bis 12 Stunden eine Pause im Einnehmen eintreten zu lassen und beim Stillstand oder bei langsamer Besserung der Krankheit die Arznei nicht zu wiederholen, dabei aber den Kranken in kurzen Zwischenpausen zu untersuchen und nur bei wirklich andauernder Zunahme der Diphtherie das Mittel wieder fortzusetzen.

Ein Arzt, der das Sublimat unausgesetzt bis zum völligen Verschwinden des diphtherischen Belags fortgeben wollte, würde sehr schlechte Erfahrungen machen und viel mehr Verschlimmerungen als Heilungen erleben.

Auch bei schon vorgeschrittenen Fällen der Diphtherie muss dieses öftere Pausiren des Einnehmens beobachtet werden, damit soviel als möglich jede Verschlimmerung durch die Arznei vermieden werde.

In weitvorgeschrittenen Fällen mit nekrotischer Zerstörung des Gewebes, aashaftem Mundgestanke, habe ich zuweilen eine etwas mehr als erbsengrosse Dosis der Sublimat-Verreibung, in zwölf Esslöffeln Wasser aufgelöst, angewandt, alle 1 oder 2 Stunden einen Esslöffel voll — aber nur 6 bis 12 Stunden lang.

Sowie der aashafte Mundgestank verschwand, habe ich mit Einnehmen ganz aufhören lassen.

Der Arzt wird bei dieser Behandlungsweise manchmal in Zweifel sein, ob er das Sublimat fortsetzen oder aussetzen soll. In solchen zweifelhaften Fällen ist es am Besten, die Arznei auszusetzen und abzuwarten, bis die Zunahme der Krankheit ausser Zweifel ist.

Das Abwarten ist für den Arzt um so leichter, da nach vorausgegangener Anwendung des Sublimat die Zunahme der Diphtherie, wenn sie ja eintritt, nur eine langsame ist.

Bei rechtzeitiger Anwendung der beschriebenen Heilmethode wird das Uebergreifen der Rachen-Diphtherie auf den Kehlkopf stets verhindert, sodass die Fälle von diphtherischem Croup dadurch viel seltener werden.

Wenn bereits Diphtherie am Kehlkopf vorhanden war, dann erwiesen sich die Erfolge der beschriebenen Methode als unsicher; in den meisten Fällen war der Verlauf ein ungünstiger. Ich hatte deshalb die Absicht, die Sublimat-Auflösung direkt an den Kehlkopf gelangen zu lassen und zwar durch den für den Kehlkopf konstruirten Zerstäubungs-Apparat. Ich ging dabei von der Voraussetzung aus, dass bei der nöthigen Vorsicht der Erfolg im Kehlkopfe derselbe sein müsse, wie bei der Rachen-Diphtherie. — Eigene Erfahrung habe ich indessen hierüber nicht erlangen können, da mir in den letzten Jahren kein Fall von Kehlkopf-Diphtherie zur Behandlung gekommen ist.

Ich ersuche die Herren Aerzte, diese Heilmethode der Diphtherie in der angegebenen Weise zu probiren und zu prüfen. Bei rechtzeitiger Anwendung und einigermassen geeigneter Pflege dürfen von Rachen-Diphtherie keine Todesfälle vorkommen. — Ausserdem werden alle Fälle der Rachen-Diphtherie rascher geheilt werden, als bei anderen Behandlungsarten und die Ausbreitung der Diphtherie vom Rachen auf den Kehlkopf wird vermieden werden.

Noch ein anderer Vortheil wird sich hieraus ergeben. Wenn sämmtliche Fälle der Diphtherie in ihrem Verlaufe abgekürzt und in ihrer Ausbreitung eingeschränkt werden, dann werden sich auch weniger Ansteckungskeime entwickeln und die Zahl der Ansteckungen wird sich mehr und mehr vermindern.*)

---

*) Anmerk. d. Red. Der Herr Verfasser, dessen Artikel wir auf seinen speziellen Wunsch behufs Verbreitung seiner Heilmethode unter den Aerzten aufgenommen haben, ist im Irrthum, wenn er glaubt, dass vor ihm nicht Sublimat gegen Diphtherie angewandt worden sei. Vor allgemeinerer Verbreitung des Cyanmerkurs ist von mir und vielen anderen Kollegen fast immer Sublimat gegen Diphtherie verwendet worden, allerdings nicht in so unsicherer Dosirung, sondern in der dritten und vierten Dezimalverdünnung zu 4 Tropfen 1—2stdl. etc. Der Herr Verf. scheint bei der Anwendung des Sublimats hauptsächlich auf die antibakterielle Wirkung zu rechnen und von der lokalen Desinfektion einen Heileffekt zu erwarten, was mir doch sehr zweifelhaft scheint, da diese lokale Einwirkung dann durch eine Menge anderer Desinficientien erreicht werden könnte, was massenhaft versucht, aber stets missglückt ist. Ich glaube, wohl mit allen Homöopathen, dass die Wirkung des Quecksilbers, ob als Sublimat oder Cyanmerkur oder Merc. bijod. etc. eine absolut spezifische, vom Blut aus eintretende und jede lokale Einwirkung nutzlos ist. Deshalb bin ich überzeugt, dass die subkutane Anwendung des Quecksilbers noch besser wirken würde, weil die im Rachen etc. auftretenden diphtheritischen Erscheinungen nur Zeichen einer schon vorhandenen Blutinfektion sind. Windelband.

Die Behandlung der Tuberkulose nach Dr. Koch. Seit Herausgabe unseres letzten Heftes hat eine medizinische Veröffentlichung die Aerztewelt und vielleicht noch mehr das ganze Laienpublikum in einen hohen Grad von Aufregung versetzt. Es ist dies die Veröffentlichung Koch's über die Behandlung der Tuberkulose mit einem neuen bis jetzt unbekannten Mittel.

Das berechtigte Aufsehen, welches das Bekanntwerden der Koch'schen Impfung und ihrer ersten Resultate erregte, ist einerseits erklärlich aus der Thatsache, dass das Mittel sich gegen einen Feind richtet, in dessen Bekämpfung bis jetzt alle Methoden der Schulmedizin sich so wenig wirksam erwiesen, dass ungefähr 12,5 % (Schweiz) bis 20 % (in grossen Städten) aller Todesfälle auf Tuberkulose zurückzuführen sind, und andererseits aus der sofort in die Augen springenden Wirkungsweise des Mittels auf den erkrankten Heerd.

Es wird nicht nöthig sein, auf die Einzelheiten der Behandlung näher einzugehen, da wohl jeder unserer geschätzten Leser aus der medizinischen Wochenpresse sich auf dem Laufenden wird gehalten haben, da ferner trotz der auffallenden Wirkungen wegen Kürze der Zeit endgültige Resultate noch nicht festgestellt worden sind, und ein abschliessendes Urtheil wohl erst nach längerer Zeit gefällt werden kann, und weil endlich trotz aller lautgewordenen Vermuthungen über die wahre Natur des Mittels nur soviel bekannt ist, dass dasselbe in irgendwelchem Zusammenhange mit den Lebensregungen der Bakterien steht. Hier sich in unfruchtbare Spekulationen einzulassen, scheint mir ebenso zwecklos, wie wenig Erfolg versprechend Ein endgültiges Urtheil zu fällen, müssen wir uns für die Zukunft ersparen, wie denn Koch selbst in angenehm auffallender Bescheidenheit sich über die Bedeutung seines Mittels aufs Vorsichtigste ausspricht. Hier heisst es also ruhig beobachten, ruhig abwarten.

Für uns Homöopathen liegt ein ganz besonderer Grund vor, diese Behandlungsmethode mit sympathischem Blicke zu verfolgen, sind doch die kleinen Dosen sowohl, wie die markanten Wirkungen, welche sich an den erkrankten Theilen zeigen, wo ein gesunder Organismus kaum oder garnicht mehr gegen die gereichte Dosis reagirt, sind auch die auffallenden Verschlimmerungen, — vielleicht theilweise noch durch zu starke Dosen erklärlich — alles Dinge, die uns aus unserer homöopathischen Behandlung recht geläufig sind. Ob eine Stärkung unseres Simile-Grundsatzes durch die

Koch'sche Methode zu erwarten ist, oder ob sich ein neuer Weg der Arzneiheilung eröffnet, soll uns vor der Zeit nicht unnöthig beschäftigen; die Wahrheit unseres Grundsatzes Similia similibus curantur wird keinenfalls erschüttert werden können. Dass auch andere Wege als der des Simile zur Heilung führen können, haben wir niemals bezweifelt, ja in vielen Fällen direkt zugestanden.

Die Grösse und Bedeutung der Koch'schen Entdeckung ist unverkennbar, möge sie in ruhiger, sachgemässer Weiterentwickelung sich zum Segen der Menschheit entfalten und noch weitere neue Bahnen für die Bekämpfung der Infektionskrankheiten erschliessen.

Unsere Leser werden es uns gewiss danken, wenn wir in dem nächsten Heft aus sachverständiger Feder eine Veröffentlichung über die Entwickelung und den heutigen Stand der Schutz- und Heilimpfungen bringen. Dr. Sulzer.

Personalien.

Herr Dr. Haedicke aus Leipzig und Herr Dr. Schönebeck haben das homöopathische Dispensirexamen gemacht. Letzterer hat sich in Soltau niedergelassen.

Ueber Schutzimpfungen.*)

Von Dr. Kröner—Potsdam.

Wir Homöopathen standen bisher, wenigstens was unser praktisches Handeln betrifft, so ziemlich ausserhalb des Interesses, welches in neuerer Zeit die Frage der Schutzimpfungen nicht bloss den Bakteriologen von Fach, sondern unseren allopathischen Kollegen überhaupt eingeflösst hat. Für diese fällt die Frage nach der künstlichen Immunisirung mit dem Ziel der Bakteriologie zusammen, in welcher wiederum heute die gesammte allopathische Medizin nachgerade aufzugehen droht. Wenn wir Homöopathen bisher diesen Zweig medizinischer Forschung mehr oder weniger links liegen liessen, so hatten wir dazu insofern ein Recht, als wir gerade bei Behandlung der Infektionskrankheiten, vor allem der Diphtherie und der Cholera, von jeher unseren Gegnern überlegen waren; wir hatten einfach nicht dasselbe praktische Interesse daran, ob an den Schutzimpfungen etwas sei oder nicht. Dagegen haben wir ein sehr lebhaftes theoretisches Interesse an der Frage der — präventiven oder kurativen — Schutzimpfung, wie ich im Folgenden noch zu zeigen hoffe; ich halte es für sehr bedauerlich, dass in unserer Litteratur sich in dieser Beziehung fast noch gar nichts findet. Seit nun aber Koch mit seinem Schutzmittel gegen die Tuberkulose hervorgetreten ist, haben wir auch ein sehr lebhaftes praktisches Interesse an dem bezeichneten Gegenstand. Wenn wir auch bisher immerhin Ursache hatten, mit unserer Phthisisbehandlung zufriedener zu sein, als unsere Kollegen aus dem anderen Lager, und wenn sich auch gezeigt hat und noch mehr zeigen wird, dass in Betreff der Heilkraft des Koch'schen Mittels beutegierige Zeitungsreporter den Thatsachen weitaus vorausgeeilt sind, so zwingt uns doch das Faktum, dass gegen diese mörderische Krankheit ein unzweifelhaftes Spezifikum entdeckt worden ist, uns nicht bloss mit der Koch'schen Tuberkulosebehandlung in specie, sondern mit der Frage der Schutzimpfungen

*) Seit der Abfassung vorstehenden Aufsatzes ist eine geraume Zeit vergangen, und insbesondere ist über das Koch'sche Mittel mehr Licht verbreitet worden. Die hier geäusserte Vermuthung über seine Zusammensetzung hat sich bestätigt. Das nächste Heft soll einen kurzen Ueberblick über die Tuberkuloseimpfung und speziell über die Resultate der Koch'schen Behandlung bringen.

überhaupt zu befassen. Diese Erwägung giebt mir, glaube ich, das Recht, in einer homöopathischen Zeitschrift das angezeigte Thema einer Besprechung zu unterziehen.

Unter Schutzimpfung versteht man die Einverleibung einer Substanz in den thierischen oder menschlichen Körper zu dem Zweck, ihn vor einer künftigen Infektion zu schützen (präventive Schutzimpfung) oder ihn von einer bereits geschehenen Infektion zu heilen (curative Schutzimpfung). Zwischen diesen beiden Arten der Impfung besteht kein prinzipieller Gegensatz; es sind im Allgemeinen dieselben Stoffe, welche prophylaktisch oder therapeutisch wirken; in der Praxis stellt sich die Sachlage vielfach so dar, dass die Impfung vor oder nach der Infektion wirksam ist (z. B. bei der Pasteur'schen Hundswuthimpfung); in anderen Fällen aber (z. B. bei der Kuhpockenimpfung) hat das betreffende Mittel nur eine Wirkung, wenn es vor der Infektion angewendet wurde. Mit dem Begriff der Impfung verbindet sich der Begriff der direkten Einführung in die Säftemasse des Organismus, während die Darreichung eines Impfmittels per os kaum jemals in Frage kommt. Uebrigens besteht in der subkutanen Applikation und der Darreichung per os auch kein prinzipieller Unterschied; das Injektionsverfahren wird theils aus Bequemlichkeitsrücksichten (besonders bei Thieren) und im Hinblick auf genauere Dosirung bevorzugt, theils aber werden die eingeführten Stoffe im Magen und Darm so schnell unwirksam gemacht oder wieder ausgeschieden, dass sie ihren Zweck, die Imprägnation des ganzen Organismus, nicht erreichen würden. Ich habe schliesslich noch darauf hinzuweisen, dass bei den in praxi vorkommenden Schutzimpfungen bis jetzt fast ausschliesslich krankmachende Stoffe verwendet werden, ein Umstand, welcher das ganze Verfahren bei uns Homöopathen mehr oder weniger unpopulär gemacht hat.

Das Verfahren der Schutzimpfung ist ein sehr altes, oder auch, wenn man will, ein sehr neues. Die Pockenimpfung reicht in ihren Anfängen bis ins graue Alterthum zurück, die jetzt gebräuchliche Vaccination wird auch in kurzer Zeit ihr hundertjähriges Jubiläum feiern. Handelt es sich aber hier um eine rein empirische Entdeckung, so datirt das planmässige Aufsuchen von spezifischen Impfmitteln gegen Infektionskrankheiten erst aus der allerneuesten Zeit. Epochemachend war hier die Entdeckung von Pasteur-Toussaint (1881) dass es gelingt, milzbrandempfängliche Thiere gegen diese Krankheit zu immunisiren durch künstliche Infektion

mit lebenden, aber in ihrer Virulenz abgeschwächten Milzbrandbacillen. Seitdem wurden fast jedes Jahr ein oder mehrere Impfverfahren gegen eine Reihe von Infektionskrankheiten entdeckt, unter denen für den Menschen eigentlich bloss die Pasteur'sche Hundswuthimpfung in Betracht kommt; dagegen versprechen hochbedeutsam zu werden die Koch'schen Entdeckungen, zunächst seine Behandlung der Tuberkulose, und weiterhin der übrigen Infektionskrankheiten.

Zunächst haben wir uns mit der Technik der Schutzimpfungen zu befassen. Das Prinzip ist, wie im Folgenden gezeigt werden wird, fast immer dasselbe, aber in praxi bieten die Immunisirungsmethoden gegen die einzelnen Krankheiten grosse Verschiedenheiten dar. Im allgemeinen kann man zwei Wege einschlagen: entweder man schwächt die lebenden und virulenten Culturen ab und injizirt sie den Versuchsthieren, oder aber man sucht Immunität zu erzielen durch Injektion der abgetödteten Culturen, beziehungsweise ihrer isolirten Stoffwechselprodukte. Beide Methoden sind wiederum nicht prinzipiell verschieden, denn nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Bakteriologie stellen wir uns vor, dass die pathogenen Bazillen durch ihre Stoffwechselprodukte krankmachend auf den Organismus wirken.

Der eine Weg, die absichtliche Impfung mit demselben, aber abgeschwächten Material, ist schon in den ältesten Zeiten eingeschlagen worden. Es ist aus der Geschichte der Pockenimpfung bekannt, dass die Chinesen den Kindern getrocknete Pockenschörfe in die Nase einführten, um sie durch Ueberstehen einer leichteren Infektion gegen eine schwerere Pockenansteckung zu schützen. In verfeinerter Form wurde diese „Variolation“ bei verschiedenen Völkern Asiens vorgenommen, und sie bildete auch in Europa, speziell in England, die Vorstufe der Vaccination. Der Variolation genau entsprechend ist die Ovination, das Uebertragen des Schafpockenvirus auf Schafe, um durch das Ueberstehen einer leichteren Erkrankung vor einer schwereren Infektion zu schützen.*)

*) Der Einwand der Impfgegner, dass es widersinnig sei, die Vaccination anzuordnen, während die Ovination verboten sei, ist also nicht stichhaltig. Die Ovination der Schafe entspricht nicht unserer Vaccination, sondern der früher üblichen Variolation. Zwei sehr triftige Gründe haben zu diesem Verbot geführt: erstens gingen viele Schafe bezw. Menschen an der Ovination resp. Variolation zu Grunde, und zweitens wird durch die absichtliche Infektion die Krankheit selbst weiter verbreitet.

Auch ist es von Alters her Sitte, bei leichten Masern- und Scharlachepidemien die Kinder absichtlich der Infektion auszusetzen, damit sie gegen spätere, schwerere Epidemien immun sind.

Wie schon gesagt, war die erste gelungene Schutzimpfung auf Grund bakteriologischer Studien die Toussaint-Pasteur'sche Milzbrandimpfung. Die beiden Forscher erhitzten milzbrandhaltiges Material kurze Zeit (etwa 10 Minuten) auf 55° C (bei längerem Erhitzen auf diesen Temperaturgrad geht der Milzbrandbazillus zu Grunde) und fanden, dass die so behandelten Culturen eine deutlich krankmachende Wirkung auf milzbrandempfängliche Thiere ausübten, dass aber die Thiere nicht zu Grunde gingen und gegen eine nachfolgende Impfung mit virulentem Material immun waren. Diese Methode ist in der Praxis schlecht zu verwerthen. Die Virulenz der Bazillenkulturen ist oft den grössten Schwankungen unterworfen; Züchtung ausserhalb des Thierkörpers schwächt ausnahmslos ab, während fortgesetzte Impfungen von Thier zu Thier (fast immer handelt es sich um Infektion mit dem Blut der getödteten Thiere möglichst bald post mortem) die Giftigkeit der Colonien ausnahmslos in einer Weise steigern,*) dass oft eine sonst wirksame Schutzimpfung vollkommen versagt. Hat die Virulenz einen bestimmten Höhegrad erreicht, so bleibt sie bei fortgesetzten Uebertragungen von Thier zu Thier auf demselben stehen. Ist nun schon die Giftigkeit der anzuwendenden Culturen nie genau im Voraus zu bestimmen, so kann dieselbe oft durch ganz geringfügige Nebenumstände, die wir nicht kontroliren können, erheblich verändert werden. Wenn also ein Vaccin zu stark ist, so tödtet er die zu immunisirenden Thiere, ist er zu schwach, so gelingt die Immunisirung nicht. Pasteur bediente sich deshalb später eines anderen Weges zur Abschwächung der Milzbrandkulturen. Er erinnerte sich daran, dass Raubvögel (die eine Bluttemperatur von 42—43° C. besitzen), gegen Milzbrand von Natur immun sind. Seine Versuche ergaben, dass durch Erwärmen milzbrandhaltigen Materials auf diesen Hitzegrad eine allmähliche Abschwächung eintritt, welche man je nach der Zeitdauer der Erwärmung so modifiziren kann, dass von empfänglichen Thieren bloss Mäuse, oder diese und Meerschweinchen, oder neben diesen auch noch

*) Voraussetzung ist dabei, dass das Infektionsmaterial den Körper empfänglicher Thiere passirt. Andernfalls ist eine Abschwächung bei fortgesetzter Passage die Regel.

Kaninchen, schliesslich auch noch Schafe, die man künstlich infizirt, zu Grunde gehen. Pasteur wendet nun zur Immunisirung der Schafe (um diese handelt es sich in der Praxis hauptsächlich) zwei Vaccins an, zuerst einen schwächeren, dann nach dem Ueberstehen der Impfkrankheit einen zweiten stärkeren. Nachdem die Thiere auch diese Impfung überstanden haben, sind sie gegen Impfung mit virulentem Milzbrand immun.

Gegen Pasteur wendete sich Koch in den Mittheilungen aus dem kaiserlichen Gesundheitsamt (Band II). Das Prinzip erkannte auch er auf Grund seiner Versuche als unanfechtbar an; seine Kritik bezog sich blos auf zwei praktische Fragen, die uns hier weniger angehen; er behauptete, 1) dass der zweite Vaccin Pasteur's nicht ungefährlich sei, und 2) dass die Pasteur'sche Methode wohl gegen künstliche Milzbrandimpfung, nicht aber gegen die in praxi fast ausschliesslich in Betracht kommende natürliche Infektion vom Darm aus schütze. Solche praktische Bedenken können übrigens in keiner Weise die Richtigkeit des Pasteur'schen Prinzips alteriren, selbst wenn so unglückliche Zufälle öfters vorkommen sollten, wie im Jahre 1888 an der Metschnikoff'schen Versuchsstation in Odessa, wo von 4419 Schafen 3549 schon am ersten Vaccin starben. Indessen ist die Technik der Milzbrandimpfungen neuerdings eine befriedigendere, und damit sind auch die praktischen Resultate besser geworden. Cenkowski hat unter Tausenden von geimpften Schafen an der Impfung 0,8 %, an (spontanem) Milzbrand bis zu 0,13 % herunter verloren, während sonst die Mortalität an Anthrax 8—10 % betrug.*)

Da der Milzbrandbazillus der bis jetzt bestgekannte sämmtlicher pathogenen Bazillen und zugleich einer der am leichtesten zu studirenden ist, so ist es nicht verwunderlich, dass noch eine ganze Reihe von anderen Abschwächungsmethoden ersonnen worden ist, von welchen ich folgende erwähne: Lange fortgesetzte Einwirkung des atmosphärischen Sauerstoffs (Pasteur), Einwirkung höherer Wärmegrade auf die Sporen (Chauveau), Anwendung von Antisepticis in solcher Konzentration, dass das Wachthum nicht aufgehalten, wohl aber die Virulenz vermindert wurde (Chamberland-Roux), Einfluss von Luft, die auf 3—12 Atmosphärendruck komprimirt war (Chauveau und Paul Bert), unmittelbare Ueber-

*) Fortschritte der Medizin, 1889, pag. 1 ff. Vergl. auch die Verhandlungen des intern. Congresses für Hygiene und Demographie in Wien, 1887.

impfung von Thier zu Thier bei weniger empfänglichen Arten (Chauveau-Pasteur), schliesslich einige Zeit lang fortgesetzte Insolation (Arloing). Bei all diesen verschiedenen praktischen Kunstgriffen ist überall das Prinzip dasselbe: die Bakterien werden so behandelt, dass ihr Wachsthum nicht aufgehoben, wohl aber ihre Giftigkeit abgeschwächt wird.

Die zweite bakterielle Krankheit, welche in die angegebene Kategorie gehört, ist die Lyssa, gegen welche Pasteur eine Methode der Schutzimpfung ersonnen hat. Wenn seine Entdeckung bei uns in Deutschland bei fast allen, die sich nicht speziell mit Bakteriologie beschäftigt haben, mehr oder weniger als Humbug angesehen worden ist, so ist wohl der Hauptgrund der, dass wir in Deutschland ein vortreffliches Prophylacticum gegen die Hundswuth besitzen, nämlich den streng durchgeführten Maulkorbzwang, sei es, dass die Hunde immer auf der Strasse mit Maulkorb versehen sein müssen, wie in grossen Städten, oder dass beim leisesten Verdacht eines Wuthfalles das betreffende Thier unter veterinärpolizeiliche Beobachtung genommen wird, während für die übrigen Hunde bis auf weiteres Maulkorbzwang herrscht. So kommt es, dass Fälle von Wuth beim Menschen in Deutschland verschwindend selten und eigentlich bloss an den östlichen und westlichen Grenzen des Reiches vorkommen, während in Baiern z. B. seit Jahren kein Krankheitsfall zur Kenntniss gelangt ist. Dieser Ignorirung der Pasteur'schen Entdeckung gegenüber möge hier doch betont werden, dass nicht bloss der theoretische Werth seiner Methode, sondern auch die praktischen Erfolge als gesichert zu betrachten sind. Vom November 1885 bis Dezember 1886, also in 14 Monaten, hat Pasteur 2682 Personen geimpft. 518 waren von bloss wuthverdächtigen Thieren gebissen, der Rest von notorisch wüthenden. Bei einer grossen Zahl der letzteren war die Erkrankung an Lyssa festgestellt. Es starben 31, also nur 1,15 %. In den folgenden Jahren verringerte sich die Mortalität noch mehr: 1887: 0,74 %, 1888: 0,48 %, 1889: 0,26 %.*) Selbst wenn diese Angaben Pasteur's stark zu seinen Gunsten gefärbt wären, so lassen sie doch keinen Zweifel aufkommen, dass jene Methode einen wirklichen Schutz gewährt.

---

*) Die Annales de l'Institut Pasteur enthalten am Schlusse jedes Bandes eine ausführliche Statistik der in jenem Institut vorgenommenen Hundswuthimpfungen und ihrer Erfolge, wobei die näheren Details angegeben sind.

Auch bei der Hundswuthimpfung handelt es sich um Abschwächung der (bis jetzt noch nicht nachgewiesenen, aber doch sehr wahrscheinlich vorhandenen) Lyssabakterien. Pasteur hatte die Entdeckung gemacht, dass das Wuthgift bei fortgesetzter Passage durch Affen seine Kraft allmählich verliert, während es, von Kaninchen auf Kaninchen unmittelbar fortgepflanzt, immer virulenter wird, bis es einen gewissen auch bei weiteren Ueberimpfungen constant bleibenden Giftigkeitsgrad erreicht hat. Das Gift haftet am intensivsten am Rückenmark der gestorbenen Thiere, und Pasteur ging nun darauf aus, eine genau kontrolirbare Abschwächung herzustellen. Dies gelang ihm durch allmähliches Austrocknen der ausgeschnittenen Rückenmarksstücke in Gefässen über Stücken von Aetzkali. Je länger der Trocknungsprozess fortgesetzt wird, desto mehr nimmt die Virulenz ab. Die Impfung geschieht durch Verreiben der getrockneten Stücke in steriler Bouillon und subkutane Injektion. Mehrfach wiederholte Impfungen mit erst schwächerem, dann stärkerem Impfstoff bewirken Immunität auch gegen ganz frisches Material, und das Bedeutende und praktisch Wichtige an der Pasteur'schen Entdeckung ist das, dass die Impfung sowohl präventiv als kurativ wirkt.

Der von Pasteur gefundene, aber in diesem speziellen Fall nicht weiter praktisch verwerthete Abschwächungsmodus, indem nämlich der Bazillus durch eine Anzahl von wenig empfänglichen Thieren hindurchgeschickt wird, ist weiterhin bei einer Reihe von Schutzimpfungen zur Anwendung gekommen, die entweder bloss veterinärmedizinisches oder bloss theoretisch-bakteriologisches Interesse haben. So schwächt sich das Gift der Mäuseseptikämie ab bei der Passage durch Kaninchen, Schweinerothlauf durch Kaninchen, Lungenseuche durch Ueberimpfung unter die Schwanzwurzel gesunder Rinder (also auf ein empfängliches Thier, aber ein wenig disponirtes Organ).

Haben wir bisher die Immunisirung durch denselben Bazillus, der auch die Infektion bewirkt, besprochen, so haben wir jetzt einige Infektionskrankheiten zu betrachten, bei denen die Immunisirung durch Einverleibung einer andern Bakterienspezies gelingt. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist die durch Jenner eingeführte Vaccination (ein Ausdruck, welcher jetzt missbräuchlich für Schutzimpfung überhaupt verwendet wird, so wie auch Pasteur seinen Milzbrandimpfstoff Vaccin heisst). Das Contagium der Variola wie der Vaccine ist uns bis jetzt noch unbekannt, und es ist viel

über das Verhältniss der echten Blattern, der Kuh- und der Schafpocken gestritten worden, ohne dass man bis jetzt zu einer Einigung gelangt ist. Es handelte sich insbesondere um die Frage, ob die Kuhpocken und die Menschenpocken identisch sind, ob also die Vaccine nichts anderes ist als eine durch Uebertragung auf ein wenig empfängliches Thier abgeschwächte Variola. Die Experimente sind sämmtlich negativ ausgefallen, und das genügt für den vorliegenden Zweck: Variola und Vaccine, mögen sie auch eine gemeinsame Abstammung haben, sind jetzt jedenfalls so differenzirt, dass man aus keiner der beiden Krankheiten die andere künstlich hervorbringen kann. Doch lässt sich nicht abstreiten, dass beide Kontagien viele Aehnlichkeit haben, und wir hätten somit den Fall, dass gegen eine Infektionskrankheit immunisirt wird durch Einimpfung eines ähnlichen Kontagiums, welches hier dieselbe Rolle spielt, wie bei der vorhergehenden Gruppe der identische, aber abgeschwächte Ansteckungsstoff.

Nächstdem aber haben wir noch ein sehr interessantes, bis jetzt noch wenig genau erforschtes Kapitel zu berühren, das vielleicht in Zukunft noch Früchte tragen wird, nämlich das der Impfung mit antagonistischen Bakterien. In erster Linie ist hier zu nennen die Fehleisen'sche Lupusimpfung mittels des Erysipelkokkus. Weiterhin kommt in Betracht die Milzbrandschutzimpfung bei Kaninchen, die Emmerich ebenfalls mittels des Erysipelkokkus ausführte.*) Während diese beiden Methoden immerhin recht zweischneidig sind und für die Praxis wegen der Gefährlichkeit der Erysipelübertragung kaum in Betracht kommen, verdient ein Versuch von Cantani besondere Beachtung.**) Er fand, dass ein gewöhnlicher Saprophyt, Bacterium termo, Einfluss auf tuberkulöse Prozesse hat und ging sogar darauf aus, auch für andere Infektionskrankheiten eine „Bakteriotherapie" zu finden. Zu greifbaren praktischen Resultaten hat sein Vorschlag noch nicht geführt. Das antagonistische Verhalten verschiedener Bakterien im Reagensglas zu studiren haben auch verschiedene Forscher unternommen, und dabei hat sich gezeigt, dass es sich dabei

*) Emmerich, Tageblatt deutscher Naturforscher und Aerzte. 59. Versammlung 1886. Vergl. Pawlowsky: Heilung des Milzbrandes durch Bakterien und das Verhalten des Milzbrandbazillus im Organismus. Virchow's Archiv, Bd. 108, 1887, pag. 494, bestätigt und erweitert die Beobachtungen Emmerich's.

**) Cantani: Versuch einer Bakteriotherapie. Centralblatt für die medizinischen Wissenschaften, 1884.

nicht etwa um eine Erschöpfung des Nährbodens durch den vorausgegangenen Bazillus handelt, sondern um spezifische Relationen.*) Sehr instruktiv ist in dieser Richtung ein Versuch von Garrè: Ein Saprophyt, der Bacillus fluorescens, var. putridus, verändert die Gelatine in der Weise, dass, nachdem letztere vollkommen sterilisirt und dann mit einer der folgenden Bakterienspezies geimpft ist, Staphylococcus pyogenes aureus, Bacillus Thyphi abdominalis (Eberth-Koch), Bac. Pneumoniae (Friedländer) gar nicht mehr wachsen, Cholera langsam, dagegen der Vibrio von Finkler und Prior, der sonst in seinem Verhalten dem Cholerabazillus ähnlich ist, üppig gedeiht. Es müssen also ganz spezifische Beziehungen zwischen den Stoffwechselprodukten verschiedener Bakterien vorhanden sein, wie sie in der Botanik der makroskopischen Pflanzen schon längst bekannt ist in der Epiphytie, dem Schmarotzerwachsthum bestimmter Pflanzen auf bestimmten Wirthen, der Paraphytie, dem Nebeneinandervorkommen bestimmter Pflanzen, während andere sich nicht vertragen, und der bei den Landwirthen bekannten Regel, dass bestimmte Kulturpflanzen auf einem Acker einander gut folgen (Vorfrucht und Nachfrucht).**) Ein genaueres Studium dieser Verhältnisse wird unter Umständen zu wissenschaftlich merkwürdigen und vielleicht auch praktisch verwerthbaren Resultaten führen.

Wir haben jetzt der zweiten Hauptklasse der Immunisirungsmethoden zu gedenken, nämlich der Impfung mit den sterilisirten Stoffwechselprodukten der Bakterien. Prinzipiell verschieden ist dieses Verfahren von dem bisher beschriebenen nicht. Heutzutage ist alle Welt darüber einig, dass die pathogene Wirkung der Bakterien, wenn nicht ausschliesslich, so doch zum grössten Theil auf der Bildung von Stoffwechselprodukten beruht, dass also die Infektionskrankheiten genau genommen Intoxikationskrankheiten sind. Eine Reihe von Bakterien sind nach dieser Richtung hin studirt; die von den Bacillen befreiten Stoffwechsel-

*) Die Versuche werden einfach in der Weise angestellt, dass man in einem der gebräuchlichen Nährböden eine Bakterienkultur anlegt. Nachdem sie einige Zeit gewachsen ist, vernichtet man die Bakterien durch Erhitzen und impft auf den Nährboden die zweite Bacillenart.

**) Die Bakteriologen von Fach haben diese interessanten und praktisch sicher nicht unwichtigen Wechselbeziehungen verschiedener Bakterien nur sehr spärlich studirt. Ausführlich werden sie gewürdigt von G. Jäger in der „Seele der Landwirthschaft". Leipzig, E. Günther.

produkte bringen eine Erkrankung hervor, welche der ursprünglichen Infektionskrankheit sehr ähnlich ist. So sterben z. B. mit sterilisirten Choleraculturen geimpfte Thiere unter denselben Symptomen, wie wenn sie mit lebenden Bacillen infizirt worden wären, und die keimfreien Stoffwechselprodukte der Löffler'schen Diphtheriebacillen ergeben bei den Versuchsthieren zwar keine diphtheritischen Membranen, wohl aber Lähmungen, wie sie für die späteren Stadien der Diphtherie typisch sind, und erzeugen Nekrosen des Zellgewebes in der Nähe der Injektionsstelle.*)

Die ersten, welche die sterilisirten Culturen zu Immunisirungszwecken verwendeten, waren wieder Franzosen: Roux und Chamberland**) haben bei verschiedenen Infektionskrankheiten dadurch Schutz erzielt. Milzbrandhaltiges Blut wurde bei 55 ° sterilisirt und dann milzbrandempfänglichen Thieren einverleibt. Nachdem die Impfkrankheit überstanden war, waren die Versuchsthiere gegen Impfung mit virulentem Anthrax immun geworden.

Rauschbrand, malignes Oedem,***) der Vibrio Metschnikoffii, der bei Tauben und Meerschweinchen eine schnell tödtende Septicämie hervorbringt, können nach Einverleibung einer gewissen

---

*) Vergl. Brieger und Fränckel, Untersuchungen über Bakteriengifte. Berliner klinische Wochenschrift 1890, No. 11, 12. Dass die sterilisirte Bouillonkultur nicht ganz dieselben Wirkungen zeigt, wie die lebenden Bacillen, darf nicht befremden. Denn erstens ist das Gift, welches wir auf künstlichen Nährböden züchten, wahrscheinlich doch nicht identisch mit dem in den menschlichen Körpersäften, ihrem adäquaten Nährboden, hervorgebrachten, zweitens ist nicht zu vergessen, dass das Wachsthum der Bacillen selbst auch gewisse lokale Veränderungen des Nährbodens bewirkt. Diese müssen naturgemäss bei Injektion der sterilisirten Cultur wegfallen, dagegen werden die entfernteren Symptome sich wieder durch das bacillenfreie Gift allein hervorbringen lassen. Die Diphtheritisbacillen finden sich nur in den Membranen, niemals im Blute oder etwa in gelähmten Nerven. Die Lähmungen müssen also Wirkungen des in die Körpersäfte diffundirenden Diphtheritisgiftes sein, und sie werden eben so gut durch sterilisirte Culturen wie die lebenden Bacillen hervorgerufen. Das sterile Toxalbumin hat die Fähigkeit das Gewebe zu nekrotisiren, also auch die Schleimhaut, auf welcher der Diphtheritispilz wächst. Das charakteristische Aussehen der nekrotisirten Schleimhaut selbst aber wird mitbedingt durch das Wachsthum der Diphtheriebacillen und der sekundär sich einnistenden Bakterienarten. So stellt sich die Diphtheriemembran als das Produkt des lokalen Bacillenwachsthums und des Toxalbumins dar, sie kann also nicht durch das bakterienfreie Gift allein erzeugt werden.

**) Roux et Chamberland: Sur l'immunité contre le charbon conférée par des substances chimiques. Annales de l'Institut Pasteur 1888, pag. 405.

***) Dieselben. Annales de l'Institut Pasteur 1887, No. 12, pag. 561.

Menge steriler Bouillon-Cultur ohne Schaden eingeimpft werden. Da es fast immer darauf ankommt, eine gewisse Menge des giftigen Stoffes einzuführen, so müssen meist wiederholte Injektionen angewandt werden.*)

War man einmal so weit gelangt, so erhob sich weiterhin die Frage, welche speziellen Stoffwechselprodukte die Immunität erzeugen?

Schon vorher war, namentlich durch Brieger,**) eine Reihe von Körpern aus saprophytischen und pathogenen Bakterien dargestellt worden, die Ptomaine. Der eigentlich blos für solche Stoffe zutreffende Name, welche aus faulenden Leichenbestandtheilen***) dargestellt werden (Cadaverin, Putrescin u. s. w.), ist dann auf alle durch Bakterienwachsthum erzeugten Stoffe angewendet worden, welche den Alkaloiden in ihrem chemischen Verhalten ähnlich sind. Sie können aus der durch Erhitzen auf 100° sterilisirten Bouillonkultur dargestellt werden, werden also durch Hitze nicht zerstört, und geben die charakteristischen

*) Wie schon aus dem Vorstehenden erhellt, können sowohl solche Stoffwechselprodukte zu Immunisirungszwecken verwendet werden, welche ausserhalb des Thierkörpers künstlich gezüchtet werden, als auch solche, welche sich im Thierkörper selbst bilden. Ein Beispiel der letzteren Art bildet neben der Immunisirungsmethode von Roux und Chamberland das neuerdings von Behring (Deutsche medizinische Wochenschrift 1890, No. 50: Untersuchungen über das Zustandekommen der Diphtherie-Immunität bei Thieren) eingeschlagene Verfahren, die im Pleuraraum diphtheriekranker Thiere befindliche gelbliche, zwar bakterienfreie, aber stark toxische Exsudatflüssigkeit zur Immunisirung von Meerschweinchen und Kaninchen zu verwenden.

**) Brieger, Ueber Ptomaine. 3 Hefte. Berlin, Hirschwald.

***) Die Fäulnissvorgänge in der gesammten Natur beruhen ausschliesslich auf Bakterienwirkung. Speziell sind es verschiedene Arten von Bacillen, theils solche, die Eigenbewegung haben, theils unbewegliche, theils aërobe, theils anaërobe. Wo Bakterien keinen Zutritt haben, kann auch keine Fäulniss entstehen. Wenn man unter strenger Asepsis (möglichst staubfreies Zimmer, eventuell vorherige Anwendung des Carbolsprays, äusserliche antiseptische Reinigung des Thieres, Operiren mit ausgeglühten Instrumenten) einem eben getödteten Thier ein Stück eines inneren Organs entnimmt, das an und für sich bakterienfrei ist (Leber, Herz u. dergl.) und dasselbe in einem sterilisirten, mit Watte verschlossenen Reagensglase aufbewahrt, so fault es auch nach Monaten und Jahren nicht. Da mit dem betreffenden Stück kein Antisepticum in Berührung gekommen ist, da ferner alle übrigen Bedingungen zur Fäulniss (Feuchtigkeit, Berührung mit atmosphärischer Luft) gegeben sind, so kann blos die Abwesenheit von Bakterien schuld an der Conservirung des fäulnissfähigen Materials sein. Die Ptomaine sind also aufzufassen als Stoffe, welche sich aus den Eiweisskörpern unter Einwirkung von Fäulnissbakterien bilden.

Alkaloidreaktionen. Sie sind schwerlöslich in Wasser, bilden aber mit Säuren leichtlösliche Salze, sind löslich in Alkohol, werden aus ihren Lösungen durch eine Reihe von Reagentien gefällt, unter denen Gerbsäure, Kaliumquecksilberjodid, Phosphormolybdänsäure, Phosphorwolframsäure die wichtigsten sind. Sie können aus ihren Lösungen meist in krystallinischer Form dargestellt werden.

Eine zweite Gruppe von Stoffwechselprodukten der Bakterien ist erst in neuester Zeit erforscht worden. Wo sie das einzige oder das hauptsächlichste toxische Prinzip darstellen, verliert eine Bouilloncultur ihre Virulenz durch Kochen ganz oder theilweise, ein Zeichen, dass der betreffende Giftkörper durch Hitze zerstört wird. Nachdem schon früher beim Studium der Cholerastoffwechselprodukte ein Körper aufgefallen war, welcher nicht zu den Ptomainen gehörte, ist neuerdings durch die äusserst interessanten Versuche von Fränckel und Brieger*) mehr Licht auf die fraglichen Substanzen gefallen. Sie werden unwirksam durch Erhitzen über 60°, während dreistündiges Erhitzen der Bacillenculturen, speziell der Diphtheriebacillen, auf 50° die Giftigkeit noch nicht zerstört. Durch Eintropfen der sterilisirten Cultur in absoluten Alkohol liess sich eine amorphe, krümlige, schneeweisse Masse gewinnen, welche nach den Thierversuchen von Brieger und Fränckel als das spezifische Diphtheriegift anzusprechen ist. Diese toxische Substanz ist in Wasser löslich, in Alkohol unlöslich (daher eine Darstellungsmethode derselben im Eintropfen in absoluten Alkohol besteht). Sie hat viele Verwandtschaft mit den Eiweisskörpern, speziell mit den Peptonen. Sie wird nicht ausgefällt durch Kochen (nicht peptonisirtes Eiweiss coagulirt bekanntlich durch Erhitzen), dagegen entsteht ein Niederschlag durch verschiedene Reagentien: concentrirte Mineralsäuren, Metallsalze, Essigsäure-Ferrocyankalium, Phenol u. s. w. Noch mehr wird die Verwandtschaft mit den Eiweisskörpern erhärtet durch die Rothfärbung mit Millon's Reagens (salpetersaures Quecksilberoxyd mit salpetriger Säure) beim Erhitzen auf 60°; Violettfärbung nach Zusatz von Kalilauge und Kupfersulfat (die sogenannte Biuretreaktion), schliesslich Gelbfärbung nach Hinzufügen von Salpetersäure und Erhitzen (die Mulder'sche Xanthoproteinreaktion). Auch die gewöhnlichen Reagentien auf Alkaloide fällen diese toxische Substanz. Wir haben also hier einen Körper vor uns,

*) Brieger und Fränckel, a. a. O.

der nach seinen Reaktionen, wie nach seiner procentischen Zusammensetzung sich zwar nicht als Eiweisskörper, wohl aber als direkten Abkömmling der Albuminate kennzeichnet. Seine Wirkung ist nahe mit der der Fermente oder auch mit der des Schlangengiftes verwandt, insofern ganz minimale Mengen schon genügen, um ganz erhebliche physiologische Wirkungen zu erzielen, und insofern diese Wirkungen oft erst nach Wochen eintreten, wie die für Diphtherie charakteristischen Lähmungen. Seine Giftigkeit einerseits, seine Constitution andererseits haben Brieger und Fraenckel veranlasst, diesen und ähnlich zusammengesetzte Stoffe als Toxalbumine zu bezeichnen. Wir haben diese Körper hier etwas genauer besprochen, weil möglicherweise das Koch'sche Mittel ein solches Toxalbumin oder einen ähnlichen Körper enthält.

Die isolirten Stoffwechselprodukte der pathogenen Bakterien können nun gleichfalls zu Immunisirungszwecken verwendet werden; die Schwierigkeit aber, dieselben rein in grösserer Menge darzustellen, lässt es begreiflich erscheinen, dass dieser Weg in praxi selten angewendet wird, wenn nicht etwa der Koch'sche Impfstoff einer der beiden erwähnten Gruppen angehört.

Bei meinen im Berliner hygienischen Institut ausgeführten Versuchen bin ich noch auf eine andere Immunisirungsmethode gestossen. Wenn man Tauben mehrere Tage hintereinander mit 2 ccm. einer konzentrirten Lösung von Natrum sulfuricum impft und dann eine Impfung mit dem (sonst unbedingt tödtlichen) Vibrio Metschnikoffii nachschickt, so bleiben die Tauben am Leben, und die so erzielte Immunität erstreckt sich über verschiedene Wochen. Tauben, welche 4—6 Wochen nach der Immunisirung geimpft wurden, starben zwar, aber erst nach zwei Tagen (sonst nach 12—18 Stunden). Hier hätten wir also ein Beispiel von Schutzimpfung durch chemische Stoffe nicht bakterieller Herkunft. Inwiefern die Impfung mit schwefelsaurem Natron gerade gegen den Vibrio Metschnikoffii immunisirt, kann ich nicht sagen. Der Umstand aber, dass Vibrionenculturen, welche sterilisirt und dann mit Schwefelsäure neutralisirt sind, weniger giftig sind als die mit Salzsäure neutralisirten, weist auf eine spezifische Beziehung des Schwefelsäuremoleküls zu dem Gifte des Vibrio Metschnikoffii hin. Ganz ähnliche Resultate hat Behring in seiner neuesten, oben citirten Arbeit erhalten. Es gelingt bei Vorbehandlung mit Wasserstoffsuperoxyd, Meerschweinchen mehr oder weniger immun gegen

den Diphtheriebacillus zu machen. Dass dabei nicht etwa die desinfizirende Kraft des Wasserstoffsuperoxyds in Frage kommt, zeigt sich in der Angabe Behring's, dass mit diesem Stoff nach der Infektion behandelte Thiere früher starben als die Kontrolthiere.

Ueberblicken wir die verschiedenen Methoden der Schutzimpfung, so sehen wir, dass sie im Prinzip, mit Ausnahme der Schutzimpfung durch nicht bakterielle Substanzen und der durch antagonistische Bakterien, welche beiden Methoden aber bis jetzt nur geringe Ausdehnung gewonnen haben, identisch sind. Wenn wir eine abgeschwächte, aber in ihrer Virulenz nicht zu stark geschädigte Cultur dem Thierkörper einverleiben, so stellen wir uns vor, dass sie Stoffwechselprodukte erzeugt, welche denen der virulenten Bakterien entweder gleich, aber an Quantität geringer, oder qualitativ zwar ähnlich, aber weniger giftig sind. Die Untersuchungen von Brieger und Fränckel über das Toxalbumin der Diphtherie machen es wahrscheinlich, dass wir durch Impfung mit abgeschwächtem Bacillenmaterial qualitativ ähnliche, aber doch deutlich verschiedene und weniger toxische Abscheidungsprodukte der Bakterien erhalten. Es ist eine allgemein beobachtete Thatsache, dass die pathogenen Bakterien, je länger sie auf künstlichem Nährboden gezüchtet werden, desto mehr von ihrer Virulenz einbüssen. So auch die Diphtherieculturen in Bouillon. Die Untersuchungen von Brieger und Fränckel haben nun ergeben, dass mit fortschreitender Abschwächung aus den Culturen sich ein Körper in immer grösseren Mengen findet, welcher dem Toxalbumin der Diphtherie insofern ähnlich ist, als er auch sämmtliche Eiweissreaktionen desselben giebt, sich aber von jenem durch seine braune Farbe, seine Löslichkeit in verdünntem Alkohol und seine Ungiftigkeit*) unterscheidet. Da wir nun annehmen, dass die krankmachende Wirkung der Bakterien auf der Produktion toxischer Substanzen Ptomaine und Toxalbumine beruht, so wenden wir bei

*) Brieger und Fränckel bezeichnen diesen Körper als durchaus ungiftig. Ich möchte das zunächst bezweifeln. Bei den Experimenten werden bloss Thiere verwendet, bei denen wir wenig sichere Kriterien einer Erkrankung haben. Verminderte Fresslust, die sich bei den gewöhnlichen kleinen Versuchsthieren schwer kontroliren lässt, struppiges glanzloses Haar (bei Thieren, die meist in unzulänglichen Räumen ohne genügende Luft und hinreichendes Licht gehalten werden, auch kein sicheres Kennzeichen), eventuell noch Temperaturerhöhung oder -Herabsetzung — das ist Alles, was wir zur Beurtheilung des

der ersten Methode der Schutzimpfung (Impfung mit abgeschwächten Culturen) als schützendes Agens, homöopathisch gesprochen, ein Simile an. Nehmen wir die zweite Hauptgruppe der Schutzimpfungsmethoden, die Einführung von abgetödteten virulenten Culturen, also derselben Substanz, welche auch als krankmachendes Agens bei der Infektion wirkt, so würde sie, nach unserer Terminologie, ein Ison darstellen. Von diesem Standpunkte aus lässt sich nicht verkennen, dass das Prinzip der Schutzimpfungen ein homöopathisches, beziehungsweise isopathisches ist. Nichtsdestoweniger müssen wir, wollen wir ehrlich sein, vorläufig, d. h. bis wir die Sache genau nach dieser Richtung hin studirt haben werden, zugeben, dass nur eine weitgehende Analogie, nicht eine vollständige Identität zwischen Schutzimpfung und Homöopathie besteht. Wenigstens soweit bis jetzt die Schutzimpfung studiert ist, und das ist sie eben nur von der allopathischen Schule, handelt es sich immer um die Einführung eines Ison oder Simile in toxischer, krankmachender Dosis. Meine Untersuchungen bezüglich der Schutzimpfung gegen Vibrio Metschnikoffii an Tauben mittelst der sterilisirten Culturen haben ergeben, dass ein gewisses Quantum von Stoffwechselprodukten eingeimpft werden muss, und zwar in diesem speziellen Falle muss mindestens die sonst tödtliche Dosis von 10—12 ccm. den Thieren einverleibt werden (natürlich auf verschiedene Einspritzungen vertheilt), um einen Impfschutz zu erzielen. Auch Gamaleja weist darauf hin, dass bei Anthrax eine krankmachende Wirkung des eingeführten Impfstoffes (Vaccinalfieber) eintreten muss.*) Damit ist jedoch nicht gesagt, dass dies allgemeine Giltigkeit hat, dass also nicht etwa homöopathische Verdünnungen der immunisirenden Stoffe auch wirken könnten. Denn erstens machen wir unsere bakteriologischen Thierversuche vorwiegend mit ganz rapide tödtenden Septicaemien, bei denen vielleicht kleinere homöopathische Dosen nicht genügen, während es sich ganz gut denken lässt, dass

---

Gesundheitszustandes unserer Versuchsthiere haben. Ich habe oft genug an Thieren, die nur unerheblich weniger als die tödtliche Dosis erhalten haben, trotz besonderer Aufmerksamkeit keine oder nur unbedeutende Krankheitssymptome entdecken können. Von diesem Standpunkte aus möchte ich auch die Angabe der beiden Autoren, das betreffende Albumin oder Albuminoid sei durchaus ungiftig, mit einem bescheidenen Fragezeichen versehen und bis auf Weiteres blos eine relative Ungiftigkeit behaupten.

*) Referat im Centralblatt für Bakteriologie Bd. IV 1888 pag. 374.

dieselben bei langsamer verlaufenden Infektionskrankheiten, wie der Tuberkulose, Zeit haben, ihre Wirkung zu entfalten; andererseits lassen die Bakteriologen von Fach eines ausser Acht, dass nämlich die toxische Dosis und die homöopathische Verdünnung durch einen indifferenten Concentrationsgrad getrennt sind. Sie studiren die Wirkung der fraglichen Substanzen bis zu diesem Punkte hin, den Schritt darüber hinaus wagen sie nicht. Also: wer die Schutzimpfungen ohne Weiteres für die Homöopathie in Anspruch nimmt, kann sich nicht beklagen, wenn er von einem Bakteriologen von Fach ausgelacht wird; dagegen wäre es für uns Homöopathen eine äusserst dankenswerthe Aufgabe, und die immer grössere Ausdehnung, welche die Schutzimpfungen in der Medizin gewinnen, machen es uns geradezu zur Pflicht, die Experimente mit verdünnten Vaccins weiterzuführen. Das Renommée, welches homöopathische Verdünnungen, z. B. der Belladonna als Präservativ gegen Scharlach, geniessen, spricht entschieden dafür, dass auch die Impfstoffe sich potenziren lassen; auch bin ich weit entfernt, die Erfolge der älteren Aerzte mit potenzirten Krankheitsstoffen Vaccinin, Variolin u. s. w. ohne Weiteres für Selbsttäuschung zu halten, trotzdem die Isopathie neuerdings bei der Mehrzahl der Homöopathen entweder ignorirt oder gar mit Entrüstung als ein Auswuchs der Homöopathie desavouirt wird. Die Hauptschuld daran trägt meines Erachtens das Geschrei der Gegner, sowie die Scheu der Patienten vor der vermeintlichen Unappetitlichkeit der isopathischen Arzneien. Dagegen glaube ich kaum, dass es einen homöopathischen Kollegen giebt, welcher nicht mit Begierde auf die Gelegenheit wartet, bis er mit potenzirtem Koch'schen Impfstoff seine Versuche beginnen kann. Und doch läuft eine solche Therapie höchstwahrscheinlich auf Isopathie hinaus. Mit theoretischen Deduktionen lässt sich die Frage der Isopathie nicht entscheiden; nur Experimente können da Gewissheit geben, und hoffentlich wird es unseren vereinten Bemühungen gelingen, nachzuweisen, dass auch den verdünnten Impfstoffen eine schützende, beziehungsweise heilende Kraft innewohnt. Gelingt uns dies, dann erst können wir mit Fug und Recht die ganze Schutzimpfung als Beweis für die Richtigkeit unseres homöopathischen Prinzips ins Feld führen.

Nachdem wir die verschiedenen Methoden der Immunisirung besprochen haben, wenden wir uns zu der Frage: Auf welche Weise kommt die Immunität zu Stande? Ohne uns lange

mit Details aufzuhalten, wollen wir gleich die vier verschiedenen Theorien aufzählen und besprechen, welche sich im Laufe der Zeit herauskrystallisirt haben. Es sind 1) die Metschnikoff'sche Phagocytentheorie, 2) die Gewöhnungstheorie, 3) die Erschöpfungs- und 4) die Retentionshypothese. Die zuerst von Metschnikoff aufgestellte Hypothese stützt sich direkt auf mikroskopische Befunde. Bringt man einem Frosch in den dorsalen Lymphsack milzbrandhaltiges Material (Frösche sind gegen Anthrax von Natur immun), so findet man nach einer bestimmten Zeit eine ausserordentlich starke Anhäufung von Rundzellen, welche das infektiöse Stück ganz umschliessen. Auffallend ist nun die Thatsache, dass diese Rundzellen grossentheils Milzbrandstäbchen enthalten. Metschnikoff deutet diesen Befund so, dass die aus den Gefässen auswandernden Leucocyten sich aktiv der lebenden, virulenten Milzbrandbakterien bemächtigen, sie gleichsam auffressen, und belegt deshalb die Rundzellen mit dem Namen der Phagocyten. In der Thätigkeit der Phagocyten soll nach Metschnikoff das Wesen der Immunität liegen. Die Metschnikoff'sche Theorie ist rasch zu grosser Popularität gelangt, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einmal musste der Umstand frappiren, dass auch ein wenig geübter Untersucher die thatsächlichen Vorgänge direkt unter dem Mikroskop beobachten konnte, ferner passte die Theorie sehr gut in den Rahmen der durch Virchow geschaffenen Cellularpathologie hinein, während die nachher zu besprechenden drei anderen Theorien mit Begriffen operiren müssen, welche nicht unmittelbar zu beobachten und auch dem Experiment ausserordentlich schwer zugänglich sind. Thatsächlich hat denn auch die Metschnikoff'sche Phagocytenlehre längere Zeit das Feld allein behauptet. Die Experimente ihres Urhebers wurden unzählige Male nachgemacht, immer mit demselben Erfolg. Nach und nach aber begannen sich doch die Zweifel zu mehren, andere Experimente wiesen nach, dass die Phagocyten nicht die einzige Ursache der Immunität sein könnten, dass es im thierischen Körper noch andere bakterienfeindliche Einflüsse geben müsse. Auch gegen die Metschnikoff'sche Ansicht, dass die Leucocyten die lebenden, virulenten Bacillen auffrässen, erhoben sich Bedenken. Metschnikoff war dafür den Beweiss schuldig geblieben, dass die Rundzellen nicht schon todt sind in dem Moment, wo sie von den Zellen aufgenommen werden, sowie dass das Einschliessen in Zellen ihr Absterben be-

dingt. Dass die Rundzellen Fremdkörper aufzunehmen vermögen, war ja seit langer Zeit bekannt; wo lag der Beweis dafür, dass die Milzbrandbacillen nicht auch wie jeder harmlose Fremdkörper aufgenommen werden? Zu diesen mehr theoretischen Bedenken gesellten sich andere, welche direkt aus den Experimenten hervorgingen. Es ist mir hier unmöglich, alle verschiedenen Variationen aufzuzählen, mit welchen die Metschnikoff'schen Versuche angestellt wurden, doch mögen einige Beispiele hier Platz finden. So impfte Christmas Dirkink-Holmfeld*) Ratten mit abgeschwächtem Milzbrandmaterial. Es zeigte sich dabei die interessante Thatsache, dass die Localaffektion und die Allgemeinerkrankung in umgekehrtem Verhältniss standen. Je virulenter die Bakterien, desto geringer war die Reaktion an der Impfstelle, desto heftiger die Infektionskrankheit. Sind die Bakterien soweit abgeschwächt, dass sie nicht mehr tödtlich wirken, so entsteht an der Impfstelle ein Abscess; die Eiterung ist um so stärker, je geringer die Allgemeinerkrankung ist. Diese Beobachtung stimmt ganz gut mit der Phagocytentheorie, denn nach der Meinung ihres Urhebers läge eben in der massenhaften Auswanderung der Leukocyten und dem Auffressen der Bakterien durch dieselben die Ursache für das Nichtzustandekommen einer Allgemeininfektion. Dirkink-Holmfeld deutet die Sache anders: er fand nur wenig Milzbrandstäbchen in den Eiterkörperchen eingeschlossen, während weitaus die meisten im Serum herumschwammen. 24 Stunden nach der Impfung waren die Bakterien im Eiter noch am Leben und virulent, nach 48 Stunden zeigten sich Degenerationsformen, und nach 72 Stunden waren nur noch selten lebende Bacillen anzutreffen (nachzuweisen durch Aussaat auf geeignete Nährböden). Metschnikoff hat in sehr entschiedener Weise die Beweiskräftigkeit der Holmfeld'schen Versuche bestritten, aber von zahlreichen Forschern ist es bestätigt worden, dass jedenfalls eine grosse Anzahl Bacillen nicht von Phagocyten aufgenommen wird und dass trotzdem Immunität erzielt werden kann.**)

---

*) Christmas Dirkink-Holmfeld, Fagocytose og Immunitet. Nordisk medic. Arkiv 1887, No. 4. Referat in „Fortschritte der Medizin" 1888.

**) Vergl. z. B. G. Nuttal (Experimente über die bakterienfeindlichen Einflüsse des thierischen Körpers. Zeitschrift für Hygiene 1888, pag. 358), welcher wie Dirkink-Holmfeld zu dem Resultat kommt, dass jedenfalls nicht ausschliesslich Phagocytose im Spiel ist.

Emmerich*) stellte Versuche mit dem Bacillus des Schweinerothlaufs an Kaninchen an und fand: Wenn man ein Thier gegen diese Infektionskrankheit immunisirt und ihm nachher virulentes Material einimpft, so gehen die Rothlaufbacillen bereits in 25 Minuten im immunisirten Thierkörper zu Grunde! Bis ein Phagocyt einen Bacillus auffrisst, vergehen aber 15 Minuten; es ist also undenkbar, dass die Millionen von eingeimpften Bacillen auch nur zum grösseren Theil von Zellen aufgenommen und vernichtet worden wären.

Im schärfsten Gegensatze zu Metschnikoff steht Petruschky,**) welcher behauptet, dass die Leukocyten nur bereits vorher todte Bacillen aufzufressen im Stande seien. Spätere Untersucher haben übrigens diese Behauptung energisch bestritten; wir können die weitere Controverse ausser Acht lassen und begnügen uns damit festzustellen, dass jedenfalls die Phagocytose nicht der einzige Faktor beim Zustandekommen der Immunität ist.***)

Man wurde nun ganz naturgemäss zu der weiteren Frage geführt: Wenn auch extracelluläre Einflüsse bei der Vernichtung der Bakterien im Thierkörper eine Rolle spielen, welcher Art sind diese? Naturgemäss musste man zunächst an das Serum des Eiters (vergl. die oben angeführten Versuche von Nuttal), beziehungsweise des Blutes denken. Und in der That ergab sich, dass das zellfreie Blutserum bakterientödtende Eigenschaften besitzt. Nuttal hatte nachgewiesen, dass das lebende Blut eine bakterientödtende Kraft besitzt. Buchner vervollkommnete die Versuche und trat zugleich der Frage näher, welche Blutbestandtheile, Plasma oder Zellen, diese Kraft enthalten.

---

*) Emmerich und Di Mattei, Untersuchungen über die Ursache der erworbenen Immunität. Fortschritte der Medizin 1888, pag. 729.

**) Petruschky, Untersuchungen über die Immunität des Frosches gegen Milzbrand. Beiträge zur pathologischen Anatomie von Ziegler--Nauwerk 1888, pag. 357.

***) Uebrigens darf man sich die Metschnikoff'sche Fresszellentheorie nicht etwa in der Weise vorstellen, als ob ihr Urheber alle biochemischen Einflüsse leugnete, er führt sogar ausdrücklich das „Verdauen“ der Bakterien durch die Zellen auf chemische Thätigkeit zurück. Eben durch den Verdauungsakt kommt die Abschwächung und schliesslich völlige Vernichtung der pathogenen Bakterien im Thierkörper zu Stande. Hätten sich die Gegner der Phagocytenlehre dies immer gegenwärtig gehalten, so hätte sich über manchen streitigen Punkt eher Einigkeit erzielen lassen.

Aehnliche Versuche sind von mehreren anderen Forschern, immer mit dem gleichen Resultat angestellt worden, so dass jetzt als gesichert gelten darf, dass das lebende, sowie das frisch dem Thierkörper entnommene Blutserum, auch ohne Mithilfe der zelligen Bestandtheile des Blutes, Bakterien zu vernichten im Stande ist.*) Dass es gewisse Bakterienarten giebt, welche dem Einfluss des Blutserums widerstehen, wie z. B. der Milzbrandbacillus, hebt natürlich die Regel nicht auf. — Später ging man noch weiter und fand, dass noch eine ganze Reihe von anderen Körpersäften analoge Wirkungen entfalten wie das Blutserum: frische Milch,**) Harn,***) sowie Hühnereiweiss,†) also lauter Substanzen, welche in der Bakteriologie als vorzügliche Nährböden für Bacillen praktische Verwendung finden. Die pilztödtende Kraft dieser Substanzen wird vernichtet durch längeres Stehenlassen, sowie durch Erhitzen.

---

*) Vergl. Buchner, Ueber die bakterientödtende Wirkung des zellenfreien Blutserums. Centralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde. Bd. V, No. 25; Bd. VI, No. 1. Ausserdem: Nuttal, Zeitschrift für Hygiene 1888, Bd. V, Juli. Nissen, ibid. 1889, Bd. VI, Juli. Charrin und Roger, Verhandlungen der Societé de biologie de Paris 1889. Lubarsch, Ueber die bakterienvernichtenden Eigenschaften des Blutes und ihre Beziehungen zur Immunität. Centralblatt f. Bakteriologie u. Parasit. 1889, Bd. VI, pag. 481. 529. Fodor, Neuere Untersuchungen über die bakterientödtende Wirkung des Blutes und über Immunisation. Centralblatt für Bakt. u. Par. 1890, Bd. VII, pag. 753.

Das Grundprinzip der bezüglichen Versuche ist immer das, dass das dem lebenden Thier soeben entnommene Blut möglichst rasch, etwa durch sterilisirten groben Sand defibrinirt wird. Die Blutkörperchen setzen sich sodann dem Gesetz der Schwere folgend zu Boden. Man setzt nun zu verschiedenen Proben des Blutserums gleiche Mengen einer Bacillenaufschwemmung in Bouillon. Nach Ablauf verschieden langer Zeiten wird den Mischungen ein bestimmtes Quantum entnommen und auf Gelatine ausgesät. Besässe das Blut keine bakterientödtende Kraft, so müssten in den später entnommenen Proben, dem Bakterienwachsthum entsprechend, mehr Bacillen sein. Aber entweder sind nach Ablauf einiger Zeit die Bakterien sämmtlich abgetödtet oder ihre Zahl ist erheblich reducirt, um erst nach längerer Zeit, wo die bakterienvernichtende Kraft des Blutes nachlässt, wieder anzusteigen.

**) Fokker, Ueber die bakterienvernichtenden Eigenschaften der Milch. Fortschritte der Medizin 1890, Bd. VIII, pag. 7.

***) Lehmann, Ueber die pilztödtende Wirkung des frischen Harns des gesunden Menschen. Centralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde. Band VII, 1890, pag. 457.

†) Wurtz, De l'action bactéricide du blanc d'oeuf. Semaine médicale 1890, No. 3, pag. 21.)

Woraus erklärt sich nun diese merkwürdige Eigenschaft der genannten Substanzen? Die Forscher sind bis jetzt die genaue Antwort schuldig geblieben. Vor fünfzig Jahren hätte man jedenfalls die „Lebenskraft“ sofort als Deus ex machina bei der Hand gehabt. Nach unseren heutigen Anschauungen liegt es jedenfalls am nächsten daran zu denken, dass in den lebenden Körpersäften gewisse chemische, bisher noch nicht nachweisbare, vielleicht flüchtige Stoffe enthalten sind, welche die genannten Wirkungen entfalten, sich aber nach dem Tode beziehungsweise der Entnahme der betreffenden Flüssigkeiten aus dem Körper rasch zersetzen oder, wenn sie flüchtig sind, entweichen.

Kann man nun, angesichts dieser Thatsachen, die Metschnikoff'sche Phagocytenlehre ganz über Bord werfen? Ich glaube nicht. Beim Zustandekommen der Immunität müssen wir verschiedene Fälle unterscheiden. Es giebt Thiere, welche gegen bestimmte Bacillenarten so sehr gefeit sind, dass die letzteren nach ihrer Einimpfung abgetödtet werden, ohne dass überhaupt die Zellen des Körpers in Thätigkeit treten müssen. Impft man Ascidien mit Milzbrand, so bleiben die Bacillen längere Zeit am Leben, ohne dass eine Auswanderung von Leukocyten zu beobachten wäre; wir haben hier den einen möglichen Fall der Immunität: die Säfte der Ascidie sind einfach ein schlechter Nährboden für den Milzbrandbacillus. Anders dagegen ist es bei den oben citirten Untersuchungen von Nuttal: je weniger Allgemeinwirkung, desto mehr lokale Reaktion und umgekehrt. Hier findet ein Kampf zwischen Thierkörper und Bacillen statt und man wird nicht leugnen können, dass die Auswanderung der Leukocyten dabei eine Rolle spielt. Wir können sicher sein: Die Natur arbeitet immer mit dem möglichst geringen Kraftaufwand, und wenn die Auswanderung der Leukocyten keinen Zweck hätte, so würde sie nicht stattfinden. Somit hätte die Metschnikoff'sche Phagocytenlehre doch noch bis zu einem gewissen Grade ihre Berechtigung.

Neben der cellularpathologischen Immunitätstheorie Metschnikoff's haben wir drei andere Theorien zu besprechen, die wir folgerichtig als humoralpathologische zu bezeichnen hätten. Es sind die Gewöhnungs-, die Exhaustions- und die Retentionstheorie.

Die Gewöhnungstheorie behauptet, dass die Immunität erreicht werde durch das Anpassungsvermögen des thierischen oder

menschlichen Körpers an Stoffe, welche von Natur für ihn giftig sind. Sie wird z. B. von Beumer*) auf Grund seiner Untersuchungen an Typhusbacillen vertreten. Die Anhänger dieser Lehre stellen sich also vor, dass bei der Schutzimpfung (sei es durch abgeschwächte lebende oder durch virulente aber sterilisirte Culturen) der Organismus zuerst an den eingeführten Giftstoffen erkranke, aber sich schliesslich mit der eingebrachten Störung ins Gleichgewicht setze, sich daran „gewöhne" und in Folge dessen gegen eine spätere Einführung derselben Schädlichkeit gefeit sei. Gegen diese Theorie lassen sich vielerlei Bedenken ins Feld führen. Erstens: Ihre Anhänger vergessen uns zu sagen, worin eigentlich das Gewöhnungs- oder Anpassungsvermögen des Organismus besteht. Sehen wir genau zu, so kommt es schliesslich auf eine Retention eines Theils der Giftstoffe im thierischen Organismus hinaus, in Folge deren die Differenz zwischen den Körpersäften und dem wieder eingeführten schädigenden Agens geringer ist als vor der ersten Impfung. Ohne eine solche Vorstellung bleibt für uns die „Gewöhnung" oder „Anpassung" ein leeres Wort, und die Gewöhnungstheorie der Schutzimpfung würde nur ein x durch ein y erklären. Wenn wir uns aber die Gewöhnung in dieser Weise zurechtlegen, so nähert sich die Anpassungshypothese in bedenklicher Weise der Retentionshypothese, von welcher wir gleich zu reden haben. Zweitens: Eine gute Hypothese soll möglichst allgemeine Geltung haben; in unserem speziellen Falle soll eine Immunitätstheorie nicht blos die Impfimmunität, sondern womöglich auch die natürliche Immunität erklären. Woher kommt es, dass bestimmte Thierspezies gegen bestimmte Infektionskrankheiten von Natur immun sind, woher ferner die natürliche Immunität gewisser Individuen, trotzdem sie nachgewiesenermassen der inficirenden Schädlichkeit ausgesetzt waren? In all diesen Fällen kann von Anpassung und Gewöhnung nicht die Rede sein, denn das Virus bleibt gleich bei der ersten Invasion wirkungslos. Drittens: Die Anpassungstheorie lässt sich experimentell widerlegen. Wenn bei geimpften Thieren Immunität durch Gewöhnung eintritt, so muss es gleichgiltig sein, ob man bei der zweiten Impfung lebendes Bacillenmaterial oder die sterilen Stoffwechselprodukte der Bacillen einführt. Thatsächlich ist das nicht der Fall. Versuche, die ich angestellt habe,

*) Beumer, der derzeitige Standpunkt der Schutzimpfungen. Wiesbaden 1887.

zeigten, dass die Versuchsthiere sich durchaus nicht an das sterile Gift gewöhnten; die tödtliche Dosis blieb immer dieselbe. Die Ursache des Nichterkrankens bei der zweiten Impfung muss also darin liegen, dass — eben unter dem Einfluss der immunisirenden Faktoren — nicht dieselbe Menge von Gift producirt wird.

Die Gewöhnungstheorie ist also durchaus nicht im Stande die künstliche und noch viel weniger die absolute natürliche Immunität zu erklären, und wir werden uns deshalb weiter umzusehen haben. Die Exhaustionshypothese behauptet, dass bei der ersten Impfung mit einem abgeschwächten Bacillus oder bei einer erstmaligen Erkrankung (Scharlach, Masern u. s. w.) die in den Körpersäften vegetirenden Bacillen gewisse Stoffe aufbrauchen, welche zu ihrem Wachsthum nothwendig sind. Da diese Stoffe späterhin fehlen, so ist bei einer zweiten Invasion derselben Bakterienspezies ein Wachsthum derselben und somit eine zweite Erkrankung unmöglich. Diese Theorie ist insofern sehr bestechend, als sie die Heilung der erstmaligen Infektionskrankheit und die Immunität gegen eine zweite Ansteckung aus einem Prinzip erklärt, der Erschöpfung des Nährbodens. Bei genauerem Zusehen kann aber auch diese Theorie nicht als stichhaltig anerkannt werden. Erstens: Die spontane Heilung einer Infektionskrankheit kommt nicht dadurch zu Stande, dass den Bacillen gewisse nothwendige Nahrungsstoffe entzogen werden. Denn tödtet man ein solches in spontaner Genesung befindliches Thier, so fangen die Bakterien, die vorher einen Rückgang aufwiesen, wieder von Neuem zu wuchern an. An Nahrung kann es ihnen also nicht fehlen. Zweitens: Es ist schwer denkbar, dass gewisse Stoffe, die normaler Weise im menschlichen oder thierischen Organismus enthalten sind und nun z. B. durch eine Erkrankung an Scharlach consumirt werden, sich auch nach völliger Genesung während eines ganzen Lebens nicht regeneriren sollten. Drittens: Tödtet man ein künstlich gegen eine Bacillenspecies immunisirtes Thier und verimpft den betreffenden Bacillus auf das frische Blut, so wächst er ebensogut wie im Blut eines andern, nicht vorgeimpften Controlthieres. Viertens: Mit der natürlichen absoluten Immunität (d. h. der Immunität ohne vorhergegangene Impfung oder erstmalige Erkrankung) vermag sich diese Theorie auch nicht abzufinden; nach ihr sollen allerdings in solchen Fällen von vornherein die betreffenden spezifischen Nährstoffe fehlen. Wie reimt

sich aber damit die Thatsache, dass im Blute der von Natur immunen Thiere ausserhalb des Körpers die Bakterien ebensogut wachsen, wie in dem Blute von empfänglichen Thieren? (In einzelnen Ausnahmefällen lassen sich meist grob sinnenfällige Gründe für diese Ausnahme finden, wie verminderte Alkalescenz des Blutes. In solchen Fällen wird durch Alkalizusatz sofort das Wachsthum der Bakterien ermöglicht.)

Wir kommen nun zur vierten Immunisirungstheorie, der Retentionshypothese. Nach ihr soll nicht ein Minus an Nährstoffen, sondern ein Plus an bakterienfeindlichen Stoffen die Ursache der Immunität sein. Es ist ja unzweifelhaft richtig, dass jedes Excret eines Geschöpfes für seinen Erzeuger ein Gift ist. Der Hefepilz geht schliesslich in seinem Produkt, dem Alkohol, zu Grunde; die Darmfäulniss wird beschränkt durch Produkte der Fäulnissbakterien, Phenol, Kresol u. s. w., nicht anders ist es bei den höheren Geschöpfen. Ich erinnere in dieser Hinsicht blos an die Urämie bei behinderter Harnstoffausscheidung. Aber so einfach liegt die Sache bei der Immunisirung nicht. Wenn ein Thier von einer Infektionskrankheit genesen will, so ist das seinem Körper entnommene Blut noch ein vorzüglicher Nährboden für die betreffende Bacillenart — was doch nicht möglich wäre, wenn die Concentration der bakterienfeindlichen Stoffwechselprodukte im Körper schon so hoch gewesen wäre, dass die Bacillen nicht fürder zu gedeihen vermöchten. Ebenso wächst der Milzbrandbacillus ganz gut im Blute eines gegen Milzbrand immunisirten Thieres. Also auch diese Theorie in der groben Fassung wie sie hier vorgetragen wurde, ist nicht im Stande, die Impfimmunität und noch weniger die absolute Immunität zu erklären.

Soll eine Hypothese befriedigen, so muss sie möglichst alle einschlägigen Phänomene erklären, also hier die absolute Immunität, die natürliche Immunität nach einmaligem Ueberstehen der Krankheit und die Impfimmunität. Die empirischen Thatsachen, welche wir zur Erklärung verwenden müssen, sind: 1): es giebt Fälle, in welchen auf die Einbringung eines Pilzes überhaupt keine merkliche Reaktion erfolgt. Dies ist die absolute Immunität, experimentell illustrirt durch das oben angegebene Verhalten der Ascidien gegen Milzbrand. 2) In anderen Fällen findet ein Kampf des Körpers gegen die eingedrungenen Bacillen statt. Hierher gehören a) die allgemeine Reaktion des Organismus gegen die Infektion, das Infektionsfieber, b) die lokale Reaktion, die

Emigration von Leukocyten, die Suppuration und eventuell das Auffressen der Bakterien, die Phagocytose. 3) Das Blut nicht blos, sondern alle Körpersäfte (Milch, Harn u. s. w.), sind von Natur bakterienfeindlich. Die in dieser Hinsicht angestellten Experimente (vgl. oben Seite 110) lassen nur eine Deutung zu: es sind gewisse Stoffe im lebenden Körper, welche das Wachsthum der Bakterien verhindern. Entnimmt man dem Körper diese Säfte, so vermögen die präformirten antiseptischen Stoffe noch einige Zeit lang dem Wachsthums- und Vermehrungsbestreben der Bacillen Widerpart zu halten und sogar eine gewisse Menge derselben zu tödten. Es scheint nun, dass diese Stoffe dabei verzehrt werden, denn 1) vermag eine gewisse Menge frischen Blutes blos mit einer begrenzten Anzahl Bacillen fertig zu werden, 2) längeres Stehen des Blutes ausserhalb des Körpers hebt die bakterienvernichtende Kraft auf. Im lebenden Organismus selbst werden diese antiseptisch wirkenden Stoffe jederzeit neu erzeugt.

Als Grundprinzip für die ganze Immunitätsfrage müssen wir nun festhalten: Die absolute Immunität auf Grund gewisser antibakterieller Stoffe ist der Grundtypus der Immunität und als die Regel zu betrachten, während bisher alle Erklärungsversuche die Infektionsfähigkeit als die Regel und die Immunität als die Ausnahme ansahen.

Eine Infektionskrankheit entsteht, wenn die betreffenden Stoffe entweder gar nicht oder in zu geringer Menge vorhanden sind. Die Krankheitserscheinungen sind aufzufassen theils als Schädigungen des Organismus durch die bakteriellen Stoffwechselprodukte, theils als Reaktion des Organismus gegen den eingedrungenen Feind. Hierher gehört vor allem das Cardinalsymptom jeder Infektionskrankheit, das Fieber. Wir Homöopathen haben den Blick für das Heilsame des Fiebers nie verloren, während die Allopathen seit dem Auftauchen der Liebermeister'schen „wissenschaftlichen Antipyrese" bis in die neueste Zeit auf dem grossen Holzweg waren, dass sie das Fieber als etwas unter allen Umständen Schädliches zu bekämpfen suchten. Erst in neuester Zeit kommt man, wieder auf Grund experimenteller bakteriologischer Nachweise, allmählich wieder von dieser schädlichen Doktrin zurück. Rühmend seien in dieser Hinsicht vor allen die Forschungen Buchner's hervorgehoben. Wir stellen uns die Heilung der Infektion so vor, dass unter dem Einfluss der bakteriellen Stoffwechselprodukte die Körperzellen zu erhöhter Thätigkeit an-

geregt werden (die Zunahme der weissen Blutkörperchen im Fieber, quantitativ stärkere und qualitativ verschiedene Ausscheidungen während des Fiebers beweisen das direkt) und dass durch die vermehrte Zellthätigkeit zugleich die antibakteriellen Stoffe in genügender Menge ausgeschieden werden. Mit dieser allgemeinen Reaktion des Körpers geht unter gewissen Bedingungen eine lokale Hand in Hand: Die Eiterung an der Eingangspforte des Virus und eventuell die Phagocytose. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass diese erhöhte Zellthätigkeit an der Impfstelle ein Hauptfaktor zur Abwehr der Allgemeinerkrankung ist. Der Streit zwischen Metschnikoff und seinen Gegnern wird sich unschwer schlichten lassen, wenn man sich an unsere obige Hypothese hält: Die antibakteriellen Stoffe im Blut und den übrigen Körpersäften werden durch Zellthätigkeit hervorgebracht. Ob nun ein Bacillus innerhalb eines Eiterkörperchens unschädlich gemacht wird oder ob die aus den Leukocyten diffundirenden Stoffe die Bacillen abtödten, ist im Grunde ganz gleich.

Nun zum Schlusse noch die Frage der natürlichen oder der künstlichen Immunität. Unserer Ansicht gemäss, dass die absolute Immunität auf der präformirten Anwesenheit von antibakteriellen Stoffen beruht, müssen wir annehmen, dass die erworbene Immunität darauf beruht, dass nach der erstmaligen Erkrankung oder bei der Schutzimpfung ein Theil der gebildeten antibakteriellen Stoffe im Körper zurückbehalten wird. Dass solche Aufspeicherungen vorkommen, kann nicht wohl bestritten werden. Ich erinnere zunächst an die physiologische Aufspeicherung des Sauerstoffs im Körper während der Ruhe, wobei weniger Kohlensäure abgegeben wird als dem eingeführten Sauerstoff entsprechen würde. Ferner ist es, wenn auch nicht bei allen Aerzten, so doch bei all denen, deren Therapie auf eine vermehrte Hautthätigkeit hinausläuft, bekannt, dass bei der Heilung chronischer Krankheiten oft genug Heilungskrisen vorkommen, welche solchen akuten Krankheiten entsprechen, die vielleicht vor Jahren nicht gründlich ausgeheilt sind. Sie beruhen darauf, dass im Körper aufgespeicherte pathologische Stoffe durch die erhöhte Hautthätigkeit flott gemacht werden. Es liegt also keine Schwierigkeit vor, anzunehmen, dass auch nach der Impfung oder nach dem erstmaligen Ueberstehen der Krankheit gewisse bakterienfeindliche Stoffe zurückgehalten und aufgespeichert werden. Insofern müssen wir also die Retentionshypothese in Schutz nehmen. Aber damit ist die Sache

nicht erledigt: Die betreffenden Stoffe sind nicht ein für allemal fertig — sonst könnte ja auch im Blut getödteter Thiere der betreffende Bacillus nicht mehr wachsen — sondern sie müssen immer wieder neu von den Körperzellen produzirt werden, und durch die Schutzimpfung, beziehungsweise die Retention von gewissen Stoffen werden die Zellen zu neuer Sekretion der betreffenden antibakteriellen Produkte veranlasst.

Es lässt sich nicht leugnen, dass in dieser Vorstellung eine weitgehende Analogie mit unseren homöopathischen Prinzipien liegt. Wie stellen wir uns die Wirkung irgend eines homöopathischen Spezifikums gegen eine Infektionskrankheit vor? Wenn wir Veratrum gegen Cholera geben, so handelt es sich zweifelsohne nicht um eine Vernichtung der Cholerabacillen durch die Arznei, sondern um eine Stimulation der Körperzellen, sich der eingedrungenen Feinde zu erwehren. Da wir von mechanischer Vernichtung (Phagocytose) bei der Cholera nichts wissen, können wir uns nur vorstellen, dass unter dem Einflusse des Spezifikums Stoffe abgesondert werden, welche der Entwicklung der Cholerabakterien hinderlich sind. Der Unterschied zwischen diesen homöopathischen Heilungen und den Schutzimpfungen ist nur der, dass die Schutzimpfung präventiv, die homöopathische Therapie kurativ wirkt. Dass zwischen beiden Wegen kein prinzipieller Unterschied besteht, wurde schon zu Anfang hervorgehoben. Nicht blos wirkt eine Reihe von Schutzimpfungen auch post infectionem, sondern wir kennen auch aus unserer Litteratur homöopathische Präventivkuren. Vor allem möchte ich hiebei an den Ruf der Belladonna als Präservativ gegen den Scharlach erinnern.

Durch die vorangehenden Betrachtungen glaube ich nachgewiesen zu haben, dass die Schutzimpfungen nach einem Gesetz erfolgen, welches zum mindesten dem homöopathischen Prinzip ähnlich ist. Ich will nicht mehr behaupten, weil die Identität beider Prinzipien nur durch das Experiment festgestellt werden kann. Aber ich halte dafür, dass die Homöopathie durch nichts mehr gewinnen könnte, als durch exakte Feststellung dieser Identität. Und somit möchte ich nochmals alle Kollegen auffordern, in der nächsten Zeit ihr Augenmerk darauf zu richten, speziell ob das Koch'sche Mittel in potenzirtem Zustand nicht ebenfalls heilende Wirkungen zeigt ohne die bis jetzt schon zur Genüge festgestellten schädlichen Wirkungen dieses ausserordentlich interessanten Mittels.

Einige Bemerkungen über Hamamelis virginiana.

Aus dem Prüfungsbild der Hamamelis tritt ein Symptom klar und deutlich hervor: die Einwirkung auf das Gefässsystem. Und in der That ist Hamamelis ein Gefässmittel ersten Ranges.

Diese präcise Einwirkung bewährt sich vor Allem bei Blutungen jeglicher Art. Es ist staunenswerth, mit welcher Schnelligkeit oft die heftigsten Blutungen beeinflusst und beseitigt werden, so Nasen-, Magen-, Darm-, Hämorrhoidal-, selbst Lungen-Blutungen, und zwar genügt in den meisten Fällen die 1. oder 2. Decimal-Potenz, viertelstündlich 3 Tropfen, nur selten ist die Urtinctur in wässriger Lösung passender (ca. 6 Tropfen auf 1 Glas Wasser, viertelstündlich $^1/_2$ Theelöffel voll).

Auch bei Metrorrhagien hat Hamamelis eine sehr segensreiche Wirkung entfaltet, nicht blos, dass die acute Blutung coupirt wird, auch die nächstfolgende Attakke verliert an Intensität und Extensität in erheblichem Maasse. Es ist gleichgültig dabei, ob die Metrorrhagie nach Abort, post partum oder bei Tumorenbildung auftritt. Eine acute, ausgesprochen arterielle Blutung ist nicht beobachtet worden, jedenfalls aber hat Hamamelis ihre Schuldigkeit stets gethan.

Auch bei der Dysmenorrhoe, der Amenorrhoe, der zu reichlichen und zu lange dauernden Menstruation hat Hamamelis sehr wohlthätig gewirkt; die Blutung und die Schmerzen lassen nach, die Völle im Leib verschwindet, die allgemeine Abgeschlagenheit verliert sich und die Patientinnen leben vollständig auf, bekommen frischen Lebensmuth und überstehen die nächste Periode viel leichter.

Ferner ist Hamamelis ein unentbehrliches Medikament bei den Blutungen und Beschwerden der Climaxis. Blutungen jeglicher Art, Wallungen nach den verschiedensten Organen sind stets eine gute Indication für die Anwendung der Hamamelis, die in den meisten Fällen befriedigt, oft überraschende Erfolge erzielt.

Soviel über die Bedeutung der Hamamelis bei Blutungen.

Hamamelis ist aber auch ein äusserst brauchbares Heilmittel bei Krankheiten, in denen kein Blut fliesst.

So spielt Hamamelis eine grosse Rolle in der Behandlung der Krampfadern und der Unterschenkelgeschwüre mit varicösem Character. Hier ist ein grosses Feld, dessen dankbare Be-

arbeitung in zuverlässiger Weise die Hamamelis übernimmt, die somit ein durchaus ebenbürtiger Rivale des Carduus marianus genannt werden kann.

Krampfadern und Krampfadergeschwüre werden kleiner, die Patienten verlieren die Völle aus den Beinen, das Reissen nimmt ab und das Allgemeinbefinden gewinnt in erheblichem Maasse. Die Krampfadergeschwüre bekommen bessere Ränder und guten Granulationsboden und so wird das Geschwür, welches äusserlich nur sauber und rein gehalten wird, sicher der Heilung entgegen geführt.

Von eben so grosser Bedeutung ist Hamamelis bei der Behandlung chronischer Haemorrhoidalzustände der offenen und blinden Haemorrhoiden. Solche Patienten sind meistens auch leberkrank, wenigstens leidet in der Regel die Verdauung, der Stuhl hapert und unendliche Mengen von Abführmitteln werden verschluckt, ohne eine Linderung der allgemeinen Beschwerden herbeiführen zu können. Auch hier setzt die Hamamelis sehr wohlthätig ein: Die Unterleibsplethora schwindet und mit ihr die Haemorrhoiden, der Meteorismus hört auf, der Appetit bessert sich, die Gesichtsfarbe wird hell und rein und mit frischer Kraft nehmen die Patienten ihre Berufsgeschäfte auf.

Kalte Füsse, Reissen bilden auch eine ständige Klage solcher Patienten, die denn ganz verwundert darüber sind, dass fast wie mit einem Schlage nach jeder Richtung hin es so ganz anders geworden ist. Jedes einzelne Symptom ist durch Hamamelis beeinflusst.

Aber selbst, wenn schon Hydrops-Ascites aufgetreten ist, auch dann dokumentirt Hamamelis ihre wohlthätige Wirkung.

Bei der Behandlung von Herzfehlern ist man oft in Verlegenheit, die jeweiligen Beschwerden zu bekämpfen. Und als ein sehr brauchbares Heil- und Kampfmittel tritt Hamamelis in die Arena. Sie beseitigt prompt Wallungen, Stauungen in den verschiedensten Gebieten, selbst langwierige Katarrhe des Darmes und der Luftröhren werden erheblich durch Hamamelis gebessert.

Meistens klagen Herzkranke über grossen Durst. Unnennbare Quantitäten Wasser, Bier und Kaffee werden getrunken, selbst Nachts haben solche Patienten oft keine Ruhe, sie müssen aufstehen, um zu trinken. Wie mit Zauberkraft wechselt hier Hamamelis die Scenerie: Das Durstgefühl lässt nach und zwar in dem Maasse oft, dass selbst während der heissen Sommertage solche



Patienten kaum daran gedacht haben, zu trinken. (Durst cf. Hering, Heilmittellehre.) Diese prompte Hamamelis-Wirkung legt die Frage nahe, ob solche Herzfehler nicht erst entstanden sind infolge der Anomalie des Gefässsystems und der daraus entstandenen abnormen Druckverhältnisse.

In der Regel ist man doch geneigt, die abnormen Druckverhältnisse im Gefässsystem erst als eine Folge des Herzfehlers zu betrachten. Ist man also in der Lage, solche Patienten bei Zeiten in Behandlung zu bekommen, so kann man sie vor der Entstehung eines Herzfehlers durch Hamamelis geradezu bewahren. Ein derartiges Handeln wird gewiss in vielen Familien den grössten Segen stiften, denn Anomalien des Gefässsystems, eine starke Bevorzugung der Arterien oder der Venen oder der Capillaren oder des ganzen Gefässsystems in der Anlage des Körpers findet sich leider nur zu oft.

Auch als ein ganz vorzügliches Schlafmittel habe ich es schätzen gelernt, jedoch nicht bei nervösen Damen, sondern nur bei solchen Patienten, die irgend eine Anomalie des Gefässsystems aufwiesen. Oft genügte das alleinige Vorhandensein von Krampfadern bei gleichzeitiger Schlaflosigkeit zur Indication und in den meisten Fällen trat eine wohlthätige Wirkung ein.

Neben der Schlaflosigkeit plagen oft unruhige, grässliche Träume die Hamamelis-Patienten. Auch dieses Symptom wird prompt beeinflusst und beseitigt.

So bewährte sich Hamamelis nicht blos als Schlafmittel in grossartiger Weise bei einer schweren Psychose, die den Patienten kaum zur Ruhe kommen liess. Nicht allein die Schlaflosigkeit wurde gebessert, sondern der ganze Zustand in günstigster Weise beeinflusst. Der Kranke wurde ruhiger, die Zunge dünner (dicke Zunge bei Hamamelis-Patienten fast stets vorhanden), der Durst geringer und der Stuhl, welcher bis dahin Jahre lang nur durch Nachhülfe eingetreten war, erfolgte spontan in bester Form. (Es lagen vor: Krampfadern, Haemorrhoiden, geschlängelte Schläfenarterien.)

In solch schweren Fällen kann selbstverständlich auf eine gute Hamamelis-Wirkung nur gerechnet werden, wenn nicht schon Veränderungen organischer Art vorhanden sind. Handelt es sich aber nur um Störungen und Druckveränderungen im Gefässgebiet (wohl in den meisten Fällen wird dies zutreffen im Beginn der

Krankheit), so wirkt Hamamelis denn nach allen Richtungen hin, in den verschiedensten Organen regulirend, mildernd, heilend.

Eine schwere Orchitis (cf. Hering, Arzneimittellehre) mit tiefer sinuoser Ulceration des Scrotums und hochgradigen gastrisch-nervösen Erscheinungen wurde nur mit Hamamelis geheilt.

Massgebend für die Indication war das Vorhandensein von Krampfadern, Haemorrhoiden, geschlängelten Schläfenarterien und einzelnen strichförmigen Gefässzeichnungen hier und da am Körper. Geradezu ausserordentlich trat ein Symptom auf, das mir bei der Hamamelis-Wahl stets von grosser Bedeutung erscheint: Der Durst (cf. Hering, Arzneimittellehre). Hamamelis-Patienten haben eben im Allgemeinen grosse Neigung erhebliche Mengen Flüssigkeit dem Körper zuzuführen und zwar nicht blos Bier, Wein, Kaffee, sondern vor allen Dingen auch Wasser.

Man wird staunen, bei näherer Feststellung zu hören, welche Mengen Wasser so ein Hamamelis-Patient seinem Körper, der schon unter einem abnormen Gefässdruck steht, tagtäglich zuführt. Namentlich Morgens früh vor'm Kaffee oder Abends vor'm Schlafengehen, manchmal sogar Nachts werden horrende Quantitäten Wasser im schnellsten Tempo getrunken.

So auch unser Patient mit seiner schweren Orchitis. Der schlief nur dann ruhig ein, wenn 2 Liter Wasser auf dem Nachttisch bereit standen. Morgens war das Wasser ausgetrunken. Und diese Gewohnheit, welche nach der Ansicht des Patienten dazu dienen sollte, das Blut zu verdünnen, hatte Jahre lang bestanden.

Da trat Hamamelis in Action. Und wie mit Zauberkraft wurde das Krankheitbild verändert. Das Fieber ging herunter, die Zunge wurde dünner und belagfrei, das Geschwär wurde gutartiger, der Schlaf ruhiger und der Durst geringer.

Und heut hat der Mann ruhigen traumlosen Schlaf, er trinkt Nachts kaum und ist nach der Krankheit gesunder wie vorher.

Aus der Einwirkung auf das Gefässsystem erklärt sich auch die grosse Brauchbarkeit der Hamamelis in der Behandlung der Adipositas oder vielmehr derjenigen Körperfülle, welche in einer Schlaffheit und schwammartigen Beschaffenheit des Gewebes ihre Ursache hat.

In den meisten Fällen liegt eine Anomalie des Gefässsystems vor und wenn auch nicht Haemorrhoiden, Krampfadern nachgewiesen werden können, so sind doch fast immer die Capillaren

bevorzugt in der Anlage des Körpers. Blühende rothe Backen täuschen das Bild kerniger Gesundheit vor und gerade diese zeigen uns den Weg, den eigentlichen Sitz der Krankheit an: Das Capillarsystem oder vielmehr das erweiterte Capillarsystem ist die Ursache der Körperfülle.

Und Hamamelis erfüllt hier wieder ihre Pflicht.

Durch die Verengerung der Capillaren wird das Gewebe straffer und ein grösseres Wohlbefinden greift Platz bei gleichzeitiger Abnahme des Körpergewichts.

Die Anlage zu Frostbeulen wird durch Hamamelis erheblich gemildert, nur ist es nothwendig, in gewissen Pausen Hamamelis consequent 1 Jahr lang einnehmen zu lassen.

Harnbeschwerden älterer Personen haben ihre Ursache oft in Katarrhen, die enstanden sind aus einer angeborenen oder erworbenen Anomalie des Gefässsystems. Hamamelis erweist sich stets hülfreich.

Kopfschmerzen, Ohnmachtsanfälle wohlgenährter rothwangiger Patienten sind immer ein sehr dankbares Object für die Hamamelis-Verordnung, die daneben noch eine sehr wohlthätig empfundene Abmagerung resp. Abnahme des Körpergewichts hervorruft und ruhigen, traumlosen Schlaf bringt. Der Durst wird herabgesetzt, der Appetit gleichmässiger.

Eine sehr auffällige Wirkung zeigte Hamamelis bei einem jungen 29jährigen Gelehrten, der seit 10 Jahren an Pollutionen litt, die ihn furchtbar quälten. Daneben bestand ein sehr lästiges Jucken mit Röthung der Haut am Scrotum und am Anus.

Es wurden constatirt: Geschlängelte Schläfenarterie, Haemorrhoiden, marmorirte Haut (unregelmässige Blutvertheilung in den Capillaren).

Schon nach einigen Tagen erhebliche Besserung, dann bald Heilung (cf. Hering, Arzneimittellehre).

Volle Figuren mit rothen Backen 'und grossem Durst klagen oft über Reissen in den Beinen und am Kreuz, ohne aber an Haemorrhoiden oder Krampfadern zu leiden. Das sind prädestinirte Hamamelis-Patienten, bei denen sie fast nie versagt.

So bewirkt Hamamelis eine sehr prägnante Wirkung überall, wo es sich darum handelt, abnorme Druckverhältnisse im Gefässgebiet zu reguliren und zwar in jedem Organ, mag die Krankheit fieberhaft oder fieberlos verlaufen.

Die Folgen solcher Störungen im Gefässgebiet sind oft sehr verschiedenartig, scheinbar ohne Zusammenhang unter einander. Aber der präcise günstige Erfolg der Hamamelis-Wirkung nach jeder Richtung hin, in jedem einzelnen Organ beweist dann sehr deutlich, dass im Gefässgebiet die Wurzel alles Uebels liegt.

Wir sehen Krampfadern kleiner werden, Haemorrhoiden verschwinden, geschlängelte Schläfenarterien in mehr gerader Richtung verlaufen, hochrothe Backen werden blasser, die marmorirte Haut wird gleichmässig weiss. Demnach ist also der Querschnitt des gesammten Gefässgebietes kleiner geworden, und folglich muss bei gleichem Druck und gleicher Blutmenge das Blut schneller fliessen, der Stoffwechsel wird also erhöht und zwar in erhöhtem Maasse, je mehr der Durst abnimmt, also je mehr die Zufuhr grosser Flüssigkeitsmengen abnimmt. Der Gefässdruck erreicht somit in jedem Organ das normale Niveau. Und das ist es, worauf es ankommt.

Alles Andere ergiebt sich dann von selbst aus dieser Erwägung.

Ob nun Hamamelis das Gefässsystem direct beeinflusst oder ob sie durch centralen Reiz peripherisch wirkt, kann nicht entschieden werden, jedenfalls aber wird sichtbar im Gefässgebiet Wandlung geschaffen.

Unter diesem Gesichtspunkt sind aber viele Kranke und Krankheiten der erfolgreichen Behandlung zugänglich und hierzu vielleicht angeregt zu haben, das war der Zweck dieser Zeilen, damit die Hamamelis diejenige Stellung in der Homöopathie einnimmt, die ihr gebührt. Dr. Bree.

Ist die Antisepsis absolut eine Conditio sine qua non für den Erfolg therapeutischen oder chirurgischen Einschreitens?

Medizinische Bilder aus dem Turkestan.

Als Beweis dafür, wie alles therapeutische und chirurgische Eingreifen, wie alles Handeln überhaupt nach Umständen sich modificiren muss, von welcher hohen Wichtigkeit das Individualisiren ist, wie sich dieses nicht allein auf das Individuum, sondern auch auf ganze Menschengruppen erstrecken muss, mögen

folgende von Dr. Schultz in Kokan — Stadt mit 54 000 Einwohnern in der Provinz Chokand oder Ferghana in Turkestan — gesammelte, höchst interessante Erfahrungen dienen.

Seit Einverleibung des Gebietes Turkestan mit dem russischen Reiche (1867) hat, Dank den Massregeln der Regierung, die europäische Medizin, obgleich langsam, angefangen, sich unter den Bewohnern dieses Theiles von Asien, den Sarten, Kirgisen und Usbeken Bahn zu brechen; auch werden die schon seit längst bestehenden Polikliniken, die meist mit kleinen, gegen 20 Betten haltenden Hospitälern verbunden sind, von kranken Männern recht fleissig besucht. Da nun aber die Frau nach den Gesetzen des Islam sich nicht von einem Arzte behandeln lassen darf, so haben sich die von der Regierung eröffneten Polikliniken für Frauen, denen Aerztinnen vorstehen, als sehr zweckmässig erwiesen, und namentlich aus dem Grunde, weil bis dahin diese Art Kranker der Behandlung alter Weiber, welche sich hauptsächlich auf das Besprechen reducirt, anheimfielen. Indessen ist mit dieser Massregel noch lange nicht das Erforderliche erreicht, denn da mit den Weiberkliniken keine Hospitäler verbunden sind, so geht es den weiblichen Kranken, die nicht ambulatorisch behandelt werden können, immer noch schlimm genug, denn sie sind schliesslich doch darauf angewiesen, bei unabwendlichen chirurgischen geburtshülflichen und gynäkologischen Hülfsleistungen einen Arzt ins Haus kommen zu lassen, wenn überhaupt ihre Wohnung auf den Namen Haus Ansprüche machen darf.

Um sich einen Begriff von diesem Hause zu verschaffen, denke man sich einen von 4 aus Lehmklumpen roh zusammengeklatschten etwas über 4 Meter hohen Wänden eingeschlossenen Raum von 2 bis höchstens 4 Quadratmeter, der von einem horizontalen Dache bedeckt wird, das an einem beliebigen Orte mit einem weiten Loche zum Abzuge des Rauches versehen ist, der Fussboden ist aus demselben Material wie die Wände gestampft und wird nie gereinigt. In einer beliebigen Ecke dieses Raumes befindet sich eine viereckige, glimmende Kohlen enthaltende Grube, über der als einziges Möbel ein viereckiger, mittelgrosser, etwas über einen Fuss hoher Tisch steht, der mit einer wenigstens hundertjährigen gesteppten Wattedecke bedeckt wird, welche dazu dient, den Unterkörper der um die Wärmequelle und an dem Tisch mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Beinen auf der Erde

sitzenden Bewohner vor Kälte zu schützen. Der Fussboden ist bei Wohlhabenden mit Teppichen, bei weniger Bemittelten mit Filzdecken und bei Armen mit Matten bedeckt. Die in der Grube glimmenden Kohlen verbreiten Dunst, die unebenen Wände sind wo nicht weniger als mit Jahrzehnte altem Staub und Spinnengeweben bedeckt, die Spalten derselben gewähren den Scolopandern, Scorpionen, Schaben und Stinkkäfern und Kellerasseln, den steten Hausgenossen der Einwohner, einen bequemen Aufenthalt. Die eine dieser Wände hat eine etwa 4 Fuss hohe Thür, welche in einen nur überdachten Raum ohne Wände führt, der für den Aufenthalt des Viehes dient, eine andere Oeffnung, die im Dache ausgenommen, giebt es nicht, also ist von Fenstern keine Rede, zuweilen trifft man an einer der Wände Etwas in der Art eines Kamines, mit breitem, sich kaum über das Dach erhebenden Schornstein an. Dieser Ofen dient zur Bereitung des Thees. In einer beliebigen Ecke dieser Wohnung hängt eine pantoffelartig geformte Lampe, die in Folge des in derselben brennenden Sesamöles einen athemversetzenden Dunst verbreitet. Ein schneckenartig geformter kleiner Messingkessel, der sogenannte Kumgan, welcher zum Wärmen des Wassers dient, eine schmutzige thönerne Schöpfkelle, einige flache Theetassen und irgend eine Schüssel beschliessen die Ausstattung dieses sogen. Zimmers. An Schmutz in fester und flüssiger Form ist kein Mangel: er herrscht am Fussboden, an den Wänden, den Kleidern und dem Körper der Insassen, welche ihre Wäsche so lange tragen, bis sie am Körper in Fetzen zerfällt, — was im Allgemeinen, besonders aber von den Armen gilt. Die Weiber erachten es für durchaus überflüssig, ihre Hände nach überstandenen Catamenien zu waschen und das Putzen der Oberkleider geschieht, als nach ihren Begriffen vollkommen nutzlos, nie. Die am Fussboden liegenden und zu jeglicher Unterlage dienenden Filzdecken, an und für sich schon aus roher ungewaschener Wolle gewalkt, verlassen während ihrer ganzen Existenz weder Fussboden noch Wohnraum, werden daher auch nie gereinigt oder ausgelüftet, im Gegentheil nehmen sie alle Verdauungsprodukte der Erwachsenen, der Kinder, der Hunde, Katzen, Kälber und Lämmer auf und man wird daher wohl schwerlich in Verlegenheit kommen, sich den von ihnen verbreiteten Duft vorzustellen. — Das ist nun die Arena, auf welcher chirurgische und ohne Ausnahme alle gynäkologischen und geburtshülflichen Operationen ausgeführt und dieses die Atmosphäre, in der



die Kranken verpflegt werden müssen. Ich habe freilich nur kleine chirurgische Operationen, von gynäkologischen und geburtshülflichen aber alle — den Kaiserschnitt ausgenommen — ausgeführt. Schwere und anormale Geburten sind selten — möglich auch, dass ein grosser Theil derselben verheimlicht wird. Die Frauen der Sarten gebären gewöhnlich allein ohne anderweitige Hülfe oder in Gegenwart der Mutter, der Schwester oder einer zweiten Frau ihres Mannes und wenn Alles dabei glücklich abgeht, so geht sie meist schon am dritten Tage an ihre gewohnte Arbeit. — Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn die Geburt sich verzögert; es erscheint dann der Mulla (Priester), nimmt am Kopfende des Lagers der Kreisenden seinen Platz ein, legt zu ihrer Linken ein altes Schwert, zu ihrer Rechten eine Nagaika,*) mit dieser führt er hin und wieder einen leisen Schlag auf den Leib der Kreisenden und fuchtelt mit derselben in der Luft herum, um den Schaitan (bösen Geist), der der Geburt hinderlich ist, zu verscheuchen; zu demselben Zwecke sagt er dabei fortwährend Gebete aus dem Koran her. Hilft dieses nach Verlauf von 1 bis 2 Tagen nicht, so kommen andere, eingreifendere Mittel an die Reihe: Der Mann oder irgend ein Anderer, der über namhafte Körperkräfte zu verfügen hat, nimmt die Kreisende auf den Schoss, schlingt seine beiden Arme um ihren Leib und drückt, so viel seine Kräfte es erlauben, um die Frucht heraus zu quetschen. Hilft auch dieses nicht, so wird, je nach der Nationalität, zu anderen Mitteln Zuflucht genommen: Bei den Kirgisen wird die Frau reitend auf ein Pferd gesetzt und dieses an der Chorde in kurzem Trabe im Kreise umhergetrieben. Die weniger kriegerischen, an feste Wohnsitze gewöhnten Sarten bedienen sich des folgenden Verfahrens: Mit beiden, hoch über dem Kopfe vereinten Armen wird die Unglückliche an einen biegsamen und elastischen Baumast gebunden, der nun in vertikal schaukelnde Bewegung gesetzt wird oder es werden die Beine der Kreisenden geschüttelt und an denselben gezogen, um auf eine oder die andere Weise zum Ziel zu gelangen; es giebt auch noch andere, eben so barbarische Verfahren, sie alle herzählen zu wollen, hiesse Raum und Zeit vergeuden; so z. B. wird bei vorgefallenem Arme von Jedem,

*) Kurze, etwas über einen Fuss lange, aus dünnen Riemen geflochtene, einen kleinen Finger dicke, runde, an einen Stiel von gleicher Länge befestigte Peitsche, deren sich die Kosacken und alle orientalischen Völker beim Reiten bedienen. (Ref.)

der gut mit Kräften ausgestattet ist, an demselben gezogen; in einem von diesen Fällen fand ich die Knochen des Vorder- und Oberarmes gebrochen, in einem anderen standen die Gelenkköpfe um wenigstens einen Finger breit von einander ab und das Schlüsselbein hatte sich vom Brustbeine getrennt. Diese Manipulationen werden mehrere Tage hintereinander fortgesetzt. Wahrscheinlich geht dabei auch so manche Kreisende zu Grunde; übrigens wird die Nachfrage nach ärztlicher Hülfe jetzt immer öfter, leider aber immer erst dann, wenn alle eigenen Mittel erschöpft sind. Auch wird jetzt schon die Hülfe der Hebammen in Anspruch genommen, von denen eine in jedem Kreise und in jeder Kreisstadt von der Regierung angestellt ist, in solchen Fällen geht dann die Hebamme in Begleitung eines Arztes, der auch noch — wenn möglich — einen seiner weiblichen Kollegen einladet, an ihren Bestimmungsort und in der Regel werden höchst bedenkliche Situationen angetroffen.

Das Erscheinen eines fremden Mannes im Hause einer Kreisenden giebt immer Veranlassung zu Schreck und Bestürzung, besonders wenn der Besuch, ohne vorangegangene Anzeige bei den Verwandten, stattfindet; da, wie schon gesagt, nach den Gesetzen des Islam ein fremder Mann die weibliche Abtheilung des Hauses eines Rechtgläubigen nicht betreten und die Frau ihrerseits sich ihm auch nicht zeigen darf, so stellt sich die Frage, was nun also hier ein „Türa" (soviel als Herr, Monsieur) beginnen soll. Ich muss offen gestehen, dass ich im Anfange nicht wusste, wie ich mich benehmen und auftreten sollte und erst später lernte ich diese Hindernisse entfernen. Anfangs liess ich mich mit den Verwandten in langdauernde Diskussionen darüber ein, dass ich das Gesicht der Gebärenden durchaus nicht zu sehen brauche, noch zu sehen wünsche, dass ich also nur dazu da sei, um sie von ihrer Last zu befreien, um mich, nachdem dieses geschehen, sofort zu entfernen, so dass es schliesslich den Anschein hatte, als bäte ich um die Erlaubniss zur Operation, wie um eine Gnade. Später aber lernte ich ohne Weiteres und rascher zum Ziele gelangen; indem ich die Frau mit einer Decke bedecken liess, trat ich sofort in die Behausung ein und begann auch sofort mein Geschäft, was freilich — aber nicht lange anhaltende — Unzufriedenheit erweckte. So erinnere ich mich folgenden Falles: Die Hebamme hatte einer Placenta accreta halber nach mir geschickt, angekommen, treffe ich den ganzen Hof voll von Weibern an, die mit

Schreien und Lärmen verlangen, ich solle mich sofort entfernen; sie dazu zu bringen, mich anzuhören und Vernunft anzunehmen, war unmöglich, ich bat also einen älteren anwesenden Mann, das Weibervolk wegzuschaffen, doch unmöglich, mit Achselzucken bedeutete er, nichts machen zu können; mit Gewalt wollte ich in das Haus zu der Hebamme, die nach mir geschickt hatte, eindringen — unmöglich, die Weiber verrammelten mir mit ihren Leibern den Weg, nun wurde ich ungeduldig und gebrauchte meine Fäuste — das half: im Nu waren alle Weiber zerstoben, nun aber erwies es sich, dass auch die Wöchnerin nichts von mir wissen wollte, Zureden half nicht, sie unterliess nicht Dod do Dod (nach der Wache um Hülfe) zu rufen, selbst des Mannes Zureden war fruchtlos; da gab ich der Hebamme und dem Manne den Befehl die Hände der am Boden liegenden Frau zu halten, ich selbst legte mich über ihr rechtes Bein und führte, nicht ohne grosse Anstrengung, da sie mich mit dem freigebliebenen fortwährend stiess, die Hand durch die Scheide in den Uterus und förderte eine fünf Tage lang in demselben verbliebene, abscheulich stinkende Masse — die Placenta — heraus. Erscheint auch vielleicht unseren europäischen Kollegen dieses Verfahren roh, so ist dennoch unter solchen Umständen eine andere Handlungsweise vollkommen ohne Erfolg und obgleich, nach diesem und ähnlichen Fällen geurtheilt, es den Anschein hat, als propagirten wir die Medizin mit Feuer und Schwert, so erblicken wir die tröstliche Genugthuung darin, dass unsere Bemühungen nicht erfolglos geblieben, da die Kranken mit wachsendem Zutrauen sich an die Uruss Tabib (russischen Aerzte) wenden. Als ich nun bei obenerwähntem Falle mit der gelösten Placenta in der Hand in den Hof trat, in dem sich abermals eine Masse Weiber versammelt hatte und einen Heidenlärm machte, so wurde plötzlich alles stille und dieselben Leute, die kurz vorher mich hinausjagen wollten, beugten sich vor mir, küssten den Saum meines Rockes und riefen alle möglichen Segnungen vom Himmel auf mich hernieder. Später schickte man aus derselben Familie aus freien Stücken nach mir, obgleich es sich doch nur um eine vollständig normale Geburt handelte. —

So zu handeln ist man allerdings nur in Ausnahmsfällen gezwungen, allein den Schein annehmen, als sei man mit den gangbaren Sitten und Verhältnissen einverstanden, ist eine nothwendig zu erfüllende Bedingung, denn nur dadurch gelangt man zum

Ziele. Beim Eintritt in die Wohnung ist der Gruss Selam aleikom (Friede sei mit Euch) oder Allah akbaer (Gott ist gross) unbedingt nothwendig, denn er bewirkt günstige Stimmung, darauf bittet man höflichst, dass alle Nebenpersonen das Zimmer verlassen, denn in dem engen Raum ist Alles versammelt, vom Mulla mit dem Schwert und der Nagaika an bis zu allen, selbst den entferntesten Anverwandten von Mann und Frau. — Nachdem Alle, der Mann ausgenommen, der gewöhnlich bei der Operation behülflich ist, entfernt sind, geht man daran, alles zur Operation Erforderliche herbeizuschaffen. Zu dem schon vorhandenen Tische sucht man sich einen zweiten zu verschaffen, beide zusammengeschoben, mit der schmutzigen Decke, über die ein reines, eigens mitgebrachtes Bettuch gebreitet wird, bedeckt, stellen das Querbett vor. Nachdem die Kreisende mit sorgfältig verhülltem Gesichte auf dieses improvisirte Bett gelagert, schreitet die Hebamme dazu, die äussere Reinigung vorzunehmen, wobei ein fürchterlicher Schmutz entdeckt wird und ein noch fürchterlicherer Gestank sich verbreitet, denn der Geburtsakt dauert wenigstens schon drei Tage und in der Mehrzahl der Fälle noch viel länger, die Frucht also hat Zeit gehabt nicht nur abzusterben, sondern auch in Fäulniss überzugehen. Den ersten Moment des Ekels überwindend, schreitet man, auf einem Klotze zwischen den Schenkeln der Kreisenden sitzend, zur Exploration und nachdem man über die Sachlage im Klaren ist, wendet man sich an den Mann, ihm mittheilend, dass das Kind todt sei und nicht allein zur Welt kommen könne oder dass, obgleich das Kind noch lebe, es doch nicht allein geboren werden kann und zwar aus den und den Gründen, es müsse daher das und das geschehen. Missmuthig und niedergeschlagen schüttelt der Mann unschlüssig den Kopf und kann selbst aus freien Stücken seine Einwilligung zur Operation nicht geben, er muss vorab alle Familienglieder zu einer allgemeinen Berathung versammeln. — Anfangs, aus Rücksicht für ihre Sitten, wartete ich gewöhnlich das Resultat dieser Berathung ab, die meistentheils mehrere Stunden dauert, während dieser Zeit hätte man längst die Operation beendigen können, in der Folge verfuhr ich anders, ich benutzte die Zeit während der Abwesenheit des Mannes, so dass in den meisten Fällen bei seiner Rückkehr Alles schon beendet war. Das Chloroformiren der Kranken macht, da das Gesicht nicht entblösst werden darf, einige Schwierigkeiten, indessen wird auch dieses umgangen, indem man verstohlener Weise unter

die Decke, sie etwas hinaufschiebend, den Chloroformirapparat hinein bringt, indem man betheuert nichts zu sehen. Die Eingeborenen haben das Chloroformiren sehr gerne, durch seine plötzliche Wirkung werden sie bestürzt, denn schliesslich wird aus einem jammernden und schreienden ein vollständig gefühl- und widerstandloses Wesen. Jakschy Arak (guter Schnaps) bemerkt mit Wohlgefallen der Mann und hilft nun um so eifriger bei der Operation; diese ist in der Regel eine bedeutende. — Der weit grösste Theil verzögerter Geburten beruht auf zu engem Becken, denn Mädchen von 8 bis 10 Jahren werden oft schon in diesem Alter verheirathet und 12jährige Gebärende sind an der Tagesordnung; man kann sich leicht den Zustand des Beckens in diesem Alter vorstellen; glücklich kann man sich schätzen, wenn man noch die Zange anlegen kann, in der Mehrzahl der Fälle aber ist es unmöglich und gezwungen schreitet man zur Cranio- oder Embryotomie.

Sehr oft auch kommen Querlagen vor mit Vorfall des Armes oder der Nabelschnur und sehr oft auch beobachtet man angewachsene Nachgeburt. In den Fällen, in denen der Kaiserschnitt angezeigt ist, schreitet man wider Willen oft zur Embryotomie, einzig und allein aus dem Grunde, dass eine solche Operation an einem solchen Orte wie der beschriebene und unter den Umständen wie die dargelegten, unmöglich ist. —

Die Operation selbst wird vom Manne mit Spannung und Aufmerksamkeit beobachtet und zuweilen bekommt man während derselben folgenden Ausruf zu hören „Oi Türà buldy!“ (Genug, mein Herr), der, obgleich mit besonderem Nachdruck, dennoch aber bestimmt ausgedrückt wird, worauf man eben so bestimmt entgegnet, dass, wenn er bei der Operation hinderlich werden wolle, so solle er das Zimmer verlassen. —

Wenn die Operation bei uns in ihrer Ausführung nicht von dem üblichen und von der Wissenschaft sanktionirten Verfahren abweicht, so gehen Nachbehandlung und der Verlauf derselben, im Vergleiche mit dem, was wir in Gebärhäusern beobachteten, vollständig auseinander. Nach beendeter Operation wird eine Ausspülung, nicht immer mit abgekochtem Wasser, da dieses selten zu beschaffen, gemacht und nachdem man ein reines Betttuch auf den Teppich oder den Filz, je nachdem womit der Fussboden bedeckt ist, gebreitet hat, die Wöchnerin gelagert und in der vollkommensten Ueberzeugung, dass nichts von den gegebenen Rathschlägen,

als: ruhiges Verhalten, Beobachtung von Reinlichkeit, daher öfteres Waschen der Genitalien u. s. w., erfüllt werden wird, geht man, dieses Mal von den Segnungen der Familie begleitet, seiner Wege, nachdem man die Weisung gegeben, dass, wenn ihr Gebrauch nicht mehr nöthig, die Betttücher zurückzustellen sind und es ist noch kein Fall vorgekommen, dass die Wöchnerin nicht selbst die Bettücher nach ihrer Genesung zurückgestellt hätte.

Man kann nicht genug über die staunenswerth resistenzfähige Organisation der einheimischen Frauen sich wundern: sie überstehen tagelang im Uterus verweilende und faulende Frucht und Nachgeburt, alle barbarischen Manipulationen der gangbaren einheimischen Geburtshülfe, überstehen auch noch, sich im Zustande eines entwickelten septischen Fiebers befindend, schwere Operationen und genesen nicht nur bei Abwesenheit jeglicher antiseptischer — von einer aseptischen kann nicht einmal die Rede sein — Behandlung, unter allen die Entwickelung der Sepsis im höchsten Grade begünstigenden Momenten.*)

Uebrigens gilt das nicht von den Frauen allein, es ist, als wären die Eingeborenen überhaupt ganz besonders befähigt, den schwersten Verletzungen Trotz bietend, unter den ungünstigsten Bedingungen nach mehr oder weniger protrahirtem Krankenlager zu genesen.**)

Die blutstillende, zugleich auch Wunden heilende Panacée ist Filzasche — zu Asche verbrannter Filz — ein Mittel, welches uns geradezu zum Verzweifeln brachte: nie ist uns eine Wunde zu Gesichte gekommen, die nicht dick mit einer Schicht von dieser abscheulichen, mit noch unverbrannten Haaren vermischten, Asche bestreut gewesen wäre, denn unter dem von derselben mit dem Blute gebildeten Schorfe soll, nach einheimischen Begriffen, jede Wunde heilen. Als Beweis mag folgender Fall dienen:

In einem Gefechte mit Räubern bekam ein Sarte einen Säbelhieb, der die ganze rechte Gesichtshälfte, vom Augenbrauenbogen angefangen, lappenförmig bis an den Rand des Unterkiefers getrennt, hier aber im Zusammenhange mit den übrigen Weichtheilen gelassen hatte; in dem Lappen befanden sich der obere Theil des die Augenhöhle bildenden Randes des Stirnbeines und ein Theil des Wangenbeines. Beide Wundflächen reichlich mit der

*) Das sagt Dr. Schulz, nicht wir!

**) Wohl zu beherzigen!

Filzasche bestreut, hatte man den Lappen sehr ungenau in seine normale Stellung und Lage gebracht und darüber abermals eine dicke Schicht Asche gestreut, die mit dem Blute einen dicken, trockenen Schorf gebildet hatte. In diesem Zustande wurde der Verwundete drei Tage nach der Verwundung ins Hospital gebracht. Eine ganze Stunde ging darauf, um die Wundflächen zu reinigen und den theilweise schief an- und theilweise faltig zusammengewachsenen Lappen an seine normale Stelle und in normale Lage zu bringen, wozu es einer Knochennaht und einer Anzahl von 46 Seidennähten bedurfte. Der Kranke fieberte nur 2 Tage und genass bald darauf vollkommen; solche Fälle kommen lange nicht vereinzelt vor.

Soweit Dr. Schulz, nun aber würde ich mir erlauben auch Einiges aus Erlebtem und Erfahrenem und zwar nicht aus Asien, sondern aus Europa mitzutheilen, was dem eben Erzählten vollkommen würdig an die Seite gestellt zu werden verdient und was eben so wie das vom Dr. Schulz Referirte auf das Evidenteste beweist, dass die Acta über die absolute und unbedingte Nothwendigkeit und eben so absolute und unbedingte Heilsamkeit der Asepsis und Antisepsis noch lange nicht geschlossen sind, besonders wenn sie, wie an einigen Orten üblich, rücksichtslos auf Kosten der Umgebung des Kranken und seiner Geldmittel gehandhabt wird. So ist mir aus den Jahren 1881—1883 erinnerlich, wie in Moskau, nach einem in Folge von mit Diphtherie komplizirten Sterbefalle von Scharlach, der Familie mitten im Winter, bei einer Kälte von —15° R., von der Sanitätspolizei angezeigt wurde, sie müsse die Wohnung wechseln, ohne Rücksicht darauf, dass eines von den Kindern noch krank am Scharlach darniederlag. Nur mit Mühe gelang es durch Fürsprache und Intervention hochgestellter Personen, die nicht bemittelte Familie vor der angedrohten Kalamität zu schützen. Hätte man die ganze Anti- und Asepsis mit etwas mehr Ruhe und weniger Enthusiasmus einzuzuführen sich bestrebt, so wären dabei die Opfer, welche dieses Verfahren dahingerafft, vermieden worden: man denke nur an die Masse mit Carbolsäure, Jodoform, Sublimat u. s. w., u. s. w. Vergifteter und man wird einsehen, dass der blinde Enthusiasmus in einer Wissenschaft, die sich den lebenden Organismus zum Vorwurf genommen, wobei es besonders auf Sehen und Zusehen ankommt, nicht am Platze ist und dass durch ihn die Verbreitung

einer sonst heilsamen Massregel nicht gefördert, sondern hintertrieben wird.

Wer aus dem Gesagten eine unsererseits der Anti- und Asepsis gegenüber tadelnde oder gar verwerfende Ansicht herauszulesen sich veranlasst fühlen würde, thäte uns jedenfalls schreiendes Unrecht, denn auch wir sind vollkommen davon überzeugt, dass die Chirurgie ihre grossartigen Erfolge und Errungenschaften hauptsächlich diesem Verfahren zu verdanken hat und dass dasselbe mit Umsicht gehandhabt eine unbedingt segensreiche Erfindung ausmacht; es ist nur das zu viel des Guten, welches in seiner Wirkung dem faktisch Schlechten nicht nachsteht, auf das wir aufmerksam zu machen wünschen.

.Wer im Innern von Russland längere Zeit sich mit Landpraxis beschäftigt hat, hat ähnliche Erfahrungen wie Dr. Schulz in Turkestan gemacht. Die Wohnungen der russischen Bauern stehen, was Ungeziefer — Schaben, Läuse, Wanzen, Flöhe — und Schmutz anbelangt, denen der Sarten und Usbeken sehr nahe; wenn sie aus Holz, sehr selten aus Backsteinen aufgeführt, mit einem Giebel — Strohdach — versehen, einen Holz-Fussboden — auch nicht überall, oft nur Lehm — einen Ofen haben und mit Fenstern versehen sind, so verdanken alle diese Dinge ihr Dasein einzig und allein dem rauhen Klima, d. h. eigentlich dem strengen Winter.

Dass unter den russischen Bauern fast keine oder nur höchst selten sich Gelegenheit zu Operationen bietet, wie die von Dr. Schulz mitgetheilten, hat seinen Grund darin, dass dem Gesetze nach kein Mädchen unter 16 Jahren verheirathet werden darf und dass auch nicht ein Geistlicher sich zur Trauung einer unter diesem Alter Stehenden sich entschliessen wird; es ist also schon aus diesem Grunde unmöglich solche Beckendimensionen anzutreffen, wie sie bei 8- und 12-jährigen Mädchen bestehen. Obgleich nun jetzt seit 30 Jahren an allen Landständen Aerzte und Hebammen angestellt sind, so ist dadurch dennoch den Dorfhebammen — d. h. alten Bäuerinnen — die Praxis dadurch nicht unmöglich gemacht; ihre gebräuchlichen Mittel stehen aber den bei den Sarten gangbaren sehr, ja sehr nahe, kommen aber, aus oben angeführtem Grunde, nur ausnahmsweise zur Anwendung. Puerperalkrankheiten und Todesfälle in Folge derselben kommen nur höchst selten vor, darüber existirt in jedem Kirchspiele eine von dem Geistlichen sehr genau geführte Kontrole und es wird

kaum irgendwo in Gross- oder Klein-Russland einen Geistlichen geben, der das oben Gesagte nicht bestätigen würde. —

Was nun Geschwüre, namentlich Fussgeschwüre von verschiedenem Charakter anlangt, so wird man höchst selten auf Kranke stossen, die sich der Reinlichkeit befleissigen; in der Regel werden solche Geschwüre — wenn überhaupt — mit Lappen verbunden, die wochenlang nicht gewechselt werden; man kann sich also von ihrem Aussehen und von dem Geruch, den diese Geschwüre verbreiten, leicht eine Vorstellung machen. — Schnitt-, Hieb- oder Schusswunden — letztere gewöhnlich von unvorsichtigem Umgange mit meistentheils abscheulichen Schiessgewehren — bekommt man selten frisch — es sei denn, dass sie in Gegenwart des Arztes acquirirt wurden — meistentheils dick mit Schnupftabak oder Zunder — zu Kohle gebrannte Leinwandlappen — oder mit dem Staube von Lycoperdon Bovista oder staubigem Spinnengewebe bestreut. Als Illustration mag folgender von mir beobachtete und in meinem Werke*) beschriebene Fall dienen, den ich, da nicht jedem der Leser der Berliner Zeitschrift das Buch zur Hand sein dürfte, hier mir zu reproduziren erlaube:

Der 19jährige, sehr abgemagerte Kranke wurde in folgendem Zustande im Hospital aufgenommen: Auf der linken Bauchseite befand sich eine gradlinige penetrirende Wunde in der Höhe des Nabels. Von diesem, 1 Zoll seitwärts entfernt, beginnend, stieg sie schief herab und endete zwischen der Spina anterior des Darmbeines und der Schambeinfuge gerade in der Mitte. Die Wundränder sind durch eine überwendliche, fortlaufende Kürschnernaht — aus doppelt genommenem groben Zwirn bestehend — vereinigt. Die Wunde eitert und an mehreren Stellen hat die Naht schon durchgeschnitten. Auf meine Frage über die Entstehungsweise der Verletzung, berichtete man mir, dass vor ungefähr 12 Tagen der Kranke — Schuster von Profession — bei seiner Arbeit sitzend, schleunigst abgerufen wurde, um seinem jüngsten Bruder, der in Gefahr war von einer Kuh auf die Hörner gespiesst zu werden, zu Hülfe zu kommen. In der Eile steckt er sein ziemlich langes, breitklingiges, bauchiges Messer in die linke Schosstasche seines Rockes und läuft über die Strasse, fällt aber unterwegs und so unglücklich, dass das Messer, sich mit dem

*) Die homöopathische Therapeutik in ihrer Anwendung auf die operative Chirurgie, pag. 282.

Heft auf den Boden stützend, ihm in den Bauch fährt und ihm die oben beschriebene Wunde beibringt, was sogleich einen Vorfall der Därme zur Folge hatte. Eine herbeigerufene Dorfhebamme reponirt die Därme und legt die vorgefundene Naht an. Ich konnte begreiflicher Weise die Wunde in einem solchen Zustande nicht lassen und begann die Fäden behutsam zu entfernen; nachdem dieses geschehen ergab es sich, dass die Ränder am unteren Theile der Wunde auf ungefähr 2—2$^1/_2$" Länge sich vereinigt hatten; in der Nähe des oberen Winkels war tief in der Wunde noch ein langer, viel dickerer und offenbar anders gestalteter Faden als die schon entfernten sichtbar. Um mir Gewissheit darüber zu verschaffen, ob dieser Faden noch ein integrirender Theil dessen war, der zur Naht gedient hatte, untersuchte ich ihn ihn mit der Lupe und musste mich überzeugen, dass es kein Zwirnsfaden — also doppelt gedrillt — sondern ein Hanfleinfaden — also einfach gedrillt — war. Ohne zu begreifen, auf welche Weise dieser Faden, der dem Zuge mit der Pincette nicht recht folgen wollte, in die Wunde gekommen, war soviel klar, dass ich ihn nicht in der Wunde lassen konnte, ich verstärkte also den Zug allmählich und es gelang mir endlich zu meinem grossen Erstaunen einen vierfach zusammengelegten groben Hanfleinlappen zu Tage zu fördern, der, nachdem er ausgebreitet, eine Quadratarschine — 72 Quadratcentimeter — Flächeninhalt erwies. Auf meine Frage wie dieser Lappen in die Wunde gekommen, wurde mir berichtet, dass der Hebamme die Reposition der vorgefallenen Därme nicht gelingen wollte, um aber dennoch die Naht anlegen zu können, habe sie diesen, vorher in Oel getränkten Lappen in die Bauchhöhle geschoben, um auf diese Weise das fortwährende Prolabiren der Därme zu verhüten, nachdem dieses geschehen, habe sie die Naht über den in die Bauchhöhle gebrachten Lappen angelegt; der Kranke habe sich die ganze Zeit nach dieser Operation eben nicht schlecht befunden, habe indessen gefiebert, wenig genossen, dennoch aber einige normale Stuhlentleerungen gehabt. Da nun aber die Vereinigung der Wunde nicht zu Stande gekommen sei, so habe man ihn zur Stadt gebracht. Nun legte ich, nachdem die Wunde mit kleinen feuchten Schwämmen gereinigt war, 8 Metallnähte an und ausserdem noch einen Verband um den ganzen Bauch. Der Kranke wurde im Bett so in die Bauchlage gebracht, dass der ganze Körper ober- und unterhalb des verletzten Theils auf Kissen, dieser hingegen freilag, um

mögliches Eindringen von Eiter in die Bauchhöhle zu verhüten. Bei guter Nahrung erholte sich der Kranke sehr bald, die Wunde heilte natürlich per secundum, einige Nähte konnten schon am 8., die übrigen am 10. und 11. Tage entfernt werden und der Kranke verliess nach 21 Tagen vollkommen genesen das Hospital.

Bei Gelegenheit der Erwähnung des einheimischen blutstillenden Mittels giebt Dr. Schulz auch sehr interessante Nachrichten über die Handlungsweise und die Kunst der einheimischen Aerzte, welche wir unseren Lesern, in der Hoffnung dass auch ihr Interesse angeregt werden dürfte, nicht vorenthalten können:

Wir erfuhren — so erzählt Dr. Schulz — dass in unserer Stadt — Kokan — ein einheimischer Arzt, Spezialist für Lithotomie und Staaroperation, mit grossem Erfolge praktizirt. Sofort gingen sämmtliche Kollegen die russische Administration um die Erlaubniss an, diesen Arzt und seine Operationsweise zu beobachten, was auch sofort bewilligt wurde.

Unser asiatischer Kollege empfing uns sehr freundlich und war nicht nur bereit uns zu Zeugen seiner Kunst zu machen, sondern bat uns, da er immer ohne Chloroform operire, den Kranken vor der Operation zu chloroformiren. An dem für die Operation bestimmten Tage (8/20. März 1888) erschienen wir alle in dem Hause des Vaters von dem Kranken, einem 9jährigen, höchst abgemagerten, elenden Knaben. Während einer von uns das Herz des Kranken untersuchte und das Chloroformiren begann, zeigte uns der Tabib (Arzt) seine Instrumente und machte uns mit seiner Operationsmethode bekannt. Für die Steinoperation hatte er ein starkes kurzes Messer und zwei Rehhörner, von denen eines eine geringere, das andere eine stärkere Krümmung hatte. (Also wohl etwas in der Art, wie die Hörner, deren man sich beim Schuhanziehen bedient? Ref.) Die Operation wird nach Angabe des Tabib auf folgende Weise ausgeführt: Mit zwei in den Mastdarm geführten Fingern der linken Hand sucht man den Stein auf, drückt ihn nieder und so an den Damm, dass er diesen deutlich auftreibend wölbt, nun wird durch denselben ein Schnitt bis auf den Stein gemacht und derselbe je nach seiner Grösse mit einem von den Hörnern herausbefördert. Wir konnten vor Spannung kaum den Moment des Eintrittes der vollkommenen Anästhesie erwarten; endlich trat sie ein, der Tabib führte sofort seine beiden eingeseiften Finger in den Mastdarm, wir sahen nun, dass er lange

Zeit hindurch, unbarmherzig den Mastdarm ausdehnend, Anstrengungen machte, als zöge er etwas herab und hörten ihn sehr besorgsam ausrufen: Djiüda Kattá, Djiüda Katuik (sehr gross, sehr hart), nebenher wurden auch noch theils Flüche und Schimpfwörter, theils Anrufen des Allah ausgestossen. Die Procedur dauerte zu lange, ich schlug also dem Tabib vor, er möge mir gestatten den Kranken zu untersuchen, womit er sofort einverstanden war. Nachdem ich in den Mastdarm gedrungen, fand ich denselben furchtbar ausgedehnt, die Blase und die Prostata zerknetet, so dass der untersuchende Finger leicht die Symphise erreichen konnte und sich bei mir der Verdacht regte, ob nicht am Ende diese sich der Tabib als Stein vorstellte und sie herab zum Damm drängen wollte. — Tabib! da ist kein Stein, rief ich ihm zu, dieser wurde empfindlich und sagte mir: Türa (Herr), der Stein ist gross, so gross, dass man ihn nicht von der Stelle bringt. Dieses Alles trug sich in Gegenwart von einer Masse von Zuschauern zu, die sichtlich mehr mit ihrem Arzte als mit mir sympathisirten. Der Tabib entschloss sich nicht zur Operation, er erklärte man müsse sie aufschieben und schlug uns vor, uns zu einem anderen Kranken zu begeben, an dem er unfehlbar eine Staaroperation ausführen werde. Obgleich das Geschehene eine bedeutende Kühlung unseres Interesses zu Wege gebracht, so folgten wir ihm dennoch. Unterwegs sagte ich zu dem Tabib, den ich zu mir in meinen Wagen gesetzt hatte: „Du bist aber doch ein grosser Schelm, ein Stein war ja doch nicht da.“ „Ei, Türa, ein Stein war freilich nicht da, aber Du bist Tabib und ich bin Tabib, Volk giebt es genug und war auch genug da, daher sprich immerhin der Stein sei da.“ Später gestand er mir, dass wären nicht wir zugegen gewesen, so hätte er bestimmt den Schnitt gemacht und hätte den Stein gezeigt, den er für jeden Fall im Aermel hatte. Dieses Kunststück muss ihm schon öfters gelungen sein, denn meines Wissens giebt es im Turkestan keine Urolithiasis, mir wenigstens ist in 8 Jahren nicht ein einziger Fall vorgekommen.

Bei dem Staarkranken angekommen, fanden wir in der That einen alten Mann vor mit reifem Katarakt auf dem rechten und einem noch nicht reifen auf dem linken Auge. Unser Interesse gewann wieder an Spannung und wurde auch wider Erwarten befriedigt; hätte ich der Operation nicht selbst beigewohnt, ich hätte einem Referat über dieselbe nie Glauben geschenkt. Nachdem

der Tabib den Kranken auf den Fussboden in die Rückenlage gebracht, rief er Allah zu Hülfe und bewies den zahlreich Versammelten durch an den Kranken gerichtete Fragen, dass er blind sei, worauf er ihm einige Tropfen einer trüben hellrothen Flüssigkeit in das Auge träufelte, auf die Frage wozu, sagte er, um die Empfindlichkeit aufzuheben und um Blutung zu verhüten (Kokain?). Die Frage aber, was das sei, begnügte er sich damit zu beantworten, man könne das Mittel auf dem Markte kaufen. Die Zeit bis zum Eintritte der Unempfindlichkeit benutzte der Tabib zum Reinigen seiner Instrumente, von denen er nur zwei gebrauchte; ein Messer in Form eines sichelförmigen Scarificators von beiläufig 3 Millimeter Breite, dessen Griff bis an die Klinge mit einem schmutzigen Lappen bewickelt war, dessen Schneide aber nicht im Entferntesten auf Schärfe Anspruch machen konnte, vielmehr schartig geworden war. Das zweite Instrument bestand aus einem dreikantigen sondenartigen Messingstabe mit stumpfem Ende, der Griff eines jeden dieser Instrumente mochte ungefähr 4 Zoll Länge haben, die Reinigung dieser Instrumente bestand nun darin, dass er mehrere Male auf dieselben spuckte und sie eben so oft in die Erde steckte.

Nach eingetretener Unempfindlichkeit des Auges, die in der That auch in gewissem Grade vorhanden war, durchstach vom äusseren Augenwinkel aus der Tabib, nicht ohne Anstrengung, die Sclera ungefähr 1½ bis 2 Millimeter vom Rande der Cornea entfernt, schob das Messer bis an den Lappen, mit dem es umwickelt, in das Auge und drückte, ohne das Messer zu entfernen, beide Augenlider zusammen, um, wie er unsere Frage beantwortete, Blutung zu verhüten. Nach ein oder zwei Minuten öffnete er das Auge, entfernte das Messer und führte in die angelegte Oeffnung, aus der es in der That nicht blutete, seinen Messingstab ein, mit dem er ohne sich zu geniren im Auge herum wirthschaftete, indem er ihn in rotirenden Bewegungen bis zur Linse vorschob, dieselbe dislocirte und nun sahen wir, wie er dieselbe deprimirte, nachdem er sie hinter den unteren Rand der Iris gebracht, schloss er abermals das Auge, ohne das Instrument zu entfernen, um sich später beim Oeffnen des Auges davon zu überzeugen, dass die Linse nicht hervorsteigt. Nachdem er den Kranken, der während dieser Zeit stöhnte, sich hatte erholen lassen, nahm er seine Kappe ab, hielt sie dem Kranken vor die Augen und fragte ihn, was er sieht — Dupui (Kappe) war die Antwort und was

siehst du auf ihr, war die andere Frage, worauf die Antwort Guljar (Blumen) erfolgte.*)

Ein Siegesblick des Tabib weilte auf der zahlreichen Versammlung der Zuschauer und streifte auch uns. Wir brachten ihm unsere Glückwünsche zur glücklich beendeten Operation und fragten ihn, was nun folgen würde. Nichts besonderes, meinte der Tabib, 3 Tage lang bleibt das Auge verbunden und nach einer Woche kommt her, ihr werdet dann den Alten vollkommen gesund vorfinden. Kopfschüttelnd und voller Zweifel entfernten wir uns, kamen aber nach 8 Tagen wieder in der Erwartung Ophthalmitis oder auch Schlimmeres vorzufinden, wie gross aber war unsere Verwunderung, als uns der Kranke mit wiedererlangtem Gesichte sehr froh entgegenkam, das Auge war klar, die lichtbrechenden Medien vollkommen rein und an der Stelle der Operationswunde eine vortreffliche glatte Narbe. —

Im Dezember 1890. Dr. C. Bojanus sr.

Die homöopathischen Verdünnungen und die Molekulartheorie.

Im Novemberheft des ärztlichen Vereins-Blattes — No. 223 des XIX. Jahrganges 1890 — finden wir eine Arbeit, in der die homöopathische Verdünnung im Lichte der Molekulartheorie betrachtet wird. Wir geben nachfolgend den Aufsatz vollständig wieder, da derselbe für unsere Leser gewiss von Interesse ist. Interessant ist es, dass nach der Rechnung, welche freilich auf einer hypothetischen Theorie beruht, ungefähr mit der 12. Centesimalverdünnung der Urstoff soweit verbraucht ist, dass nur noch jeder Tropfen ein Molekül enthalten kann. Da wir in den weitaus meisten Fällen von Verdünnungsstufen Gebrauch machen, welche diese Grenze längst nicht erreichen, so könnten wir eigentlich bei dem Nachweis ganz beruhigt sein, dass bis zu ziemlicher Höhe der Verdünnungen zweifellos Arzneimoleküle selbst rechnungsmässig

*) Meist alle den Islam bekennenden Völker rasiren das Kopfhaar und tragen eine enganliegende, ziemlich steif gesteppte, aus Damast mit Seide oder auch aus Sammet mit Gold gestickte Kappe, die je reicher geziert, desto deutlicher den Wohlstand des Trägers bezeichnet. (Ref.)

vorhanden sein müssen. Indess scheint uns die Sache doch anders zu liegen. Zweifellos sind Wirkungen viel höherer Verdünnungen von durchaus zuverlässigen Beobachtern festgestellt worden; zweifellos können durch das ungemein empfindliche Reagens, wie es die Jäger'sche Neuralanalyse für die Homöopathie zuerst zur Verwendung gebracht, Wirkungen höchster Verdünnungsstufen nachgewiesen werden; zweifellos sind Wirkungen zu beobachten von Verdünnungen, welche aus sonst in Wasser und Alkohol ganz unlöslichen Stoffen hergestellt sind, z. B. bei Carbo vegetabilis.

Es drängen sich da unwillkürlich Fragen auf, deren Lösung ebenso schwierig ist und ebenso so einer hypothetischen Unterlage bedarf wie die Molekulartheorie. Entsteht durch den innigen Kontakt, welcher durch die gleichmässige Mischung zweier verschiedener, nicht sich chemisch gegenseitig beeinflussender Molekülgruppen erzielt wird, nicht etwa ein Körper, der in seiner neuen Gestalt nicht bloss eine mechanische Mischung, sondern eine einheitliche, im Ganzen wirkende Substanz ist? Mit einem indifferenten Vehikel kann ich einer bestimmten Menge einer anderen Substanz eine unendlich grössere Flächenausdehnung geben, durch inniges Vermengen eine Nebeneinanderlagerung der Moleküle bewirken, in der zwar die chemischen Eigenschaften der einzelnen Moleküle erhalten sind, in der aber die neuen Gruppen eine intensivere oder andersartige Wirkung nach Aussen hin zeigen. Kann nicht durch den innigen Kontakt, dem bisher indifferenten Molekül eine neue Eigenschaft mitgetheilt werden, welche sich auch weiter vererben kann? Es braucht dies ja durchaus nicht eine chemisch-physikalisch oder sonst grobsinnlich nachweisbare Neuerung zu sein. Welche Rolle spielt z. B. das Kalimolekül im Blute, dass sein Fehlen — der Kalihunger — eine Reihe der auffallendsten Lebensstörungen hervorruft? Welche Bewandniss hat es mit den Crooke'schen Experimenten und der Molekulartheorie? Welche Rolle endlich spielen die Moleküle bei den elektrischen Strömen? bei den elektrolytischen Erscheinungen? bei Magnetismus? Dass hier überall die feinsten Theilchen momentan oder dauernd Eigenschaften annehmen, welche sie vorher nicht besessen und zwar ohne Aendernng ihrer chemischen Natur, ist fraglos.

Wie steht es mit den Molekularabgaben, wenn ein senfkorngrosses Stückchen Moschus Jahre hindurch grosse Luftmengen mit einem intensiven Geruch schwängert? Welche Molekular-

änderung findet statt, wenn ich durch irgend eine Kulturmethode die Giftigkeit eines Bacillus abschwäche oder verstärke? Es sind gar mancherlei Fragen, welche einem aufstossen, wenn man auf die Atome, die Moleküle eingeht. Ist vielleicht ein einziges Uratom die Mutter aller Elemente? auch diese Frage ist von ernsten Forschern erwogen und mit Gründen belegt worden?

Was ist das feinste Fluidum, der Weltäther, den doch die meisten Forscher annehmen? Welche Eigenschaften birgt er? Welchen noch unbekannten oder nicht genügend präcisirten Gesetzen gehorcht er? Welche Kraft befähigt die lebende Pflanzenzelle aus den unorganischen Bestandtheilen der Luft und Boden die hochorganisirten Eiweisskörper und Fette aufzubauen und zwar nur unter dem belebenden Einfluss des Sonnenlichtes? Der Fragen sind viele, der zu lösenden Aufgaben gar mancherlei, und es gehört die ganze Zeit und Kraft eines hingebenden Forschers dazu, sich nur einzuleben in den mannigfachen Gebieten, und die schwache Kraft eines in der Praxis sich abmühenden Arztes ist zur Lösung solcher Probleme nicht ausreichend.

Wir müssten uns dann die Sache so leicht machen wie die verehrliche Redaktion des „ärztlichen Vereins-Blattes", welche in einer Fussnote zu dem Aufsatz des Herrn Justi folgende Bemerkung macht: „. . . . allein es dürfte schon gesunder Menschenverstand (ohne ärztliche Fachkenntniss) ausreichen, auch die niederen einwandfreien Potenzen mit einiger Geringschätzung anzusehen".

Grossartiger als mit den beiden vorzüglichen Lärmglocken des gesunden Menschenverstandes und der ärztlichen Fachkenntniss kann man wohl die fatale Homöopathie nicht zu Grabe läuten. Hoffentlich wird die Redaktion mit diesem vernichtenden Ausspruche ihren Vorrath an gesundem Menschenverstand und ärztlicher Fachkenntniss nicht erschöpft haben. Dr. Sulzer.

Homöopathie und Molekulartheorie.

Von G. E. Justi-München.

(Aerztliches Vereinsblatt XIX No. 223.)

Wie bekannt, sind die Hauptgrundlagen der Homöopathie die beiden folgenden:

1. die Ansicht, dass ein vorliegender Krankheitszustand durch dasjenige Mittel heilbar ist, welches im gesunden Körper einen ähnlichen Krankheitszustand erzeugt;

2. die mechanische Verdünnung des ursprünglichen Arzneistoffes nach Potenzen von einhundert, die sogenannte Atomisation oder moleculare Verfeinerung.

Nur vom physikalischen Standpunkte aus möchte ich diese letztere Grundlage etwas näher betrachten; dazu ist es vorerst nothwendig, die Herrichtung der Arzneipotenzen eingehender darzustellen, und zwar nur die der flüssigen Körper, da die Art der Verdünnung der festen Arzneimittel ebenso geschieht.

Diese Potenzen werden dadurch bereitet, dass ein Theil des ursprünglichen Arzneistoffes mit 99 Theilen Weingeist oder — wenn der Körper darin löslich ist — mit 99 Theilen destillirtem Wasser kräftig verschüttelt wird. Die so erzielte erste Verdünnung wird die erste Potenz genannt; von derselben wird wiederum ein Theil mit 99 Theilen der zuerst verwandten Verdünnungsflüssigkeit verschüttelt, wodurch die zweite Potenz erreicht ist; in der gleichen Weise verfährt man zur Herstellung der dritten und folgenden Potenzen, bis der gewünschte Grad der Verdünnung erzielt ist.

Um z. B. den 10. Grad der Verdünnung zu erreichen, füllt man zehn Gläser mit je 99 Tropfen und bringt in das erste Glas einen Tropfen der zu vertheilenden Flüssigkeit, den Urtropfen, welcher mit dem Inhalte kräftig verschüttelt wird, sodass eine möglichst gleichmässige Zertrennung des zugebrachten Tropfens eintritt.

Da dieser Vorgang der gleichförmigen Vertheilung in der Folge von Wichtigkeit ist, so schafft vielleicht die folgende Anschauung Klarheit; man denke sich, dass ein jeder der 99 Tropfen den hundertsten Theil seiner Menge abgiebt und dafür den gleichen Antheil von dem Urtropfen empfängt, dessen noch übriges Hundertel mit den abgegebenen 99 Hundertel der anderen einen neuen Tropfen, den hundertsten, bildet. Es ist also ersichtlich, dass jeder der nun vorhandenen Tropfen ein Hundertel des Urtropfens enthält, also die erste Potenz erreicht ist. Von dieser wird jetzt ein Tropfen zu den 99 Tropfen des zweiten Glases gebracht, und man überzeugt sich durch dieselbe Ueberlegung, dass dadurch die zweite Potenz erhalten wird. Nach der Verschüttelung nämlich enthält ein jeder Tropfen dieser Potenz den hundertsten Theil des zugebrachten Tropfens, also den 100 × 100, d. i. den 10,000. Theil des Urtropfens. Ganz dasselbe Verfahren führt zur dritten Potenz, deren Tropfen je den 100 × 10,000. oder den millionsten Theil des Urtropfens enthalten. Fährt man in der gleichen Art fort, so

erhält man die gewünschte zehnte Potenz, die in jedem ihrer Tropfen nur noch den 100 trillionsten Theil des Urtropfens einschliesst.

Man sieht sofort, nach welchem unveränderlichen Gesetz der in einem Tropfen irgend einer Potenz enthaltene Urtropfentheil mit dem in einem Tropfen der vorhergehenden Potenz eingeschlossenen Theil an Urtinktur zusammenhängt; denn es enthält, wie wir sahen, die erste den 100., die zweite den 10,000., die dritte den millionsten Theil des Urtropfens; es wächst somit die jeweilige Theilzahl von der einen Potenz zur nächsten um jedesmal 2 Nullen, sodass also der in einem Tropfen enthaltene Bruchtheil an Urtinktur durch eine Zahl ausgedrückt wird, welche hinter der Eins doppelt so viel Nullen führt, als die Stellenzahl der Potenz angiebt; es hat daher der Urtropfentheil der zehnten Potenz eine Zahl, welche nach der Eins 20 Nullen enthält, was sich als 100 mit 18 Nullen oder 100 Trillionen erweist, wie es oben schon angegeben ist und aus der unten folgenden Tabelle vollends klar wird.

Eine etwas andere Darstellung dieser Verdünnungsverhältnisse wird zweckmässig und später von Nutzen sein. Da bei der zweiten Potenz, wie nachgewiesen ist, ein jeder der hundert Tropfen ein Zehntausendstel des Urtropfens einschliesst, so wird diese Potenz auch dadurch erzielt werden, dass man den Urtropfen mit 9999 Weingeist- oder Wassertropfen verschüttelt, wobei derselbe Vorgang sich abspielt, wie er bei Hervorbringung der ersten Potenz ausführlich dargelegt wurde.

Um zusammenzufassen, gebe ich die beiden Arten der Verdünnung bis zur 20. Potenz in folgender Tabelle:

Potenz	Tropfenzahl	Inhalt an Urtropfentheilen	
1.	99	$\frac{1}{100}$	= ein hundertel
2.	9999	$\frac{1}{10,000}$	= ein zehntausendtel
3.	999999	$\frac{1}{\text{1 mit 6 Nullen}}$	= ein milliontel
4.	Zahl mit 8 Neunen	$\frac{1}{\text{1 mit 8 Nullen}}$	= 1000 milliontel
5.	„ „ 10 „	$\frac{1}{\text{1 mit 10 Nullen}}$	= 10,000 milliontel
6.	„ „ 12 „	$\frac{1}{\text{1 mit 12 Nullen}}$	= ein billiontel

Potenz	Tropfenzahl		Inhalt an Urtropfentheilen
7.	Zahl mit 14 Neunen	$\frac{1}{1 \text{ mit } 14 \text{ Nullen}}$	= 100 billiontel
8.	„ „ 16 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 16 \text{ Nullen}}$	= 10,000 billiontel
9.	„ „ 18 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 18 \text{ Nullen}}$	= ein trilliontel
10.	„ „ 20 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 20 \text{ Nullen}}$	= 100 trilliontel
11.	„ „ 22 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 22 \text{ Nullen}}$	= 10,000 trilliontel
12.	„ „ 24 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 24 \text{ Nullen}}$	= ein quadrilliontel
13.	„ „ 26 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 26 \text{ Nullen}}$	= 100 quadrilliontel
14.	„ „ 28 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 28 \text{ Nullen}}$	= 10,000 quadrilliontel
15.	„ „ 30 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 30 \text{ Nullen}}$	= ein quintilliontel
16.	„ „ 32 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 32 \text{ Nullen}}$	= 100 quintilliontel
17.	„ „ 34 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 34 \text{ Nullen}}$	= 10,000 quintilliontel
18.	„ „ 36 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 36 \text{ Nullen}}$	= ein sextilliontel
19.	„ „ 38 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 38 \text{ Nullen}}$	= 100 sextilliontel
20.	„ „ 40 „	$\frac{1}{1 \text{ mit } 40 \text{ Nullen}}$	= 10,000 sextilliontel

Nachdem so die zweite Grundlage der Homöopathie genügend erläutert ist, können wir einen Schritt weiter gehen.

Nach den Anschauungen der Physik und Chemie bestehen alle Körper aus einer begrenzten Summe einzelner kleinster Theile, den Molekülen, welche zwar chemisch in ihre — meist zwei — Atome zerlegt werden können, unter gewöhnlichen Verhältnissen aber als mechanisch untheilbar angesehen werden müssen; denn, so schliesst man, wenn schon der chemische Prozess der Verbindung eine bis zu unendlicher Feinheit herabgehende Theilung vollbracht hat, würde er doch auch die weitere Zerspaltung vorgenommen haben, wenn eine solche noch möglich wäre. Es steht zwar nichts im

Wege, in **Gedanken** eine noch weitergehende Theilung vorzunehmen, jedoch drängt die Wissenschaft dazu, die Moleküle als die kleinsten frei bestehenden Massentheilchen von endlicher und bestimmter Grösse hinzunehmen.

Für die Richtigkeit dieser Ansicht sprechen auch die nach verschiedenen Methoden berechneten und doch überraschend übereinstimmenden Durchmesser der Moleküle; von De Heen, Loschmidt, Rückert, Stephan, W. Thomson, O. Wiener u. A. sind diese Durchmesser von derselben Grössenordnung gefunden worden, und zwar giebt der erstere den Durchmesser des Wassermoleküls zu 75.10^{-9} mm an.

In den folgenden kleinen Rechnungen werde ich das Wassermolekül benutzen, da dessen Durchmesser von den mir bekannten Moleküldurchmessern der kleinste ist; überhaupt werde ich bei Annahmen und Rechnungsabkürzungen stets in der einem Anhänger der Homöopathie günstigen Richtung mich bewegen, um die Resultate so einwandsfrei als irgend möglich zu gestalten. — Da es zur Vereinfachung der Schreibweise nöthig ist, Millimeterbruchtheile durch besondere Zeichen zu ersetzen, so folge ich nur dem allgemeinen Brauche, wenn ich für ein Milliontel Millimeter „$\mu\mu$“ — Mikromillimeter — benutze, während $\varkappa\mu\mu$ nach Analogie von cmm gebildet ist, also Cubikmikromillimeter bezeichnet.

Der Einfachheit wegen ersetze ich dem eben bezeichneten Verfahren gemäss in dem obigen Zahlenwerth 75 durch 70, dadurch hat man $70.10^{-9}\,\text{mm} = 7.10^{-8}\,\text{mm} = \frac{1}{\text{1 mit 8 Nullen}}\,\text{mm} = \frac{7}{100}\,\mu\mu = 0.07$ als Durchmesser des Wassermoleküls. Lässt man ferner die zwei Flüssigkeitsmoleküle scheidenden Zwischenräume ausser Acht, denkt man sich ausserdem diese kleinsten Theilchen als würfelförmige Gebilde und nimmt den angegebenen Durchmesser als die Entfernung zweier am weitesten auseinanderliegenden Würfelecken, also als Raumdurchmesser, so sind diese vier Voraussetzungen geeignet, die Anzahl der in einem bestimmten Volumen enthaltenen Moleküle unter sonst gleichen Umständen zur grösstmöglichen zu machen.

Ist nun „d“ dieser Würfeldurchmesser und „a“ eine seiner Kanten, so ist $d^2 = 3a^2$ oder $d = a\sqrt{3}$, also: $a = \frac{d}{\sqrt{3}}$; der In-

halt des Würfels ist $a^3 = \left(\frac{d}{\sqrt{3}}\right)^3 = \frac{d^3}{3\sqrt{3}} = \frac{\sqrt{3}}{9}d^3$. Da $\sqrt{3}$ genau genug zu 1,7321 genommen werden kann, so hat man als Inhalt des Molekülwürfels $\frac{1,7321}{9} \times 0,000343\ \varkappa\mu\mu = 0,0000658\ \varkappa\mu\mu$. Um die Anzahl der Moleküle, welche in einem ccm enthalten sind, zu finden, muss bestimmt sein, wieviel $\varkappa\mu\mu$ ein ccm enthält; auf die Länge eines cm gehen 10 Million $\mu\mu$, also hat ein ccm $(10,000,000)^3$ oder 1000 Trillionen $\varkappa\mu\mu$; bezeichnet man die Anzahl der in einem ccm enthaltenen Molecüle mit x, so besteht die Beziehung: $0,0000658 \times x = 1000$ Trillionen oder: $x \times 658 =$ 10,000 Quadrillionen, d. i.: $x = 15.2$ oder 16 Quadrillionen. Es ist also die Anzahl der einen Cubikcentimeter Wasser einnehmenden Moleküle zu 16 Quadrillionen gefunden worden, ein Ergebniss, welches mit der Annahme von W. Thomson übereinstimmt, welcher angiebt, dass in dem angegebenen Volumen zwischen 3 und 100 Quadrillionen Moleküle enthalten sind.

Wendet man nun dies Resultat auf die in der obigen Tabelle niedergelegte Verdünnungsscala der Homöopathie an, so lassen sich daraus interessante Thatsachen folgern.

Nach allgemeiner Annahme wird ein ccm Flüssigkeit von 16 Tropfen gebildet; es ist daher in einem Tropfen eine Quadrillion Moleküle vorhanden, ausserdem aber, da die Zwischenräume beseitigt gedacht sind, nichts darin enthalten. Lässt man nun einen solchen Tropfen in 99 eines andern Stoffes sich vertheilen, so enthält ein jeder der 100 neuen Tropfen von den Molekülen des ersten zugebrachten Stoffes nunmehr 10,000 Trillionen Moleküle, d. h. den hundertsten Theil des Urtropfens; wiederholt man die oben angegebene Art der Verdünnung der Urtinktur, so kann man die Tabelle durch eine dritte Kolonne vervollständigen, welche angiebt, wie viele Moleküle des zu „verfeinernden" Stoffes in einem Tropfen der jeweilig vorgelegten Potenz höchstens enthalten sind; verfolgt man dies Verfahren bis zur 12. Potenz, so sieht man, dass in einem jeden Tropfen derselben nur noch ein einziges Molekül vorhanden ist. Treibt man dann die Verdünnung bis zur nächsten, der 13. Potenz, so ist das mit dem zugebrachten Tropfen gekommene Molekül nur in einem der 100 Tropfen eingeschlossen, und es ist deshalb unwahrscheinlich, dass bei Herstellung der 14. Potenz gerade derjenige Tropfen aus der 13. getroffen wird, welcher jenes eine Molekül enthält. Da dieses Nichttreffen bei 100 Versuchen

99 Male eintreten wird, so enthält die 15. Potenz keine Spur mehr von dem Urtropfen oder dem Urkörper, sondern sie besteht — höchst wahrscheinlich — nur aus reinem Wasser oder reinem Spiritus oder bei festen zu verfeinernden Körpern aus reinem Milchzucker, welche, da die Quantität des Heilmittels fehlt, auch den beabsichtigten Erfolg nicht haben kann.

Um den Grad der einer jeden Potenz zukommenden Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, erinnere man sich, dass dieselbe durch einen Bruch gemessen wird, dessen Zähler die Anzahl der dem Eintreffen des Ereignisses günstigen Fälle enthält, während der Nenner die Anzahl der möglichen Fälle umfasst; was übrigens an sich klar ist. Bedient man sich dazu der ersten Kolonne der Tabelle, so sieht man, dass von den 100 Quadrillionen entstandener Tropfen der 13. Potenz nur eine Quadrillion je ein Molekül des Urtropfens enthalten, daher ist die Wahrscheinlichkeit dafür, dass man gerade einen mit einem Molekül behafteten Tropfen aus der ganzen Masse herauslöst, eine Quadrillion getheilt durch 100 Quadrillionen oder $\frac{1}{100}$, d. h. bei 100 Tropfen ist ein gesättigter, oder bei 100 Versuchen, aus der ganzen Menge diesen einen zu treffen, ist einer von Glück begünstigt, wie es vorher schon gefunden wurde. Im Allgemeinen erhält man diese Wahrscheinlichkeit, wenn man die einer Potenz zugehörige Tropfenzahl durch eine Quadrillion dividirt; für die 18. „Verfeinerung" ist daher dieselbe $\frac{1}{\text{eine Billion}}$, d. h. bei einer Billion Versuchen ist einer, welcher einen gesättigten Tropfen liefert. Denkt man sich die der 18. Potenz entsprechende Sextillion Tropfen in einem Behälter beisammen und durch irgend welche Mittel in fortwährender Bewegung, so wird ein über die ganze Masse streifendes Schöpfrad, das bei jeder Umdrehung, deren es in der Sekunde zehn ausführen möge, einen Tropfen in die Höhe bringt und wieder zurückgiesst, 3169 Jahre benöthigen, um in dieser Zeit ein Mal einen Tropfen, der nur ein Molekül enthält, zu treffen.

Wenn auch diese letztere Art der Verdünnung nur als Ersatz diente und es niemandem einfallen wird, dieselbe zur Herstellung der Potenzen benützen zu wollen, was schon durch die den höheren Potenzen zukommenden Wassermassen unmöglich ist, so gelten doch die aus dieser Hülfsvorstellung gefolgerten Wahrscheinlichkeitsergebnisse auch für die nach der gewöhnlichen Art gewonnenen Potenzen in unveränderter Weise.

Es ist daher ersichtlich, dass diese gefundenen Unwahrscheinlichkeiten mit den höheren Potenzen ins Ungemessene wachsen und sich stets dem mehr nähern, was man Unmöglichkeit nennt.

Daher ist durch die vorstehenden Darlegungen, welche sich auf die unwandelbaren Gesetze der Mathematik, die gegründeten Anschauungen der heutigen Physik und Chemie stützen, der Beweis geführt, dass von diesem Standpunkt aus gegen die 12 ersten Potenzen der Homöopathie nichts eingewendet werden kann, dass aber die Wirkung der folgenden durch nichts, nicht einmal durch den viel behaupteten Werth der „molekularen Qualität", einzusehen ist, da eben die Quantität, woran die Werthigkeit jedesmal gebunden ist, mindestens fraglich ist.

Als Nichtarzt kann es nicht meine Aufgabe sein, die Zulässigkeit auch der einwandfreien Potenzen eingehender zu betrachten*), auch vermag ich nicht zu entscheiden, wie viele den hohen Arzneipotenzen zugeschriebene Heilungen auf Selbsttäuschung, Naturheilung oder die Gläubigkeit des Kranken zur Kraft des Mittels zurückzuführen sind; der Zweck dieser Zeilen wäre erreicht, wenn zur Klarstellung einer Streitfrage, die schon viele Behauptungen und unbewiesene Anschauungen gezeitig hat, ein Beitrag geliefert und des Streites Entscheidung in etwas gefördert wäre.

---

*) Anm. der Red. (des ärztl. Ver.-Blattes). Die Zurückhaltung des geehrten Herrn Verf. erkennen wir zwar gern an, allein es dürfte schon gesunder Menschenverstand (ohne ärztliche Fachkenntniss) ausreichen, auch die niederen „einwandfreien" Potenzen mit einiger Geringschätzung anzusehen.

Kleine Mittheilungen.

Ueber Elektrohomöopathie. — Eine Besprechung des Bonqueval'schen Lehrbuches von Dr. Dahlke, prakt. Arzt, Berlin. — Es giebt Dinge, geredete sowohl wie geschriebene, die von Rechts wegen nur mit Stillschweigen behandelt werden dürfen, und für die jede Kritik, sei sie auch die denkbar schlechteste, eine unverdiente Ehre ist.

Zu dieser Kategorie gehört das oben genannte Lehrbuch gewiss. Wenn demselben trotzdem in dieser Zeitschrift ein Platz gegönnt wird, so haben bestimmte Gründe dazu die Veranlassung gegeben.

Man hört in Laienkreisen nicht selten von Elektrohomöopathie sprechen, und wird auch wohl selber um ein Urtheil über dieselbe ersucht. Die Sache hat für die Laien, zum mindesten die homöopathisch gesinnten, ein gewisses Interesse, weniger ihres Inhaltes wegen; denn von dem haben die allermeisten gewiss nicht die mindeste Vorstellung, als vielmehr des Namens wegen. Derselbe ist in der That nicht übel gewählt. Er klingt gelehrt und modern zugleich, und ein halbwegs geweckter Kopf folgert schon allein aus ihm, dass es sich hier nur um eine verbesserte Homöopathie handeln könne.

Es ist unsere Pflicht, derartigen unklaren Vorstellungen entgegenzutreten und uns diese neue „Lehre", welche sich in so auffälliger Weise an uns herandrängt, vom Leibe zu halten. Der Name ist kein Ding, das man nach Belieben aus- und anziehen könnte, wie einen Rock. Er ist mit dem Wesen der Sache, die er bezeichnet, auf das innigste verbunden. Eine Verunglimpfung des Namens ist auch eine Verunglimpfung der Sache.

Das, was sich heute Elektrohomöopathie nennt, ist nicht die Mattei'sche Geheimlehre, sondern hat einen anderen Ursprung.

In Genf lebt ein Mann Namens Sauter, seines Standes ein Apotheker. Diesem Herrn Sauter mochten wohl die homöopathischen Mittel gar zu einfach und dürftig erschienen sein, gar zu wenig apothekermässig. Um diesem Uebel abzuhelfen, konstruirte er die Elektrohomöopathie. Ich kann mich so kurz fassen; denn er sagt nicht ein Wort darüber, auf welchem Wege, durch welche Forschungen, Experimente u. s. w. er zu seinen Mitteln gekommen ist. Das Ganze steht vor uns da, wie eine vom Himmel gefallene Offenbarung.

Ein Herr de Bonqueval hat sich der ewig dankenswerthen Arbeit unterzogen, die Sauter'schen Visionen in Form eines Lehrbuches der staunenden Welt zu präsentiren. In welch' vorzüglicher Weise werden wir später sehen. Die Doktoren de Regni und Fewson haben das Opus mit je einem Vorwort geschmückt.

Ich will nun versuchen, alles das, was sich an leitenden Gedanken in diesem wahrhaftigen Urwalde falscher und unverständlicher Ideen vorfindet, im Zusammenhang und möglichst übersichtlich vorzuführen.

Sauter stellte sich eine Anzahl von Mittelgruppen zusammen, einige bis 12 und mehr Mittel enthaltend, welche in Folge einer eigenthümlichen Zubereitungsweise, von der später noch die Rede sein soll, als eine „physikalisch-organische Einheit" wirken sollen.

„Das Wirkungsgebiet des einzelnen, so erhaltenen Heilmittels wird dadurch ungemein vergrössert, die Anzahl der spezifischen Mittel verringert. Durch das Zubereitungsverfahren werden Kräfte frei, die wegen der Geschwindigkeit ihrer Wirkung als elektrische bezeichnet werden können.“ Es heisst dann weiter: „Das Heilbestreben der neuen Methode, nicht allein symptomatische Erscheinungen oder örtliche Störungen, sondern ganze Systeme nach ihrem entwickelungsgeschichtlichen Zusammenhang und den Gesammt-Organismus zu umfassen, lässt ihre grosse Bedeutung für die Zukunft erkennen“.

Also die Herren wollen es den Leuten ganz bequem machen. Sie brauen Mittel, mit denen man so zu sagen en bloc heilen kann. Während dem gewöhnlichen Arzt trotz rechtschaffenen Kopfzerbrechens gar viele Nieten beschieden sind, soll der Elektrohomöopath in einer Lotterie spielen, in der jedes Loos gewinnt.

Das sind freilich verlockende Sachen. Auf dem Wege, den die Homöopathie eingeschlagen habe, sei solches natürlich nicht zu erreichen. Ueberhaupt hindere das von Hahnemann aufgestellte Dogma, dass nämlich immer nur eine einzige einfache Arznei auf einmal gebraucht werden könne, jede Weiterentwickelung dieser Doktrin. Dieselbe sei zwar eine recht gute Sache, schon ein ganz Stück besser wie die Allopathie, aber doch noch lange nicht gut genug. Sie habe ja für einige leichte Leiden populär gewordene Mittel, die man mit ziemlicher Sicherheit anwenden könne, wie z. B. Aconit, Belladonna, Arnika, aber bei vielen akuten und chronischen Krankheiten käme doch auch der geschickteste Arzt bezüglich der Mittelwahl in Verlegenheit. — Als Beweis seines tiefen Eindringens in das Wesen der Homöopathie führt Verfasser dann folgendes an: „Hahnemann selbst, der wohl wusste, dass jede Krankheit ihre eigenthümliche Natur, jedes Mittel seine eigene Wesenheit hat, konnte als Grenze jedem seiner Mittel nur ein Krankheitszeichen anweisen, so dass, falls man sich über die Uebereinstimmung des durch ein Arzneimittel am Gesunden erhaltenen künstlichen Krankheitszeichens gegenüber diesem eigenthümlichen Symptom am Kranken nicht täuscht, man dieses Symptom damit heilen kann. Aber wie viele verschiedene Symptome giebt es nicht, da Hahnemann sie selbst zuweilen zu Hunderten aufzählt“.

Das ist das Conterfei eines Homöopathen, wie er nicht sein soll.

Es wäre denn auch, heisst es weiter, von verschiedenen Seiten diese offenbare Mangelhaftigkeit der Homöopathie anerkannt worden, und Hering habe als der Erste den Wechsel der Mittel eingeführt (also gewissermassen die Eselsbrücke zur Elektrohomöopathie gezimmert). Wie könne man überhaupt nur verlangen, dass Krankheiten, Dinge von so verwickelter Natur, sich mit einem einzigen Mittel sollten bekämpfen lassen. Nein! Um Heilung zu erzielen, bedürfe es so viel verschiedener Mittel, als es leidende Theile gäbe. „Im ersten Augenblick scheint die Lösung dieser Aufgabe unmöglich, aber die Entwickelung unserer Lehre von den zusammengesetzten Mitteln wird ihre Anwendung in allen Erkrankungen als leicht erscheinen lassen".

Die homöopathische Methode ist aber nicht nur unzureichend, sondern sie hat sogar etwas rohes und gewaltsames an sich; denn anstatt den Organen die Wahl der zu ihrer Heilung geeigneten Mittel nach den Gesetzen der Natur zu lassen, dränge sie ihnen immer mehr oder weniger passende Mittel auf, bei denen oft die zur Heilung nothwendige Substanz gar nicht vorhanden, oder ungenügend sei. Dagegen: „Wir (die Elektrohomöopathen) wollen das erkrankte Organ nicht unter dem Zwang, sich ungeeignete Mittel anzupassen, heilen, sondern die für die Heilung zuträglichsten Stoffe in seinen Bereich bringen. Die Gruppirung der Mittel verwirklicht dies. Für jedes besondere Leiden, sei es eines Organes, oder einer Gruppe von Organen, oder des ganzen Körpers giebt es ein besonderes Mittel, das, eben durch seine Gesammt-Wirkung nicht nur die grössere Anzahl der Symptome, sondern sämmtliche Krankheitssymptome deckt, so dass man durch das gleichzeitige Zusammenwirken aller dieser verschiedenen Mittel im Stande ist, die Krankheitsursache sammt ihren Wirkungen zugleich und fast ohne Reconvalescenzperiode sofort zu beseitigen".

„Jedes kranke Organ, oder jeder Theil eines solchen nimmt aus der Medikamentengruppe ein oder mehrere zu seiner Wiederherstellung erforderliche Heilmittel heraus; diejenigen, welche mit der Erkrankung keine Beziehung haben, bleiben wirkungslos und unschädlich".

Wie bestechend einfach! Wie höflich! Da hört jedes tyrannische Eingreifen auf. Der Arzt wird wie der Kellner im Café, der dem Gast die Speisekarte hinreicht und frägt: „Was belieben der Herr". Man achte aber auch auf die Logik. Einmal soll das unpassende homöopathische Mittel einen Zwang auf das erkrankte Organ aus-

über, ein anderes Mal soll alles, was in der elektrohomöopathischen Mischung nicht passt, von dem Organ achtlos bei Seite geschoben werden.

An einer späteren Stelle des Buches heisst es: „Alle krankhaften Affektionen bilden nur eine Einheit, einen einzigen subjektiven Zustand, so vielfältig seine Formen auch sein mögen“. Nun wäre es doch wohl kaum zu gewagt, hieraus den Schluss zu ziehen, dass für diesen einzigen subjektiven Zustand auch wohl ein einziges Heilmittel genügen dürfte. Statt dessen wird aber gefolgert: „Es ist daher von grösster Wichtigkeit, auf alle Affectionen einen gemeinsamen Druck auszuüben, wozu wir die Vereinigung der Mittel bedürfen. Der Wechsel der Mittel ist dabei gut, die Mischung aber besser“.

Für diese letztere Behauptung wird sogar etwas wie ein Beweis angeführt. Das ist höchst bemerkenswerth; denn es ist das einzige Beweisartige, ich möchte fast sagen, die einzige Thatsache, die auf den 450 Seiten des Buches zu finden ist. Chevreul soll nämlich das Prinzip aufgestellt haben, dass zwei in einem als Heilmittel dienenden Wasser aufgelöste Körper eine viel energischere organische Wirkung hervorrufen, als zwei als Heilmittel dienende Wasser, von denen jedes nur einen dieser Körper mit Ausschluss des anderen enthält. Diesen Satz sucht er dadurch zu beweisen, dass kohlensaurer Kalk und kohlensaures Eisen den Krapp viel lebhafter röthen, wenn sie gleichzeitig, als wenn sie getrennt wirken. Die Thatsache mag wahr sein, aber ebenso wahr ist es auch und von den verschiedensten Seiten sattsam hervorgehoben, dass der Mensch kein Reagensröhrchen ist, und dass man mit nichts vorsichtiger sein muss, als mit der Nutzanwendung derartiger chemischer Facta auf den Organismus.

Für den Herrn Verfasser scheint aber dieses eine Factum vollkommen ausreichend zu sein. Er begreift nicht, wie es homöopathische Aerzte geben könne, die sich so sehr gegen das Mischen sträuben. Hahnemann selber habe ja zusammengesetzte Mittel gebraucht. Und nun erst die Natur! Die mache es noch viel ärger. Man muss allerdings zugestehen, dass in keiner der Arzneigruppen des Herrn Sauter so viele Mittel zusammengepfercht sind, wie sie die Natur z. B. im Opium vereinigt hat, aber der Verfasser scheint den Unterschied zwischen beiden gar nicht zu begreifen, ich meine, dass alle diese zusammengesetzten Mittel, so weit sie homöopathisch verwandt werden, an Gesunden geprüft und durch

die Prüfung in der That zu jener „organischen Einheit“ geworden sind.

Wie oben erwähnt, rühmt sich Sauter, aus seinen Arzneihaufen ebenfalls solche „organische Einheiten“ von unerhörter Wirksamkeit geschaffen zu haben. Das Wirksame in diesen Conglomeraten soll einerseits auf ihrer Gruppirung, andererseits auf einer eigenthümlichen Zubereitungsart beruhen, die Sauter als einen Gährungsprozess bezeichnet.

Es handelt ein eigenes Kapitel über diesen Punkt, welches den verheissungsvollen Titel führt: „Das Geheimniss der neuen Wissenschaft.“ Das Kapitel beginnt folgendermassen: „Auf welchem Wege gelingt es der Natur, die Stoffe so zu dynamisieren, dass sie von Pflanzen und Thieren leicht aufgenommen werden können?“ Antwort: durch die Gährung. Die Gährung, raisonniert der Verfasser, macht die Düngungsmittel für den Pflanzenleib, die Nahrungsmittel für den Thierleib resorbirbar. „Ja“, heisst es dann ganz plötzlich, „hier liegt das Geheimniss und die ganze Kraft der Elektrohomöopathie! Nicht aus Verreibungen und Tinkturen, sondern einzig und allein aus der Wirkung der Gährung auf gewisse Rohstoffe sind ihre Mittel entstanden, sorgsam ausgewählt, um durch gemeinsame, gegenseitige Thätigkeit einen bekannten, zum voraus gewollten Endzweck zu erreichen und zu erfüllen. Die Gährung bildet dabei in der That das mächtigste Mittel zur Entwickelung und Verfeinerung aller in diesen Stoffen enthaltenen Prinzipien, der Fluida und der Kräfte, besonders aber zur innigen Vereinigung und vollkommenen chemischen Verbindung derselben, wodurch jedes Mittel den höchsten Grad seiner Wirksamkeit erreicht.“

„Wer kennt nicht die Wirkungen der chemischen Reaktionen, und wer wüsste nicht die Wirksamkeit eines Mittels zu schätzen, das auf diese Weise zu einer harmonischen und beinahe geheimnissvollen Einheit gebracht, sozusagen das Ergebniss einer mit den Kräften der Natur bewirkten Verdauung ist.“

„Ein solches Mittel besitzt, wie man nun wohl begreift (ich hoffe, der geehrte Leser hat begriffen! Ref.), wirkliche elektrische Kraft, doch nicht jene objektive, materielle Elektricität, wie wir sie seit lange kennen, sondern vielmehr jene innige, die in ihrer Milde und sicheren Kraft der anima der Pflanzen und Thiere vergleichbar ist.“

Ich habe, auf die Gefahr hin, die Geduld des Lesers zu ermüden, diese Stelle wörtlich wiedergegeben, um eine Probe zu liefern von der famosen Art der Beweisführung und dem mehr als alchemistischen Tone, wie sie in diesem Buche herrschen.

Das ist alles, was dem gespannten Leser von dem Geheimniss der neuen Lehre kund zu thun für gut befunden wird. Es ist just nicht allzuviel, aber wie Verfasser selber sagt, man kann nur geben, was man hat.

In welcher Weise wird nun mit diesen Wundermitteln herumhantiert?

Es wird angenommen, dass sämmtliche Krankheiten ursprünglich von der Lymphe, dem Blut oder dem Gewebe ausgehen. Diesen drei Grundkrankheiten entsprechen die drei Grundheilmittel: das Scrofuleux, das Angioitique, das Cancéreux. Die Lymphe spielt unter den dreien die Hauptrolle, weil der menschliche Körper im ersten Stadium ein mit lymphatischer Flüssigkeit gefülltes Bläschen wäre, aus dem sich nach und nach alle einzelnen Theile entwickelten. „Folglich muss das Lymphmittel auf den ganzen Organismus einen wohlthätigen Einfluss ausüben.“ An einer späteren Stelle heisst es: „In gewissem Sinne kann man sagen, dass, wie alle unsere körperlichen Einrichtungen nur verschiedene Organisationen der Lymphe sind, ebenso auch alle unsere Heilmittel eigentlich nur Scrofuleux sind, die je nach ihrem Ziel verschieden zusammengesetzt sind.“ Man muss sich hier unwillkürlich fragen, warum Herr Sauter dann nicht noch einen Schritt weiter gegangen ist, und ein einziges Heilmittel für alles konstruirt hat.

Warum das Lymphmittel in dieser universellen Weise auf das Lymphsystem, das Blutmittel auf das Blutsystem, das Gewebsmittel auf das Gewebssystem wirkt, dieses wahre Geheimniss der neuen Lehre, das zu erklären, wird nirgends auch der leiseste Versuch gemacht. Die Dinge wirken nun einmal so, wie Herr Sauter es für gut befindet.

Nächst diesen drei Hauptmitteln ist das wichtigste das Fébrifuge. Es ist das Mittel für den Darmapparat. Der Mittelpunkt dieses Letzteren ist die Leber, und das Fébrifuge ist in erster Linie ein Lebermittel. Es heisst trotzdem Fébrifuge, weil nach Ansicht des Verfassers jedes Fieber von einer Störung der Leber oder Milz ausgeht.

Neben diesen vier allgemeinen Mitteln giebt es nun noch dreizehn mehr spezielle Mittel. Es sind das: das Pectoral, das

Asthmatique, das Vermifuge, das Goutteux (für die ausgebrochene Gicht), das Lymphatique (für die gichtische Diathese), das Diarrhéique, das Cholérique, das Diabétique, das Diphthéritique, das Ophtalmique, das Syphilitique.

Die meisten der Mittel zerfallen wieder in Unterabtheilungen. Das Scrofuleux z. B. hat deren sechs, das Cancéreux deren sieben.

Durchmustern wir die Zusammensetzung der einzelnen Gruppen, so finden wir, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, lauter alte Bekannte am bekannten Platze. Das Ganze macht den Eindruck, als ob jemand ein Lehrbuch der homöopathischen Therapie zur Hand genommen und daraus alle Mittel, die für gewisse Affectionen empfohlen werden, zusammengeschrieben habe. Man höre nur z. B. die Zusammensetzung des Cholérique: Cuprum, Camphora, Arsen, Eucalyptus, Belladonna, Veratrum, China, Secale, Mercur. solub., Sulfur. Oder des Goutteux: Colchicum, Ledum, Kalium jodat., Lithium carbonic., Natron salicyl., Sulfur, Nux vomica, Pulsatilla, Lycopodium, Petroleum, Rhododendron, Mercur. subl. corros. Oder des Diarrhéique: Aconit, Ipecacuanha, Croton tiglium, Acidum phosphoric., Colocynthis, Chamomilla, Dulcamara.

Dass derartige Monstra trotz Gähren-Lassens und sonstigen Maltraitierens einmal helfen können, wird gewiss niemand, der einigermassen mit der Anwendung homöopathischer Mittel vertraut ist, bestreiten. Die Sache mochte dem Verfasser wohl selber etwas auffallend erscheinen, denn er sagt an einer späteren Stelle: „Es wäre zu gewagt, aus den Eigenschaften der einzelnen Substanzen, welche in die Gährung eintreten, einen Schluss auf das ganze Mittel selbst machen zu wollen, da durch die Gährung Eigenschaften entwickelt werden, die vor der Trennung weder bei dem einen, noch bei dem anderen Stoffe gefunden werden konnten.“ Mich will freilich bedünken, die einzelnen Arzneihaufen seien so beschaffen, dass der geistvolle Componist nur wünschen kann, dass jedes Glied seine Wirksamkeit möglichst unverändert erhalte. Ferner muss ich offen gestehen, dass meine chemischen Kenntnisse nicht ausreichen, um mir klar zu machen, in welcher Weise in elementaren Stoffen, wie Schwefel, Eisen, Arsen, Kieselerde, durch Vereinigung mit gährenden Pflanzenmassen derartige neue Kräfte sollten geweckt werden können.

Es folgt nun eine nähere Charakterisierung der einzelnen Mittel und ihrer Wirkungskreise. Wenigstens wird derartiges angekündigt. In Wahrheit ergiesst sich über den Leser ein Heer

Ich habe, auf die Gefahr hin, [illegible]her Deduktionen von staunen-müden, diese Stelle wörtlich w[illegible] [illegible]ssen, der durch seine kolossale liefern von der famosen Art [illegible] verblüffend wirkt. [illegible] als alchemistischen Tone. [illegible] eröffnet den Reigen. Man unterscheidet ein [illegible] auf die Kreislauforgane, ein Angioitique 2, [illegible] auf das Blut-Plasma, und ein Angioitique 3, welches auf [illegible] wirkt. Das Angioitique 1 wirkt in erster Lösung [illegible] Temperatur erhöhend, in zweiter Lösung umge-[illegible] erweiternd, Temperatur [illegible]

Das ist alles, wa[illegible] der neuen Lehre k[illegible] just nicht allzuv[illegible] geben, was m[illegible]

In we[illegible] hantiert [illegible] „Doch hat man den Grad der Abschwächung des Mittels [illegible] nach dem mehr oder weniger abgeschwächten Zustand des Blutes [illegible] zu bemessen.“ Mit welchem Masse man diesen mehr oder weniger vo[illegible] abgeschwächten Zustand misst, wird nicht angegeben. Ebenso bleibt die Unterscheidung zwischen Erkrankung des Blutplasmas und der Blutkügelchen ein Geheimniss des Verfassers. Doch nein, wir erhalten an einer späteren Stelle des Buches einen höchst einleuchtenden Fingerzeig. Beim Pectoral heisst es nämlich: „Da die Croup-Membranen fast nur Fibrin enthalten, so kann man eine Entartung des Blutplasmas annehmen, weshalb die Anwendung von Angioitique 2 vollständig gerechtfertigt erscheinen muss.“

Aber gesetzt auch man habe, meinethalben auf Grund derartiger klassischer Indicationen herausgeklügelt, dass es sich in dem betreffenden Falle um irgend eine Erkrankung des Blutsystemes handele, so ist damit noch lange nicht gesagt, dass eins von den drei Angioitiques am Platze ist. Viele Erkrankungen des Blutsystemes müssen z. B. mit Scrofuleux behandelt werden, weil „die Quelle ihrer Störungen in der Lymphe zu suchen ist“ und umgekehrt. Einen Fingerzeig giebt hier das sogenannte Temperament, so dass eben bei lymphatischem Temperament manche Bluterkrankungen mit Scrofuleux behandelt werden müssen. Neben dem lymphatischen giebt es noch ein sanguinisches, canceröses, nervöses, biliöses u. s. w. Temperament, deren aller Definitionen zwar äusserst lesenswerth, aber leider etwas weitschweifig gehalten sind. „Ohne eine genaue Kenntniss des Temperamentes ist die Heilung von Krankheiten nicht möglich, da man sonst dieselben nicht bis auf ihre Wurzeln zerstören kann.“

Nun giebt es aber unglückseliger Weise gemischte Temperamente, „die eher zu vermuthen, als thatsächlich festzustellen sind.“ Wahrhaftig, eine harte Nuss! Aber das Ding sieht gefährlicher aus, als es wirklich ist; denn gesetzt es liefe einem solch gemischtes Temperament in den Weg, so dass man z. B. nicht wüsste, ob

Scrofuleux oder Angioitique, so giebt man getrost alles beides und setzt, um ganz sicher zu gehen, besonders bei schon vorgeschrittenen Zuständen das Cancéreux oben drauf, welch letzteres ei tiefgehenden Erkrankungen allein im Stande ist, „dem bis ins rk Getroffenen Erleichterung und Heilung zu bringen." Genügt das immer noch nicht, so können daneben noch einige von den Spezial-Mitteln Verwendung finden, welche dann die in den verschiedenen Organen auftretenden Nebenerscheinungen bekämpfen.

Das Cancéreux wird mit folgender lichtvollen Auseinandersetzung bedacht: „Bei den Krankheiten der Lymphe und des Blutes sind ihre verschiedenartigen und verderblichen Entwicklungsphasen und der Weg zu ihrer Heilung besprochen, hier jedoch handelt es sich um noch tiefergehende Störungen der beiden Ernährungsflüssigkeiten; denn nicht allein, dass sie in der Art ihres Wesens bedroht werden, wird vielmehr ihr Wesen selbst durch ein Gift angegriffen, ihre Funktionen gehemmt, ihre vitalen und natürlichen Eigenschaften verdorben, so dass schliesslich die Säfte und ihre fundamentale Substanz bis zur elementaren Fiber erkranken."

„Gegen dieses Leiden, welches bisher allen Anstrengungen der Wissenschaft Trotz geboten, hat die Elektrohomöopathie ein sicher wirkendes Mittel, das Cancéreux."

„Es giebt kein Gebärmutter-Leiden, das auf die Dauer diesem Mittel widerstände."

„Auch der Tuberkel, wenn er einer durch Veränderung der Blutflüssigkeit verdorbenen Absonderung entstammt, oder aus Fehlern ihrer Stoffverwandlung herrührt, wird durch seine Wirksamkeit beseitigt."

Ich kann nicht alle derartig ausgezeichneten Stellen hier wörtlich anführen, ich müsste sonst ungefähr das ganze Buch abschreiben, aber einzelne besonders starke Dicta möchte ich dem Leser doch nicht vorenthalten. Man höre z. B. mit wie blendender Klarheit die Einwirkung der Cholera auf den Organismus geschildert wird: „Ist der erste giftige Keim in das Blut gekommen, so veranlasst er: 1. einen Zerfall seiner Grundbestandtheile, die Bildung von Oxalsäure und den Verlust seines Hydrationsvermögens, 2. einen starken Andrang von Serumflüssigkeit zu allen Kapillaren des Darmes, 3. eine Art höchster Kontraktion des ganzen animalen Nervensystems, welches nun besonders an seiner Peripherie durch den Flüssigkeitsverlust seines Lebens und seiner Seele beraubt ist

allgemeinster Phrasen und physiologischer Deduktionen von staunenerregender Verkehrtheit, ein Unsinn, der durch seine kolossale Massenhaftigkeit geradezu verblüffend wirkt.

Das Angioitique eröffnet den Reigen. Man unterscheidet ein Angioitique 1, welches auf die Kreislauforgane, ein Angioitique 2, welches auf das Blut-Plasma, und ein Angioitique 3, welches auf die Blutkügelchen wirkt. Das Angioitique 1 wirkt in erster Lösung Gefäss erweiternd, Temperatur erhöhend, in zweiter Lösung umgekehrt. „Doch hat man den Grad der Abschwächung des Mittels nach dem mehr oder weniger abgeschwächten Zustand des Blutes zu bemessen.“ Mit welchem Masse man diesen mehr oder weniger abgeschwächten Zustand misst, wird nicht angegeben. Ebenso bleibt die Unterscheidung zwischen Erkrankung des Blutplasmas und der Blutkügelchen ein Geheimniss des Verfassers. Doch nein, wir erhalten an einer späteren Stelle des Buches einen höchst einleuchtenden Fingerzeig. Beim Pectoral heisst es nämlich: „Da die Croup-Membranen fast nur Fibrin enthalten, so kann man eine Entartung des Blutplasmas annehmen, weshalb die Anwendung von Angioitique 2 vollständig gerechtfertigt erscheinen muss.“

Aber gesetzt auch man habe, meinethalben auf Grund derartiger klassischer Indicationen herausgeklügelt, dass es sich in dem betreffenden Falle um irgend eine Erkrankung des Blutsystemes handele, so ist damit noch lange nicht gesagt, dass eins von den drei Angioitiques am Platze ist. Viele Erkrankungen des Blutsystemes müssen z. B. mit Scrofuleux behandelt werden, weil „die Quelle ihrer Störungen in der Lymphe zu suchen ist“ und umgekehrt. Einen Fingerzeig giebt hier das sogenannte Temperament, so dass eben bei lymphatischem Temperament manche Bluterkrankungen mit Scrofuleux behandelt werden müssen. Neben dem lymphatischen giebt es noch ein sanguinisches, canceröses, nervöses, biliöses u. s. w. Temperament, deren aller Definitionen zwar äusserst lesenswerth, aber leider etwas weitschweifig gehalten sind. „Ohne eine genaue Kenntniss des Temperamentes ist die Heilung von Krankheiten nicht möglich, da man sonst dieselben nicht bis auf ihre Wurzeln zerstören kann.“

Nun giebt es aber unglückseliger Weise gemischte Temperamente, „die eher zu vermuthen, als thatsächlich festzustellen sind.“ Wahrhaftig, eine harte Nuss! Aber das Ding sieht gefährlicher aus, als es wirklich ist; denn gesetzt es liefe einem solch gemischtes Temperament in den Weg, so dass man z. B. nicht wüsste, ob

Scrofuleux oder Angioitique, so giebt man getrost alles beides und setzt, um ganz sicher zu gehen, besonders bei schon vorgeschrittenen Zuständen das Cancéreux oben drauf, welch letzteres bei tiefgehenden Erkrankungen allein im Stande ist, „dem bis ins Mark Getroffenen Erleichterung und Heilung zu bringen." Genügt das immer noch nicht, so können daneben noch einige von den Spezial-Mitteln Verwendung finden, welche dann die in den verschiedenen Organen auftretenden Nebenerscheinungen bekämpfen.

Das Cancéreux wird mit folgender lichtvollen Auseinandersetzung bedacht: „Bei den Krankheiten der Lymphe und des Blutes sind ihre verschiedenartigen und verderblichen Entwicklungsphasen und der Weg zu ihrer Heilung besprochen, hier jedoch handelt es sich um noch tiefergehende Störungen der beiden Ernährungsflüssigkeiten; denn nicht allein, dass sie in der Art ihres Wesens bedroht werden, wird vielmehr ihr Wesen selbst durch ein Gift angegriffen, ihre Funktionen gehemmt, ihre vitalen und natürlichen Eigenschaften verdorben, so dass schliesslich die Säfte und ihre fundamentale Substanz bis zur elementaren Fiber erkranken."

„Gegen dieses Leiden, welches bisher allen Anstrengungen der Wissenschaft Trotz geboten, hat die Elektrohomöopathie ein sicher wirkendes Mittel, das Cancéreux."

„Es giebt kein Gebärmutter-Leiden, das auf die Dauer diesem Mittel widerstände."

„Auch der Tuberkel, wenn er einer durch Veränderung der Blutflüssigkeit verdorbenen Absonderung entstammt, oder aus Fehlern ihrer Stoffverwandlung herrührt, wird durch seine Wirksamkeit beseitigt."

Ich kann nicht alle derartig ausgezeichneten Stellen hier wörtlich anführen, ich müsste sonst ungefähr das ganze Buch abschreiben, aber einzelne besonders starke Dicta möchte ich dem Leser doch nicht vorenthalten. Man höre z. B. mit wie blendender Klarheit die Einwirkung der Cholera auf den Organismus geschildert wird: „Ist der erste giftige Keim in das Blut gekommen, so veranlasst er: 1. einen Zerfall seiner Grundbestandtheile, die Bildung von Oxalsäure und den Verlust seines Hydrationsvermögens, 2. einen starken Andrang von Serumflüssigkeit zu allen Kapillaren des Darmes, 3. eine Art höchster Kontraktion des ganzen animalen Nervensystems, welches nun besonders an seiner Peripherie durch den Flüssigkeitsverlust seines Lebens und seiner Seele beraubt ist

und sich instinktiv mit solcher Kraftaufbietung zum Aufsuchen seiner Lebensflüssigkeit nach innen wendet, dass man zuweilen nach dem Tode eine Zerreissung der Milz beobachtet."

Das sind freilich Dinge, gegen die der „kleine Schröder" und ähnliche Produktionen nur triste Machwerke sind. Wenn man dazu in der von Dr. Fewson gelieferten Vorrede den Verfasser einen „auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Schriftsteller von staunenswerther Belesenheit" nennen hört, „dessen souveräne Herrschaft über die Materie sich aufs deutlichste in der lichtvollen Darstellung des Systemes auspräge", so möchte man allen Ernstes auf den Gedanken kommen, dass Dr. Fewson sich einen schlechten Scherz mit seinen Lesern erlaube.

Neben all den oben genannten Mitteln, die nur innerlich angewandt werden, giebt es nun noch die sogenannten Elektricitäten, die zwar auch innerlich genommen werden können, der Hauptsache nach aber als äusserliche Mittel Verwendung finden. Sie entstehen aus jedem der vier Hauptmittel durch Gährung und nachfolgende Destillation. Es sind, nach Behauptung des Verfassers, „wirkliche, flüssige Elektricitäten". „Zweifellos ist es keine gewöhnliche Elektricität. Nein, es ist etwas viel besseres, aber nichtsdestoweniger eine wirkliche Elektricität. Es ist etwas wie die vegetabilische Elektricität, ja noch mehr, es grenzt sogar sehr nahe an die lebendige organische Elektricität." (sic!) „Es ist dieses eine der schönsten Entdeckungen des menschlichen Geistes, eine der reichsten Gaben, welche Gott der armen Welt beschieden hat." Und alles dies durch die Hand des Herrn Sauter.

Von den vier Elektricitäten sind die rothe (Scrofuleux) und blaue (Angioitique) positiv, die grüne (Cancéreux) und gelbe (Fébrifuge) negativ. Ausserdem giebt es noch eine weisse Elektricität (Vereinigung von Scrofuleux und Angioitique), die neutral ist.

Die gelbe und grüne Elektricität werden bei Krankheiten angewandt, in denen das „positive Fluid", die rothe und blaue bei solchen, in denen das „negative Fluid" vorherrscht. Die weisse wendet man an, „wenn kein ausserordentlicher Mangel des einen oder anderen Fluids, sondern nur eine leichte Gleichgewichtsstörung besteht". Wann alle diese verschiedenen Fälle vorliegen, resp. woran sie zu erkennen sind, wird dem Gutdünken des geneigten Lesers überlassen.

Zum Schluss ein Pröbchen aus der elektrohomöopathischen

Praxis. Die Mittel können nämlich unter anderem auch subkutan verwandt werden. Bei Cholera z. B. wird dem Patienten eine Mischung von folgender Zusammensetzung unter die Haut gespritzt: Blaue Elektricität 20 g, rothe Elektricität 10 g, Cholérique 50 Körner, Diarrhéique 30 Körner, Angioitique 1, 2 und 3 je 10 Körner, Scrofuleux 1 und 5 je 5 Körner, Scrofuleux 3 10 Körner, Cancéreux 1 und 5 je 5 Körner, Fébrifuge 1 und 2 je 10 Körner, Nerveux 10 Körner, Vermifuge 1 und 2 je 5 Körner. (Demnach scheinen die Cholerabazillen zur Klasse der Würmer gerechnet zu werden.)

Soviel über dies „Lehrbuch“. Noch einmal: Es würde gewiss keinem einfallen, derartige „spekulative“ Ideen ausführlicher zu besprechen, wenn nicht unser Name so eng mit dem „Unternehmen“ verbunden wäre.

Personalien.

Herr Dr. med. Taube hat sein homöopathisches Dispensirexamen gemacht und wird sich in Crefeld niederlassen.

Herr Dr. med. Nagel hat sich in Elberfeld niedergelassen.

Der Allgemeinen homöopathischen Zeitung entnehmen wir folgende Todesanzeigen:

Todesanzeige.

Heute entschlief sanft mein lieber Mann, unser theuerer Vater und Grossvater

Dr. med. Eduard Christian Krummacher

tiefbetrauert von den Seinen.

Leopoldine Krummacher,
geb. Arens,
Kinder und Enkel.

Bremen, den 6. März 1891.

Todesanzeige.

Einer unserer Veteranen ist wieder dahingegangen.

In der Nacht des 12. Februar 1891 verschied in bald vollendetem 85. Lebensjahre an Marasmus der

Dr. med. Traugott Kirsten

in Leipzig,

welchen wir im August a. pr. bei der Centralvereins-Versammlung noch in unserer Mitte zu sehen die Freude hatten. Sein Eifer, seine Ueberzeugungstreue, sein mannhaftes und unerschrockenes Eintreten für unsere Sache, wo es galt, dieselbe gegen Angriffe zu vertheidigen, sichern ihm ein bleibendes Andenken in unserer Mitte. Ein Lebensbild des Heimgegangenen zum Nutz und Frommen der jüngeren Generation wird in der allgem. Zeitung erscheinen (s. Bd. 122 pag. 77).

Er ruhe aus von seiner Arbeit.

Die Koch'sche Tuberkulosebehandlung.

Ein Ueberblick über die bisher damit erzielten Erfahrungen.

Von **Dr. Kröner**, prakt. Arzt in **Potsdam**.

Ich will im Nachstehenden den Versuch machen, die bisher mit dem Tuberkulin Koch's erzielten Erfahrungen, soweit sie mir zugänglich waren, zu sammeln und zu sichten. Dass dies sine studio geschehen wird, wird mir jeder homöopathische Kollege gern glauben; aber ich habe mich auch bemüht, sine ira zu schreiben und so objektiv als irgend möglich zu Werke zu gehen. Vor allem habe ich mich bestrebt, die Thatsachen in möglichster Vollständigkeit und Objektivität zu sammeln*); soviel als möglich werde ich meine allopathischen Gewährsmänner zu Worte kommen lassen, denen man doch sicherlich (mit sehr wenigen Ausnahmen) keine Animosität gegen die Koch'sche Entdeckung zutrauen wird.

Jedermann erinnert sich noch des ungeheuren Aufsehens, welches der Vortrag Koch's auf dem internationalen medizinischen Kongress in Berlin machte. Koch deutete da zum erstenmal an, dass er eine Substanz gefunden habe, welche, präventiv eingespritzt, Meerschweinchen gegen Tuberkulose immun mache, sowie auch die schon ausgebrochene Krankheit zu heilen vermöge. Er war zu dieser Veröffentlichung, wie man jetzt weiss, durch den Kultusminister von Gossler gedrängt worden, und zwar, wie sich nachträglich herausgestellt hat, sehr zum Schaden der ganzen Sache. Die ersten Versuche an Menschen wurden in der Kgl. Charité, der chirurgischen Universitätsklinik, der Privatklinik des Dr. Levy und der Poliklinik des Prof. Brieger in Berlin angestellt.

*) Neben verschiedenen medizinischen Fachzeitschriften habe ich vor allem auch die Berichte der kgl. Preussischen Universitätskliniken und -Polikliniken zu Rathe gezogen. (Ergänzungsband zum klinischen Jahrbuch 1891: die Wirksamkeit des Koch'schen Heilmittels gegen Tuberkulose. Berlin, Julius Springer 1891.) Ich citire dieses Werk mit „amtliche Berichte".

Das ursprünglich streng gehütete Geheimniss wurde bald gesprengt, und durch die abenteuerlichsten Berichte der Tagesblätter gedrängt, sah sich Koch genöthigt, eine authentische Veröffentlichung in der deutschen medizinischen Wochenschrift zu machen. Vom 15. November 1890 ab datirt die Hochfluth der Koch'schen Bewegung. Es ist noch frisch in aller Gedächtniss, wie die Zeitungen nichts anderes brachten als Koch, wie man schon die Zeit nahe gekommen glaubte, da die Menschen bloss noch an Altersschwäche sterben würden, wie Tausende von Aerzten nach Berlin pilgerten, um die wunderbaren Wirkungen des neuen Mittels an Ort und Stelle zu studiren, wie unter den Phthisikern ein lebensgefährliches Wettrennen nach Berlin begann, dem mancher erlag, wie allen Ernstes gefordert wurde, jeder Gesunde solle sich zweimal jährlich mit Koch'scher Lymphe impfen lassen u. s. w. An all diesen — man kann sie nicht anders bezeichnen als Verrücktheiten — ist Koch nicht im Geringsten schuld; denn seine Veröffentlichung ist ruhig und sachlich und warnt vor übertriebenen Hoffnungen. Als den Höhepunkt der Koch'schen Bewegung kann man die Rede des Kultusministers im preussischen Abgeordnetenhause am 29. November 1890 bezeichnen — NB! kaum 14 Tage nach Koch's erster Publikation! Ich kann mir nicht versagen, die Schlussworte v. Gossler's hier folgen zu lassen:

„Ich kann aber mit dem Bekenntniss schliessen: ich betrachte „als den schönsten Augenblick, den ich in diesem hohen Hause „verlebt habe, den jetzigen, und ich kann versichern, dass, wenn „ich aus meinem Amte scheide, es kaum eine glücklichere Er-„innerung für mich geben wird, als das Glück gehabt zu haben, „einem Manne wie Koch die Wege zu ebnen. Seine Forscherkraft „und seine Wahrheitsliebe wird nur erreicht von seiner Uneigen-„nützigkeit und seiner Liebe zur Menschheit und ich glaube, unser „Vaterland kann glücklich sein, einen solchen Sohn sein eigen zu „nennen.“ (Lebhaftes Bravo und Händeklatschen.)

Sieht man in dieser Zeit die medizinischen Zeitschriften durch, so weichen die verschiedenen Berichterstatter nur wenig in der mehr oder weniger optimistischen Auffassung der Sachlage von einander ab. Von üblen Zufällen hört man gar nichts; wenn einmal ein Unglück passirte, so war es eben ein Todeskandidat, der auch so nicht mehr lange zu leben gehabt hätte. Am interessantesten war für mich, und, wie ich glaube, für das Studium der ganzen Koch'schen Bewegung am instructivsten ist es, die Verhandlungen der Berliner medizinischen Gesellschaft zu ver-

folgen, welche sich an den Vortrag Bernhard Fränkel's am 17. Dezember anschliessen. Man kann sich aus dem lebendigen Gedankenaustausch ein viel besseres Bild von dem Werth oder Unwerth der ganzen Methode machen, als aus jeder Statistik, die bis jetzt naturgemäss noch sehr unvollständig sein muss. Fränkel fasst seine Beobachtungen in die Worte zusammen: „Ich habe auf „der ganzen Linie eine Besserung unter der Behandlung mit dem „Koch'schen Mittel eintreten sehen, die auf eine wirkliche Heilung „alle Aussicht bietet". Die andern Redner variiren so ziemlich dasselbe Thema, bis am 7. Januar 1891 Virchow in derselben Gesellschaft auftritt und, gestützt auf ein grosses Material von pathologisch-anatomischen Präparaten, die Gefahren aufdeckt, welche die Koch'sche Behandlung bringen kann. In jeder Sitzung der medizinischen Gesellschaft bringt er neues Material bei; das was er Theoretisches und Pathologisch-Anatomisches beibringt, gehört zum Klarsten und Besten, was ich von ihm gelesen und gehört habe. Der siebente Januar bezeichnet den Wendepunkt der ganzen Bewegung. Es macht ganz den Eindruck, als ob manchem schon vorher die Sache bedenklich vorgekommen wäre; doch genirte sich jedermann, frei von der Leber wegzureden, und entschieden ungünstige Ergebnisse werden erst jetzt publizirt. Manche weigern sich überhaupt das Tuberkulin noch ferner anzuwenden, andere wenden es in ganz kleinen Dosen an, offene Lobredner der Koch'schen Behandlung giebt es kaum noch. Augenblicklich ist das Urtheil der Aerztewelt in der Hauptsache gegen Koch's Behandlung gerichtet; und die Zeit wird es lehren, ob sie in modifizirter Form, in homöopathisch verkleinerten Dosen wieder eine bessere Auferstehung feiern wird. Ebenso wie die Aerzte, hat sich auch die öffentliche Meinung von ihrem anfänglichen Rausche frei gemacht, ja das Publikum ist noch eher vernünftig geworden, als seine Doktoren. Schon gleich zu Anfang entzogen sich eine Menge von Patienten, die theilweise von weither gereist waren, wieder der Behandlung; ein Sanatorium, das ein Mitarbeiter Koch's selbst eingerichtet und zu dem eine bekannte Finanzgrösse in ihrem Enthusiasmus 20 Freibetten gestiftet hatte, wurde leerer und leerer, so dass nicht einmal die Freibetten besetzt waren, und hat dieser Tage überhaupt zu existiren aufgehört. Soviel über den äusseren Verlauf der ganzen Sache.

Wenden wir uns nun zu unserm eigentlichen Thema. — Zuerst die Frage: Was ist die Koch'sche Lymphe? So lange noch

nichts Sicheres darüber bekannt war, wurden theilweise die aller abenteuerlichsten Vermuthungen aufgestellt. Für den Kenner der Bacteriologie konnte es nicht zweifelhaft sein, dass der Impfstoff in einem Zusammenhang mit den Tuberkelbazillen stehen musste, es wäre denn gewesen, dass Koch einen prinzipiell neuen Weg der Schutzimpfung eingeschlagen hätte. In meinem vorigen Aufsatz über Schutzimpfungen hatte ich die Vermuthung aufgestellt, dass die Koch'sche Lymphe ein Toxalbumin darstellen möchte. Inzwischen hat sich gezeigt, dass diese Annahme zwar nicht ganz richtig war, aber doch der Wahrheit am nächsten kam. Das Tuberkulin unterscheidet sich von den Toxalbuminen Fränkel's und Brieger's wesentlich dadurch, dass es in der Siedehitze nichts von seiner Wirksamkeit verliert — längeres Kochen scheint übrigens dieselbe zu vernichten — sonst aber steht es den oben genannten Körpern chemisch nahe und beweist seine mittelbare Zugehörigkeit zu den eiweissartigen Substanzen dadurch, dass es die Biuretreaktion giebt. Es wird gewonnen durch Extraktion der Tuberkelbazillenreinkulturen mittelst fünfzigprozentigen Glycerins.*)

Was sonach die Bedeutung der Koch'schen Entdeckung ausmacht, ist nicht ein prinzipiell neuer Weg, den sie einschlägt — im Gegentheil bewegt sie sich ganz in den üblichen Bahnen der Schutzimpfung — sondern der Umstand, dass sie sich gegen eine Krankheit richtet, welche als die allerverheerendste Menschenseuche bekannt ist.

Ist nun das Tuberkulin — meines Wissens wurde der Name von homöopathischer Seite, von Prof. Jäger, nach bekannten homöopathischen Mustern (Anthracin, Ozaenin, Variolin u. s. w.) zuerst gebraucht, ein chemisches Individuum oder nicht? Koch giebt selbst an, dass dies nicht der Fall ist, sondern dass seine Lymphe neben der wirksamen Substanz Mineralsalze, Farbstoffe und andere unbekannte Extraktivstoffe enthält. Nach der Analyse von Hüppe und Scholl**) in Prag enthält die käufliche Lymphe noch bis zu 30% (der Trockensubstanz) Pepton, als Verunreinigung aus den Nährböden, ausserdem Glycerin, das theils aus den Nährböden stammt, theils zur Extraktion der wirksamen Substanz ver-

*) Vgl. Koch, Fortsetzung der Mittheilungen über ein Heilmittel gegen Tuberkulose. Deutsche medizinische Wochenschrift 1891, Nr. 3.

**) Hüppe und Scholl, Ueber die Natur der Koch'schen Lymphe. Berl. klin. W. Sch. 1891., Nr. 4 und 8.

wendet wurde. Koch hat fernerhin versucht, die wirksame Substanz rein darzustellen und zu diesem Zwecke ihre Unlöslichkeit in absolutem Alkohol benutzt — natürlich werden mit ihr zugleich alle übrigen Nebenbestandtheile ausgefällt, die in Alkohol unlöslich sind. Schliesslich hat Koch eine farblose trockene Substanz und damit das wirksame Prinzip seiner Lymphe wenigstens in relativer Reinheit gewonnen; in der Praxis wendet er jedoch das relativ ungereinigte Glycerinextrakt an, da nach ihm die Nebenbestandtheile nicht in Betracht kommen. Ob das ganz richtig ist, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Wie wirkt nun das Tuberkulin? Koch's grundlegende Beobachtung, die er in seiner zweiten Mittheilung (Deutsche medizinische Wochenschrift 1891, Nr. 3.) darlegt, ist eine direkte Bestätigung des homöopathischen Grundgesetzes. Er operirte zuerst mit in Wasser aufgeschwemmten und dann abgetödteten Reinkulturen der Tuberkelbazillen*) und fand, dass dieselben bei gesunden Meerschweinchen, auch in grosser Menge unter die Haut gespritzt, nur eine lokale Eiterung erregen.

„Tuberkulöse Meerschweinchen werden dagegen schon durch „die Injektion von sehr geringen Mengen solcher aufgeschwemmten „Kulturen getödtet und zwar je nach der angewendeten Dosis „innerhalb 6—48 Stunden. Eine Dosis, welche eben nicht mehr „ausreicht, um das Thier zu tödten, kann eine ausgedehnte Nekrose „der Haut im Bereich der Injektionsstelle bewirken. Wird die „Aufschwemmung nun aber noch weiter verdünnt, so dass sie „kaum sichtbar getrübt ist, dann bleiben die Thiere am Leben, „und es tritt, wenn die Injektionen mit ein- bis zweitägigen „Pausen fortgesetzt werden, bald eine merkliche Besserung im „Zustande derselben ein; die ulcerirende Impfwunde verkleinert „sich und vernarbt schliesslich, was ohne eine derartige Behandlung „niemals der Fall ist; die geschwollenen Lymphdrüsen verkleinern „sich; der Ernährungszustand wird besser, und der Krankheits-

*) Koch hat nicht angegeben, auf was für Nährböden er seine Kulturen angelegt hat. Der Tukerkelbazillus wächst von festen Nährböden bloss auf erstarrtem Blutserum und auf Glycerinagar; einen flüssigen Nährboden kann man durch einen Glycerinzusatz zu der gewöhnlich verwendeten Bouillon herstellen. Die Beimengungen von Pepton zu der Koch'schen Lymphe sprechen mit grosser Bestimmtheit dafür, dass er Glycerinagar verwendet hat — soviel Blutserum, als Koch gebraucht hätte, wäre ohnehin unmöglich zu beschaffen.

„prozess kommt, wenn er nicht bereits zu weit vorgeschritten „und das Thier an Entkräftung zu Grunde geht, zum Stillstand."

Koch stellt sich den Vorgang der Heilung folgendermassen vor: „Die Tuberkelbazillen produziren bei ihrem Wachsthum in den „lebenden Geweben ebenso wie in den künstlichen Kulturen „gewisse Stoffe, welche die lebenden Elemente ihrer Umgebung, „die Zellen, in verschiedener Weise und zwar nachtheilig beeinflussen. „Darunter befindet sich ein Stoff, welcher in einer gewissen Con- „centration lebendes Protoplasma tödtet und so verändert, dass „es in den von Weigert als Coagulationsnekrose bezeichneten „Zustand übergeführt wird. (Verkäsung nach der gebräuchlicheren „Virchow'schen Nomenclatur. Ref.) In dem nekrotisch gewordenen „Gewebe findet der Bazillus dann so ungünstige Ernährungs- „bedingungen, dass er nicht weiter zu wachsen vermag, unter „Umständen selbst schliesslich abstirbt. — Auf grosse Entfernung „vermag der einzelne Bacillus desswegen auch nicht Nekrose zu „bewirken, denn, sobald die Nekrose eine gewissse Ausdehnung „erreicht hat, nimmt das Wachsthum des Bazillus und damit die „Produktion der nekrotischen (besser nekrotisirenden. Ref.) „Substanz ab. — Würde man nun künstlich in der Umgebung „des Bazillus den Gehalt des Gewebes an nekrotisirender Substanz „steigern, dann würde sich die Nekrose auf eine grössere Ent- „fernung ausdehnen, und es würden sich damit die Ernährungs- „verhältnisse für den Bazillus viel ungünstiger gestalten, als dies „gewöhnlich der Fall ist. Theils würden alsdann die in grösserem „Umfange nekrotisch gewordenen Gewebe zerfallen, sich ablösen „und wo dies möglich ist, die eingeschlossenen Bazillen mit „fortreissen und nach aussen befördern; theils würden die Bazillen „soweit in ihrer Vegetation gestört, dass es viel eher zu einem „Absterben derselben kommt, als dies unter gewöhnlichen Ver- „hältnissen geschieht."

Ist das noch homöopathisch gedacht? Sicherlich nicht, und damit zerfallen alle Behauptungen aus unserem Lager, das Koch'sche Verfahren sei ein homöopathisches, oder gar, Koch habe bewussterweise von der Homöopathie entlehnt und dies dann nachträglich verschwiegen, in nichts. Koch macht es ganz einfach so, wie der Chirurg, welcher ein Carcinom operirt und zu diesem Behufe nicht bloss das Kranke, sondern noch das umgebende gesunde Gewebe entfernt, oder wie der Ophthalmologe, der ein Ulcus corneae galvanokaustisch behandelt. Hat man

dagegen je gehört, dass ein homöopathisch angewendetes Mittel dadurch heilt, dass es schädigend, nekrotisirend auf die Zellen wirkt? Also fort mit der billigen Behauptung, die Koch'sche Schutzimpfung, so wie sie bisher geübt wurde, sei eine homöopathische! Wir werden damit höchstens ausgelacht.

Aber nun die Kehrseite der Sache: Gerade darin, dass Koch **nicht** homöopathisch dachte und verfuhr, lag sein Verderben. Zunächst möchte ich einmal unsere Parteigenossen daran erinnern, was sie für einen Unsinn aussprechen, wenn sie behaupten, das Koch'sche Mittel sei ein homöopathisches Mittel. Giebt es denn ein homöopathisches Mittel? Niemals. Homöopathisch kann nie eine Substanz sein, sondern nur die Anwendung derselben, und so giebt es selbstredend auch eine homöopathische Anwendung des Koch'schen Mittels. Aber Koch hat dieselbe eben nicht gemacht, weil er nicht nach homöopathischen Grundsätzen dachte. Dagegen erlaube ich mir, einen Passus aus der schon oben erwähnten Hüppe'schen Veröffentlichung*) anzuführen, der direkt Wasser auf unsere Mühle ist. „Nach Hüppe, „H. Schulz und H. Buchner beruht die Wirkung spezifischer „Mittel nicht auf ihrer Fähigkeit, Mikroparasiten im Körper zu „vernichten, sondern die Gewebe spezifisch reaktionsfähiger zu „beeinflussen, und dabei reagiren spezifisch kranke Gewebe gegen „die spezifischen Gifte energischer und in kleineren Mengen als „die gesunden; äusserlich verläuft ein solcher Vorgang nach dem „Bilde der reactiven Entzündung. Derartige Mittel wirken in grossen Gaben tödtend, lähmend, entwicklungs„hemmend, in geringeren indifferent, in kleineren spe„zifisch reizend." Das ist homöopathisch gedacht und noch homöopathischer wäre es, wenn Hüppe etwas mit sich handeln liesse. Muss der Vorgang gerade unter dem Bild einer reaktiven Entzündung verlaufen oder lässt sich nicht noch eine schwächere Dosirung verwenden, deren Resultat zwar dem pathologischen Anatomen nicht zugänglich ist, aber nichts destoweniger in letzter Linie denselben Effekt hat? Und so ist es auch mit dem Koch'schen Mittel. Eine Substanz, die so ausgesprochene physiologische und so spezifische Wirkung hat, wie das Tuberkulin, muss sich unter allen Umständen auch nach homöopathischen Grund-

---

*) Hüppe und Scholl. Ueber die Natur der Koch'schen Lymphe. Berliner klinische Wochenschrift 1891. Nr. 4., pag. 88.

sätzen anwenden lassen, und wie es scheint, kommen unsere Kollegen von drüben allmälig auch zu dieser Einsicht. Allerdings wird die Prüfung an Gesunden auch hier unerlässlich sein.

Gehen wir jetzt zu den Erfahrungen über, welche mit dem Koch'schen Mittel bisher gewonnen sind, und besprechen wir zu Anfang

I. Die Thierversuche.

Was darüber bekannt ist, ist leider recht spärlich. Koch hat bisher nur wenig über seine grundlegenden Versuche verlauten lassen, in der Hauptsache wissen wir nichts mehr als das oben bereits Angeführte. In seinem Vortrag beim internationalen Kongress zu Berlin behauptete er, ein Mittel gefunden zu haben, welches sowohl prophylaktisch als auch therapeutisch wirkt. Dagegen war nicht gesagt auf wie lange Zeit der Impfschutz vorhält. Eine Zeitungsnotiz, wonach Dr. Cornet, Koch's Mitarbeiter, geäussert haben soll, es seien 4000 Meerschweinchen mit positivem Erfolg präventiv geimpft worden, scheint eine Erfindung gewesen zu sein. — Ganz anders lauten die Berichte aus Paris, welche ich nach der Berliner klinischen Wochenschrift*) hier wiedergebe. In der Sitzung der Pariser Académie de Médicine vom 10. Februar berichtete zunächst Jaccoud über die Versuche, die er mit der Koch'schen Flüssigkeit am gesunden Meerschweinchen angestellt hatte. Es war ein sehr starkes Thier (580 gr. schwer) ausgewählt worden, dem vom 8.—18. Dezember, dann wieder vom 27. Dezember bis 4. Januar im ganzen 50 cg. Lymphe eingespritzt wurden; die einzige Wirkung bestand in einer leichten Abmagerung. (Gewichtsverlust 26 gr.) Am 5. Januar wurde mit käsiger Drüsensubstanz von einem tuberkulösen Meerschweinchen unter die rechte Schulterhaut geimpft — am 5. Februar starb das hochgradig abgemagerte Thier; die Section ergab tuberkulöse Achseldrüsen, graue, konfluirende Granulationen in den Lungen, hämorrhagische Hepatisation der rechten Lungenspitze, massige käsige Knoten in Leber und Milz. — Ein anderes, mittelgrosses Meerschweinchen, welches vorher nicht geimpft war, wurde am gleichen Tage mit der gleichen Menge Tuberkelmasse gleicher Provenienz geimpft, es ist ebenfalls hochgradig abgemagert, befindet sich aber noch am Leben. Dujardin — Beaumetz

*) Berliner klinische Wochenschrift 1891, Nr. 7, pag. 184.

erwähnte im Anschluss an diese Mittheilung seine eigenen Versuche, die sich sowohl auf prophylaktische Impfung gesunder als auf therapeutische Impfung tuberkulöser Thiere beziehen. In keiner Richtung wurde ein nennenswerther Erfolg — Schutz oder Besserung — erzielt. Dagegen kamen häufig sehr intensive Nierenblutungen zur Beobachtung. —

Bei der Beurtheilung einer therapeutischen Massregel ist ja leider der subjektiven Auffassuug noch ein grosser Spielraum gelassen — wir werden weiter unten noch mehrere Beispiele davon sehen — und so ist auch, um den Weith dieser Beobachtungen aus Paris zu bemessen, die Frage erlaubt, was die beiden genannten Forscher im allgemeinen für eine Stellung gegenüber der Koch'schen Entdeckung einnehmen. Von Jaccoud weiss ich es nicht, aber wer einmal bakteriologisch gearbeitet hat, kann sich nur verwundern, wie jemand über eine Sache wie die Koch'sche Entdeckung urtheilen will auf Grund eines einzigen Thierversuchs. Von Dujardin-Beaumetz ist bekannt, dass er nicht bloss ein bedeutender Kliniker ist, sondern auch dem Koch'schen Verfahren wohlwollend gegenübersteht. Aber man kann auch nicht seine Ergebnisse ohne Weiteres gegen Koch ausspielen. Bakteriologische Thierversuche, wenn sie beweiskräftig sein sollen, sind eine ausserordentlich subtile Sache, und wir wissen nicht, ob 1. die Anzahl der Dujardin'schen Experimente eine genügende ist, 2. ob er seine Versuche genau unter denselben Bedingungen gemacht hat, wie Koch. Ich weiss aus Erfahrung, wieviel da oft von Kleinigkeiten abhängt. Koch ist ein so gewissenhafter Beobachter, er hat insbesondere durch die grosse Anzahl seiner Thierversuche (er verwendet auch z. B. immer ebensoviel Kontrolthiere wie Versuchsthiere) seinen Behauptungen eine so breite Basis gegeben, dass sie durch die mitgetheilten französischen Versuche nicht ohne weiteres entkräftet werden. Bis auf weiteres werde ich also immmer noch glauben, dass Koch's Ergebnisse zu Rechte bestehen, ohne aber daraus einen Schluss auf die Anwendung des Tuberkulin beim Menschen zu ziehen.

II. Die Versuche am gesunden Menschen.

Sie haben für uns Homöopathen ein besonderes Interesse. Koch theilt in seiner ersten Veröffentlichung die Symptome mit, die er nach Injektion von 0,25 gr. Lymphe an sich selbst

beobachtet hat: Drei bis vier Stunden nach der Injektion Ziehen in den Gliedern, Mattigkeit, Neigung zum Husten, Athembeschwerden, welche sich schnell steigerten; in der fünften Stunde trat ein ungewöhnlich heftiger Schüttelfrost ein, welcher fast eine Stunde andauerte; zugleich Uebelkeit, Erbrechen, Ansteigen der Körpertemperatur bis zu 39,6; nach etwa 12 Stunden liessen sämmtliche Beschwerden nach, die Temperatur sank und erreichte bis zum nächsten Tage wieder die normale Höhe; Schwere in den Gliedern und Mattigkeit hielten noch einige Tage an, ebenso lange Zeit blieb die Injektionsstelle ein wenig schmerzhaft und geröthet.

Wichtiger für uns als dieser einmalige, etwas heroische Versuch Koch's sind länger fortgesetzte Experimente mit kleineren Dosen. Korczynski und Adamkiewicz*) haben solche an der Krakauer Universität an einer Reihe von Gesunden, beziehungsweise Nichttuberkulösen unter allen Vorsichtsmassregeln vorgenommen. Vor allem fanden sie eine konstante Vergrösserung der Milz. In einem Falle bewirkte Injektion von 0,003 Tuberkulin, dass die Milzdämpfung in kurzer Zeit von der 8. bis zur 11. Rippe reichte (früher bloss 10—11. Rippe). In einem zweiten Fall erfolgte die Volumzunahme der Milz in dem kurzen Zeitraum von 8 Stunden. Weiter ergaben die Versuche, dass selbst ausserordentlich kleine Gaben unter Umständen bei Gesunden, Körpertemperatur, Athmung und Pulsfrequenz beeinflussen. 0,003 Lymphe steigerten in einem Fall die Temperatur von 37,5 auf 39,3, Puls von 88 auf 96, Athmungsfrequenz von 20 auf 24, obgleich absolut kein Verdacht auf Tuberkulose vorlag. Bei einer Patientin mit Bronchialkatarrh (selbstredend nicht auf tuberkulöser Grundlage) nahmen nach zweimaliger Injektion von 0,004 die Erscheinungen des Katarrhs wesentlich zu. Herpes labialis, Diarrhoe, Kopfschmerzen treten schon auf kleine Dosen ein. (0,003). Bei länger fortgesetzter Darreichung kleiner Dosen lässt sich eine Abnahme des Körpergewichts beobachten (in einem Falle ohne fieberhafte Reaktion von 63 kg. auf 61,2 kg.) — Grössere Gaben, 0,02—0,04 ccm. rufen bei Gesunden Erscheinungen hervor, welche mit dem Koch'schen Selbstversuch übereinstimmen. Lebervergrösserung wurde auch beobachtet.

Für homöopathische Zwecke sind alle diese Resultate nicht recht zu verwerthen, da sie sich viel zu sehr an die allergröbsten

---

*) Korczynski und Adamkiewicz, Berliner klinische Wochenschrift 1891, pag. 91.

Veränderungen halten. Doch ist sehr interessant das Auftreten von Dyspnoe, Hustenreiz, Oppression auf der Brust, in dem einen Falle die Verschlimmerung eines vorher bestehenden Bronchialkatarrhs. Von homöopathischer Seite sind noch keine Prüfungen bekannt gegeben worden; das Einzige, was ich bis jetzt darüber finde, stammt von Kollege Kunkel in Kiel, der von der 5. oder 20. Centesimalpotenz des Tuberkulin am folgenden Tage Fieber auftreten sah.*)

III. Die Dosirung des Mittels.

Hier ist die Klippe, an der bis in die jüngsten Zeit Koch und alle seine Nachfolger gescheitert sind, und hier auch der Punkt, der sein Verfahren zu einem absolut unhomöopathischen macht. Man hat als Beweis der Homöopathizität des Koch'schen Verfahrens die kleinen Dosen angeführt, in denen das Mittel verwendet wird. Aber so klein auch die Dosen sein mögen, sie sind immer für homöopathische Gaben viel zu gross. So wenig der Allopath, welcher 0,0002 Hyoscinum hydrochloricum anwendet, ein verkappter Homöopath ist, so wenig Koch, wenn er ein Milligramm einer so enorm giftigen Substanz einspritzt. Denn er benutzt immer noch die krankmachende allopathische Wirkung des Mittels auf die Zellen, nicht die heilende, stimulirende homöopathische. Schon der Umstand, dass fast durchweg nach der Maximaldosis gefragt wurde, lässt erkennen, wie wenig homöopathisch das ganze Verfahren ist. Eine Betrachtung der gesammelten Erfahrungen wird übrigens zeigen, wie sich im Laufe der Zeit eine Annäherung an unsere Anschauungsweise vollzog; freilich scheint es mir, als ob unsere Kollegen von drüben trotzdem noch immer gründlich im allopathischen Sumpf steckten und den Schritt auf das andere Ufer der indifferenten Dosis nicht zu machen vermöchten.

Als unterste Grenze der Wirkung auf den gesunden, beziehungsweise nicht tuberkulösen Menschen giebt Koch 0,01 ccm. an. Die oben angeführten Daten aus Krakau zeigen, dass diese Grenze zu hoch ist und dass schon der dritte Theil dieser Dosis deutliches Fieber zu bewirken vermag. Bezüglich der Anwendung des Mittels bei Tuberkulösen hat Koch folgende Grundsätze aufgestellt:

---

*) Kunkel. Allgemeine homöopathische Zeitung. Bd. 122, 1891. Nr. 13/14.

„Wir verfahren in der Regel so, dass der Phthisiker zuerst „0,001 ccm. injicirt erhielt, und dass, wenn Temperaturerhöhung „danach eintrat, dieselbe Dosis so lange täglich einmal wiederholt „wurde, bis keine Reaktion mehr erfolgte; erst dann wurde auf „0,002 gestiegen, bis auch diese Menge reaktionslos vertragen „wurde, und so fort immer um 0,001 oder höchstens 0,002 steigend „bis zu 0,01 und darüber hinaus. — Einige noch einigermassen „kräftige Phthisiker wurden aber auch theils von vornherein mit „grossen Dosen, theils mit forcirter Steigerung in der Dosirung „behandelt, wobei es den Anschein hatte, als ob der günstige „Erfolg entsprechend schneller eintrat."

Bei Lupus injicirte Koch von Anfang an 0,01 und repetirte die Dosis wöchentlich, bis keine Reaktion mehr eintrat. Er ging bei seiner Vorschrift von folgenden Erwägungen aus: Das Tuberkulin wirkt spezifisch auf das „tuberkulöse Gewebe". Der Ausdruck ist ungenau, insofern verschiedenes darunter verstanden werden kann: 1. die eigentlichen Tuberkel. 2. das reaktive Gewebe in der Umgebung der tuberkulösen Produkte. Dass die Einwirkung der Lymphe auf die Tuberkel gleich Null oder minimal ist, hat Virchow schon früher behauptet und ist durch Schimmelbusch in der v. Bergmann'schen Klinik neuerdings noch genauer festgestellt worden. So interessant diese Thatsache ist, so fehlt es uns doch bis jetzt an der Erklärung. Jedenfalls kommt dabei in Betracht, dass der Tuberkel keine Blutgefässe enthält. Die eigentliche Wirkungsstätte des Tuberkulins ist das reaktive Gewebe, welches die tuberkulösen Produkte zunächst einschliesst. Es enthält selbst nur wenig oder keine Bazillen, dagegen ist es von den Stoffen durchtränkt, welche die Tuberkelbazillen absondern. Aber die geringe Anzahl von Bazillen, die es enthält und die Distanz, welche es von dem Hauptsitz der Bazillen einhält, lassen es zu keiner Nekrose (Verkäsung), sondern nur zu reaktiver Entzündung kommen. Wird mit der Injektion der Gehalt dieses Gewebes an Tuberkulin (nekrotisirender Substanz) gesteigert, so wird es, wie der eigentliche Tuberkel, nekrotisch. Am Anfang der Behandlung ist viel angriffsfähiges Gewebe da; je mehr davon nekrotisch wird, desto grössere Dosen braucht man, um eine Reaktion zu erzielen, und wenn man auf 0,01 (der Minimaldosis, welche beim Gesunden Reaktion hervorruft), gestiegen ist, so kann man annehmen, dass alles reaktive Gewebe abgetödtet ist. Die einzige Aufgabe besteht dann darin,

dass man die Elimination des todten Materials begünstigt und durch von Zeit zu Zeit vorgenommene neue Injektionen etwa neu aufgetretene Heerde wieder beseitigt. Eine Angewöhnung an das Mittel will Koch nur in bescheidenem Maasse anerkennen. Das Wesentliche an der Koch'schen Vorschrift ist also: schnelle Wiederholung der Dosis (täglich oder einen um den andern Tag), Stehenbleiben bei 0,01, weil dann anzunehmen ist, dass alles reaktionsfähige Gewebe nekrotisch ist. Höchstens wird, um vor Reinfektion zu schützen, eine Behandlung mit langsam steigenden Dosen und mit Unterbrechungen nöthig sein.

Die Schüler machten es dem Meister gewissenhaft nach und überboten ihn noch an Eifer. Nach echt allopathischen Grundsätzen fragten sie 1. Wieviel kann der Patient vertragen, und 2. Wie rasch kann man die Dosen wiederholen? So begann ein Wettlaufen nach hohen Dosen, das vermuthlich mehr Kranken das Leben kostete, als in den Veröffentlichungen zugestanden wird. So fehlte es denn auch nicht an Stimmen, welche vor zu grossen Dosen und vor allzurascher Steigerung derselben warnten. Fräntzel erklärt in seinem Bericht an den Kultusminister (vom 30. Dezember 1890): „Während wir früher anfangs mit starken Dosen begannen und dadurch eine starke Reaktion mit heftigen Störungen des Allgemeinbefindens hervorriefen, stehen wir jetzt auf dem Standpunkt, die Kranken so wenig als möglich zu alteriren; desswegen beginnen wir jetzt mit 0,001 g. und gehen nur um 0,001 g. weiter.“ Doch wiederholt Fräntzel seine Einspritzungen womöglich jeden Tag, und nur schlechter Kräftezustand des Kranken giebt ihm eine Indikation zu längerem Warten ab. Guttmann,*) dessen Angaben besonders desshalb werthvoll sind, weil seine therapeutischen Versuche unter der Aegide Koch's ausgeführt wurden, empfiehlt folgenden Modus als den zweckmässigsten: Man beginnt mit 1 mg., lässt den nächsten Tag für die Beobachtung frei, injicirt am darauf folgenden Tage, falls Reaktion über 38° vorhanden war, die gleiche Dosis und wenn keine oder nur ganz geringe vorhanden war, die doppelte Dosis = 2 mg. Die Dosen werden gesteigert bis 0,1 gr. der reinen Lymphe, und zwar wird bei leichten Phthisen und gutem Kräftezustand diese Dosis in 3 Wochen (!) erreicht. Warum? Offenbar

---

*) Guttmann, Amtliche Berichte pag. 799. Berliner klin. Wochenschrift. 1890, pag. 1186.

desshalb, weil man einsah, dass die Koch'sche Annahme, wenn 0,01 reaktionslos vertragen werde, sei alles tuberkulöse Gewebe abgetödtet und die Heilung werde sich von selbst vollziehen, nicht stichhaltig sei.

Der Kuriosität halber sei noch ein höchst intelligenter Vorschlag erwähnt, den wir der Findigkeit eines Dr. Heinz aus Breslau verdanken.*) „Ich mache nämlich den Vorschlag", sagt Heinz, „an diese (die Koch'sche Behandlung) „eine energischere „Jodkaliumbehandlung anzuschliessen überall da, wo eine „Entfernung des tuberkulösen Heerdes nach aussen ausgeschlossen, „eine Resorption aber noch möglich ist und wünschenswerth „erscheint. Es ist dies vorläufig freilich nur ein Vorschlag, der „aus rein theoretischen Erwägungen gemacht ist und noch keinerlei „Prüfung auf seinen Werth erfahren hat." H. stützt sich bei seiner Empfehlung auf die bekannte resorptionsbefördernde Einwirkung der Jodpräparate.

Neben diesen Makrodosisten finden sich aber doch auch besonnere Männer, welche energisch den Ruf nach Vorsicht erheben. Körte**) (Chirurg des Berliner städt. Krankenhauses am Urban) erklärt sich für einen Anhänger der kleinen und nur langsam steigenden Dosen. „Wir haben in der ersten Zeit etwas „stärker injicirt, aber die Erfahrungen, die wir dabei machten, „von heftigen Reaktionen mit bedrohlichen Erscheinungen haben „mich dazu geführt, mit sehr kleinen Dosen anzufangen, genügende „Pausen zwischen den Injektionen zu lassen und langsam zu „steigen." Dabei ist nicht zu vergessen, dass Körte von chirurgischer Tuberkulose redet, die nicht so schwierig zu behandeln ist, wie die Lungentuberkulose. Biedert***) erklärt (31. Jan. 1891) dass die Dosen, wie sie von den Meisten bis jetzt verwandt und von Koch und seinen Mitarbeitern angegeben waren, sich in einer bedenklichen und gefährlichen Höhe bewegten, die öfters zu schweren Erscheinungen und fatalem Ausgang führen musste, dass diese schlimme Seite insbesondere von einer ausserordentlichen individuellen Verschiedenheit im Verhalten der einzelnen Kranken gegen das Mittel befördert wurde. — „Ich beschloss desshalb vor

*) Experimentelles zur Jodkaliumwirkung, nebst einem Vorschlage zu gelegentlicher Kombinirung der Koch'schen Methode mit interner Jodkaliumbehandlung. Vorläufige Mittheilung. Von Dr. R. Heinz. Berliner klinische Wochenschrift 1890, pag. 1186.

**) Körte, Berliner klin. Wochenschrift 1891. pag. 84.

***) Biedert, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 197.

„Allem diesen Gefahren aus dem Wege zu gehen durch vorsichtige „Kleinheit der Dosen, mit denen ich tastend bei jedem Kranken „beginnen und vorschreiten würde. Ich bin trotzdem nicht ganz „vor Fährlichkeiten bewahrt worden durch die selbst hiebei noch „gefundene, ungeahnte Empfindlichkeit auch gegen ganz kleine „Dosen, insbesondere aber durch die sich regelmässig geltend „machende und mit Länge der Behandlung leise und „insidiös auftretende **Kumulation der Wirkung**, die sich „in verschiedener Weise zeigt." Aehnlich spricht sich Ewald (Augustahospital Berlin) aus, der sich überhaupt bei der ganzen Frage als sehr besonnener Beobachter hervorgethan hat*). Solche Stimmen mehrten sich immer mehr, besonders seit den Virchow'schen Demonstrationen, und jetzt werden im städtischen Krankenhause Moabit, dem einzigen in Berlin, wo noch Versuche in grösserem Massstabe stattfinden, „ganz kleine Dosen" verwendet.

Ob jetzt das Tuberkulin, in „ganz kleinen Dosen" angewendet, glücklicher sein wird, als vorher, steht noch dahin: Eine Reihe von Klinikern will von ihm überhaupt nichts mehr wissen und hat die Versuche eingestellt. Der Grund des Misserfolges liegt eben, wie schon erwähnt, darin, dass man die allopathische, krankmachende, nekrotisirende Wirkung des Stoffes benutzt, und dass man damit nicht weit kommt, ergiebt schon eine theoretische Erwägung. Nehmen wir einen in anderm Gewebe eingeschlossenen miliaren Tuberkel (der also nicht in der Nähe einer Oberfläche liegt). Die in ihm enthaltenen Bazillen produziren eine gewisse Menge Tuberkulin, welches den Tuberkel selbst zur Nekrose, zur Verkäsung bringt. Setzen wir den Gehalt des Tuberkels an nekrotisirender Substanz = 10, so wird derselbe in seiner Umgebung nach aussen allmälig abnehmen, also nicht mehr im Stande sein, eine Nekrose hervorzubringen, sondern nur eine reaktive Entzündung. Der Leukocytenwall, der sich um den Tuberkel ansammelt, stellt eine Schutzvorrichtung des Körpers dar. Stellen wir uns nun das umgebende Gewebe als eine Anzahl von konzentrischen Kugelschalen vor, deren Tuberkulingehalt von 9 — 1 abnimmt, so ist klar: wenn ich durch eine Injektion den Giftgehalt der Gewebe um 5 erhöhe, so werden die fünf inneren Kugelschaalen, also die nächste Umgebung des Tuberkels, nekrotisch werden, da ihr Gehalt an Tuberkulin über 10 steigt. Wie aber

*) Man vergleiche die verschiedenen Ausführungen Ewald's in der Hufeland'schen Gesellschaft und in der Berliner medizinischen Gesellschaft.

weiter? Injicire ich gleich darauf wieder, ehe der Körper die letzte Dosis ausgeschieden hat, so kann ich eine noch weitergehende Nekrose erzeugen, welche beispielsweise auch die Kugelschaalen 1—4 ergreift. Dann aber ist der Körper ohne Schutzwehr gegen die weitere Verbreitung der Bazillen und es werden sich metastatische Heerde bilden. Warte ich andrerseits mit der zweiten Injektion, bis die erste annähernd aus dem Körper eliminirt ist, so haben sich die im reaktiven Gewebe vorher befindlichen oder in Folge der Injektion dahin verschleppten Bazillen weiter entwickelt (und für gewöhnlich werden Bazillen in der Nachbarschaft des Tuberkels gefunden), und damit hat sich der Prozess weiter ausgedehnt und so wird es in infinitum fortgehen, wenn nicht ganz besonders günstige Verhältnisse obwalten, welche eine Elimination des nekrotisirten Materials gestatten. Wir müssen also das bisherige Verfahren, man mag es ausüben wie man will, als ein naturwidriges bezeichnen. Die Anhäufung von Rundzellen um die Tuberkel (und selbstredend auch um alle den Tuberkelbazillus erzeugten Krankheitsheerde, wie käsig pneumonische Exsudationsheerde), stellt eine natürliche Schutzwehr des Organismus dar. Je eher der Rundzellenwall sich in festes Bindegewebe umzuwandeln vermag, desto besser ist es für den Organismus; die Einkapselung ist die naturgemässe Heilung für alle tuberkulösen Prozesse innerer Organe, und das Koch'sche Verfahren zielt gerade darauf hin, diesen natürlichen Prozess zu verhindern*). An dieser Thatsache können alle bisherigen Ver-

*) Einige sehr interessante Beobachtungen über Tuberkuloseheilungen wurden kürzlich auf dem Kongress für innere Medizin in Wiesbaden mitgetheilt. Dr. Wolff aus Görbersdorf, Brehmer's Nachfolger, berichtet von einer in G. vor 14 Jahren als geheilt entlassenen Patientin, die sich inzwischen vollkommener Gesundheit erfreut hatte, und an deren Lungen physikalisch nichts mehr nachgewiesen werden konnte. Dann starb sie an den Folgen einer Operation, sie wurde secirt, und an der rechten Lungenspitze fand sich eine kleine Narbe, in der mikroskopisch gut färbbare Tuberkelbazillen nachgewiessn werden konnten. Ziemssen ergänzte diese Beobachtung durch den Hinweis auf einige Fälle, die Bollinger secirt hat. Es handelte sich um ganz alte Leute, die gelegentlich in jungen Jahren einmal an Husten gelitten hatten, dann aber bis an ihr Lebensende gesund gewesen waren. Bei der Section wurden kleine vernarbte Heerde in den Lungen gefunden, welche Tuberkelbazillen enthielten, und mit diesen Bazillen gelang es Kulturen zu erzielen, dieselben waren also noch lebensfähig. (Auch die Färbbarkeit allein spricht schon dafür, dass die Bakterien noch lebendig sind.) — So heilt die Natur, und diesen Vorgang nachzuahmen muss auch unser Bestreben sein.

suche nichts ändern, die Gabe des Koch'schen Mittels zu reduciren; unsere Kollegen aus dem andern Lager bewegen sich immer noch im Bereich der giftigen Dosis. Es hat desshalb auch hier keinen Zweck auf die verschiedenen vorgeschlagenen Modifikationen in der Dosirung näher einzugehen.

IV. Die Gefahren des Koch'schen Mittels.

Wir müssen dieselben gleich hier besprechen, weil ihre Kenntniss zum Verständniss der Misserfolge des Verfahrens nothwendig ist. Mit kurzen Worten können wir hinweggehen über die bloss unangenehmen Nebenerscheinungen des Koch'schen Mittels, wenn sie auch in vielen Fällen bedenklicher sind, als von den Autoren zugegeben wird. Vor allen Dingen ist nicht zu vergessen, dass Privatpraxis und Spitalpraxis himmelweit verschieden sind. Nehmen wir z. B. an, ein Injicirter reagire mit 40,0 und 140 Pulsen, er liege in äusserster Dyspnoe, von Angst gequält, da, so wird man das im Krankenhause mit einem gewissen Gleichmuthe ansehen können. Anders der Arzt in der Familie. Die Angehörigen und der Kranke selbst werden sich die Weiterbehandlung verbitten, und womöglich wird der Arzt persönlich für das verantwortlich gemacht, was ohne sein Verschulden das Tuberkulin gesündigt hat.

Die Nebenerscheinungen des Tuberkulins seien hier nur in Kürze aufgezählt: 1. Hautsymptome: Herpes, masernartige Exantheme, papelartige Roseola, Urticaria, wirkliches Erysipel (Berliner klin. Wochenschrift 1890, pag. 1128) Haarausfall. 2. Fiebersymptome: sehr hohe Temperaturen auch nach minimalen Dosen, enorme Pulsfrequenz (120—160!) 3. Circulationsstörungen, welche durchaus nicht immer der Höhe des Fiebers proportional sind: Unregelmässigkeit des Herzschlags, sehr verminderte Spannung der Arterienwände mit daraus resultirendem Kollaps, Angina pectoris, Tremor cordis. 4. Respiration: Hustenreiz, starke Dyspnoe, Oppressionsgefühl auf der Brust. 5. Abdominalorgane: Leibschmerz, Durchfall, Schwellung der Milz, der Leber. 6. Harnorgane: Albuminurie, Peptonurie, Acetonurie, Haematurie, Polyurie, Anurie, in einzelnen Fällen schwere haemorrhagische Nephritis. 7. Stoffwechsel: Vermehrter Eiweissumsatz, vermehrte Harnstoffausscheidung, Abmagerung, Anämie. Leukocytose. 8. Psychische Symptome: Heftige Delirien, bis zu wirklichen Psychosen sich steigernd.

Die direkten Gefahren, welche das Koch'sche Mittel mit sich

bringt, können wir in verschiedene Gruppen subsumiren:

1. Gefahren, welche durch die Heftigkeit der Allgemeinreaktion bedingt sind. Es ist unbestritten, dass die Koch'sche Kur ganz bedeutende Anforderungen an die Kräfte des Patienten stellt. Vor allen Dingen kommt da das Fieber in Betracht. Wenn alles nach der Schablone ginge, wäre zwar die von ihm drohende Gefahr in 24 Stunden in der Hauptsache beseitigt. Leider aber trifft das nicht immer zu. Oft genug hat sich an die erste Injektion, öfter an wiederholte Einspritzungen continuirliches Fieber angeschlossen. Hören wir Ewald[1]): „Ich will „nur noch hinzufügen, dass unter diesen Nachwirkungen resp. „Zufällen des Mittels eine Kategorie sich befindet, auf die, soweit „ich gesehen habe, bisher nicht die Aufmerksamkeit gelenkt ist. „Das sind nämlich diejenigen Fälle, welche fieberfrei in die „Behandlung eingegangen sind, bei denen die Behandlung „eine Zeit lang mit mässigen Reaktionen und nicht gerade gefahr„drohenden Symptomen durchgeführt worden ist, dann aber sich „ein dauerndes Fieber an die letzten Injektionen an„geschlossen hat, welches dazu zwang, die Injektionen „aufzugeben." Israel[2]) berichtet von einem Patienten, mit Zungen- und Lungentuberkulose, bei welchem 9 Injektionen von 0,001—0,005 andauernde Steigerung des Fiebers mit tödtlichem Ausgang bewirkten. Derartige Fälle sind mir in grosser Anzahl aufgestossen, so dass ein Fall wie dieser gar keine exceptionelle Stellung einnimmt. Manchmal ist aber auch die erste Injektion schon lebensgefährlich. Henoch[3]) erwähnt einen Fall von Spina ventosa bei einem Kinde. 0,0003 (!) gaben dreitägige hohe Reaktion bis 39,9, mit ausserordentlich hoher Athmungsfrequenz, so dass man ungefähr 60—70 Respirationen (!) in der Minute zählen konnte, und grosse Prostration etc. Wenn so etwas in der Privatpraxis passirte! Noch schlimmer verlief ein Fall von Oppenheim:[4]) Ein 22jähriger schwächlicher Patient mit Knochen- und Lungentuberkulose erhält Morgens 10½ Uhr 0,002 Tuberkulin, 2 Uhr Erbrechen, grosse Mattigkeit, heftiger Durst. 4 Uhr Temperatur 40, Puls 144. Lokale Reaktion nirgends nachweisbar. Um 11 Uhr Abends Exitus durch Herzlähmung, trotz aus-

[1]) Ewald; Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 112.
[2]) Israel, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 113.
[3]) Henoch, Berliner klin. Wochenschrift 1890, pag. 1169.
[4]) Oppenheim, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 55.

giebigster Anwendung von Excitantien. Aehnliche Fälle werden noch öfters berichtet.

Zuerst glaubte man sich gegen solche Eventualitäten schützen zu können durch geeignete Auswahl, d. h. Ausschliessung aller schwereren Fälle. Aber auch das half nicht. Solche starken andauernden Reaktionen können sich an die leichteste Initialphthise anschliessen, ohne dass wir sie im Mindesten vorauszusehen vermöchten.

2. Gefahren, welche durch die lokale reaktive Entzündung bedingt werden. Es ist bekannt, dass die Heftigkeit der reaktiven Entzündung durchaus nicht proportional der Ausdehnung und der Schwere des Prozesses ist. Je nach dem Sitz des tuberkulösen Heerdes kann nun die lokale Reaktion erhebliche Gefahren bringen. Beginnen wir beim Gehirn. Klassisch ist hier der von Henoch*) erwähnte Fall. Ein schon in verzweifeltem Zustande in die Anstalt kommender kleiner Patient mit Meningitis tuberculosa wird mit ganz kleinen Dosen behandelt. (4 Injektionen mit zusammen 0,002). Die Sektion, durch Virchow ausgeführt, zeigt eine so starke Hyperaemie und Oedem der Arachnoides und der Hirnrinde, wie er sich nicht erinnert jemals gesehen zu haben.*) In dem vorliegenden Fall hat die Injektion nicht viel geschadet, weil der Fall ohnehin desolat war. Wie aber, wenn nur ein kleiner Solitärtuberkel im Gehirn sitzt oder eine beschränkte Miliartuberkulose der Meningen? Die Tuberkulose der Meningen ist es nicht, welche das Leben direkt bedroht, sondern die sich daran eventuell anschliessende tuberkulöse Entzündung — zwei Dinge, die streng auseinander zu halten sind. In einem solchen Fall wird die Koch'sche Behandlung direkt zur Todesursache werden, 1. weil sie eine richtige Meningitis hervorruft, 2. weil sie eine starke Hyperämie, also Erhöhung des intrakraniellen Druckes bewirkt. Ein findiger Kopf hat zwar vorgeschlagen, gleich prophylaktisch die Vorderhörner der Seitenventrikel anzubohren — ich möchte aber den Arzt in der Privatpraxis sehen, der das thäte!

Weiterhin sehen wir uns die Fälle von Kehlkopftuberkulose an. Hier liegt die Gefahr eines akuten Glottisödems sehr nahe und in der That sind verschiedene derartige Fälle beobachtet

*) Henoch, Amtliche Berichte 204.

*) Virchow, Berliner klin. Wochenschrift, 1891, pag. 49.

worden, von denen einige die Tracheotomie erforderlich machten. Ein Fall ist mir aufgestossen, in welchem sich während der Behandlung eine Perichondritis arytaenoidea entwickelte, also auch ein sehr bedenklicher Zufall.

Die grösste Bedeutung haben für uns die Gefahren, welche von Seiten der Lunge drohen. Weniger bedenklich sind hier die kompakten Infiltrationen des Lungengewebes, die bloss einen gewissen Theil der Lunge einnehmen, als die disseminirten käsigen Heerde und die miliaren Tuberkel. Jeder tuberkulöse Heerd umgiebt sich mit einem entzündeten d. h. mit Exsudat gefüllten Hofe. Je mehr einzelne Heerde da sind, desto mehr Oberfläche bieten sie dar, ein desto grösseres Gebiet der Lunge wird also auch durch die lokale Reaktion luftleer gemacht. Weiter kommt in Betracht, dass durch Aspiration das Exsudat ungemein leicht weiter verbreitet wird und dadurch bisher intakte Lungenpartien ergriffen werden. Hier ein klassischer Fall von Virchow.*)

„Weiter, meine Herren, wollte ich ein paar Präparate vor- „legen, die, wie ich glaube, besonders geeignet sind, für die- „jenigen Fälle, in denen sich ausgedehnte Erkrankungen in den „Lungen entwickeln, zu derjenigen Vorsicht aufzufordern, auf „die ich das vorige Mal hingewiesen habe. — Hier ist von oben „bis unten kein Abschnitt ganz frei. Ueberall sieht man käsige „Heerde, und zwar solche, welche aus disseminirter käsiger „Pneumonie hervorgegangen sind. Es waren hier 9 Einspritzungen „gemacht worden, die erste am 18. Dezember (1 mg.), die letzte „am 5. Januar (5 mg.). Die erste Untersuchung hatte nur einen „tympanitischen gedämpften Schall links im I. Intercostalraum und „in der Fossa infraspinata, rechts oben etwas rauhe Exspiration, „vorn normalen Schall und etwas klangloses Rasseln ergeben. „Jetzt zeigen sich an vielen Stellen im Centrum dieser Heerde „Zerfallserscheinungen, kleinere oder grössere Höhlungen, die „frisch mit einer weichen breiigen Masse gefüllt waren. Sie werden „sich sagen können, was etwa das Resultat hätte sein müssen, „wenn alle diese Heerde erweicht wären und entleert würden. „Es würde dann in der That von der Lunge nichts übrig bleiben „als ein Strickwerk von wenigen Balken; im Uebrigen würden „lauter kleinere oder grössere Höhlungen von oben bis unten „vorhanden sein müssen.“

*) Virchow, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 82

Hier ist also der Tod eingetreten durch enorme Verkleinerung der Respirationsfläche. Eine weitere Möglichkeit ist die, dass die entzündliche Reaktion der Pleura zu nahe kommt; es entwickelt sich eine schwere Pleuritis, welcher der Patient erliegt. Ein derartiger Fall wurde von Jürgens*) demonstrirt.

Die zunehmende pneumonische Infiltration lässt sich auch oft genug auskultatorisch und perkutorisch nachweisen. Vgl. den klassischen Fall von Henoch (Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 164).

Mehrere Fälle sind bekannt, in denen im Verlaufe der Behandlung und sicherlich in Folge derselben Pneumothorax mit tödtlichem Ende eintrat. Lazarus**) erzählt einen derartigen Fall.

Es handelte sich um einen Mann von 25 Jahren, an dem sich ausser bazillenhaltigem Sputum nichts hatte nachweisen lassen, als eine leichte Dämpfung der linken Lungenspitze. Keine hereditäre Belastung. Zum ersten Male injicirt am 30. November, Reaktion 38,7. Bis 24. Dezember 9 Injektionen, höchste Reaktion 39,4. Vom 11—24 Dezember an werden jedesmal 5 mg. injicirt. Vom 23. Dezember an fiel die Temperatur nicht wieder ab. Weiter stellte sich Kurzathmigkeit und hohe Pulsfrequenz ein. Immerhin war um diese Zeit an den Lungen objektiv nichts nachzuweisen. Vom 24. Dezember —6. Januar 1891 entwickelte sich (ohne Injektion) eine von Tag zu Tag zunehmende Dämpfung. Vom 6.—9. Januar Temperatur konstant 40°. 11. Januar rapider Abfall der Temperatur, Zunahme der Athemnoth, Anzeichen von Pneumothorax, weiterhin Ausbildung von Pyopneumothorax, Exitus letalis.

Also eine rapide tödtlicher Verlauf bei einem hereditär nicht belasteten, 25jährigen kräftigen Menschen.

Weiter kann es vorkommen, dass Gefässe arrodirt werden und eine tödtliche Haemoptoe erfolgt. Zwei derartige Fälle berichtet Ewald:***)

1. Scheinbar geringe Spitzenfiltration rechts. Pat. erhielt eine Reihe von Injektionen, bis 0,01 und befand sich relativ recht wohl, als er plötzlich eine abundante Haemoptoë bekam. Zu gleicher Zeit liessen sich die Zeichen einer Caverne auf der andern Seite nachweisen. Es erfolgte am nächsten Tage eine nochmalige Haemoptoë, in der der Patient blieb.

2. Phthise mit amyloider Nephritis bei einem Patienten, der sich verhältnissmässig wohl befand. Als derselbe mit 1 mg. injicirt wurde, war die eigentliche Reaktion gering, doch ging die Temperatur am Tage nach der Einspritzung ziemlich schnell in die Höhe, blieb hoch; der Patient bekam eine abundante Haemoptoë, collabirte und ging an demselben Tage zu Grunde.

---

*) Jürgens, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 180.

**) Lazarus, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 82.

***) Ewald, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 109.

Eine Haemoptoe mit tödtlichem Ausgange kann zwar in allen Stadien der Phthise spontan auftreten; in diesen beiden Fällen jedoch dürften nur geringe Zweifel obwalten, dass die Injektionsbehandlung die unmittelbare Veranlassung zu diesem unglücklichen Zufalle waren.

Im Darm kann die reaktive Entzündung mit nachfolgender Nekrose Ursache einer tödtlichen Perforation werden. Virchow*) demonstrirte ein Darmpräparat, bei welchem die Darmgeschwüre solche Ausdehnung angenommen hatten, dass, wenn der Patient noch einige Tage am Leben geblieben wäre, unzweifelhaft Perforation eingetreten wäre. B. Fränkel**) berichtet von einem Fall, in welchem Perforation wirklich eingetreten ist.

Auch in den Knochen können durch eine starke reaktive Entzündung üble Zufälle eintreten. So berichtet J. Israel***) von einem Fall von sehr günstig geheilter tuberkulöser Coxitis. Eine Probeinjektion brachte eine solche reaktive Ostitis hervor, dass Spontanfraktur des Schenkelhalses eintrat. Noch instruktiver ist der zweite von ihm angeführte Fall.

Im Reaktionsstadium der ersten Injektion entstand bei einem 16 jährigen Mädchen mit multiplen tuberkulösen Knochenaffektionen eine halbkuglige Anschwellung am untern Sternalende; die Incision zeigt einen pflaumengrossen tuberkulösen Granulationsheerd, der die ganze Dicke des Sternums bis in das Mediastinum anticum einnahm und die Pulsation des darunter liegenden Herzens deutlich zeigte. Der Prozess macht einen progredienten Eindruck, kein Zeichen von beginnender Abkapselung oder Rückbildung.

3. Weit gefährlicher aber, als die reaktive Entzündung, ist die unzählige Male beobachtete Propagation der Tuberkulose selbst. Wie wir bereits oben ausgeführt haben, wird durch die reaktive Entzündung und Nekrose der Körper eines natürlichen Schutzwalles beraubt, und die bisher in einem Granulationswall oder gar einer Bindegewebskapsel eingeschlossenen Bazillen können in der Nachbarschaft sich ungestört ansiedeln, und das Schlimme ist, dass diese neuen Heerde auf das Tuberkulin weit weniger reagiren als die ursprünglichen. Das Unverfänglichste ist noch das Auftreten von neuen Tuberkeln in der nächsten Nachbarschaft des ursprünglichen Heerdes; weit schlimmer ist die embolische Verschleppung der Bazillen in weiter entlegene Körper-

*) Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 52.
**) Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 79.
***) Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 113 f.

theile, welche bis zur richtigen Miliartuberkulose führen kann. Besonders reichhaltiges Material liefern in dieser Beziehung die Virchow'schen Sektionen. Von vielen Beispielen dieser Art mögen nur einige folgen.

1. (Virchow, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 108) 54jähriger Patient, klagte im Laufe des vorigen Sommers über Athemnoth, wird am 10. Oktober in die Charité aufgenommen mit rechtsseitiger exsudativer Pleuritis. Bis 26. November Befinden befriedigend, keine Gewichtsabnahme. Seit dem 26. November werden Injektionen gemacht, und zwar fünf, zuletzt 9. Januar. Jedes Mal starke Reaktion, Gewichtsabnahme, seit der letzten Injektion kontinuirliches Fieber. Sektion am 21. Januar ergiebt folgenden Befund (das Unwesentliche weggelassen): Beide Lungen sehr gross, blutreich und succulent. In den Spitzen spärliche Indurationen, rechts einige bis hanfkorngrosse käsige Knoten. Durch die ganze Lunge bis zur Basis zerstreut miliare Knötchen in so grosser Zahl, dass häufig die Entfernung zwischen denselben nur einige Millimeter beträgt. Rechts unten schwielige Verdickung der Pleura mit schwachen fibrinösen, hier und da hämorrhagischen Beschlägen und trübem Ergusse. Unzählige submiliare, ganz feine Tuberkel in der Milzpulpa. In der Leber spärliche, bis hirsekorngrosse, hellgraue Knötchen und ganz kleine submiliare Körner. Aeltere interstitielle Nephritis, zerstreut submiliare graue und etwas grössere, opake Körnchen in der Rinde.

Es ist nicht ganz leicht festzustellen, wie alt ein post mortem vorgefundener Tuberkel ist, und die Koch'sche Angelegenheit hat wieder sehr verschiedene Ansichten über diesen Punkt laut werden lassen. In diesem Fall kann nach dem klinischen Verlauf kein Zweifel sein, dass die miliare Tuberkulose sich erst im Laufe der Koch'schen Behandlung entwickelt hat. Ihr Anfangspunkt wird markirt durch das Auftreten des kontinuirlichen Fiebers. Die Dissemination des Tuberkelbazillus kann sich sogar anschliessen an die harmloseste Form der Tuberkulose, den Lupus. Ein Fall von v. Bergmann*) beweist dies.

„Wir hatten Anfangs Dezember ein 18jähriges Mädchen von blühendem und gesundem Aussehen, sowie anscheinend kräftiger Konstitution in die Klinik wegen eines die ganze linke Wange einnehmenden Lupus aufgenommen. Sie hatte die ersten Injektionen gut vertragen, und da wir gleich mit 0,01 begonnen hatten, war mit Entwicklung ausgeprägter, allgemeiner und örtlicher Reaktionen schnell Besserung eingetreten. Nachdem am 25. Januar die 18. Injektion von 0,2 so gut wie wirkungslos geblieben war, injicirten wir am 28. Januar 0,3 g. Nun stieg das Fieber von der Norm rasch auf 41,0 und fiel nicht, wie in den früheren Wochen, bald und vollständig, sondern blieb hoch. Es schwankte fortan zwischen 39,5 und 40,5, später mit deutlichen morgentlichen Remissionen. Patientin fing an zu husten und klagte über Stiche in der linken Brusthälfte. Sie bekam eine trockene linksseitige Pleuritis und liess

*) v. Bergmann, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 364.

während des Februar eine ausgedehnte Dämpfung über ihrer linken Lungenspitze erkennen. Die immer blasser und magerer werdende Patientin wurde in hoffnungslosem Zustande von den Eltern aus der Klinik genommen — um zu Hause zu sterben.

Also aus einem gewöhnlichen Lupus entwickelt sich bei einem kräftigen, gesunden Mädchen eine Phthisis floridissima! Wenn das in der Privatpraxis passirte!

Einen Fall von Dissemination der Bazillen mit daraus erfolgender Meningitis berichtet Rütimeyer*), eine Miliartuberkulose, welche sich an eine tuberkulöse Coxitis anschloss, kam Virchow**) zur Sektion. Fürbringer hat wiederholt miliare Tuberkulosen bei Sektionen gefunden, die mit grösster Wahrscheinlichkeit auf die Behandlung zurückzuführen waren.

Die Dissemination der Tuberkulose lässt sich manchmal direkt beobachten. Vor allem beim Lupus, weiterhin aber auch bei der Schleimhauttuberkulose in Mundhöhle, Rachen, Nase und Larynx. Die Besprechung einzelner Fälle würde uns zu weit führen.

Fassen wir unsere Meinung über die Gefährlichkeit der Koch'schen Behandlung zusammen, so können wir dieselbe gar nicht hoch genug anschlagen. Die Gefahren, welche sie mit sich bringt, sind grösser, als die einer eingreifenden Operation. Und das Schlimme ist, dass wir absolut keinen Anhaltpunkt für die Prognose haben noch auch finden werden. Die im ersten Anfang befindliche Phthise, der quoad vitam vollständig harmlose Lupus, der beste Kräftezustand der Patienten schützt nicht vor der Verbreitung des Bazillus, und wie wir in dieser Hinsicht absolut nichts voraussagen können, so sind wir auch gänzlich ausser Stande, prophylaktisch etwas zu thun. Hierbei haben wir noch völlig ausser Acht gelassen, was etwa von andauerndem Arzneisiechthum in Folge der Injektionen zurückbleiben kann, da die Kürze der Zeit darüber noch kein Urtheil gestattet.

Nachdem wir die Gefahren kennen gelernt haben, welche das Koch'sche Injektionsverfahren unter Umständen mit sich bringt, können wir uns in den folgenden Kapiteln etwas kürzer fassen, da wir in diesem Abschnitt schon Manches vorweggenommen haben, um in den späteren Abschnitten Wiederholungen zu vermeiden.

---

*) Rütimeyer, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 124.

**) Virchow, Berliner klin. Wochenschrift 1891, pag. 159.

V. Der diagnostische Werth des Koch'schen Mittels.

Derselbe ist von allen Beobachtern hoch angeschlagen worden und wird auch jetzt noch selbst von den grössten Skeptikern anerkannt. Wir führen zunächst Koch's eigene Worte an: „Die „geschilderten Reaktionserscheinungen sind, wenn ein tuberkulöser „Prozess im Körper vorhanden war, auf die Dosis von 0,01 ccm. „in den bisherigen Versuchen ausnahmslos eingetreten, und ich „glaube desswegen nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, „dass das Mittel in Zukunft ein unentbehrliches diagnostisches „Hilfsmittel bilden wird. Man wird damit im Stande sein, „zweifelhafte Fälle von beginnender Phthisis selbst dann noch zu „diagnosticiren, wenn es nicht gelingt, durch den Befund von „Bacillen oder elastischen Fasern im Sputum oder durch die „physikalische Untersuchung eine sichere Auskunft über die Natur „des Leidens zu erhalten. Drüsenaffektionen, versteckte Knochen„tuberkulose, zweifelhafte Hauttuberkulose und dergleichen werden „leicht und sicher als solche zu erkennen sein. In scheinbar ab„gelaufenen Fällen von Lungen- und Gelenktuberkulose wird sich „feststellen lassen, ob der Krankheitsprozess in Wirklichkeit schon „seinen Abschluss gefunden hat, und ob nicht doch noch einzelne „Herde vorhanden sind, von denen aus die Krankheit wie von „einem unter der Asche glimmenden Funken, später von neuem „um sich greifen könnte". Das Schöne an dieser Art von Diagnose war ja eben das, dass die zu diagnostischen Zwecken vorgenommene Probeinjektion, wenn sie Reaktion hervorrief, zugleich auch der erste therapeutische Akt war: die Injektionen werden einfach fortgesetzt. Die Schüler wollen's natürlich wieder besser machen als der Meister und schlagen vor, dass sich überhaupt jeder, wie der Vaccination, so der Tuberkuloseimpfung, womöglich zweimal im Jahre, unterziehen muss.

Worin der diagnostische Werth des Tuberkulins besteht, ist ja zur Genüge bekannt, nämlich im Hervorrufen der Reaktion, welche eine allgemeine und eine lokale ist. Das Tuberkulin spürt, wie das mit Jubel aufgenommene Schlagwort Ewald's sagt, jeden tuberkulösen Herd im Körper auf wie der Hund den Dachs in seinem Bau. Die allgemeine Reaktion besteht in dem Auftreten des Reaktionsfiebers, die lokale in dem Entstehen einer Entzündung in der unmittelbaren Nachbarschaft der tuberkulösen Produkte, welche sich bis zur Nekrose steigern kann. Die ausführliche Besprechung der Reaktionen können wir uns erlassen, da

hier doch bloss längst Bekanntes zu wiederholen wäre. Dagegen müssen wir fragen: 1) Ist der diagnostische Werth des Tuberkulins ein unbedingter? 2) Ist es erlaubt, das Tuberkulin ohne weiteres als diagnostisches Hilfsmittel anzuwenden?

1) Ist der diagnostische Werth der Koch'schen Lymphe ein unbedingter? Zuerst nahm man das an, und man begnügte sich auch mit dem Auftreten einer allgemeinen Fieberreaktion, ohne dass eine locale zu bemerken war, um die Diagnose auf Tuberkulose zu stellen. Dies insbesondere bei Lungenphthise, wo ja die lokale Reaktion sehr viel schwieriger zu beobachten ist. Man nahm einfach an, dass, wenn ein Mensch auf weniger als 0,01 reagirte, er tuberkulös sei, indem man 0,01 als kleinste wirksame Dosis beim Nichttuberkulösen annahm. Bald zeigte sich, dass die Rechnung nicht richtig war. Schon oben sind die Versuche von Adamkiewicz und Korczynski citirt, wonach 0,003 schon beim Gesunden oft genug Reaktion ergeben. Ferner reagirt eine Anzahl von anderweitig Kranken mit Fieber auf kleinere Dosen. Instructiv ist in dieser Beziehung ein von Köhler in der Berliner Charité mitgetheilter Fall.*) Ein elfjähriger Knabe, erblich nicht mit Phthise belastet, kommt mit zahlreichen Geschwüren am Hals, Ohr und Oberschenkel. Aus dem positiven Erfolg einer Schmierkur wird die Diagnose auf Lues gestellt. Er erhält eine Injection von 0,001 des Koch'schen Mittels, mit dem Erfolg, dass sich Fieber von 39 Grad einstellt. Dagegen fehlte die lokale Reaktion. (Die Erklärung Pfuhl's, dass der Patient nach jeder Injektion eine Röthung der Nasenspitze gezeigt habe und desswegen wahrscheinlich an beginnendem Lupus leide, dürfte jetzt wohl keiner mehr acceptiren, nachdem zahlreiche analoge Fälle bekannt geworden sind.) Von 184 in den preussischen Universitätsinstituten zu diagnostischen Zwecken Geimpften, die nicht tuberkulös waren, reagirten nicht weniger als 50.**) Besonders geschwächte Kranke reagiren leicht auf kleine Dosen des Mittels. Ferner sind einige Krankheiten zu nennen, welche, wie es scheint, mit einer gewissen Regelmässigkeit die Injektion durch typisches Fieber beantworten. v. Bergmann führt als solche an die Actinomycose und erweichte Sarcome.***)

*) Berliner klinische Wochenschrift 1890, pag. 1127.

**) Allerdings hatten nicht alle unter 0,01 erhalten.

***) Vortrag, gehalten auf dem Berliner Chirurgenkongress. Berliner klin. W. Sch. 1891, pag. 362.

Somit sah man sich zur Feststellung der Diagnose genöthigt, mehr Gewicht auf die lokale Reaktion zu legen und nur diese als untrügliches Zeichen der Tuberkulose zu betrachten. Interessant ist in dieser Hinsicht eine Mittheilung von Flatau:*)

Ein Patient, seit Jahren an Bronchitis und Emphysem leidend, schon längere Zeit wegen tuberkulöser Infiltration des rechten Stimmbands in Behandlung. Während einer Behandlungszeit von 4 Wochen tritt kein einziges Mal fieberhafte Reaktion ein, dagegen eine vollkommen sichere lokale pulmonale wie laryngnale. Schon nach der ersten Injektion 0,002 stärkere Schwellung des rechten Stimmbandes, woselbst die Erosionen sich vertiefen und deutlicher erscheinen. Auch das linke, bisher als normal erscheinende Stimmband schwillt an und röthet sich. — Die weiteren Einzelheiten interessiren uns hier nicht.

Aber auch das Auftreten einer lokalen Reaktion ist nicht immer positiv beweisend für Vorhandensein von Tuberkulose. So fand z. B. Drasche, dass ein Fall von Gesichtserysipel allgemein und lokal auf das Tuberkulin reagirte. Ferner reagirten auf das Mittel Lepra und Lupus erythematodes.*) Der Leprabacillus steht in seinem tinctoriellen Verhalten dem Tuberkelbacillus am nächsten; es ist desshalb nicht unwahrscheinlich, dass auch seine Stoffwechselprodukte Aehnlichkeit mit denen des Koch'schen Bacillus haben, also das Tuberkulin für Lepra ein Simile darstellt. Bezüglich des Lupus erythematodes entsteht nun die Frage: ist er tuberkulöser Natur oder nicht? Verschiedene Beobachter haben locale Reaktion, einige auch Rückgang der Krankheit beobachtet, andere wieder nicht. Wir können uns vorstellen, dass das Tuberkulin für den Lupus erythematodes ebenfalls ein Simile darstellt, auch wenn er nicht durch den Tuberkelbacillus bedingt ist. Dass die beiden Lupusarten eine gewisse Aehnlichkeit haben müssen, wird ja schon durch ihren gemeinsamen Namen ausgedrückt. Eine

---

*) Berliner klin. Wochenschr. 1891, pag. 57.

**) Da der Lupus erythematodes eine verhältnissmässig selten zur Behandlung kommende Krankheit ist — einige Berühmtheit hat er erst durch die Koch'sche Angelegenheit in weiteren Kreisen erlangt — und somit manchem Kollegen unbekannt sein dürfte, möge eine kurze Charakteristik desselben folgen. Er nimmt fast immer das Gesicht ein, am liebsten die Nase und die benachbarten Partien der Wange. Oft wächst er symmetrisch, so dass eine Schmetterlingsfigur entsteht. Der Lupus erythematodes besteht aus sehr flachen, derben Papeln, deren Rand am stärksten infiltrirt ist. Langsam vergrössert sich der Herd nach der Peripherie, während das Centrum schrumpft und eine sehr flache Narbe zurücklässt. Die für den Lupus vulgaris charakteristischen Knötchen fehlen, und ebenso die grossen Zerstörungen, welche dieser anrichtet.

weitere Diskussion dieser bloss den Dermatologen interessirenden Frage können wir uns hier ersparen.

Wir haben also im Vorhergehenden gesehen, dass bei Gesunden und bei nichttuberkulösen Kranken schon auf kleine Dosen Tuberkulin eine allgemeine Reaktion eintreten kann und dass auch öfters lokale Reaktion beobachtet worden ist. Im allgemeinen aber werden wir v. Bergmann Recht geben, welcher in dem oben citirten Vortrag als Resultat seiner Erfahrungen aufstellt, dass die lokalen Reaktionen auf tuberkulöse Prozesse beschränkt sind. Der positive Ausfall der Reaktion hat also für den Arzt dieselbe diagnostische Bedeutung, wie der Nachweis von Tuberkelbacillen im Sputum: es wird dadurch die Diagnose auf Tuberkulose sichergestellt. Denn selbst der Neid muss Koch lassen, dass die eben citirten Ausnahmefälle (Lepra, eventuell Lupus erythematodes und der eine Fall von Erysipel — vielleicht mögen noch ein paar andere dazukommen) durchaus nicht im Stande sind, die Regel umzustossen.

Ein Nachtheil der Diagnose aus dem Bacillenbefund ist der, dass nur der positive Ausfall der Untersuchung entscheidend ist, dass dagegen ein negatives Resultat durchaus nicht gegen die Anwesenheit von Tuberkulose spricht. Man glaubte nun zuerst mit dem Tuberkulin ein Mittel gefunden zu haben, das bei allen Tuberkulosefällen Reaktion hervorriefe, so dass Nichtreagiren gleichbedeutend gewesen wäre mit Nichttuberkulössein. Ist das richtig? Sehr bald hat sich leider gezeigt, dass durchaus nicht alle Tuberkulösen auf die Einspritzung reagiren. In einer Mittheilung von Köhler, die aus der ersten Zeit stammt, wird gesagt, dass ein Lupuspatient nicht mehr auf 0,01 reagirt habe, „demnach scheint er der Heilung nahe zu sein“. Der spätere Verlauf hat erwiesen, dass die Schlussfolgerung falsch war. Es giebt auch Fälle genug, die auch nicht auf die erste Einspritzung reagiren. Einen derartigen erwähnt Leyden.*) Eine Frau mit Phthisis progressa und amyloider Degeneration reagirte nicht auf 1—20 mgr. Kehlkopfphthisiker aus der Gerhardt'schen Klinik reagirten ebenfalls nicht.**) Israel berichtet über einen Lupusfall, complicirt mit Lungentuberkulose, der ebenfalls keine Reaktion gab. Wie oft das Mittel bei Tuberkulösen versagt, lässt sich

*) Leyden, Berl. kl. W. Sch. 1890, pag. 1146.
**) Deutsche med. Wochenschr. 1890, No. 48.

schwer feststellen. Die amtlichen Berichte*) ergeben in Summa von 558 nachgewiesenermassen Tuberkulösen 19, welche keine Reaktion zeigten = 3,4%. Das Ergebniss wird aber noch ungünstiger werden, wenn man diejenigen Personen zurechnet, bei welchen die Sache zweifelhaft ist, ob sie tuberkulös waren oder nicht. Wahrscheinlich wird hier der Prozentsatz der versagenden Reaktionen noch höher als bei nachgewiesener Tuberkulose, und somit wird uns das Mittel gerade bei zweifelhaften Fällen, wo es uns ja am nothwendigsten ist, auch keine absolut sichere Auskunft geben. Wir müssen hier noch einmal auf die Dosenfrage zurückkommen. Es ist bekannt, dass öfters die Reaktion auf die erste Einspritzung nicht, dagegen prompt auf eine wiederholte, grössere Gabe erfolgte. Setzen wir also den Fall — der in praxi oft vorgekommen ist, — dass ein Kranker auf 0,001 nicht reagirt, dagegen auf 0,01 oder 0,02, so erhebt sich die Frage: Ist dies die natürliche Reaktion, die auch beim Gesunden eintritt oder können wir auf Tuberkulose schliessen? Die lokale Reaktion, welche allein ausschlaggebend ist, können wir in den wichtigsten Fällen, der Lungentuberkulose, nur verhältnissmässig selten beobachten, und somit stecken wir wieder gerade in den Fällen, die uns am wichtigsten sind, nämlich den dubiösen, in Verlegenheit. An Sektionspräparaten hat man mehrfach konstatirt, dass die Solitärtuberkel des Gehirns ausserordentlich wenig oder gar nicht lokal reagiren, und schliesslich ist noch die Thatsache anzuführen, dass diejenigen Tuberkel, welche im Laufe der Behandlung neu auftreten, sehr wenig oder gar nicht durch das Tuberkulin beeinflusst werden. Wenn also ein Patient im Laufe der Behandlung Dosen von 0,1 ohne Fieber verträgt, so ist damit noch lange nicht gesagt, dass er keine tuberkulösen Herde mehr hat. Die Virchow'schen Sektionsergebnisse liefern in dieser Beziehung reiches Material.

Wir werden also die diagnostische Bedeutung des Tuberkulins etwas einzuschränken haben, und können unseren Standpunkt etwa dahin präcisiren:

a) Auftreten einer lokalen Reaktion ist ein annähernd sicheres diagnostisches Merkmal für Tuberkulose, leider ist sie in den für uns wichtigsten Fällen, der Lungentuberkulose, selten der Beobachtung zugänglich.

---

*) Amtliche Berichte. pag. 850 f.

b) Auftreten von typischem Fieber bei kleinen Dosen (1 — 3 mg), auch ohne dass eine locale Einwirkung (z. B. bei Lungenleidenden) beobachtet wird, spricht mit grosser Wahrscheinlichkeit für Tuberkulose, ist aber kein absolut sicheres Kennzeichen. Günstig hierbei ist, dass die frischen, also diagnostisch wichtigsten Fälle verhältnissmässig am leichtesten auf kleine Dosen reagiren. Je grösser die eingespritzte Dosis ist, desto geringer ist die Beweiskraft der Reaction. *)

c) Der negative Ausfall der Probeinjektion kann nicht mit Sicherheit die Abwesenheit der Tuberkulose beweisen, und die zu diagnostischen Zwecken vorgenommene Impfung theilt dieses Schicksal mit dem negativen Ausfall der Bazillenuntersuchung.

2) Nun aber der andere Punkt: Ist die Impfung zu diagnostischen Zwecken ohne weiteres erlaubt? Von dem Standpunkte aus, dass sich an die positiv ausfallende Reaktion direkt die Behandlung anschliessen soll, gewiss. Im ersten Eifer hielt man es für eine ungemein wichtige Errungenschaft, dass man auch die kleinsten tuberkulösen Herde im Körper aufspüren könne. Was sagt man aber angesichts folgender, von Leyden mitgetheilter Krankengeschichte**):

Frau Sch., am 8. Dez. aufgenommen, 18. Febr. entlassen. Die erste Diagnose war Bronchialkatarrh. Sie wurde zuerst am 10. Dezember injicirt mit 1 mg, hat im Ganzen 18 Injektionen bekommen, zuletzt 4 mal eine Dosis von 1 dg. Sie hat immer lebhaft reagirt. Nach der dritten Injektion erschienen im Auswurf sparsame Tuberkelbazillen, gleichzeitig wurde Rasseln in der rechten Lungenspitze konstatirt, sowohl in der Fossa supraspinata als supraclavicularis der rechten Seite. Sie ist im Ganzen 10 Wochen behandelt worden, dann entlassen, und hat zuletzt noch auf Dosen von 0,1, welche sie 4 mal bekommen hat, reagirt mit 38,2 bezw. 39,2 und 38. Nach ihrer Entlassung am 1. März wurde in dem Sputum noch eine kleine Anzahl Tuberkelbazillen gefunden, und zwar in einem Präparate zwei. — Patientin hat sich vor einigen Tagen (Mitte März) wieder vorgestellt, sie ist sehr elend, hustet, hat eine sehr ausgebreitete Affektion des

---

*) König-Göttingen schlägt den diagnostischen Werth des Mittels noch aus einem andern Grunde gering an: (Amtl. Berichte pag. 492). „Wenn man über die Beschaffenheit eines Leidens, z. B. ob es krebsiger oder syphilitischer oder tuberkulöser Natur ist, und es tritt auf kleine Dosen Reaktion ein, so beweist das für das vorliegende Leiden nichts, da ein verborgener tuberkulöser Herd die Reaktion bedingt haben kann." Lokale Reaktion würde da allerdings entscheidend sein.

**) Leyden, klinische Erfahrungen über die diagnostische Bedeutung der Koch'schen Lymphe. Vortrag in der Berliner Hufeland'schen Gesellschaft, 5. März 1891). Berliner klin. W.-Sch. 1891, pag. 297.

Oberlappens der rechten Lunge, in der linken Lunge zerstreute Rasselgeräusche. Im Auswurf ziemlich viel Tuberkelbazillen.

Fälle, wie der hier beschriebene, sind sehr häufig beobachtet worden: im Verlauf der Behandlung traten Bazillen im Auswurf ein und die Erscheinungen breiteten sich aus. Leyden spricht sich folgendermassen darüber aus: „Prüft man die berichteten Fälle „auf die Frage, ob die Kontrolinjektion den betreffenden Patienten „von Nutzen gewesen ist, also in ihrem eigenen Interesse indicirt „war, so wird man hierauf nur sehr zögernd antworten können. „Zwar ist bei allen die latente Tuberkulose herausgekommen, aber „nur bei wenigen sind die hervorgerufenen Erscheinungen wieder „vollkommen zurückgegangen; die meisten haben dieselben im ver- „minderten Masse behalten und selbst die Tuberkelbazillen sind „nicht immer verschwunden. Trotz mehrwöchentlicher Injektions- „behandlung trat in der Mehrzahl der Fälle kein völliger Rückgang „der evident gewordenen Erscheinungen ein.

Noch bedenklicher wird die Sache, wenn diagnostische Injektionen gemacht werden zu dem Zweck, ob alte tuberkulöse Herde als ausgeheilt zu betrachten sind. Solche Herde finden sich ja sehr häufig, sowohl bei Lungenphthise, als auch hauptsächlich bei Knochen- und Gelenktuberkulose. An diese soll man bei Leibe nicht rühren, sondern froh sein, dass die etwa noch lebensfähigen Bazillen durch Einkapselung unschädlich gemacht sind. Ganz besonders instruktiv ist in dieser Richtung ein Fall, dessen Autor ich vergessen habe: Ein Patient mit ausgeheilter Tuberkulose des Olecranon bekam eine Injektion, an welche sich heftige Reaktion, Propagation der Tuberkelbazillen und Miliartuberkulose mit tödtlichem Ausgange anschloss.

Schliesslich lässt sich noch fragen, ob die diagnostische Injektion nicht auch dem Gesunden, bezw. dem Nichttuberkulösen Gefahren bringt. Ich meine darunter nicht etwa die Eventualität, dass das Tuberkulin noch lebende virulente Bazillen enthalte*) —

*) Dass diese Frage überhaupt aufgeworfen werden konnte, lässt sich nur dadurch erklären, dass manche Fälle den Eindruck machten, als ob ein vorher nicht Tuberkulöser erst in Folge der Injektionen tuberkulös erkrankt sei. Mir hat sich der Gedanke schon beim Lesen von vielen Krankengeschichten aufgedrängt; es lässt sich aber nie mit Sicherheit behaupten, weil man sich immer durch die Annahme eines verborgenen tuberkulösen Herdes salviren kann. Ist es wirklich vorgekommen, dass Gesunde nach einer Koch'schen Injektion erst tuberkulös wurden, so stelle ich mir die Sache so vor: 1) Durch das Tuberkulin werden die Gewebe des Körpers in ihrer allgemeinen Reaktionsfähigkeit ge-

so etwas erscheint mir bei einem Arbeiter wie Koch von vornherein ausgeschlossen — sondern die Möglichkeit, dass ein Gesunder in Folge der Koch'schen Behandlung dauerndem Siechthum unterworfen sein kann. Nach den Versuchen von Adamkiewicz und Korczynski, welche das Mittel als ein auch für den Gesunden ausserordentlich differentes charakterisiren, lässt sich diese Möglichkeit nicht bestreiten, wenn auch die offizielle Medizin es möglichst abzuleugnen versuchen wird.

Alles in allem können wir uns Leyden anschliessen, welcher seine Erfahrungen mit den Worten resummirt: „Alle diese Aus-„einandersetzungen führen zum Schluss, dass die diagnostischen „Kontrolinjektionen im Interesse unsrer Kranken möglichst zu „beschränken sind und dass sie nur dann gemacht werden sollten, „wenn das Interesse des Kranken es erfordert". Nach dem, was wir bis jetzt schon wissen und was wir noch weiter sehen werden, können wir weiter gehen und sagen: Injektionen zu diagnostischen Zwecken sind weitaus in der Mehrzahl der Fälle ein gefährliches Vabanquespiel und dürfen desshalb überhaupt nicht vorgenommen werden.

VI. Die therapeutischen Erfolge des Mittels bei der Lungenphthise.

Es liegt mir fern, die günstigen Erfolge, welche mit dem Koch'schen Verfahren in einer Reihe von Fällen erzielt worden sind, zu ignoriren. Ich gebe auch gerne zu, dass in manchen Fällen mehr erreicht worden ist, als unter homöopathischer Behandlung erreicht worden wäre. Das kann uns aber nicht abhalten, einen kritischen Massstab an die behaupteten Leistungen der allopathischen Schule anzulegen, und, um nicht parteiisch zu erscheinen, werde ich sie bloss mit ihrem eigenen Massstabe messen. Eine exakte Entscheidung über den Werth des Koch'schen Heilmittels bei Lungenphthise wäre bloss zu gewinnen an der Hand einer genauen Statistik. Eine solche ist aber wegen der Kürze der Zeit nicht möglich. Die einzige einigermassen aus-

---

schädigt (wie durch jedes Gift) und dadurch zu einem Nährboden für Bazillen. 2) Das Tuberkulin, als Stoffwechselprodukt der Tuberkelbazillen, ist für diese in concentrirter Form ein Gift, in verdünnter Lösung begünstigt es das Wachsthum. In letzterer Hinsicht liegen noch keine Versuche vor, die Richtigkeit meiner Annahme wird aber durch die bekannten Schulz'schen Versuche gestützt.

führliche Statistik, die mir zur Hand ist, findet sich in den amtlichen Berichten. Sie erstreckt sich über 1132 Fälle und einen Zeitraum bis zum 31. December 1891. Schon die geringe Beobachtungsdauer macht sie zum grossen Theil werthlos, vielleicht aber noch mehr die Neuheit der ganzen Sache. Wer steht einer Entdeckung wie der Koch'schen, so lange sie noch ganz neu ist, völlig unbefangen gegenüber? Zum mindesten ist Denen, welche für das Verfahren enthusiasmirt sind, nicht zu trauen, während die Skeptiker schon mehr Vertrauen verdienen. Denn was versteht man unter Besserung? Das hängt sehr von der sukjektiven Auffassung ab, und wenn Guttmann unter 164 Fällen überhaupt 63 Besserungen, also 38%, und unter 54 initialen Fällen 2 Heilungen und 42 Besserungen, (also 81 %) zählt, dagegen Schultze-Bonn bekennt, dass er seit dem Februar d. J. die Injektionsspritze nicht mehr in die Hand genommen hat, so hat seine Aussage für mich mehr Werth, als die einundachtzig Prozent gebesserter Phthisen Guttmann's. Es ist bekannt, dass jeder, welcher den Ehrgeiz hat, vermittelst einer Methode etwas Ausserordentliches zu leisten, dies auch fertig bringt und dies mittelst ausführlicher Statistiken schlagend belegt — bis einer kommt und die Sache nachmacht. Und wenn Wolff-Görbersdorf sehr günstiges von dem Tuberkulin in Verbindung mit der klimatischen Kur berichtet, Dettweiler-Falkenstein das Gegentheil behauptet, so wird die Aussage des Ersten durch die des Zweiten doch wesentlich in ihrem Werthe einbüssen. So widersprechende Urtheile aber konnte man auf dem diesjährigen Kongress für innere Medizin in Wiesbaden friedlich nebeneinander hören, und das heisst man nun die Zeit der „Klärung und des leidenschaftslosen wissenschaftlichen Abwägens.“

Uebrigens habe ich selbst mehrfach Patienten gesehen, die „bedeutend gebessert“ aus der Koch'schen Behandlung entlassen wurden, obgleich sie während der Kur kontinuirlich abgenommen hatten und sich eben so schlecht fühlten wie vorher. Will jemand mir den Vorwurf der Parteilichkeit gegenüber den günstigen Berichten machen, so erlaube ich mir, ihn auf einen vorzüglichen Praktiker der allopathischen Schule, Henoch, hinzuweisen, der genau dasselbe sagt, was ich oben ausgeführt habe.*)

Ehe wir uns mit den statistischen Angaben befassen, liegt

*) Henoch, Berl. klin. W. Sch. 1891, pag. 164.

mir daran, eine Reihe von Fehlerquellen aufzuzeigen, welche gar zu leicht unterlaufen. Z. B. wird erhebliche Besserung eines Lupus erythematodes, bestehend in Abblassen, berichtet. Bei genauerem Zusehen findet sich, dass eine allgemeine Anämie diese Besserung vorgetäuscht hatte.*)

Die Gewichtszunahme, welche gemeinhin als objektivstes Symptom der Besserung bei Phthise angeführt wird, darf auch nur mit Vorsicht verwendet werden. Denn es ist sehr gewöhnlich, dass im Krankenhaus der früher in ärmlichen Verhältnissen lebende und schwer arbeitende Patient an Gewicht zunimmt, um „wesentlich gebessert“ nach Hause zu gehen und nach vierzehn Tagen ebenso elend zu sein wie vorher. Eine Beweiskraft für das Koch'sche Verfahren haben desshalb nur die Fälle, welche mindestens vier Wochen vor der Behandlung im Krankenhause waren und trotz sorgfältiger Behandlung nicht an Gewicht zunahmen, während dies mit dem Beginn der Koch'schen Kur geschah.

Ein Punkt ist auch nicht zu vergessen, auf welchen Leyden aufmerksam gemacht hat, nämlich das moralische Moment, besonders ganz am Anfange der ganzen Bewegung. Die Ueberzeugung, dass jetzt endlich ein Mittel gegen Phthise gefunden worden sei, muss mächtig auf den Muth des Kranken einwirken und damit indirekt sein Befinden bessern.

Auf den Bazillenbefund hat man auch sehr viel Gewicht gelegt. Wie sieht es aber damit aus? Ist der Bazillenbefund überhaupt zur Beurtheilung eines Heilungsfortschrittes zu verwerthen? Dass am Anfang der Koch'schen Behandlung die Bazillenmenge im Sputum zunahm, oder dass überhaupt erst Bazillen während der Kur auftraten, ist ja bekannt. Später nahmen sie ab und verschwanden zeitweilig ganz. Was können wir hieraus für Schlüsse auf die Vorgänge in den Lungen ziehen? Dem vermehrten Zerfall des Lungengewebes entspricht die vermehrte Abstossung von Bazillen; und Bazillen können nur ausgeworfen werden, wenn sie an einer (natürlichen oder durch Ulceration neugeschaffenen) Oberfläche liegen. Der vermehrten Ulceration in Folge der Injektionen entspricht vermehrter Bazillengehalt des Sputums, das Wiederverschwinden der Bazillen beweist nur, dass augenblicklich keine bazillenhaltigen Oberflächen mehr vorhanden sind, nicht aber dass der bazillare Prozess in den Lungen er-

*) Berl. kl. W. Sch. 1890, pag. 1197.

loschen ist. Thatsächlich ist denn auch oft genug — vielleicht in der Mehrzahl der Fälle — beobachtet worden, dass nach wochenlanger Pause wieder massenhaft Bazillen im Auswurf erschienen. Meines Erachtens ist also auf den mangelnden Bazillengehalt, wenn er sich nicht durch eine Reihe von Monaten konstatiren lässt, gar nichts zu geben.

Weiter kommt als Kriterium in Betracht — und zwar nicht in letzter Linie — das subjektive Befinden des Kranken. Es lässt sich nicht leugnen, dass sich dasselbe in einer grossen Anzahl von Fällen gebessert hat. Vor allem sind die Nachtschweisse und das Fieber sehr häufig dauernd verschwunden. Das Symptom des Hustens hat dagegen nur wenig Werth. Der Husten entsteht reflektorisch, wenn das aufgesammelte Sekret die Bronchial-, Tracheal- oder Larynxschleimhaut reizt. Mit der Reaktion wird mehr Sekret produzirt, also auch mehr gehustet; haben die Oberflächen — natürliche wie durch Ulceration entstandene — ihre nekrotischen Massen abgestossen, so wird eine Zeit kommen, in der weniger Sekret da ist; das, was die Schleimhäute produciren, wird auch mehr den einfach katarrhalischen Charakter tragen — mit andern Worten, das Sputum wird seltener und glasiger werden, nämlich so lange, bis wieder neue Ulcerationsherde mit dem Bronchialbaum kommuniciren; dann geht aber der Tanz von neuem los. Was das Allgemeinbefinden der Behandelten betrifft, so ist das psychologische Moment nicht ausser Acht zu lassen.

Nun noch einige Worte über die physikalischen Befunde, auf welche man besonders Gewicht gelegt hat. In einer Reihe von gebesserten Fällen hat sich keine merkbare Veränderung in den auskultatorischen und perkutorischen Erscheinungen nachweisen lassen; in einer andern Reihe wurden dagegen solche beobachtet. In der Mehrzahl der Mittheilungen wird von „Aufhellung der Dämpfungen" und Verminderung der Rasselgeräusche gesprochen. Was den zweiten Punkt betrifft, so erklärt er sich auf dieselbe Weise wie die Abnahme des Sputums; die Verminderung der Rasselgeräusche beweist nur, dass die mit dem Bronchialbaum kommunicirenden Ulcerationsflächen bis zu einem gewissen Grade gereinigt sind. Was die Veränderung der perkutorischen Erscheinungen betrifft, so hat man sich grossen Täuschungen hingegeben. Sie beweisen alles mögliche, nur noch keine Heilung. Nach den Virchow'schen Sektionsbefunden war sehr

gewöhnlich eine frische Hepatisation in grösseren oder kleineren Herden zu finden, welche in das Kapitel der katarrhalischen Pneumonie gehört. (Auf die feineren Unterschiede zwischen dieser Injektionspneumonie und der bei Phthise gewöhnlichen katarrhalischen Pneumonie wollen wir nicht näher eingehen.) Die durch diese frische Hepatisation entstandene Dämpfung (oder auch eine vor der Injektionsbehandlung vorhandene katarrhalisch-pneumonische bzw. käsig-pneumonische Dämpfung) kann verschwinden durch Entfernung des Exsudats in den Alveolen. Ist es frisch, wie eben das in Folge der Injektion entstandene, so wird es ohne weitere Schädigung des Lungengewebes ausgestossen, ältere Exsudate, welche bereits in Verkäsung übergegangen sind, können nur unter Verlust des Lungengewebes ausgehustet werden: das heisst, wir erhalten an Stelle der Hepatisation eine oder mehrere Cavernen. Diese letzteren lassen sich aber bloss diagnosticiren, wenn sie eine gewisse Grösse haben und der Lungenoberfläche nahe liegen, sind sie kleiner und in der Mehrzahl, so werden sie, wenn sie noch von intaktem Lungengewebe umgeben sind, gar keine Symptome machen. Aber eine Heilung wird durch die Aufhellung der Dämpfung nicht im Mindesten bewiesen. Im Gegentheil, wenn Heilung der Ulcerationen eintreten soll, so kann sie bloss auf dem gewöhnlichen Wege der Granulation, Bindegewebsbildung mit nachträglicher Schrumpfung (Induration) geschehen, und alles das giebt keine Aufhellung, sondern im Gegentheil eine Dämpfung. Wer mir nicht glaubt, den erlaube ich mir auf die äusserst klare Auseinandersetzung Virchow's über Tuberkelheilung hinzuweisen.*)

Schliesslich möchte ich noch einen Punkt berühren, der für die Würdigung der günstigen Resultate nicht unwichtig ist. Man vergleiche einmal, was Fräntzel**) früher über die Kreosotbehandlung der Phthise geschrieben hat: „Ich habe gesehen, dass „durch vielmonatlichen Kreosotgebrauch, der in der angegebenen „Weise statt hatte, Schwindsüchtige — entweder geheilt oder so „weit gebessert wurden, dass sie wieder arbeitsfähig das Kranken-„haus verliessen. Solche Fälle dürfen dabei nur wenig und nicht „dauernd fiebern, ausserdem durchschnittlich nicht mehr als circa

*) Virchow, über Tuberkelheilung. Berl. klin. W. Sch. 1891, pag. 190.

**) Fräntzel, Therap. Monatshefte, Mai 1887; citirt von Ewald, Berl. klin. W. Sch. 1891, pag. 112.

„3 Bazillen nach dem Gaffkyschen Schema*) zeigen. Die Wir-„kung ist keine spezifische sondern eine auffallend tonisirende und „sekretbeschränkende. Selten nahm die Menge der Bazillen im „Auswurf stetig ab, bis die Bazillen schliesslich ganz verschwan-„den. Meist wurde das Sputum spärlicher, während die Bazillen-„mengen gleich gross blieben. Zuletzt hörte jeder Auswurf ganz „auf". Meint man da nicht (abgesehen von dem Passus über die Specifität des Kreosots) eine Auslassung über das Tuberkulin zu hören? Indicationen bzw. Contraindicationen, sowie die Erfolge werden in beiden Fällen gleich angegeben.

Machen wir uns nun, mit dem nöthigen kritischen Massstab ausgerüstet, an die berichteten Erfolge des Tuberkulins. Von allen Berichterstattern wird angegeben, dass die beginnende Phthise die meisten Chancen der Heilung bzw. Besserung biete.

Obenan marschiert mit günstigen Berichten P. Guttmann. Unter 54 initialen Phthisen geheilt 4, wesentlich gebessert 29, gebessert 11, ungebessert 10, verschlimmert 0. Also 3,7 % geheilt, mit den Geheilten 81 % gebessert! Nach ihm hat das grösste Material Senator. Von 30 Kranken 2 wesentlich gebessert, 1 gebessert, 23 ungebessert, 4 verschlimmert. Also schon bedeutend weniger. Sehen wir dagegen Henoch an (dessen Kindermaterial allerdings nicht direkt mit dem der obigen Beobachter zu vergleichen ist und auch zu kleine Zahlen aufweist): 5 Patienten, 1 ungebessert, 4 verschlimmert! Von insgesammt 20 Beobachtern mit 233 beginnenden Phthisisfällen wird angegeben: 9 geheilt, 72 wesentlich gebessert, 59 gebessert, 88 ungebessert, 5 verschlimmert. In Summa 60 % Geheilte und Gebesserte. Das liesse

*) Da das Gaffkysche Schema in letzter Zeit sehr viel in den Publikationen vorkommt, und wohl manchen Kollegen unbekannt sein dürfte, möge es hier Platz finden:

No.		
No. 1.	im ganzen Präparat 1—4 Tuberkelbazillen.	
No. 2.	in mehreren Gesichtsfeldern durchschnittlich nur 1 Bazillus.	
No. 3.	in jedem Gesichtsfelde durchschnittlich 1 Bazillus.	
No. 4.	„ „ „ „	2—3 Bazillen.
No. 5.	„ „ „ „	4—6 „
No. 6.	„ „ „ „	7—12 „
No. 7.	„ „ „ „	ziemlich viele Bazillen.
No. 8.	„ „ „ „	viele Bazillen.
No. 9.	„ „ „ „	sehr viele Bazillen.
No. 10.	„ „ „ „	unzählige Bazillen.

sich noch hören. Um aber die erzielten Resultate richtig würdigen zu können, müssten wir 1) eine längere Beobachtungsdauer verlangen, 2) eine nach gleichen Grundsätzen verfasste Statistik über die bisherigen Erfolge bei initialer Phthise verlangen. Was den ersten Punkt betrifft, so liesse sich sowohl denken, dass nachträgliche Besserungen als dass nachträgliche Verschlimmerungen bzw. Recidive eintreten. Ich habe unter den Krankengeschichten sehr selten gefunden, dass erst nach länger fortgesetzter Behandlung entschiedene Besserung eintrat. Gewöhnlich liest man, dass, wenn überhaupt ein Erfolg zu verzeichnen ist, derselbe in den ersten Wochen eintritt, während es umgekehrt sehr häufig der Fall ist, dass nach wochenlangem Wohlbefinden mehr oder minder plötzlich Recidive eintreten. Es dürfte also die Statistik sich bei fortgesetzter Beobachtung eher verschlechtern als verbessern; selbst wenn wir annehmen wollten, dass die gemeldeten Besserungen nicht theilweise nur auf dem Papier ständen. Was die vor Koch erzielten Erfolge bei beginnender Phthise betrifft, so steht fest, dass auch da ein erheblicher Prozentsatz gebessert worden ist. Allerdings, wenn bei Koch'scher Behandlung ein günstiger Erfolg zu beobachten ist, so tritt er rascher ein, als man das bisher gewohnt war. Fräntzel rechnet auf den günstigen Erfolg jetzt soviel Wochen, als man sonst Monate gebraucht hat.

Von mässig vorgeschrittenen Fällen nennt der amtliche Bericht insgesammt 421. Davon geheilt 1; wesentlich gebessert 68, gebessert 68, ungebessert 278, verschlimmert 0 (??), gestorben 6. Mit günstigen Resultaten steht wieder P. Guttmann oben an: 112 Fälle, mit ca. 50% Besserungen (die in Behandlung gebliebenen Gebesserten und Ungebesserten sind nicht gesondert aufgeführt).

Was zu den initialen Fällen bemerkt wurde, gilt auch für die mässig vorgeschrittenen, wir können uns deshalb weiterer Bemerkungen enthalten.

Bei schweren Schwindsuchtsfällen, mit Cavernensymptomen, hat sich das Mittel schon zu Anfang als unbrauchbar bzw. gefährlich erwiesen. Von 226 aufgezählten Fällen sind 30 gestorben, 162 ungebessert, nur 38 sind gebessert. In wie weit und ob dauernd mag dahingestellt bleiben.

VII. Die Wirksamkeit des Koch'schen Mittels bei Kehlkopftuberkulose.

Der Kehlkopf ist ein Locus classicus für die Beobachtung der

Wirkungen des Koch'schen Mittels. Durchgängig wurde beobachtet, dass nach der Injektion eine starke Entzündung in der Umgebung der erkrankten Schleimhaut auftrat, wie die tuberkulösen Partien abgestossen wurden und reine Granulationsflächen sich zeigten, welche zur Heilung tendirten, wie sich die Berichte meistens sehr vorsichtig ausdrücken. Doch freue ich mich hier konstatiren zu können, dass fast übereinstimmend die therapeutischen Resultate bei dieser Crux medicorum als sehr günstige angegeben werden. Die amtlichen Berichte geben an:*)

Gesammtzahl der Behandelten	63.
Geheilt (?)	1.
Wesentlich gebessert	18.
Gebessert	23.
Unverändert	15.
Gestorben	4.

Mehr Gewicht als auf diese mangelhaften statistischen Angaben lege ich auf einen einzigen Bericht eines gewissenhaften Beobachters wie Senator. Derselbe schreibt:**) „An dieser „Stelle mag noch auf die günstige Beeinflussung der Kehlkopf- „tuberkulose hingewiesen werden. Vor allem muss die ausser- „ordentlich günstige Wirkung des Mittels auf die peinigenden „Schlingbeschwerden betont werden, die bei einem Patienten bis „zum Beginn der Behandlung nach Koch jeder lokalen Behandlung „getrotzt hatten, so dass der Kranke Tage lang die Aufnahme von „Nahrung verweigerte und so dem Verhungern nahe gebracht „war, weil auch die Ernährung durch die Schlundsonde wegen der „dadurch verursachten heftigen Schmerzen verweigert wurde. In „der Zeit der regelrechten Behandlung nach Koch schwanden „die genannten Beschwerden; als aber dieselbe wegen bedeutender „Herzschwäche und in Rücksicht auf die plötzlich aufgetretenen „recht ausgedehnten Verdichtungen im Lungengewebe ausge- „setzt werden musste, traten allmählich wieder die alten Klagen „hervor".

B. Fränkel:***) „Sind tuberkulöse Ulcerationen bei Beginn „der Behandlung vorhanden, so reinigen sich dieselben unter dem „Einfluss des Koch'schen Mittels und zeigen bald zur Heilung

*) Amtliche Berichte, pag. 87. 7.

**) Senator, Amtliche Berichte, pag. 87.

***) Fränkel, Amtl. Ber., pag. 263.

„strebende Granulationen. Es vollzieht sich dieser Prozess in „ähnlicher Weise, wie wir es bei der Lokaltherapie bisher gesehen „haben. Dagegen erfolgt die Reinigung der Geschwüre bei An- „wendung des Koch'schen Mittels rascher, als dies bei der Lokal- „therapie gewöhnlich geschieht.

Barth-Marburg:*) „Vom Larynx ausgehende Schmerzen und „Hustenreiz lassen manchmal nach wenigen Injektionen wesentlich „nach."

Wir wollen uns an diesen drei Citaten genügen lassen. Wenn man bedenkt, wie verhältnissmässig machtlos auch wir Homöopathen immer noch dieser entsetzlichen Krankheit gegenüberstehen, wird man gegen die Erfolge des Koch'schen Mittels sich nicht verschliessen können. Wenn nur die Sache nicht zwei Haken hätte: Erstens die oft beobachteten Gefahren, welche die Koch'sche Behandlung der Kehlkopfphthise im Gefolge hat, bedeutende Schwellung der Schleimhaut bis zu völligem Glottisödem, welche öfter die Tracheotomie nothwendig gemacht hat, sowie die öfters direkt mit dem Kehlkopfspiegel zu beobachtende Propagation der Tuberkulose auf benachbarte Partien der Larynxschleimhaut. Zweitens der Umstand, dass der schwereren Larynxphthisen fast ausnahmslos, und die leichteren weitaus zum grössten Theil mit Lungentuberkulose komplicirt sind, ein Umstand, welcher ja auch dem oben citirten Senator'schen Fall verhängnissvoll geworden ist.

Die verhältnissmässig recht günstigen Erfolge des Koch'schen Mittels bei der genannten Erkrankung sind natürlich vor allem dem Umstand zu danken, dass es sich beim Kehlkopf um eine Oberflächenaffektion handelt, bzw. dass die affizirten Partien nicht weit von der Oberfläche entfernt sind und desshalb leicht abgestossen werden können. — Zum Schluss mag noch darauf hingewiesen werden, dass die Reaktion bei Larynxphthise oft später eintritt, sowie dass in einem Fall (dem oben citirten von Flatau) die allgemeine Reaktion ganz fehlte, während die lokale jedesmal prompt eintrat und mittelst des Kehlkopfspiegels erkannt werden konnte.

VIII. Die Wirksamkeit des Tuberkulins bei Affektionen der serösen Häute.

Hier sind einige Fälle von auffallender Besserung zu konsta-

*) Barth, Amtl. Ber., pag. 749.

tiren. Fast übereinstimmend wird angegeben, dass seröse Exsudate so schnell resorbirt würden, wie man es nie sonst gesehen hatte. **Senator**[1]) sah ein pleuritisches Exsudat, welches seit Monaten bestand, bis auf geringe Reste zurückgehen; sehr günstig spricht sich ferner Ewald[2]) darüber aus. Man muss sich gegenwärtig halten, dass die Pleuritis oft genug eine Lungentuberkulose einleitet, wenn dieselbe auch manchmal erst nach Jahren einzutreten pflegt. Man hat sich desshalb schon vor der Koch'schen Behandlung gewöhnt, solche Pleuritiden bereits als tuberkulose Entzündungen aufzufassen, und das Experiment scheint diese Annahme zu bestätigen. Andrerseits aber darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass in nicht wenigen Fällen durch die Injektionen erst eine Lungentuberkulose evident wurde, welche ohne die Behandlung vielleicht erst nach Jahren, vielleicht gar nicht ausgebrochen wäre. So spricht sich auch Leyden[3]) gegen die Tuberkulinbehandlung der serösen Pleuritis aus: „Der Umstand, „dass diese Fälle zu beginnender Tuberkulose zu rechnen sind, „könnte als Indikation für die Injektionsbehandlung gelten, aber „die bisherigen Beobachtungen lassen die Gefahr einer allgemeinen „Infektion durch Miliartuberkulose nicht ganz ausschliessen, über- „dies ist der Verlauf der serösen Pleuritis nach den bisherigen „Behandlungsmethoden im Ganzen ein günstiger und die Ver- „heilung ohne spätere Tuberkulose durchaus nicht selten."

Für uns Homöopathen ist die Frage der Tuberkulinbehandlung der serösen Pleuritis deshalb nicht so wichtig, weil wir mit unsern Methoden jedenfalls sicherer zum Ziele kommen. Habe ich doch ein handbreites Exsudat unter Sulfurgebrauch in 8 Tagen vollständig verschwinden sehen.

Von zwei sehr günstig verlaufenden Fällen von tuberkuloser Peritonitis berichtet die Berliner klinische Wochenschrift 1891, pag. 212, von einer sehr schnell resorbirten Hydrocele auf pag. 114.

Die amtliche Statistik weist ziemlich befriedigende Resultate auf:[4])

Pleuritis:

Gesammtzahl der Fälle: 14

---

[1]) **Senator**, Berl. kl. W. Sch. 1890, pag. 1169.
[2]) **Ewald**, Berl. kl. W. Sch. 1890, pag. 1180; 1891, pag. 110.
[3]) **Leyden**, Berl. kl. W. Sch. 1891, pag. 332.
[4]) **Amtl. Berichte pag. 880.**

Geheilt	1
Gebessert	4
Ungebessert	9

Hierbei darf man nicht ausser Acht lassen, dass nicht alle Pleuritiden tuberkuloser Natur sind, also auch nicht alle durch das Tuberkulin beeinflusst werden.

Tuberkulose Peritonitis.

Gesammtzahl der Fälle:	14
Geheilt	1
Wesentlich gebessert .	3
Gebessert	3
Ungebessert	5
Gestorben	2

IX. Die Wirksamkeit des Koch'schen Mittels bei chirurgischer Tuberkulose.

A. Lupus.

Auf die Lupusbehandlung nach Koch hatte man ganz bedeutende Hoffnungen gesetzt. Aber — ein schlagenderes Zeugniss für die therapeuthische Unfähigkeit der üblichen Andwendung des Mittels kann es nicht geben — bis jetzt ist nicht ein einziger Lupusfall geheilt; überall sind Recidive aufgetreten, und das Eigenthümliche der neuen Eruptionen ist das, dass sie auf wiederholte Injektionen nicht im Mindesten mehr reagiren. Wir können uns die Anführung statistischer Angaben schenken und wollen blos eine kompetente Stimme aus der neuesten Zeit darüber hören.

Professor von Bergmann sagt über die Lupusbehandluug auf dem diesjährigen Chirurgenkongress am 1. April 1891:*) „Unter „der konsequenten und energischen Fortsetzung der Behandlung „machten wir die Erfahrung, dass wieder Knötchen in den Narben „und in der Peripherie der alten Krankheitsstelle auftraten —. „Das könnte ich an mehr als 20 Patienten, die so lange behandelt „wurden —, vorführen. Zwei will ich wenigstens morgen zeigen, „die am häufigsten in meiner Klinik gesehen und untersucht worden „sind, die Patienten Klingbeil und Kock. Letzteren habe ich einem „grossen und auserlesenen Auditorium am 16. November 1890 vor„gestellt mit einer örtlichen Reaktion im höchsten Masse. — Schon „am 4. Dezember konnte ich einer grösseren Gesellschaft von „Aerzten im Friedrich-Wilhelms-Institut den Kranken als so gut

*) v. Bergmann, Berl. kl. W.-Sch. 1891, pag. 398.

„wie geheit vorstellen. Dann habe ich ihn später mehrfach noch „als geheilt demonstrirt und endlich entlassen. Aber es dauerte nicht „lange, so war er wieder da mit neuen Lupusknötchen überreich„lich im Gesicht ausgestattet. — Wenn Sie ihn morgen sehen „wollen, werden Sie finden, dass er aussieht, wie jemand der frisch „an einem ausgedehnten Lupus des Gesichts erkrankt ist".*)

B. Knochen-, Gelenk- und Drüsentuberkulose.

Auch hier ist das, bis zu einem gewissen Grade abschliessende Urtheil v. Bergmann's viel werthvoller als die amtliche Statistik. „Was vom Lupus gilt, das gilt in noch höherem Masse von den andern chirurgischen Lokaltuberkulosen. Ich habe bei ihnen nur wenige Erfolge gesehen und selbst diese wenigen sind zweifelhafte oder angreifbare gewesen." Ich glaube, wir können uns ersparen, auf die einzelnen Formen der chirurgischen Tuberkulose einzugehen. Nur das möchte ich noch hervorheben, dass v. Bergmann seine günstigten Erfolge bei tuberkulosem Gelenkhydrops gesehen hat, in Uebereinstimmung mit dem, was wir oben bezüglich der Tuberkulose der serösen Häute gesehen haben.

Schlussergebniss.

Die bisherigen Erfahrungen mit dem Tuberkulin sind für die allopathische Medizin geradezu niederschmetternde. Niederschmetternd und beschämend nicht etwa desshalb, weil das Mittel das nicht gehalten hat, was es versprach, sondern weil der frenetische Jubel über die Koch'sche Entdeckung das Eingeständniss der vollständigen Impotens nicht nur gegenüber der Tuberkulose, sondern den Infektionskrankheiten überhaupt in sich schloss. Man hoffte vermittelst der Koch'schen Entdeckung auf einen grünen Zweig zu kommen und sieht sich jetzt weiter zurückgeschleudert als je. Insbesondere ist die Hoffnung, die Bakteriologie direkt für die Therapie nutzbar zu machen, wieder schnöde gescheitert.

Die Koch'sche Entdeckung ist wissenschaftlich äusserst interessant, das hat noch kein Verständiger geleugnet. Einigermassen befriedigende therapeutische Erfolge giebt sie bloss bei Larynxtuberkulose, aber auch da lauert immer das Gespenst der Weiter-

*) Da sind doch unsere Resultate bei Lupus ganz andere. Erst in letzter Zeit habe ich in der Zeit von 6 Wochen einen schweren Gesichtslupus mit Thuja und Arsenicum der Heilung nahe gebracht, nachdem schon jahrelang alles Mögliche, (nur nicht die Koch'sche Kur), versucht worden war.

verbreitung der Krankheit. Die diagnostische Bedeutung des Mittels ist keine absolute, und die mit den Injektionen verbundenen Gefahren verbieten es geradezu, diagnostische Einspritzungen zu machen.

Was das Tuberkulin, sowie es bisher verwendet wurde, zu einem so ausserordentlich gefährlichen Mittel stempelt, ist der Umstand, dass wir absolut keinen prognostischen Anhaltspunkt für seine Wirkung haben; der reine Zufall ist König.

Die Früchte aber der Koch'schen Entdeckung wird die Homöopathie ernten, wenn anders wir verstehen, unsern Vortheil wahrzunehmen!

Homöopathische Heilungen.

Von **Dr. Dahlke**, prakt. Arzt in Berlin.

Einem Kranken die Gesundheit wieder gegeben zu haben ist ein angenehmes Bewusstsein und für einen homöopathischen Arzt ein doppelt angenehmes; denn eine echte homöopathische Heilung bedingt allemal ein Stück selbstständiger Geistesarbeit. Der kranke Leib ist wie ein complizirtes Schloss, und die Homöopathie liefert den Schlüssel dazu. Ein Häkchen zu viel oder zu wenig, und alle unsere Mühe wird vergeblich sein. Verstehen wir aber unsere Sache und machen einen Schlüssel so fein wie das Schloss, so bedarf es nur eines Fingerdruckes. Wenn freilich einer den Fuss nimmt und tritt gegen die Thür, dass alles in Stücken fliegt, so macht er's sich bequemer. — Im Folgenden will ich einige Heilungsgeschichten vorführen, die mir aus irgend einem Grund bemerkenswerth erscheinen.

Ein Fall von Gesichtsreissen, durch Rhus geheilt, soll die Reihe eröffnen. Das scheint nun vielleicht sehr wenig bemerkenswerth; denn Reissen und Rhus gehören zusammen, solange die Homöopathie steht, aber das Ding hat doch sein Besonderes.

Vor einigen Wochen kam eine Frau zu mir, die seit acht Tagen an heftigstem Gesichtsreissen litt. Alle Hausmittel waren natürlich durchprobirt, und zwei Zähne auch schon als die vermeintlichen Uebelthäter hinausbefördert, aber alles vergeblich. Es war eine grosse, starkknochige, dunkelblonde Frau, die ich vor einem halben Jahr an Abort behandelt hatte. Das Reissen beschränkte sich

genau auf die linke Gesichtshälfte. Der Schmerz war ziehenden Charakters und strahlte nach dem Ohr aus. Er wurde gebessert durch Wärme, verschlimmert durch jeden kalten Luftzug, durch zu kaltes und zu heisses Essen. Die Nächte waren schlaflos zugebracht worden.

Bei der Besserung durch Wärme, der Verschlimmerung Nachts und durch kalte Luft denkt gewiss jeder gleich an Rhus. Ich habe es auch gethan. Aber erstens machte mich die strenge Halbseitigkeit des Schmerzes stutzig, zweitens wusste ich aus eigener Erfahrung, dass bei Affectionen der Gesichtsnerven Colocynthis im Allgemeinen ein souveränes Mittel ist. Ausserdem bevorzugt Colocynthis gerade die linke Gesichtshälfte. Die Empfindlichkeit gegen jeden Luftzug konnte auch auf China deuten, für welch letztere eine Schmerzhaftigkeit der Kopfhaut und der Haarwurzeln ebenfalls sprach. Die Frau fürchtete sich, ihr Haar zu kämmen. Da ich die Kranke als anämisch kannte, dachte ich auch an Pulsatilla. Diese hat allerdings einen ziehenden Schmerz, aber eigener Art. Es besteht nämlich das Gefühl, als ob der Nerv angespannt und wieder losgelassen würde. Ausserdem hat Pulsatilla Besserung durch kalte Luft. Nach einer etwaigen Empfindlichkeit des Backknochens auf Druck, die mir einen Anhaltspunkt für Rhus hätte geben müssen, hatte ich vergessen zu forschen. — Ich fragte nun weiter, in der Hoffnung, dass vielleicht die übrigen körperlichen Funktionen irgend welche charakteristischen Abweichungen aufweisen würden. Es war aber nichts zu finden. Am bequemsten wäre es nun freilich gewesen, der Frau ein Fläschchen mit Rhus und eins mit Colocynthis mitzugeben, und sie davon im Wechsel oder nach einander nehmen zu lassen. Aber im letzteren Fall hätte die Patientin unter Umständen einen Tag länger in ihren Schmerzen zubringen müssen, im ersteren hätte ich hinterher doch nicht gewusst, welches Mittel geheilt hat. Und das ist, für mich wenigstens, höchst unangenehm. Ich examinirte hin und her. Da liess die Frau ganz zufällig die Bemerkung fallen, dass die Schmerzen allemal sehr heftig würden, wenn sie mit den Händen in kaltes Wasser käme. Nun hatte alle meine Not ein Ende. Ich gab Rhus 3 dec., stündl. 3 Trpf. Am nächsten Tage erhielt ich folgenden Bescheid: Schon in der Stunde nach dem erstmaligen Einnehmen seien die Schmerzen nicht mehr so heftig aufgetreten. Nach drei Stunden habe sie fast gar nichts mehr gespürt. Am Abend habe sie sich unvorsichtiger Weise der Zugluft ausgesetzt. Danach

wieder leichtes Ziehen, aber bald vergehend. Die Nacht ruhig durchgeschlafen. Heute Morgen völlig schmerzfrei. Ich habe die Frau nach etwa 8 Tagen noch einmal gesehen. Es hat sich keine Spur des Reissens mehr gezeigt. Ich glaube nicht, dass die Heilung auf irgend eine Weise hätte schneller vollbracht werden können. —

Ich habe diese Heilung weniger ihrer Schnelligkeit, als der begleitenden Umstände wegen erzählt. Ich wollte nämlich darauf hinweisen, dass man die wirklich charackteristischen Zeichen oft auch durch das genaueste Krankenexamen nicht herausfinden wird. Wer wäre wohl auf den Gedanken gekommen, die Frau zu fragen, ob die Schmerzen stärker würden, wenn sie die Hände ins Wasser steckt. In den zufällig hingeworfenen Bemerkungen liegt nicht selten der Kern der ganzen Sache. Freilich gehört Zeit dazu, viel Zeit; denn es dauert oft recht lange, bis die Leute alles, was sie gedacht und gefühlt, von sich gegeben haben, und manche hören überhaupt nicht von selber auf. Wenn man aber bedenkt, in einer wie suggestionsfähigen Welt wir leben, so hat man gewiss alle Ursache, sich vor gar zu eindringlichen Fragen zu hüten.

Ich will noch einen zweiten Fall anfügen. Derselbe ist mir zwar nicht mehr bis ins Einzelne erinnerlich, aber die springenden Punkte sind mir noch wohl gegenwärtig.

Eines Morgens früh wurde ich zu einem Herrn gerufen, welcher den Abend vorher an heftigen Magenschmerzen erkrankt war. Ich gab Belladonna, weil Linderung der Schmerzen durch Hintenüberbeugen eintrat. Als nach vier Stunden noch keine Besserung bemerkbar war, gab ich Phosphor 5 dec. Dieses linderte schon nach wenigen Stunden. Am nächsten Morgen war Patient fast schmerzfrei. Im Laufe des Tages trat jedoch wieder leichte Verschlimmerung ein. Ich liess Phosphor weiternehmen. Die Beschwerden hielten in mässigem Grade an. Am vierten Tage sah ich mich genöthigt, das Mittel zu wechseln. Es bestand jetzt Völle in der Magengegend, drückender Schmerz, Aufstossen ohne Erleichterung. Ausserdem gab Patient aus freien Stücken an, dass er beständig ein Hitzegefühl in den Ohren hätte. Ich kannte das als ein China-Symptom und gab daher dem Mann China 3. anfangs dreistündlich, später dreimal täglich drei Tropfen zu nehmen. Längere Zeit hörte ich nichts mehr von ihm. Nach etwa zwei Monaten kam er in die Sprechstunde, um sich noch einmal ein Fläschchen der letzten Arznei zu holen. Dieselbe hätte sehr schnell seine Be-

schwerden gehoben. In den letzten Tagen hätten sich aber wieder einige leichte Anzeichen des früheren Leidens eingestellt, darum wollte er lieber vorbeugen.

Zu dieser Geschichte sagt vielleicht einer: „Sie ist mir nicht beweiskräftig genug.“ Darauf kann ich nichts erwidern. Ein anderer sagt: „Das ist Symptomendeckerei!“ Der Ansicht bin ich nicht. Die heissen Ohrzipfel allein machen's nicht. Wenn freilich einer drauf losstürzt, wie ein Habicht und daneben nichts weder sieht noch hört, so ist das allerdings Symptomendeckerei, und ein Erfolg könnte nur dem Zufall zugeschrieben werden; es müsste denn etwa Symptome geben, die sich lediglich bei einem Mittel fänden und darum mit zwingender Nothwendigkeit auf dieses eine Mittel hinwiesen. Aber solche Symptome kann es nicht geben; denn so lange nicht alles in der Welt geprüft ist, von der Ceder auf dem Libanon bis herab zum Ysop, der an der Wand kriecht, so lange können wir nicht sagen, dass das und das Symptom ausschliesslich dem und dem Mittel angehört. Aber ich glaube, dass selbst bei unseren wenigen durchgeprüften Mitteln sich kaum ein Symptom finden dürfte, das nicht irgendwo bei einem andern Mittel noch einmal auftauchte. Bleiben wir bei dem obigen China-Symptom. Es würde gewiss keinen wundern, wenn China das einzige Mittel wäre, das rote Ohren macht. Sonderbar genug ist's gewiss, und Dr. Roth hat in seinen Studien eine eigene Bemerkung daran angeknüpft. Aber ich kenne noch vier Mittel, andere vielleicht noch mehr wie vier, welche das gleiche Symptom zeigen. Das eine ist die Sanguinaria. Bei dieser ist das schon weniger wunderbar; denn beim Sanguinaria-Patienten erlaubt sich das Blut in Folge der offenkundigen Einwirkung auf die vasomotorischen Nerven überhaupt allerhand Extravaganzen. Die anderen sind: das Lycopodium, der Campher und die Thonerde, welche letztere hat: Röthe und Hitze des einen Ohres. Dazu sehe ich eben in der von Dr. Banerjee in Calcutta veranstalteten Prüfung von Ficus indica als ein bei drei Prüfern beobachtetes Symptom die heissen Ohren angegeben. — Als ich lernte, es ist just noch keine Ewigkeit her, dass Lycopodium folgendes Symptom hat: „Ein Fuss heiss, der andere kalt“, und sah, dass Hering einen dicken Strich davor gemacht hatte, und Farrington einen ebenso dicken darunter, da dachte ich: „Ei, das ist ja etwas Ausgezeichnetes!“ Derartiges findet sich gewiss in der ganzen Litteratur nicht wieder, und vorkommenden Falls weiss ich doch, woran ich bin.“ Nun kenne ich freilich im

Augenblick kein Mittel, welches genau das gleiche Symptom hätte, aber ich kenne doch einige, die etwas sehr Aehnliches haben. China hat: „Eine Hand heiss, die andere kalt.“ Mezereum hat dasselbe, ebenso Digitalis und Sepia hat: „Heisse Hände, wenn die Füsse kalt sind, und umgekehrt.“ Das ist noch dazu ein sehr wichtiges Zeichen für die Sepia.

Ich kann China und Mezereum noch einmal zusammen nennen. Beide haben die ausserordentliche Empfindlichkeit gegen äussere Luft und das Gefühl „wie von einem kalten Luftstrom.“ Das ist für Mezereum klinisch verwerthbar bei der Neuralgia ciliaris. Es ist hier, als ob ein kalter Wind gegen das Auge bliese. Etwas ganz ähnliches findet sich aber auch bei der Flusssäure. Gesetzt beim Krankenexamen stiessen wir auf dieses Symptom. Wer seine Arzneiprüfungen im Kopf hat, dem werden dabei diese drei Mittel einfallen, vielleicht auch mehr. Vor allem wird er aber an Mezereum denken; denn bei diesem ist das Symptom am ausgesprochensten und tritt in der ganzen Prüfung bald in dieser bald in jener Gestalt auf. Das bei den verschiedensten Prüfern beobachtete Ohr-Symptom: „Gefühl, als ob der äussere Gehörgang offen stände, so dass die äussere Luft freien Zutritt hat,“ gehört gewiss hierher. Der Mezerum-Prüfer wird im Ganzen empfindlich gegen äussere Luft, frostig im Uebermass. Das ist gewisslich wahr; denn Dr. Speer aus Deutmannsdorf hat eine Mezereum-Prüfung bei einem jungen, an Caries leidenden Manne gemacht, der gar nicht wusste, dass er Arznei zum Zweck einer Prüfung nahm, sondern dachte, es wäre für seine Caries. Der hat es ihm auch gesagt, und Dr. Speer wird es wohl selber gemerkt haben, dass der Mann frostig wurde. Nun fällt vielleicht einem das Wort „frostig“ auf, und er denkt flugs an Pulsatilla. So geht es fort aus dem Hundertsten ins Tausendste, und der einmal begonnene Faden liesse sich endlos weiter spinnen. Zum Glück kann ich den letzten Punkt mit ein paar Worten abmachen. Der Mezereum-Kranke wird durch seine Frostigkeit ein Stubenhocker, er scheut sich hinauszugehen. Der Pulsatilla-Kranke fühlt sich trotz seiner Frostigkeit in freier Luft am wohlsten.

Ich habe dieses Alles angeführt, um zu zeigen, wohin man kommen kann, oder vielmehr kommen muss, wenn man ein hervorstechendes Symptom einseitig berücksichtigt, da ihrem Wesen nach total verschiedene Mittel in dieser Beziehung oft die frappanteste Aehnlichkeit zeigen. Je mehr Mittel man kennen lernt, desto

mehr schrumpfen die charakteristischen Zeichen zusammen, desto mehr Mittel muss man in den Kreis seiner Ueberlegung ziehen, ehe es gelingt, die differentielle Mitteldiagnose zu stellen. So kommt man schliesslich von dem einzelnen Symptom immer wieder auf das gesammte Mittelbild, und in diesem Sinne kann man sagen, dass eine möglichst ausgedehnte Kenntniss einzelner Symptome am besten vor dem leeren Symptomendecken schützt.

Die charakteristischen Zeichen sind wie Fühlhörner, die uns die Natur aus ihrem verschlossenen Gehäuse entgegenstreckt. Hier müssen wir anfassen. Ganz gewiss! Sie sind der Kern, um den wir eines nach dem andern gruppiren. Man kann sich diesen geistigen Prozess versinnlichen. Nehmen Sie eine gesättigte Kochsalzlösung und hängen einen Kochsalzkrystall hinein, so schiesst Krystall nach Krystall hinzu, und am Ende giebt es ein schönes, klares Ding, das aussieht, wie von Meisterhand gemacht. Hängen Sie aber ein Sandkorn oder Aehnliches hinein, so entsteht freilich auch etwas, aber es ist nichts, als ein wüstes Durcheinander. Das will ich damit sagen: Wenn das charakteristische Symptom passt zum ganzen Mittelbild, wie der Kochsalzkrystall zur Kochsalzlösung, dann wird es was Rechtes geben, sonst nicht.

Solch ein Mittelbild ganz zu verstehen und in sich aufzunehmen, ist allerdings keine leichte Arbeit. Grauvogl war gewiss kein Dummkopf, und doch gesteht er offen ein, dass er nach fünf Jahren angestrengten Studirens es nur dahin gebracht hätte, neun Arzneibilder im Kopf zu haben. Nachher wäre es dann aber um so schneller gegangen.

Das ist es, was das Eindringen in die Homöopathie zu einer so schwierigen Sache macht, und wenn man im Anfang nicht ab und zu einen Erfolg gefunden hätte, wie die blinde Henne ein Korn, so würde wohl mancher den Muth verloren haben. Aber mir scheint das ganz in der Ordnung. Stehe ich neulich Sonntags vor der Kirche und sehe zu, wie die Leute einer nach dem andern die riesengrosse Kirchthür mit Anstrengung aufreissen. Da meint einer, der neben mir steht und ein witziger Kopf ist, dass es unrecht wäre, den Leuten den Zutritt so zu erschweren. Die Kirchen wären heut zu Tage doch leer genug. Drauf sage ich, für einen Taubenschlag wäre die Thür freilich zu schwer, aber weil's die Kirche wäre, würde es wohl so recht sein. Und so ist es auch! Die Kirche ist kein Taubenschlag, und die Wissenschaft soll's auch nicht sein, und wer hinein will, der soll

wissen, warum er's will und sich die Mühe nicht verdriessen lassen. Ist er aber mal drinnen, so soll er auch aushalten, bis der Prediger oder sonst wer Amen sagt.

Den folgenden Fall führe ich ebenfalls zu einem bestimmten Zweck an; zu welchem, werde ich später sagen.

Anfang Dezember v. Js. kam ein Mann zu mir, der schon viele Irrfahrten durchgemacht hatte. Er war gross, sehr kräftig gebaut, aber heruntergekommen und abgemagert bis zum Skelett. Der Mann klagt über einen ständigen, drückenden Schmerz auf der linken Seite, ungefähr in der Mammillarlinie, etwas oberhalb des Rippenrandes. Der Schmerz hat ihn gezwungen, sein Amt niederzulegen und sich pensioniren zu lassen (Patient ist Nachtwächter gewesen), weil er den Druck des Ledergurtes nicht aushalten kann. Der Schmerz steigert sich zeitweise scheinbar ohne jede Veranlassung und tritt fast alle Nacht mit einer so überwältigenden Heftigkeit auf, dass Patient das Bett verlassen und in der Stube auf und ab gehen muss. Oder er eilt in seiner Verzweiflung auf die Strasse (Patient wohnt in der Nähe einer Kirche) und geht rings um den Kirch-Platz herum, sich, wenn der Schmerz gar zu heftig wird, laut jammernd am Kirchzaun festhaltend. Nach der Beschreibung, die der Kranke giebt, muss sein Zustand ein entsetzlich qualvoller sein. Daneben besteht hartnäckige Stuhlverstopfung ohne Drang, Völle in der Magengegend, schon beim Essen auftretend, Uebelkeit nach jedem Essen, bisweilen Erbrechen, saurer Geschmack im Mund, zeitweiser Wolfshunger, Schwindelanfälle. Soviel ergiebt das Krankenexamen. Die objektive Untersuchung fällt absolut negativ aus, abgesehen von einer geringen Druckempfindlichkeit an der bezeichneten Stelle. Ich gab dem Mann Lycopodium 30. alle Morgen drei Kügelchen. Die dreissigste Verdünnung gab ich, weil mir Lycopodium in einer niederen Verdünnung noch nie etwas genutzt hatte, und Lycopodium gab ich lediglich aus Rücksicht auf die begleitenden Beschwerden. Was mich auf das Mittel führte, war erstens die Verstopfung, dieses bei Lycopodium so ständige Symptom. Es passte freilich in so fern nicht ganz genau, als Lycopodium Verstopfung mit Stuhldrang hat, während hier das Letztere fehlte. Ferner die Völle, die sich schon beim Essen einstellte. Das unterscheidet Lycopodium von einer Reihe anderer Mittel, in erster Linie von Nux vomica, bei dem die Völle erst etwa eine Stunde nach dem Essen eintritt. Ferner der saure Geschmack.

Kohle hat die Völle vielleicht noch ausgesprochner als Lycopodium, aber sie hat statt des sauren Geschmackes den verdorbenen, fauligen. Das gilt von allen kohlehaltigen Mitteln, auch vom Graphit, welcher für unseren Fall vor den anderen Präparaten in Frage gekommen sein würde, weil er die Verstopfung am ausgesprochensten hat. Endlich der zeitweise Wolfshunger ist auch ein Lycopodium-Symptom.

Als der Mann nach acht Tagen wieder kam, war eine merkliche Aenderung zu konstatiren. Die Beschwerden von Seiten des Magens hatten sich gemindert. Er konnte mehr essen. Die Uebelkeit nach dem Essen war ganz geschwunden, der Stuhl in den letzten Tagen ohne alle Kunsthilfe eingetreten, was früher nie passirt war. Zustand nach vierzehn Tagen: Appetit, Stuhlgang gut. Schwindel beseitigt. Auch die Schmerzen in der linken Seite ein wenig geringer. Nach vierzehn Tagen: Verdauung ist gut geblieben. Schmerzen sind erträglich. Ich lasse Lycopodium 30 nur einen Tag um den andern nehmen. Nach acht Tagen: Verschlimmerung der Schmerzen. Ich lasse das Medikament wieder täglich einmal nehmen. Nach acht Tagen: Die Schmerzen sind wieder ausserordentlich heftig. Er muss alle Nacht aus dem Bett hinaus und im Zimmer langsam auf- und abgehen. Es ist ein drückender Schmerz, der sich bis zum Angulus scapulae hinaufzieht. Das war alles, was sich darüber erfragen liess. Ich war also bei meiner Mittelwahl lediglich auf drei Punkte angewiesen: Auf die Lokalität des Schmerzes, auf die Zeit seines Auftretens und auf den Umstand, dass Besserung durch Bewegung eintrat.

An Rhus, das bekanntlich Verschlimmerung des Nachts und Besserung durch Bewegung hat, wird in diesem Fall kaum jemand denken. Bei Rhus sitzen die Schmerzen meist in den Gelenken, resp. den sehnigen Gebilden um die Gelenke, und der Kranke schafft sich Erleichterung durch Bewegen dieser Theile. Der Rhus-Kranke wird ferner nicht mit dieser Nothwendigkeit aus dem Bett getrieben; denn er weiss, kalte Luft verschlimmert seine Beschwerden.

Von Argentum wusste ich, dass seine Schmerzen des Nachts zunehmen und dass es in auffallender Weise die linke Seite bevorzugt. Das gilt vom metallischen, wie vom salpetersauren Silber, ist also wohl allein Silberwirkung. Beiläufig bemerken will ich hier, dass der auffallende Splitter-Schmerz des Argentum nitricum jedenfalls auf Rechnung der Salpetersäure kommt. Ich wusste

ferner, weniger aus der Prüfung, als aus einer Heilungsgeschichte, die Grauvogl zur Erläuterung seiner carbo-nitrogenen Konstitution anführt, dass Höllenstein eine schmerzhafte Stelle in der Gegend der fünften und sechsten Rippe hat. Aber es fehlte die Besserung durch Auf- und Abgehen.

Die Bittererde hat ebenfalls nächtliche Verschlimmerung der Schmerzen, die phosphorsaure sogar regelmässige nächtliche Anfälle. Ferner hat sie Besserung durch Bewegung. Der Kranke muss aus dem Bett und auf- und abgehen. Das hätte ja soweit ganz gut gestimmt, aber der Charakter der Magnesia im Ganzen war mir zu wenig bekannt. Die salzsaure Bittererde, bei der die Besserung durch Bewegung am meisten ausgesprochen ist, hatte ich erst einmal angewandt und zwar bei einem Fall von Hysterie mit eigenartigen Erscheinungen.

Ein Mittel hatte mir aber schon öfter bei rheumatischen Beschwerden, die des Nachts schlimmer wurden und zum Auf- und Abgehen zwangen, wesentliche Dienste geleistet, das war Eisen. Für dieses Mittel entschied ich mich, trotzdem andere Anhaltspunkte für dasselbe fehlten, wenn man nicht etwa das als Ferrum-Symptom ansehen will, dass der Kranke, wenn er mal trotz der Schmerzen versuchte liegen zu bleiben, Luftmangel und Brustbeklemmung wie zum Ersticken empfand. Wenn ich Arsen überhaupt in Erwägung gezogen hätte, so hätte mich diese Angabe davon abbringen müssen; denn die Arsen-Dyspnoe wird im Gegentheil schlimmer durch Bewegung.

Also ich gab dem Manne Ferrum muriat, 3 dec., 3 × tgl. 3 Trpf. Als er nach acht Tagen wieder kam, war ich selber erstaunt über seinen Bericht. Schon nach zwei Tagen habe er nicht mehr Nachts das Bett verlassen brauchen. Die Anfälle seien zwar noch aufgetreten, aber so leicht, wie niemals zuvor. Bericht nach vierzehn Tagen: In der letzten Woche hat er keinen Anfall gehabt. Nach weiteren vierzehn Tagen: Zwei, aber schwache Anfälle gehabt. Seitdem, d. h. seit acht Wochen ist kein Anfall mehr eingetreten. Ich habe das Medikament ständig fortbrauchen lassen, jetzt in der 4. Dec., 2 × tgl. 3 Trpf. Der Mann fühlt sich in jeder Beziehung wohl. Appetit, Verdauung sind in Ordnung. Nachts schläft er durch. In den letzten vier Wochen hat er um vier Pfund zugenommen.

Was lag hier nun vor? Der Kranke war, seinen Angaben gemäss, zuerst vom Kassenarzt mit Einreibung und Medizin behan-

delt vom Februar bis Juli. Dabei ständige Verschlechterung. Dann war er zu Prof. B. geschickt worden, der von innerlichen Geschwüren gesprochen habe; dann dem Chirurgen Dr. L. vorgestellt, welcher einen Abscess diagnosticiren zu müssen glaubte und mit edler Kühnheit dem Patienten eine Operation vorschlug; dann dem Prof L. anvertraut, bei dem er dem unvermeidlichen Schicksal aller Kranken der Sommermonate vorigen Jahres verfallen, d. h. mit Koch'schen Injektionen behandelt werden sollte.

Die Gelehrten waren sich also entschieden nicht einig. Wenn nun ein allopathischer Arzt diese Krankengeschichte lesen würde, er wird's ja nicht, aber gesetzt er thäte es, so würde er sicherlich denken: Wenn auch keiner wusste, was dem Manne fehlt; der ihn auf die Beine gebracht hat, wird's sicherlich wissen, wie hätte er sonst das Richtige treffen können. Und der gute Mann freut sich schon im Voraus auf den langen, gelehrten Namen, der am Schluss prangen wird, hat am Ende schon selber bei sich was gerathen und denkt: „Ich bin doch neugierig, ob ich das Richtige getroffen habe". Das ist es aber gerade, weshalb ich die Geschichte hier erzählt habe; denn was dem Mann gefehlt hat, davon weiss ich genau so wenig, wie der geehrte Leser, und der allopathische Kollege geht naserümpfend davon und denkt: „Du meine Güte, wie unwissenschaftlich". Denn einen Namen muss das Ding haben, just wie im ethnographischen Museum die Scherben aus dem Etruskerland und die Götzenbildlein aus Indien und Japan mit den dicken Köpfen und den dünnen Beinchen. Aber ist der Mutter ihr Kind weniger lieb vor der Taufe? und würde dem allopathischen Herrn ein leckeres Gericht deshalb schlechter schmecken, weil er den Namen nicht kennt? Wenn ich freilich das Ding so zu Ende geführt hätte, dass man hätte die Milz, oder den Magen, oder den Darm, oder was weiss ich, in Spiritus setzen können, so wärs doch vielleicht ein interessanter Fall geworden, aber so, wo ich weiter nichts gethan habe, als einem einzigen Menschlein seine Leiden erleichtert, ist's doch auch gar zu wenig.

Ich will es zum Schluss noch einmal sagen: Ich habe diese Geschichte angeführt, um zu zeigen, dass der Homöopath auch heilen kann, ohne zu wissen, welche Krankheit vorliegt. Das ist gewiss ein grosser Vorzug. Indess jedes Ding hat seine zwei Seiten, und dieser eben gerühmte Vorzug ist es auch gleichzeitig, der dem Kurpfuscherthum Thür und Thor öffnet. Aber deshalb bleibt es doch ein Vorzug, wie die frische Luft, die wir zum

Fenster hineinlassen doch immer frische Luft bleibt, wenn auch ein Paar Mücken oder Nachtfalter mit hinein schwirren. Es wird kein Mensch aus Furcht vor dem Bischen Gesumme ständig im dumpfen Zimmer sitzen wollen.

Eines Tages kommt eine Frau zu mir in die Sprechstunde mit einem kranken Kind, einem kräftig entwickelten Knaben von etwa einem Jahr. Das Kind zeigt hohes Fieber, Athemnoth, Nasenflügel-Athmen. Auf der Brust sind einzelne pfeifende Geräusche zu hören. Trotzdem von Dämpfung oder Bronchial-Athmen noch nichts nachweisbar war, dachte ich doch wegen des ausgesprochenen Nasenflügel-Athmens, und weil das Kind im Ganzen einen schwerkranken Eindruck machte, an eine in Entwickelung begriffene Bronchopneumonie. Ich hätte jedenfalls in Rücksicht auf das hohe Fieber, die grosse Unruhe, die trockne, heisse Haut des Kindes meine Behandlung mit Aconit eröffnet, wenn ich nicht kurz zuvor einen Aufsatz von Trinks über Bronchopneumonie der Kinder gelesen hätte, in dem derselbe behauptet, dass Aconit bei dieser Krankheit wenig ausrichte, und dass man besser thäte, statt dessen Belladonna zu geben. Diesen guten Rath wollte ich befolgen und gab Bell. 3, dreistündl. 3 Trpf. Ich glaube nicht, dass ich recht daran gethan habe; denn nach dem Aehnlichkeitsgesetz war Aconit entschieden mehr indicirt als Belladonna.

Am nächsten Tage war die pneumonische Affection, kleinblasiges Rasseln und Bronchial-Athmen links unten, zu Tage getreten. Im Uebrigen Stat. idem. Ich gab Phosphor 5 dec., 3-stdl. 3 Trpf. Am nächsten Tag: Fieber unverändert. Der Athem ist schlechter geworden. Er ist kurz, schwer, von lautem Rasseln begleitet. Das Kind liegt mit geschlossenen Augen apathisch da. Nur beim Husten, der nicht allzu häufig ist, weint es schmerzlich. Es war also eher Verschlimmerung eingetreten. Aus eigner Erfahrung wusste ich aber, dass Phosphor bei derartigen Zuständen meist schnell wirkt. Ich entsinne mich zweier Fälle von Lungenentzündung auf tuberkulöser Basis, die eine bei einem fünfjährigen, die andere bei einem zweijährigen Kinde, bei denen der Phosphor schon nach einigen wenigen Gaben ein geradezu erstaunliches Auffiackern der Lebensthätigkeit bewirkte. Demnach erschien es mir zu gewagt, noch länger bei Phosphor auszuhalten. Das laute Schleimrasseln gleichzeitig mit spärlichem Husten leitete mich auf den Brechweinstein. Ich gab ihn in dritter Verreibung, alle 3 Stunden eine Erbse gross. Am nächsten Tage: Stat. idem.

Tart. stib. wird in derselben Weise weiter gegeben. Am nächsten Tage: Stat. idem, nur erschien das Schleimrasseln etwas gemindert, und der Husten war mehr krampfartig geworden mit Brechwürgen. Das leitete mich auf Ipecacuanha. Da ich aber derselben in diesem Zustand die Sache nicht allein überlassen mochte, so gab ich es mit Phosphor im stündlichen Wechsel.

Am nächsten Tage war eher Verschlimmerung eingetreten, zum mindesten das Schleimrasseln wieder stärker geworden. Ich kehrte daher schleunigst zum Brechweinstein zurück. Der Leser möge die Geduld nicht verlieren. Ich erzähle die Geschichte nicht dieser Irrfahrten wegen.

Am nächsten Tag: Hat zum ersten Mal die Nacht ein Paar Stunden geschlafen. Auch hat sich der Appetit etwas gehoben. Fieber, Respiration unverändert. Tart. stib. wird weiter gegeben. Am nächsten Tag: Hat die Nacht wieder einige Stunden geschlafen. Der Appetit ist schlechter wie gestern. Im Uebrigen Stat. idem. Am nächsten Tag: Entschiedene Verschlimmerung. Das Kind hat die Nacht sehr unruhig zugebracht. Der Appetit ist gänzlich geschwunden. Schleimrasseln schlimmer wie je. Apathisches Daliegen mit geschlossenen Augen und blassem, heissem Gesicht. Bei jedem Hustenanfall wird der kleine Kranke blau im Gesicht, richtet sich im Bett hoch auf und fällt nachher Schweiss bedeckt und ganz ermattet wieder zurück. Den Brechweinstein musste ich also wohl oder übel fahren lassen, und damit waren der Hauptsache nach die Mittel, mit welchen ich mich bei derartigen Affektionen auszukommen gewöhnt hatte, erschöpft. Höchstens blieb noch der Schwefel übrig, den ich auch gegeben hätte, wenn mir nicht im letzten Augenblick noch etwas anderes eingefallen wäre. Ich erinnerte mich nämlich der drei Formen von Pneumonie, wie sie Rademacher aufstellt, nämlich der Nitrum-Form, der Ferrum- und der Cuprum-Form. Ich dachte: Wenn ich jetzt Anhänger Rademacher's wäre, so könnte ich in diesem Fall gewiss nichts anders geben, wie Kupfer. Ich überlegte hin und her, und das Ende vom Lied war, dass ich dem Kind Cuprum acet. 4 dec. alle zwei Stunden 3 Trpf. gab.

Vor Ungeduld konnte ich kaum den nächsten Tag erwarten. Ich war auf das Schlimmste gefasst und tröstete mich nur damit, dass ja so wie so nicht mehr viel zu verlieren war. Aber was fand ich bei meinem nächsten Besuch! Das Aussehen des Kindes hatte sich völlig geändert. Mit munterem Blick lag es in der

Wiege, schrie, wenn die Mutter sich entfernte und spielte mit dem Vater, der in seiner Freude sich kaum zu lassen wusste. Der Appetit hatte sich wieder eingestellt. Der Husten kam noch, sogar in recht heftigen Anfällen, aber dieselben nahmen das Kind entschieden weniger mit als früher.

Man kann sich mein Erstaunen denken. Nachdem meine erste Freude sich gelegt hatte, fing ich an, über den Fall nachzudenken. Wie war es nur möglich, dass die Rademacher'schen Mittel, wenn sie eine solche Wirksamkeit besitzen, mit der Zeit so bei Seite geschoben werden konnten. Ich studirte den Abriss der Rademacher'schen Lehre, wie ihn Grauvogl in seinem Lehrbuch giebt. Das Ganze sagte mir wenig zu. Dann nahm ich die Arzneimittellehre zur Hand und studirte Cuprum durch. Von Pneumonie stand nichts darin. Das wusste ich schon vorher. Ich wusste aber ferner, dass Cuprum sehr unvollständig geprüft war. Hätte man noch ein paar Prüfer mehr herangezogen, dachte ich, oder mehr Vergiftungsfälle zur Verfügung gehabt, so würde man vielleicht auch bei einem eine Pneumonie wahrgenommen haben. Ich wusste ferner, dass z. B. Hyoscyamus bei Kaninchen Lungenentzündung gemacht hat, und dass in der reinen Arzneimittellehre davon auch nichts steht und ja schliesslich auch nicht stehen kann. Ich wusste ferner, dass im Prüfungsbild des Hanfes die Pneumonie eine grosse Rolle spielt, so dass ich früher allen Ernstes meinte, Cannabis müsse wohl eines der Hauptmittel gegen diese Krankheit sein, besonders da mich Hartmann hierin noch bestärkte, der es ein sehr beachtenswerthes Mittel nennt. Ich lauerte nur auf eine Gelegenheit, um die Wirksamkeit des Hanfes einmal auf die Probe stellen zu können. Noch ehe mir dieses aber gelang, kam mir die kritische Untersuchung des Darmstädter Kollegen, den Namen habe ich im Augenblick vergessen, zu Gesicht, welcher darthut, dass die Cannabis-Pneumonie eine Folge nicht der innerlichen Darreichung, sondern des eingeathmeten Hanfstaubes wäre.

Ich dachte also an mancherlei. An das Wichtigste natürlich zu allerletzt. Das Wichtigste war das einfache, pure Aehnlichkeitsgesetz. Und jetzt weiss ich, wie die Sache liegt. Ist's denn durchaus nöthig, dass nur ein solches Mittel Pneumonie heilt, welches diese Krankheit auch bei Gesunden hervorgerufen hat, oder dass ein solches Mittel bei der differentiellen Mitteldiagnose auch nur den Vorzug vor anderen verdient! Da fällt mir eine Anekdote ein, die sicher nicht schlecht, und wahrscheinlich nicht

gelogen ist und obendrein hierher passt: Kommt einer von altem Adel nach dem neuen Amerika und will sich in die Armee aufnehmen lassen. Er hatte aber gedacht, sie warteten nur auf ihn, und er würde gleich General oder etwas Aehnliches werden. Da ihn nun die erlangte Stellung gar zu niedrig dünkte, so machte er den Vorgesetzten, von dem alles abhing, in feiner Weise auf seinen Stammbaum aufmerksam; denn er bildete sich gewaltig viel drauf ein. Der Vorgesetzte aber war einer, der drüben geboren und erzogen war, und der von unseren wurmstichigen europäischen Gebräuchen so wenig wusste, wie wir von den chinesischen. Darum merkte er nichts, oder wollte auch wohl nichts merken und meinte, wenn er sich sonst nur ordentlich betrüge, so sollte ihm sein Adel im Avancement nicht weiter hinderlich sein.

So geht es bei uns auch. Es giebt ja Mittel, welche Pneumonie machen. Jod z. B. thut's und hat sie auch wohl schon oft genug geheilt. Phosphor thut's auch. Aber wenn die paar Dinger meinen, sie wären bei der Krankheit die Auserwählten, und man könnte ohne sie gar nicht fertig werden, so stimmt das lange nicht. Und wenn einer sein Mittel nur deshalb gäbe, weil es beim Gesunden Pneumonie gemacht hat, so wäre das leeres Symptomendecken und nichts anders, als wenn ich oben dem Mann mit den rothen Ohrzipfeln Sanguinaria gegeben hätte, oder ich gäbe meinethalben einem mit Krampfadern, der zufällig an schmerzhaften Hühneraugen leidet, Hyoscyamus, weil es Schmerz in den Hühneraugen macht und auf diese Weise den Dr. Gerster aus Regensburg, der es prüfte, drei Paar Stiefel gekostet hat. Was ist die Ausfüllung eines Theiles der Lungenalveolen anders, als ein Symptom, und wie darf ich nach einem einzigen Symptom meine Mittelwahl treffen! Daher kann der Arzt, welcher eine Pneumonie behandelt, zu allen den Arzneien, die in ihrem Prüfungsbild diese Krankheit aufzuweisen haben, etwas ähnliches sagen, wie jener Amerikaner zum deutschen Adligen: „Wenn ihr im Uebrigen nur passt, so soll mich eure Pneumonie-Macherei nicht weiter von euch abschrecken.“ Das Uebrige, das macht's.

Da fällt mir etwas ein, was Hering sagt. In einem Artikel, der sich betitelt: „Wo ist der Beweis für diese Symptome“ und der eine Antwort auf eine Schrift von Dr. Hoppe ist, kommt er auf die von Helbig geprüfte Muskatnuss zu sprechen, von welcher Gross folgendes Arzneibild entworfen habe: „Nach früher meist unregelmässigem Monatlichen heftiger Mutterblutfluss, das Blut

dick und dunkel gefärbt, mit Herabdrängen im Unterleibe und Ziehen in den Beinen; die Kranke hat eine kühle, trockne Haut, ist gleichwohl gegen die Luft sehr empfindlich, bekommt von Magenüberladung gewöhnlich Kopfweh, klagt nach den geringsten Anstrengungen über Mattigkeit, über Schmerz aller Theile, auf denen sie liegt, ist beim Essen schnell gesättigt, kann den weichen Stuhl nur unter Anstrengung los werden, riecht übel aus dem Munde bei weissbelegter Zunge, ist immer schläfrig, liegt meist in einem betäubten Schlummer, klagt über Brennen in der Harnröhre, wenn sie das Wasser lässt, zeigt eine grosse Veränderlichkeit in ihrer Laune."

Hering fügt hieran nun Folgendes, und ich muss es, wenn ich es überhaupt wiedergeben will, Wort für Wort wiedergeben: „Es liessen sich vielleicht dem Gross'schen Bilde noch einige Züge beifügen, aber auch so, wie es ist, steht es da für alle Zeiten giltig. Was nicht vergessen werden darf, es ist hier wie bei manchen mathematischen Formeln, wo man einen Theil derselben streichen und durch eine andere Grösse ersetzen kann. Man kann hier nämlich das, was im obigen Bilde der Kranken die Hauptsache ist, der Mutterblutfluss, und was den Aerzten, die noch immer durch die pathologischen Ablagerungen zwischen der Linse ihres Verstandes und deren Kapsel, was trübe sehen, ja was auch viele Aerzte, die sich sogar selber und im Ernste wirklich für homöopathische Aerzte halten, was auch denen die Hauptsache ist, was letztere auch mit bewunderungswürdiger Naivität zugestehen, sogar böse werden, wenn man darüber lacht, — man kann diese vermeintliche Hauptsache, die allerdings schnell aufhören soll, aber eben deswegen bei der Wahl kaum in Betracht kommt, man kann diese Hauptsache ausstreichen! Setze man z. B. dafür erst gar nichts, es bleibt als Hauptklage entweder nur das Unregelmässige des Monatlichen stehen, oder dass der zwar weiche Stuhl nur mit Anstrengung fortzuschaffen ist, oder die viele Schläfrigkeit, oder was ausserdem vielleicht sonst noch eine sorgsame Mutter an ihrer Tochter bemerkte. Das Bild bleibt gleich werthvoll, gleich brauchbar, gleich hilfreich. Dann streiche man — aber das Nichts braucht man ja nicht zu streichen, also setze statt Mutterblutfluss das Gegentheil! Ich meine damit nicht etwa ein mathematisches Gegentheil, noch weniger ein philosophisches, meine nur, was gemeine Leute im gemeinen Leben so zu nennen pflegen und sich auch allenfalls verstehen: — die Regel sei unterdrückt, nach

Erkältungen, Ermüdungen, oder man setze: Bluthusten kommt statt des Monatlichen, oder aber: allerhand Schwangerschafts-Beschwerden; wäre jener trockne Husten nach Warmwerden im Bette dabei, so dürfte man verschiedene andere Zeichen fallen lassen; oder man setze dafür blos: drohende Fehlgeburt, mit oder ohne sogenannte falsche Wehen, mit oder ohne Blutfluss, oder auch bei der Entbindung unregelmässig eintretende, oft aufhörende, absetzende Wehen. Anstatt nun auf pathologisch-physiologische Gemeinheiten zu gerathen, die, wie der Pudel um den Faust, im Kreise herumspringen und von „weiblichen Uterinsphären" zu faseln, streiche man die ganze Sphäre und schreibe „Frostbeulen" dafür, oder „Frost mit Schlaf im Wechselfieber", oder setze gar den „Milzkuchen nach Wechselfieber" statt des ursprünglichen Mutterblutflusses, oder „Gichtbeschwerden" oder „Gichtern". Das Bild passt immer, und das Mittel hilft auch in allen solchen Fällen immer. Und es finden sich solche Fälle nicht weniger „in der Natur".

Soweit Hering; und seine Erörterungen passen so in meinen Rahmen hinein, dass ich weiter fortfahren kann, als wenn überhaupt nichts Fremdes eingeschoben wäre. Weil im obigen Fall das Ganze ein Cuprum-Bild darbot, wie es im Buch steht, so dass ich Jedem erlaube, mich einen Esel zu schimpfen, weil ich es nicht sofort gesehen habe, darum half Cuprum, und hätte auch geholfen, wenn es dem Kind statt in der Lunge irgend wo anders gesessen hätte. Und da ich nun einmal gestiefelt und gespornt bin, so will ich gleich in einen neuen Kampf ziehen, und zwar gegen mich selber und alle, die es ebenso machen, nämlich ihr Herz an bestimmte Mittel hängen und immer in dem alten Geleise fortstampfen und mit den Resultaten der Auscultation und Percussion auch schon das Heilmittel fertig haben. Hahnemann hat wohl seine Gründe gehabt, als er uns vor den Lieblingsmitteln warnte. Wer Einen bevorzugt, muss nothwendig einen Andern vernachlässigen. Wenn wir bei ein und derselben Krankheit stets schablonenmässig ein und dieselbe Reihe von Mitteln verwenden, so steht das doch wahrhaftig nicht viel höher als der thierische Instinkt. Bei der Pneumonie denken wir an Phosphor und beim Magenkrampf an Nux, just wie des Darius Hengst bei der bewussten Stelle vor dem Stadtthor an den Hafer dachte. Seinem Herrn hat's freilich ein Königreich eingetragen, aber den Medicus wird es oft genug in die Patsche bringen. Darum soll sich der

homöopathische Arzt die Mühe nicht verdriessen lassen und allemal von vorn anfangen und thun, als ob jeder Fall, den er gerade unter den Fingern hat, der erste wäre, welcher überhaupt mit homöopathischen Mitteln behandelt wird; soll sich demgemäss auch nicht wundern, wenn ihn seine Ueberlegung auf ein Mittel führt, wie es noch nie bei einer derartigen Krankheit angewendet worden ist.

Wir wissen, dass jedes Arzneimittel ein bestimmtes Körpergebiet hat, auf das es eine sogenannte spezifische Wirkung ausübt, die Cantharis die Blase, das Sublimat, die Aloe den Dickdarm, die Belladonna das Auge, die Sepia die Pfortader u. s. w. Aber wer sagt uns, dass es gerade immer diese spezifischen Beziehungen der Arzneien sind, die klinisch zur Verwendung kommen sollen. Es ist freilich eine Erleichterung, wenn man den Kreis der etwa in Betracht kommenden Arzneien beschränkt durch Aufstellung derartiger Organheilmittel. Diese spezifischen Beziehungen können uns unter Umständen gewiss als Wegweiser dienen, aber allein auf sie dürfen wir uns nicht verlassen. Da hat z. B. eine Frau in den fünfziger Jahren eine geschwollene Drüse in der Achselhöhle. Einer, der recht rationell und wissenschaftlich vorgehen will, macht sich darüber her mit Mercur oder Thierkohle oder Spongia oder Badiaga oder sonst einem „Drüsenmittel“ und vergisst darüber das Krankheitsbild im Ganzen aufzunehmen, das ihn vielleicht auf eine Arznei geführt hätte, an die er sicherlich gar nicht dachte, die Belladonna. In der Prüfung steht freilich: „Geschwollene Drüse in der linken Achselhöhle“, aber es steckt in der Masse der anderen Symptome, wie die Stecknadel im Fuder Heu, darum achtet man nicht darauf; und überdies weisen ja die spezifischen Beziehungen der Belladonna nach einer ganz andern Richtung hin, und der berühmte Physiologe X hat auch experimentell nachgewiesen, dass u. s. w. Früher wusste man von einer derartigen Wirkung der Belladonna mehr, und ehe die antipsorischen Heilmittel in Gebrauch kamen, hat man oft genug die Tollkirsche bei Skrophulose verwandt, und ich hab's erst neulich noch gethan, weil der Fall für sie zu passen schien. Man weiss, dass sie in gewissen Beziehungen zur Calcarea steht, nicht nur insofern, als die letztere gut auf die erstere folgt, sondern die Belladonna liebt Kalkboden und enthält in ihren Bestandtheilen Kalk.

Wird nun nicht dieser Kalk gerade so gut seine spezifische Wirkungsrichtung zeigen, wie das Atropin, und wird bei allen

anderen Körpern, die in der Pflanze enthalten sind, nicht dasselbe der Fall sein? Kennen wir aber alle die verschiedenen Körper, die darin stecken? Können uns also auch alle die spezifischen Beziehungen bekannt sein? Wenn wir freilich neben dem Atropin-Sturm nichts sehen und meinen, er wäre der wahre Jakob, weil er so viel Rumor macht, so geht's bei uns nicht anders wie in den Volksversammlungen, wo der das Meiste zu sagen hat, der das Maul am weitesten aufreisst. Und doch könnten wir schon von Moses her wissen, dass es auf den Lärm allein nicht ankommt und dass das sanfte Wehen oft wichtiger ist, als Feuer und Sturm.

Ich kam vor längerer Zeit einmal auf den Gedanken, ob es nicht höchst vortheilhaft wäre, die Wirkungsweise der Arzneien auf den menschlichen Körper graphisch darzustellen in einer Kurve. Nun hat ja gewiss die Einführung der Mathematik noch keiner Wissenschaft etwas geschadet, und Ordinate und Abscisse haben schon manchem zarten Wissenspflänzlein, das gar zu üppig nach allen Seiten wucherte, als Stütze gedient, wer aber verstanden hat, was ich oben meinte, der wird einsehen, dass damit nichts für uns gewonnen wäre.

Wir haben uns gewöhnt, gewissen Mitteln grössere, gewissen anderen Mitteln kleinere Wirkungskreise zuzuschreiben, ähnlich wie es in der Bibel grosse und kleine Propheten giebt. Einem Mittel trauen wir mehr zu wie einem andern. Sehen wir uns einmal einen von diesen grossen Propheten an, etwa die Brechnuss, oder die Pulsatilla. Woher kommt's denn nur, dass diese so grosse Heilmittel geworden sind, und dass es kaum ein Leiden giebt, bei dem sie nicht indicirt sein könnten! Wären es wirklich ganz spezifische Kräfte, die in ihnen schlummern, so müsste man staunen über die vielen glücklichen Griffe, die Hahnemann gemacht hat, dass es fast scheint, als habe er uns alles Gute vor der Nase weggeschnappt, und wir könnten nur noch hie und da so ein verlornes Bröckchen auflesen. Aber an den Mitteln liegt es nicht, sondern an dem, der ihre Wirksamkeit aufdeckt. Wenn Hahnemann eines der neuesten „Amerikanischen“ in Angriff genommen hätte, eines von denen, deren Wirkungsgebiet oft weniger Platz einnimmt, als ihr Name, er würde sicherlich ein Ding daraus gemacht haben, so gross und vielseitig, wie die Nux und die Pulsatilla.

Dr. Roth in Paris, dessen Wissensblumen zum Theil an Claude Bernard's Sonne aufgeblüht waren, wollte diesem vermeint-

lichen verschieden grossen Wirkungsgebiet der verschiedenen Arzneien eine wissenschaftliche Begründung dadurch geben, dass er nachzuweisen suchte, Polychreste könnten nur solche Mittel sein, die, wie die Nux, auf das sensible Nervensystem primär einwirken, während z. B. das Curare sich mit seiner Wirkung auf die motorischen Nerven begnügen müsse. Das gehe aus der Differenz der Funktionen und Verbreitung der Bewegungs- und Sensibilitätsnerven hervor. Roth's Studien sind sicherlich anerkennenswerthe Leistungen, aber wer sagt mir, ob nicht das Curare, ehe es zur Lähmung der motorischen Nerven führt, schon zehntausend Sensibilitätssymptome hervorgerufen hat, die freilich Herr Roth vielleicht doch nicht gesehen hätte, weil ihm, wie gesagt, die Bernard'sche Sonne zu grell in die Augen schien.

Also wenn ich noch einmal das, was ich oben gesagt habe, zusammenfassen soll: Man kann keinem Mittel sein Revier nach Quadratzollen bemessen, und: den weitesten Wirkungskreis hat allemal das Mittel, das am besten durchgeprüft ist, und: unsere Mittel wirken allerdings spezifisch, aber weniger auf ein krankes Organ, als auf den ganzen Kranken. Ich weiss, dass ich damit etwas sage, dem viele widersprechen werden; denn die Lehre von den lokalspezifischen Beziehungen ist nicht zum wenigsten durch die Ereignisse der letzten Monate so eine Art Lieblingspflanze geworden, die von allen Seiten gepflegt und gewässert wird, damit sie nur recht kräftig aufwachse; denn man gedenkt eines Tages an ihr in das Haus der Alma mater hinauf zu klettern, wie der seelige Münchhausen an einer Bohnenranke in den Mond.

Am 23. März kam eine Frau zu mir in die Sprechstunde. Diese Frau erzählte mir: Seit 6 Jahren seien ihre Menses in Unordnung, und zwar sowohl zu früh, als zu stark auftretend. Vor 2 Jahren habe sie einen Abortus durchgemacht. Jetzt blute sie ständig seit dem ersten Februar. Das Blut ist dunkel, zeitweise stückig, nicht übelriechend. Die Frau bringt meist den ganzen Tag in liegender Stellung zu, trotzdem läuft das Blut ständig, und, wie es ihr vorkommt, Nachts schlimmer als am Tage. Am schlimmsten ist es aber bei jeder Bewegung. Dabei hat die Kranke viel Schmerz im Unterleib. Derselbe erstreckt sich vom Kreuzbein aus nach vorne zu. Es besteht daneben Kopfschmerz, wüster Schwindel, Appetitlosigkeit, Verstopfung, schlechter Schlaf, Herzklopfen. Sie hört das Herz bis in den Rücken klopfen. Die innerliche Untersuchung ergiebt eine Retroflexio des Uterus mit Verlagerung nach

rechts herüber. Die Frau giebt an, dass das Blut beim Untersuchen stärker laufe. Ein vorgeschobener Tampon ist auf dem Wege von ihrer Wohnung zu mir total mit Blut durchtränkt. Die Frau hat schon verschiedene Aerzte, auch Spezialisten konsultirt, und überall hat man ihr gesagt, dass sie sich der Operation des Auskratzens unterziehen müsse. Einer hat ihr ein Fläschchen mit schwarzen Tropfen, wie ich später sehe Ergotin, verschrieben. Danach sei die Blutung aber entschieden schlimmer geworden. Ein anderer, dem sie auch von ihrem Herzklopfen sprach, hat ihr gesagt, sie wäre herzleidend und die Blutung rühre von diesem Leiden her. Sie zeigte mir das von diesem Herrn acquirirte Rezept; es war ein Digitalis-Infus. Die Blutung sei aber danach zum mindesten nicht besser geworden. Ich untersuchte das Herz, An der Spitze war ein leichtes systolisches Geräusch hörbar, welches ich entschieden nicht als die Ursache, sondern als die Folge der Blutung ansehen musste. Ringe habe sie in früheren Jahren in den verschiedensten Formen und Grössen getragen, aber dieselben seien entweder wieder herausgefallen, oder ihr durchaus unerträglich gewesen.

Das waren die Dinge, die sich bei der ersten Untersuchung zu Tage fördern liessen, und nach denen ich meine Mittelwahl treffen musste.

Nun könnte ich, wenn ich wollte, gleich wieder eine Epistel gegen mich selber loslassen; denn anstatt ruhig den vorliegenden Fall für sich zu überlegen, dachte ich an etwas anderes, das mir vor etwa einem halben Jahr passirt war. Da hatte ich nämlich eine Frau in Behandlung gehabt, die schon seit etwa 10 Jahren an Menorrhagie litt. Dieselbe hatte sich jedoch in den letzten zwei Jahren derartig verschlimmert, dass die Frau durch jede Blutung auf's Aeusserste herunterkam, trotzdem dieselben in den gesetzmässigen Pausen eintraten. Das Blut war hellroth, floss ohne sonderliche Schmerzen. Es bestand Retroflexio, ebenfalls mit Verlagerung nach einer Seite, nach welcher weiss ich nicht mehr. Es bestand ferner in ausgesprochenem Masse die Eigenthümlichkeit, dass das Blut beim Berühren des Uterus stärker floss. Die Frau litt ausserdem an einem starken Fluor. Dieser Kranken hatte ich, nachdem ich mich schon mit verschiedenen Mitteln vergeblich abgemüht hatte, Ustilago mit einem wahrhaft überraschenden Erfolg gegeben. Der Blutfluss dauerte sonst nie unter zehn Tagen. Diesmal kam sie am dritten Tage zu mir, blass, ganz erschöpft. Ich gab ihr Usti-

lago in der 3. dec., 2-stdl. 3 Tropfen. Am nächsten Tage war die Blutung sistirt. Ich liess Ustilago 3mal tgl. 3 Trpf. weiterbrauchen. Die nächste Regel dauerte sechs Tage und war bedeutend schwächer. Die darauf folgende war einer normalen Monatsblutung gleich und so ist es seitdem auch geblieben.

Als ich nun bei der erstgenannten Frau die Retroflexio vorfand und dazu die Eigenthümlichkeit, dass durch Berührung des Uterus die Blutung verstärkt wurde, dachte ich sofort an den mit Ustilago errungenen Erfolg, und gab es schliesslich auch, trotzdem die beiden Fälle nichts weiter gemeinsam hatten, als den eben genannten objektiven Befund. Im Uebrigen war bei der einen Kranken die Blutung hellroth, ohne sonderliche Schmerzen, bei der andern dunkel, mit Schmerzen. Bei der einen trat sie in regelmässigen Pausen auf, bei der anderen bestand sie ununterbrochen seit nahe an acht Wochen. Die eine litt an Fluor albus, die andere war ganz frei davon. Also Grund genug, um mich in meiner Wahl des Ustilago stutzig zu machen. Aber ich gab es trotzdem, auch in der dritten Verdünnung, stündlich 3 Trpf., mit der Weisung, wiederzukommen, wenn in zwei Tagen sich keine Aenderung eingestellt hätte.

Die Frau erschien pünktlich zur festgesetzten Zeit. Es war alles beim Alten. Sie fing jetzt selber an, auf die Auskratzung anzuspielen. Sie fürchte sich zwar sehr davor, aber wenn dieselbe nicht zu umgehen wäre, so müsste sie sich doch dazu entschliessen. Ich erwiderte darauf, dass ich durchaus damit einverstanden wäre. Wir wollten nur noch einen Versuch machen. Das war nun wieder falsch; denn entweder musste ich die Frau wegschicken, oder, wenn ich sie in Behandlung behielt, so durfte ich mein Glück nicht auf eine Karte setzen, wie ein waghalsiger Spieler; denn dass mit zwei Versuchen noch nicht alle unsere einschlägigen Mittel erschöpft waren, liegt doch auf der Hand. Ich gab Crocus 3, 3-stdl. 3 Trpf. Um es kurz zu machen, warum ich dieses Mittel gab, wusste ich damals nicht und weiss es heute auch noch nicht. Das Einzige was ich mir bei der zweiten Konsultation notirt hatte, war folgendes: „Stimmung während der Krankheit zur Traurigkeit geneigt, aber leicht wechselnd." Das wäre ja etwas, was auf Crocus hinweisen könnte. Aber andere Mittel haben den Wechsel in der Stimmung womöglich noch ausgesprochener, z. B. die Ignatia. Auch die Nux moschata hat dieses Symptom.

Sehen wir uns nun die Beschwerden von Seiten des erkrank-

ten Organes etwas näher an. Das Blut war dunkel, zeitweise stückig. Dieses Symptom findet sich bei einer ganzen Reihe von Mitteln: Neben Crocus bei Cocculus, bei China, bei Chamomilla, bei Nux moschata u. s. w. Bei allen diesen ist auch, wie in unserem Fall, der Blutabgang mit Schmerzen verbunden. Aber unsere Kranke klagt über einen Schmerz besonderer Art, über ein Ziehen vom Kreuzbein aus nach vorne zu. Dieses Symptom am ausgesprochensten hat Sabina. Ich glaube, ich habe einmal eine sog. Coccygodynie damit geheilt auf dieses Symptom hin. Chamomilla hat etwas Aehnliches. Bei ihr ist aber der Blutabgang dunkel, klumpig, bei Sabina hellroth. Bei Crocus findet sich ein derartiger Schmerz nicht.

Ferner giebt unsere Patientin an, dass das Blut bei Bewegung stärker fliesse. Das findet sich allerdings bei Crocus, ist aber insofern wenig charakteristisch, weil es sich bei vielen andern Mitteln ebenfalls findet und fast bei allen Mutterblutflüssen die Regel bildet. Viel charakteristischer dagegen ist die Angabe, dass das Blut Nachts stärker fliesse als am Tage. Das scheint mir von sämmtlichen die wichtigste Angabe zu sein, hätte darum bei der Mittelwahl die meiste Berücksichtigung verdient. Ich habe einmal eine Frau behandelt, die mich selber auf diese Eigenthümlichkeit aufmerksam machte. Das Blut war dunkel, dünn, floss langsam, schmerzlos, und, wie gesagt, es floss tagsüber beim Herumhantiren weniger stark als Nachts. Es war eine sehr grosse, magere, hellblonde Frau mit Sommersprossen im Gesicht. Sie hatte eine Redeweise, die demjenigen, der sie zum ersten Mal hörte, höchst sonderbar vorkommen musste. Sie sprach nämlich so langsam, dass man meinte, sie zähle jede einzelne Silbe. Sie sprach ferner in einem ungeheuer sanften Ton, und gegen Ende des Satzes hin wurde ihre Stimme immer so leise, dass sie förmlich in Nichts aufging. Die Blutung hatte sich an das Wochenbett angeschlossen und mochte etwa vier Wochen lang bestehen. Dieser Frau gab ich darauf hin, dass der Blutfluss Nachts stärker war als am Tage, Bovista in der 3. dec., 2-stündlich. Das war eines Vormittags. Aber schon Nachmittags schickte sie zu mir und liess sagen, das Blut flösse jetzt so stark, dass sie sich fürchte, weiter einzunehmen. Ich fürchtete mich ebenfalls, das Mittel in höherer Potenz weiter zu geben und schickte ihr Secale, die nach Dr. Windelband's Angabe dargestellte Tinktur, stündlich 5 Trpf. zu nehmen. Schon am nächsten Tag war bedeutender Nachlass eingetreten, und, wenn

ich nicht irre, nach drei Tagen die Blutung völlig beseitigt. Das war die einzige Erfahrung, die ich bis dahin über Bovista hatte. Also dieses Mittel hat einen Blutfluss, der schlimmer des Nachts auftritt, dafür am Tage nachlässt, wenn der Körper in Bewegung ist. Die Sache lag bei unserer Patientin freilich anders. Sie gab zwar an, beiläufig bemerkt aus freien Stücken, dass der Blutfluss Nachts stärker wäre; anderseits trat aber trotzdem Verschlimmerung durch Bewegung ein. Die beiden Angaben neben einander gestellt sind höchst bemerkenswerth. Sie widersprechen sich gewissermassen. Aber die Kranke machte dieselben freiwillig und mit aller Bestimmtheit.

Von einer nächtlichen Verschlimmerung ist bei Crocus nichts zu finden. Meines Wissens giebt es neben Bovista noch zwei andere Mittel, welche die eben besprochene Eigenthümlichkeit zeigen, das ist die kohlensaure Magnesia und das Ammonium, das salzsaure sowohl wie das kohlensaure. Es handelt sich aber hier nicht um einen ständigen Blutfluss, sondern um die ihre bestimmten Tage andauernde Menstruation, abgesehen davon, dass die Mittel auch im Uebrigen wohl kaum für den vorliegenden Fall in Frage gekommen wären.

Eben, wo ich dieses schreibe, kommt eine Frau zu mir, die seit einer Reihe von Jahren ihre Regel alle 14 Tage, manchmal sogar alle 8 Tage hat. Die Frau erzählt mir aus freiem Antrieb, wie sie schon öfter bemerkt habe, dass, wenn sie Nachts aufwache, das Blut stärker fliesse als am Tage. Der Fluss ist manchmal dunkel, klumpig, manchmal hell, wässrig. Es bestehen Leibschmerzen dabei und starkes Herabdrängen nach unten, besonders bei der Defäcation, so dass sie sich fürchtet, zu Stuhl zu gehen. Neben diesem ist die Hauptbeschwerde der Frau ein starker Schwindel, der sie öfter ohne jede Veranlassung überfällt. Er ist von allopathischen Aerzten lediglich als eine Folge des Blutverlustes erklärt worden. Aber die Frau hat den Schwindel am schlimmsten Morgens, wenn sie sich im Bett aufrichtet. Im Laufe des Tages, wenn sie sich z. B. bei ihrer Arbeit bückt und plötzlich in die Höhe richtet, tritt er nicht ein. Die Frau hat auch kein Herzklopfen, keine Athemnoth beim schnellen Bewegen und Treppensteigen, nur eine grosse Mattigkeit. Wohl aber giebt sie an, dass sie in der letzten Zeit ihrer allopathischen Behandlung schon stundenlang, ehe sie sich zum Arzt begeben habe, durch heftiges Herzklopfen gequält worden sei. Es besteht ferner ein periodisch

auftretender Kopfschmerz, der vom Genick ausgeht, über den Scheitel steigt und sich über dem rechten Auge festsetzt. Dabei keine Uebelkeit oder Erbrechen, wohl aber eine grosse Empfindlichkeit gegen Geräusch. Die Frau hat kalte Füsse, zeitweises Hitzeaufsteigen, ständig einen schlechten Geschmack im Mund, Wasserzusammenlaufen, besonders Morgens, Verstopfung mit Stuhldrang. Die Zunge zeigt einen weissen Streifen in der Mitte. Die Frau ist auffallend blass, mager; sie zeigt einen etwas ängstlichen, leidenden Gesichtsausdruck. Bei meinen Fragen nach Alter und Wohnung verspricht sie sich. Sie erklärt, dass sie sich verstimmt, unglücklich fühle; dass sie leicht zum Weinen geneigt sei, bricht auch während meines Examinirens mehrmals in Thränen aus. Dabei sei sie gereizt über jede Kleinigkeit, und diese Reizbarkeit werde durch gütliches Zureden nur verschlimmert. Die Frau giebt ausserdem an, an einem Fluor albus zu leiden, der ausserordentlich scharf und ätzend ist und ihr durch das verursachte Jucken und Brennen viel zusetzt. Ferner bekommt sie beim Lesen leicht Brennen in den Augen und die Buchstaben gehen ihr durcheinander.

Bei dieser Krankengeschichte kommen einem wohl an ein Dutzend Mittel in den Sinn. Die nächtliche Verschlimmerung des Blutflusses könnte an die oben genannten Mittel denken lassen. Für Magnesia muriatica spräche auch das Gefühl von Herabdrängen. Aber ich gab weder diese, noch Stannum (Herabdrängen beim Stuhlgang), noch Sepia (Schwindel, kalte Füsse, Hitzeaufsteigen, Verstopfung), noch Gelsemium oder Sanguinaria, oder Silicea (die obige Form des Kopfschmerzes, vom Nacken heraufsteigend über den Scheitel hin zum rechten Auge, sich über diesem festsetzend; Spigelia hat denselben Kopfschmerz mit Festsetzen über dem linken Auge), noch Nux (Wasserzusammenlaufen Morgens, Verstopfung mit Stuhldrang), noch China (vorhergehender Blutverlust), noch Moschus (Herzklopfen wie von ängstlicher Erwartung), noch etwas anderes, sondern ich gab Natron muriat. Aber Natron muriat. hat doch spärliche oder gar ausbleibende Regeln, und die Blutung war doch bei dem ganzen Ding die Hauptsache! Freilich, freilich! Aber was trotzdem meine Wahl auf dieses Mittel fallen liess, war erstens das blutleere, abgemagerte Aussehen der Frau; zweitens die Gemüthsstimmung, d. h. die grosse Verdriesslichkeit, Niedergeschlagenheit, Reizbarkeit, die durch Zureden noch verschlimmert wird. Ich will nicht leugnen, dass gerade dieses aller Unscheinbarste, dieses

Tüpfchen auf dem „J“ bei mir den Ausschlag gegeben hat. Sepia steht in seinem Gemüthszustand vielleicht am nächsten. Es hat auch die traurige, niedergeschlagene Stimmung, die leichte Reizbarkeit, aber es fehlt die Verschlimmerung durch Zureden, abgesehen davon, dass Sepia-Frauen meistens nicht so mager sind und mehr zu Schweissen neigen. Pulsatilla ist ja im Ganzen auch ähnlich, aber entsprechend dem sanften Charakter der Pulsatilla-Patientin bessert gütliches Zureden. Auch widerspricht ein Symptom, das gleich zur Sprache kommen soll, der Pulsatilla durchaus. Die Ignatia-Patientin ist auch ausserordentlich empfindlich. Sie ist leicht gekränkt, aber sie schluckt alles hinunter und nährt ihren Gram im Stillen. Den Gemüthszustand der Nux vomica wird man häufiger bei Männern finden, aber er ist auch bei Frauen nicht gerade selten. Sie hat das heftige, losfahrende Wesen am ausgesprochensten. Es fehlen die Depressions-Erscheinungen der Sepia und des Natr. muriat.

Also diese Verschlimmung durch Zureden ist etwas für Natron muriat. höchst bezeichnendes, was wohl im Stande ist, durch eine Masse anderer Symptome hindurch die Aufmerksamkeit auf das Mittel zu lenken. Natürlich eine Frau, die vor Aerger Parese eines Arms bekommen kann, wird sich nicht gütlich zureden lassen.

Was noch weiter auf Natron muriat. leitete, war der ausserordentlich scharfe Fluor. Die scharfen Absonderungen sind bezeichnend für dieses Mittel, ebenso wie es die milden für Pulsatilla sind. Was endlich für Natron muriat. sprach, war das Ineinanderlaufen der Buchstaben beim Lesen und das Brennen in den Augen. Ein Undeutlichwerden der Buchstaben findet sich in verschiedenen Modifikationen auch bei einer Reihe anderer Mittel, die ich hier nicht alle aufzählen will. Ich möchte nur beiläufig erwähnen, dass, während sonst bei diesem Vorgang die Buchstaben schwarz erscheinen, es ein Mittel giebt, bei dem die Schrift hierbei wie weiss-marmorirt aussieht. Das ist die, allerdings sehr unvollständig geprüfte Coca.

Dies waren die Gründe, welche mit Natron muriat. wählen liessen. Ich gab es in der 12. dec., 3 × tgl. 3 Tropfen. Ob's richtig war, wird der Erfolg lehren.

Doch nun zurück zu unserer Crocus-Patientin!

Also die beiden Punkte, die ich für die am meisten charakteristischen halten möchte, die Schmerzen vom Kreuz nach vorn zu und die nächtliche Verschlimmerung des Blutflusses finden sich in

der Crocus-Prüfung nicht. Trotzdem gab ich dieses Mittel, weil ich kein passenderes finden konnte. Das war Vormittags gegen 10 Uhr. Da die Frau einen weiten Weg nach Hause hatte, so wird sie wohl kaum vor 11 Uhr zum ersten Mal von der Medizin genommen haben. Noch vor dem Zubettgehen, also nach viermaligem Einnehmen war jede Spur von Blutung verschwunden. Ich habe die Frau zwei Tage darauf, als ich sie selber besuchte, auf's Genaueste hierüber befragt. Sie hat mir ihre Angaben mit Bestimmtheit gemacht, und ich sehe nicht ein, was sie zu falschen Aussagen hätte verleiten können.

Mag sein, dass andere öfter derartige Erfolge sehen, aber mir erschien das so überraschend, dass ich beschloss, den Fall auf's genaueste zu studiren, um so mehr, als ich Crocus mehr zufällig, als auf Grund bestimmender Indicationen gegeben hatte. Ich wollte also versuchen, ob sich noch nachträglich etwas würde eruiren lassen, was die Wahl dieses Mittels rechtfertigen helfen konnte. Wo nicht, so wollte ich doch ein möglichst umfassendes Gesammtbild des ganzen Falles schaffen, um bei einer späteren Vergleichung mit ähnlichen Fällen etwaige gemeinsame Punkte feststellen zu können.

Es wundere sich nun keiner über das, was ich im Folgenden vorbringe. Es halte mich auch keiner für einen Kleinigkeitskrämer, der Dinge herbeiträgt, die bedeutungslos sind und nicht zur Sache gehören. Eben weil ich nicht weiss, was zur Sache gehört, und was nicht, darum habe ich alles angeführt. Ich habe mir die Frau zu einem förmlichen Studium gemacht. Alles, was ich nur irgend mit meinen fünf Sinnen an ihr selber, oder den Dingen, die zu ihr in gewissen Beziehungen standen, wahrnehmen konnte, habe ich aufgezeichnet. Ich thue damit nichts Neues. A. v. Humboldt, der grösste von allen, welche die Natur beschrieben haben, hat, ob als der Erste weiss ich nicht, in wissenschaftlicher Form den Grundsatz aufgestellt, dass man nur durch Vergleichung zahlreicher, auch aus dem weitesten Umkreis hergebrachter Thatsachen das Gemeinsame und immer Wiederkehrende vom Veränderlichen und Zufälligen unterscheiden könne. Es giebt Nichts, was ohne Zusammenhang mit der Aussenwelt dastände. Wie vom Zentrum eines Spinngewebes sich Fäden nach jeder Richtung hin ausdehnen, so geht von allem was ist, ein Einfluss aus, gewisse geistige Fäden, deren Lauf zu verfolgen eine würdige Aufgabe der Wissenschaft ist, die sich auch gewiss oft weiter erstrecken, als wir mit unseren

kurzen Sinnen geneigt sein möchten, anzunehmen, womit ich nicht gesagt haben will, dass sie gleich bis zum Mond, oder bis zum Jupiter und Saturn reichen.

Ich habe diesen Excurs gemacht, um darzuthun, dass man bei derartigen Untersuchungen auch das Kleinste nicht für zu unbedeutend ansehen dürfe. Dementsprechend habe ich mich bei Frau W., so hiess die Crocus-Patientin, nicht damit begnügt, die auf ihren Zustand bezüglichen Fragen zu stellen und dann nach Hause zu gehen, sondern ich habe mich das Ding ein schönes Stück Zeit kosten lassen. Zum Glück erzählte die Frau gern und viel. Ich brauchte nur von Weitem auf etwas hinzudeuten, gleich erhielt ich darüber die ergiebigste Auskunft. Besonders interessirte es mich, in ihren Charakter, ihre Denkungsart einen Einblick zu thun. Ich glaube das ist niemals leicht, selbst wenn wir uns mit weniger bescheiden als Dostojewskij, der eine Seelenregung, fein wie ein Haar, noch weiter zerpflückt, so dass am Ende den, der drauf sieht, die Augen schmerzen. Jeder, auch der Roheste, scheut sich davor, sein Innerstes zu enthüllen; denn es ist nichts unter der Sonne so nackt, wie eine nackte Seele.

Ich komme damit auf einen Punkt, der für unser Krankenexamen von Wichtigkeit ist. Jeder, dem daran gelegen ist, in den Geist unserer Lehre einzudringen, muss auf das Gemüth seines Patienten achten. Wir thun das ja auch, und zwar meistens, indem wir den Betreffenden fragen: „Lieber Mann, wie steht's damit, oder damit". Aber ist das der richtige Weg, oder zum mindesten der beste Weg? Ich glaube nicht. Früher, als ich auch so geradezu nach Dingen fragte, die vielleicht mancher kaum sich selber zugestehen mochte, erhielt ich manche unerwartete Antwort. Ich denke eben an den oben beschriebenen Krankheitsfall, indem ich Natron muriat. gab, nicht zum Wenigsten auf das Symptom hin: „Zureden verschlimmert." Gesetzt, ich hatte meinethalben bei einer Arbeiterfrau diese trübselige, gereizte Stimmung konstatirt, (derartiges findet sich ja heut zu Tage auch schon bei Arbeiterfrauen) und fragte nun, ob sie sich beruhige, wenn ihr Mann ihr gut zurede, so antwortete die Gefragte nicht selten mit einem etwas spöttischen Lächeln: „So was giebts bei uns nicht", oder: „Mein Mann ist nicht für so was". Das war eine Antwort, wie sie meine täppische Frage nicht besser verdiente. Trotzdem muss ich über diesen Punkt Aufklärung haben, will ich eine genaue

Mittelwahl treffen, und ich werde sie auch gewiss bekommen, wenn ich es geschickt anfange.

Vor allen Dingen soll man seine Sinne gebrauchen und den Kranken nicht nach Dingen fragen, die man ihm absehen, oder ungefragt abhören kann. Farrington sagt in der Einleitung zu seiner Arzneimittellehre: „Sie sehen einen bejahrten Arzt ins Krankenzimmer treten. Sofort sagt er: Dieser Mann muss Sulfur haben.“ Ich bin selber nicht erfahren genug, um mir unter diesem Ausspruch viel vorstellen zu können. Das Einzige, was ich an einem Sulfur-Kranken von weitem etwa wahrzunehmen im Stande wäre, möchte die gebückte Haltung und die zu lebhaft gefärbten Schleimhäute sein. Das erstere Kennzeichen würde noch dazu durch Liegen im Bett verloren gehen. Indess ist aus Obigem ersichtlich, wie weit man es durch Uebung und Erfahrung bringen kann. Soviel steht aber fest, dass auch der weniger Geübte aus der Art und Weise wie der Kranke ins Zimmer tritt, aus seinem Gesichtsausdruck, seinem Antworten, aus seinem ganzen Benehmen, unter Umständen aus der Kleidung und aus eine Reihe anderer Merkmale bestimmte Schlüsse ziehen kann, die für die Mittelwahl von Wichtigkeit sind. Ich glaube, es giebt Patienten, bei denen die Art und Weise, wie sie sprechen für den Arzt wichtiger sein kann, als das, was sie sprechen. Man kann vielleicht sagen: „Je wichtiger das „Wie“, desto unwichtiger das „Was“. Darin liegt die Kunst des Examinirens, dass wir uns von dem Charakter des Kranken ein Bild verschaffen, ohne ihn selber viel zu fragen; denn bei diesen heiklen Sachen bedingt jede Frage gleichzeitig auch eine gewisse Beeinflussung des Gefragten, ganz abgesehen davon, dass wir demselben oft eine unerhörte Portion der sokratischen Weisheit zutrauen. Eine zufällig entschlüpfte Bemerkung des Patienten sagt uns oft mehr, als zehn direkte Fragen. Ich stosse damit von einer anderen Seite her auf den Punkt, den ich bei der ersten Heilungsgeschichte besprochen habe, nämlich, dass man dem Kranken Zeit lassen muss zum Erzählen.

Frau W. ist eine Person von 32 Jahren, klein, von gracilem Körperbau, mit normal entwickeltem Fettpolster. Sie ist dunkelblond. Die Farbe der Augen ist blau. Der Gesichtsausdruck ein freundlicher. Die Gesichtsbildung ist eine regelmässige. Wangen und Schleimhäute sind in Anbetracht des lange andauernden Blutverlustes auffallend gut gefärbt. Auf den Wangen sind die einzelnen feinen Adern zu erkennen. Die Gesichtshaut ist weiss. Die Haut

des übrigen Körpers sticht hiergegen merklich ab durch ihre bräunliche Färbung. Die Kleidung ist zierlich und sauber. Irgend welche auffallenden Schmuckgegenstände werden nicht getragen. Sie scheint in einer etwas niedergedrückten Stimmung zu sein, antwortet jedoch auf Fragen lebhaft. Gegen die Untersuchung per vaginam, die sie übrigens während ihrer jetzigen Krankheit schon mehrmals durchgemacht hat, erhebt sie einige Einwendungen, lediglich deshalb, weil sie bemerkt habe, dass jedes Mal danach die Schmerzen im Leib stärker würden, und eine unangenehme Auftreibung sich fühlbar mache. Doch fügt sie sich leicht. Am Kaffee hängt sie sehr. Sie trinkt zwar alle Tage nur zwei Tassen, aber „guten". Ich halte es für besser, wenn sie denselben für die nächste Zeit aussetzt, und sie verspricht bereitwilligst, Milch zu trinken. Sie scheint eine folgsame Patientin zu sein. Ein allopathischer Arzt hat ihr vor vierzehn Tagen eine ausgedehnte Milchdiät vorgeschrieben, weil die am wenigsten „auf das Blut wirke", und sie ist dieser Vorschrift bis jetzt auch treulich nachgekommen, trotzdem sie glaubt, sehr schwach davon geworden zu sein. Sie will sich durchaus nicht einer Operation unterziehen. Darum habe sie zur Homöopathie, als ihrem letzten Rettungsanker gegriffen. Als sie nach zwei Tagen wieder kommt, sie hat, wie oben gesagt, Ustilago ohne Erfolg gebraucht, macht sie selber den Vorschlag zur Operation. Das Nähere habe ich ja bereits erzählt. Sie entdeckt mir auch, dass sie grosse Furcht vor dem Krebs und vor dem Verblutungstode habe. Nach zwei Tagen schreibt mir der Mann, ich möchte doch seine Frau besuchen. Der Blutfluss habe nachgelassen, aber es haben sich heftige Stiche in der rechten Seite eingestellt, und seine Frau fürchte, sie habe Lungenentzündung. Ich finde die Blutung bis auf den letzten Tropfen beseitigt. Der Schmerz, der sie so in Furcht gesetzt hat, sitzt in der Gegend der untersten, rechten Rippen, etwa in der Axillarlinie. Besonders ein Punkt ist schmerzhaft. Von diesem strahlt der Schmerz nach vorn und hinten zu aus. Fieber und Husten sind nicht vorhanden. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass es sich um eine Crocus-Wirkung handelt, mag aber trotzdem die Arznei nicht ganz aussetzen lassen. Ich beruhige sie in Betreff der Lungenentzündung. Nun erzählt sie, wie sie sich gestern so wohl gefühlt habe, dass sie mit keinem Könige getauscht haben würde. Diese Nacht seien die Schmerzen gekommen, aber wenn dieselben nichts Ernsteres auf sich hätten, wolle sie gern alles

ertragen, wenn nur die Blutung nicht wieder käme. Sie sei so erstaunt über dieses plötzliche Wegbleiben, dass sie immer noch einen Tampon vorlege und von Zeit zu Zeit nachsehe, ob es denn auch wirklich nicht mehr blute. Ihr Crocus-Fläschchen behandelt sie mit einer Art zärtlicher Aufmerksamkeit. Als ich ihr sage, dass sie von jetzt ab nur dreimal täglich einnehmen solle, geräth sie in gelinde Aufregung. Sie erzählt, dass ihrer Meinung nach Gram an dem ganzen Leiden auch viel Schuld trage. Ihr einziges Kind, das jetzt neun Jahre alt sein würde, sei im Alter von, wenn ich nicht irre, 3 Jahren am Croup gestorben, und zwar im Verlauf von vierundzwanzig Stunden. Prof. B., zu dem sie einmal wegen eines leichten chirurgischen Leidens mit dem Kinde gegangen sei, habe ihr gesagt, dasselbe sei viel zu Schade für diese Welt. Sie erzählt das in einem theilnehmenden Ton, aber ohne Thränen. Ich will hier beiläufig bemerken, dass ich die Frau überhaupt nie eine Thräne habe vergiessen sehen. Nunmehr habe sie sich an ihren einsamen Zustand gewöhnt. Jetzt noch Kinder zu bekommen, würde ihr geradezu unangenehm sein. Sie fühle sich zu alt dazu. In ihrem Schlafzimmer sieht es sehr ordentlich und sauber aus. Es steht ein Kanarienvogel und ein Papagei darin, die sich beide sehr ruhig verhalten. Von Hunden und Katzen war nichts zu sehen. Neben ihrem Bett steht ein Marmortischchen, auf dem ein kleines Buch mit grünem Einband liegt. Ich schlage wie zufällig den Deckel zurück. Es ist eine Gedichtsammlung von einem unbekannten Verfasser. Auf dem Titelblatt ist ein Amor abgebildet mit einer lichterloh brennenden Fackel. Bei meinem nächsten Besuch finde ich sie ausserhalb des Bettes. Wenn sie sich einigermassen fühle, könne sie es absolut nicht im Bett aushalten. Das sei immer so gewesen. Sie arbeite am liebsten in der Wirthschaft. Die Schmerzen in der Seite sind wesentlich besser. Blut hat sich nicht mehr gezeigt. Doch ist ein leichter Fluor eingetreten, der natürlich nicht verfehlt hat, ihr Sorge zu bereiten. Im Uebrigen ist sie sehr munterer Laune. Sie äussert sich dahin, dass, wenn sie noch einmal ganz gesund werden sollte, sie sich ihres Lebens nach Kräften freuen würde. Aergern wolle sie sich überhaupt nicht mehr. Sie sei ein wenig kribbelköpfig, und Stoff fände sich ja auch ab und zu, z. B. wenn der Mann zu spät zu Tisch käme. Dann erzählt sie weiter: Ihr Mann habe eine Flechte am Arm (der Beschreibung nach eine Art Psoriasis), ob das wohl ansteckend sein könne. Sie sei zwar in allen Dingen sehr penibel. Sie brauche nie Kamm, oder Seife,

oder Waschschüssel ihres Mannes. „Darin bin ich eine unausstehliche Person. Ich habe keinen Pickel auf dem ganzen Körper. Ich habe überhaupt gar nichts Krankhaftes an mir. Ich habe noch nie Zahnschmerzen gehabt. Ich habe keinen schlechten Zahn. Wenn ich daran denke, dass ich mir sollte einen Zahn ziehen lassen, das wäre einfach unmöglich! Ich kann nicht den mindesten Schmerz vertragen". Wenn sie in Eifer geräth, so spricht sie allemal in einem Ton, als ob sie über irgend etwas masslos erstaunt wäre. Sie zieht die Schultern und Augenbrauen in die Höhe und biegt sich unwillkürlich ein wenig nach hinten über. Nimmt man dazu den eigenthümlichen Dialekt, ich glaube es ist der westpreussische, den sie trotz ihres langjährigen Aufenthaltes in Berlin immer noch sehr stark spricht, so macht das Ganze öfter einen fast komischen Eindruck.

Ich will hiermit meine „Geschichte" schliessen. Ich weiss nicht, ob mir einer der geehrten Leser bis zu Ende gefolgt ist, ausgenommen der Redakteur, der's auch nur that, weil er's musste wegen der Druckfehler. Sollte aber einer wirklich das Ganze gelesen haben, so hat er's gewiss nur gethan, weil er zum Schluss auf eine Art Epikrise hoffte, etwa so, dass ich beide Backen voll nähme und einen kritischen Wind in den Wust hineinbliese, der die Spreu vom Weizen trennte. Ich hatte allerdings die ganze Sache unternommen in der Hoffnung, irgend etwas charakteristisches herauszufinden. Ich dachte an die Hahnemann'sche Causticum-Warze und ähnliche Dinge. Der Zug, der durch das ganze, von mir entworfene Bild hindurchgeht und daher am meisten auffällt, ist die Furcht vor allen möglichen Krankheiten, eine wahrhaft übertriebene Furcht. Das ist leider ein Symptom, welches sich häufig genug findet, und dem jeder von uns auch bei Patientinnen begegnet sein wird, bei denen irgend ein anderes Mittel ebenso prompt half, wie hier Crocus. Alles Uebrige aber erscheint als in zu lockerem Zusammenhang mit dem Ganzen stehend, als dass ich wagen dürfte, mich auch nur muthmassungsweise über seinen Werth oder Unwerth zu äussern. Gesetzt also, es steckte etwas Wichtiges darinnen, so liesse es sich doch nur durch Vergleichung mit ähnlichen Geschichten herausfinden. So lange das nicht möglich ist, muss schon das Ganze stehen bleiben, wie es da ist. Vielleicht ist auch alles nur leeres Beiwerk, was ich vorgebracht habe, und das wirklich Charakteristische ist mir trotz meines Suchens entgangen. Das ist wohl möglich.

Die Kneipp'sche Kur

beschrieben und vom Standpunkte der Homöopathie beleuchtet von Dr. med. **Jahn**, prakt. Arzt etc., Berlin.

Zu den Vertretern der Wasserheilkunde, d. h. der Richtung der Heilkunde, die alles mit Wasser kuriren will, hat sich neuerdings ein Mann gesellt, der durch seine Stellung und durch seine Anschauungen eine ganz merkwürdige Erscheinung auf diesem Gebiete ausmacht: Pfarrer Kneipp zu Wörishofen. Er will in früheren Jahren einmal, gefährlich erkrankt, bei der Wasserheilkunde Hilfe gefunden haben; später befasste er sich des weiteren mit diesem Gegenstande und schuf sich nach seinen Studien und Erfahrungen ein vielfach von dem der Naturheilkunde abweichendes Heilverfahren, das er in seinem Buche „Meine Wasserkur" beschrieb und veröffentlichte. Dieses Buch hat allein in deutscher Sprache bereits 25 Auflagen erlebt und dem Kneipp'schen Heilverfahren Verbreitung in weiten Kreisen der Bevölkerung verschafft. Verschiedene Aerzte haben schon in Wörishofen das neue Heilverfahren studirt und sich nachher von Kneipp empfehlen lassen. Es bestehen auch verschiedene Kuranstalten, in denen das Kneipp'sche Verfahren gehandhabt wird (Jordanbad bei Biberach, Immenstadt, Rosenheim, Traunstein, Aistersheim etc.); ferner verfertigen einige Fabriken Leinwand nach Kneipp's Vorschrift, andere wieder stellen seine Kraftnährmittel her u. s. f. Aus alledem ist ersichtlich, dass Kneipp's Heilmethode schon ziemlich bekannt ist, und es dürfte deshalb von Interesse sein, ihr Wesen näher kennen zu lernen.

Ich werde im ersten Theile meiner Abhandlung möglichst kurz nach Kneipp's Buch „Meine Wasserkur" sein Heilverfahren beschreiben und im zweiten Theile dasselbe vom homöopathischen Standpunkt aus beleuchten.

Charakteristisch für Kneipp's ganze Heilweise ist es, dass er als Entstehungsursachen der Krankheiten in allen Fällen nur Störungen des Blutes ansieht. Es heisst darüber wörtlich in seinem Buche: „Alle Krankheiten, welche Namen sie immer führen mögen, haben, so behaupten wir, ihren Grund, ihre Entstehungsursache,

ihr Würzelchen, ihren Keim im Blute, vielmehr in Störungen des Blutes, mag dieses nun in seiner im gesunden Zustande geordneten Cirkulation gestört oder in seiner Zusammensetzung, in seinen Bestandtheilen durch nicht dahin gehörige, schlechte Säfte verdorben sein. Die Arbeit der Heilung kann nur die zweifache Aufgabe haben: entweder muss ich das ungeordnet cirkulirende Blut wieder zum richtigen und normalen Laufe zurückführen, oder ich muss die schlechten, die richtige Zusammensetzung des Blutes störenden, das gesunde Blut verderbenden Säfte, Stoffe, (Krankheitsstoffe) aus dem Blute auszuscheiden suchen. Eine weitere Arbeit, die Kräftigung des geschwächten Organismus ausgenommen, giebt es nicht." Alle Krankheiten nun, soweit sie überhaupt heilbar sind, heilt nach Kneipp das Wasser, speziell seine Wasserkur; „Denn das Wasser ist im Stande:

a) die Krankheitsstoffe im Blute aufzulösen;
b) das Aufgelöste auszuscheiden;
c) das so gereinigte Blut wieder in die richtige Cirkulation zu bringen;
d) endlich den geschwächten Organismus zu stählen, d. i. zu neuer Thätigkeit zu kräftigen."

Diese wenigen Zeilen bilden die gesammte Begründung der neuen Heilweise; sonst ist im ganzen Werke nirgends angegeben oder erklärt, wie das Wasser die Heilung bewirkt!

Unmittelbar an diesen wichtigen Abschnitt schliessen sich kurze Erörterungen über allgemeine Gesundheitspflege, über Abhärtung, Ernährung, Kleidung und Lüftung an.

Grossen Werth legt Kneipp auf die Abhärtung des menschlichen Körpers. Er nennt verschiedene Abhärtungsmittel; besonders empfiehlt er als solche:

Das Barfussgehen überhaupt, dann das Barfussgehen im nassen Grase, auf nassen Steinen, im neugefallenen Schnee oder im kalten Wasser bez. im Thaugrase, ferner das Kaltbaden der Arme und Beine und den Knieguss (mit oder ohne den Oberguss). Dadurch will er den Körper widerstandsfähiger machen gegen Krankheiten, Einflüsse der Witterung u. dergl.

Bezüglich der Ernährung sagt er: „Bei mir lautet die Hauptregel: Trockene, einfache, kräftige, nicht verkünstelte, durch scharfe Gewürze verdorbene Hausmannskost, das unverfälschte Getränk, das in jedem Quell der liebe Herrgott spendet, beides genügsam gebraucht, ist dem Menschenkörper am besten und förderlichsten.

(Ich bin nicht Puritaner und gestatte gern ein Glas Wein oder Bier, lege demselben aber durchaus nicht die allgemein beliebte Bedeutung bei. Vom medizinischen Standpunkte aus, nach Krankheiten z. B. mögen diese Getränke zuweilen eine Rolle spielen; in gesundem Zustande indessen lege ich dem Obste grössere Bedeutung bei").

In der Bekleidung folgt er dem Grundsatze der Altvordern: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die beste Landestracht." Er wendet sich gegen die ungleichmässige Vertheilung der Bekleidung, zumal im Winter; der Umstand, dass der Kopf und der Hals mehr als andere Körpertheile in Pelzwerk etc. eingehüllt werden, bewirkt nach seiner Meinung, dass das Blut nach dem Kopfe gezogen und der übrige Körper mehr oder weniger blutarm wird. Im weiteren ist er gegen jede unmittelbar den Leib berührende Wollbekleidung, weil dadurch eine Verweichlichung hervorgerufen werde und glaubt auch, dass das Jaeger'sche Wollregime darin keine Besserung erzielen dürfte. Ferner warnt er die Frauenwelt vor dem Korsett, sowie vor dem Schnüren überhaupt.

Auch der Lüftung schenkt er eingehende Beachtung. Er erwähnt, dass die Zimmerluft durch die Ausathmung mit Kohlensäure verdorben werde und deshalb eine regelmässige Lüftung der Wohn- und Schlafräume im Interesse der Gesundheit dringend nothwendig sei. Die durchschnittliche Zimmerwärme will er auf 12—14° R. festgesetzt wissen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen beginnt der **erste Hauptheil** des Werkes, der die **Wasseranwendungen** behandelt. Kneipp's Wasseranwendungen theilen sich in: Aufschläge, Bäder, Dämpfe, Giessungen, Waschungen, Wickelungen, Trinken des Wassers. „Sie verfolgen", heisst es an der betr. Stelle, „den dreifachen Zweck: des Auflösens, des Ausscheidens der Krankheitsstoffe und der Kräftigung des Organismus. Im allgemeinen kann gesagt werden, dass der erste Dienst des Lösens von allen Dämpfen und den warmen Kräuterwellbädern besorgt wird; der zweite Dienst des Ausscheidens von sämmtlichen Wickelungen zum Theil von den Giessungen und Aufschlägen; der dritte Dienst der Kräftigung von allen kalten Bädern, allen Giessungen, zum Theil von den Waschungen, endlich von dem gesammten Material der Abhärtung. Da eine jede Krankheit in den oben angegebenen Blutstörungen wurzelt, so leuchtet ein, dass auch in einem jeden Krankheitsfalle alle drei Arten der Anwendung oder mit anderen Worten verschiedene Anwendungen

vorkommen müssen, welche mehr oder weniger auflösen, ausleiten und kräftigen; ferner, dass nicht der kranke Körpertheil allein, etwa der Kopf oder der Fuss oder die Hand in Behandlung kommt, sondern stets der ganze Körper, den ja in solchem Falle krankes Blut durchströmt: die kranke Stelle mit Vorzug und besonderer Berücksichtigung, der übrige Körper als Mitleidender." Wir finden hier also, wie wir es bei der Naturheilkunde gewöhnt sind, die Anschauung vertreten, dass die örtliche Behandlung mehr oder weniger Nebensache ist.

Merkwürdig ist Kneipp's Vorschrift, nach keiner kalten Anwendung jemals den Körper abzutrocknen; der nasse Körper wird vielmehr sofort mit dem Hemde und den Kleidungsstücken bedeckt. Dann muss der Angekleidete so lange Bewegung machen, bis der ganze Körper trocken geworden ist.

Bei warmen Wasseranwendungen wird das Wasser meistens — bei Bädern stets — mit irgend einer Beimischung versetzt. Solche Beimischungen sind: Salz und Holzasche (für Fussbäder), Absud von Heublumen, Haferstroh, Zinnkraut, Fichtenreisern, Fenchel, Salbei, Schafgarbe, Minze, Hollunder, Spitzwegerich, Lindenblüthen, Brennnesseln etc. Auf eine warme Wasseranwendung soll immer irgend eine kalte folgen, die ihrerseits (dies wird namentlich von Bädern gesagt) von möglichst kurzer Dauer sein muss. Der Kopf wird in der Regel nicht nass gemacht.

Ueber die Mineralbäder fällt er ein sehr absprechendes Urtheil; er verwirft sie ebenso wie Bade- und Luftkurorte. Interessant ist es, zu erfahren, wie geistreich er seine ablehnende Haltung begründet; er schreibt über Mineralbäder: „All' diese Wasser, heissen sie, wie, und fliessen sie, wo sie wollen, enthalten mehr oder weniger, gelindere oder schärfere Salze. Solche Salzwasser, von Aussen nach Innen angewendet, kommen mir vor — man verzeihe den Ausdruck — wie der Fegwisch und der körnige Sand, welche ich zum Putzen, zum Reinigen des Silbers oder noch edleren Metalles anwenden wollte. Silber und Gold sind zart, feinfühlig. Sind das die inneren Organe weniger? Ein Hauch trübt das Silber, rauhe Putzmittel verletzen, verwunden es. Es wird bei solcher Bearbeitung wohl blank; Fegwisch und Sand nehmen den Staub und Schmutz gründlich weg. Ja nur allzu gründlich, und lange wird das Silberzeug solche Behandlung, besser gesagt Misshandlung, nicht aushalten. Die Anwendung brauche ich nicht zu machen, auch nicht lang und breit zu erklären, an welch' empfindsamem,

weichem, überaus edlem Metall solche Wasser ihre Reinigungsarbeit vornehmen."

Desgleichen verurtheilt er den Aderlass und die Eisauflagen, da ihm solche Mittel „zu schroff und gewaltsam" erscheinen. Aus einem ähnlichen Grunde missbilligt er alle stark auffallenden Güsse und heftigen Douchen; „zum Waschen des Körpers braucht man keine Feuerspritze", meint er; auch die Massage hält er für eine zu gewaltsame Manipulation.

Doch kehren wir nunmehr zu den eigentlichen Wasseranwendungen zurück. Im Theile A derselben behandelt Kneipp die Aufschläge. Darunter versteht er die bekannten Kompressen; über dieselben werden Wolldecken oder andere Tücher gelegt und die nasse Auflage so luftdicht abgeschlossen. Er theilt sie in: Oberaufschläge (auf Hals, Brust und Unterleib; zur Austreibung versessener Gase aus Magen und Unterleib), Unteraufschläge (auf den Rücken; bei Rückenschmerzen und Hexenschuss) und eine besondere Auflage auf den Unterleib.

Es folgen dann unter B die Bäder. Diese sollen, wie schon erwähnt, kalt genommen, von möglichst kurzer Dauer (3 Minuten) sein. Im 1. Untertheile bespricht er die Fussbäder, die kalt und warm zur Anwendung kommen können. Sie werden besonders gebraucht bei Fussleiden, dann sollen sie aber auch das Blut vom Kopfe und dem Oberkörper nach den Füssen leiten. Der 2. Untertheil behandelt die Halbbäder (nur kalt zu nehmen; bei Unterleibs- und Magenkrankheiten etc.), der 3. die Sitzbäder, die er warm und kalt verordnet (gegen kalte Füsse, Unterleibsgebrechen, Bleichsucht u. s. w.). Im 4. Untertheile kommen dann die Voll- oder Ganzbäder (kalt und warm; bei Fieber, Blutarmuth etc.). Im 5. Untertheile sind die Theilbäder abgehandelt (1. Hand- und Armbad, 2. Kopfbad, 3. Augenbad), die bei Erkrankungen der resp. Körpertheile zur Anwendung kommen.

Unter C werden die Dämpfe besprochen. Kneipp sagt darüber: „Meine sämmtlichen Dämpfe sind eigentlich nur Theildämpfe, d. h. sie berühren direkt nur Theile des Körpers." Die von ihm angewendeten Dämpfe sind folgende: 1. der Kopfdampf (bei Kongestionen, Hals-, Augen- und Ohrenleiden), 2. der Fussdampf (bei allen Fussleiden), 3. der Leibdampf (bei Nieren-, Stein- und Unterleibsleiden, Blasengeschwüren und beginnender Wassersucht), 4. besondere Dämpfe auf einzelne kranke Stellen (bei Insektenstichen, Bissen von tollen Hunden etc.).

Im Theile D behandelt er die **Giessungen.** Dieselben dienen ihm vorzugsweise als Abhärtungsmittel. Die Anzahl der applicirten Giesskannen kalten Wassers schwankt zwischen zwei und zehn. Er unterscheidet: 1. den Knieguss, 2. den Oberguss (Begiessen des Oberkörpers), 3. den Rückenguss, 4. den Unterguss (Fortsetzung des Kniegusses nach dem Unterleib zu [Schenkel]), 5. den Ganz- oder Vollguss (Begiessen des ganzen Körpers; bes. statt des Vollbades bei Rheumatismen.

Unter E finden wir abgehandelt die **Waschungen.** (Sie theilen sich in Ganz- und in Theilwaschungen. Die ersteren treten oft für Ganzbäder ein, wenn der betreffende Kranke Nachts nicht einschlafen kann. Bei schwächlichen Naturen verwendet Kneipp zu Waschungen verdünnten Essig statt des Wassers.

Theil F beschreibt die **Wickelungen.** Man nimmt sie in der Weise, dass man nasse, grobe Tücher um einen Körpertheil wickelt und die Auflage mittels wollener Tücher luftdicht verschliesst. Es werden unterschieden: 1. der Kopfwickel (bei Kopfleiden rheumathischer Art, Schuppen, trockenen Ausschlägen etc.), 2. der Halswickel, 3. der Shawl (für die Brust und den oberen Theil des Rückens; bei Hitze, Congestionen, beginnenden Entzündungen am oder im Kopfe, fieberhaften Katarrhen, Verschleimungen im Halse, Gemüths- und Geisteskrankheiten etc.), 4. der Fusswickel (bei Lungen- und Brustfellentzündungen, kalten Füssen etc.), 5. der Unterwickel (beginnt unter den Armen und reicht hinunter bis über die Fussspitzen; bei Gebrechen des Unterleibs und der Füsse, Nierenleiden, Krämpfen etc), 6. der kurze Wickel (beginnt unter den Armen und endet oberhalb der Kniee; bei Nieren-, Leber-, Unterleibs-, Herz- und Magenleiden und Wassersucht; bei Schwäche des Unterleibs lässt er vor oder nach dem Wickel den Unterleib mit Schweinefett oder Kampheröl einreiben.), 7. das nasse Hemd (bei Congestionen, Gemüthsleiden, Veitstanz, Hautkrankheiten u. s. w.), 8. der spanische Mantel (Einhüllung des ganzen Körpers, mit Ausnahme des Kopfes; bei allgemeinen Katarrhen, Schleimfieber, Podagra, Gliedersucht, Blattern, Typhus, zur Vorbeugung von Schlaganfällen u. s. w.).

Das Kapitel der Wasseranwendungen schliesst ab der Theil G, in dem das **Trinken des Wassers** behandelt wird. „Trinke, so oft es dich dürstet, und trinke nie viel“, heisst es da. Während des Essens soll man nach Kneipp's Ansicht nicht oder nur sehr wenig trinken.

Der **zweite Haupttheil** ist der **Apotheke** gewidmet. Sicherlich nimmt es Jeden Wunder, zu hören, dass ein enragierter Wasserheilkünstler, wie Kneipp, der erklärt, das Wasser heile alle heilbaren Krankheiten, überhaupt eine Apotheke braucht. Er selbst fühlt, dass er dem Leser eine Erklärung dieses offenbaren Widerspruchs schuldig ist, und deshalb sagt er: „Es giebt Kranke, welche aus unüberwindlicher Wasserangst sich schwer zu einer oft nothwendigen längeren Wasserkur entschliessen würden. Diesen wollte ich es erleichtern, m. a. W. die Wasseranwendungen reduziren, vereinfachen und die Zeit des Gebrauchs abkürzen. Solches aber kann und wird geschehen, wenn ich der äusseren Kur (mit Wasser) durch eine innere Kur (die Heilmittel) in die Hand arbeite.“ Den Zweck und die Aufgabe dieser Heilmittel, die er allen drei Naturreichen entnommen hat, sowie ihre Stellung zu den Wasseranwendungen bezeichnet er mit folgenden Worten: „Wer sämmtliche Artikel dieser Apotheke überblickt, sieht sofort, dass sie wie die gesammten Wasseranwendungen selbst dreifachen Zweck haben, ungesunde, kranke Stoffe im Innern aufzulösen, auszuleiten, sodann den Organismus zu kräftigen. Insofern glaube ich mit vollem Recht behaupten zu können, dass beide Verfahren, das innere und das äussere, zusammenstimmen und einheitlich zusammenwirken.“

Nicht aufgenommen in seine Apotheke hat er Eibisch, Süssholz, Senesblätter, Hopfen, Leberthran und Giftpflanzen. Der Inhalt einer Hausapotheke nach Kneipp ist folgender:

1. Tinkturen von Arnika (zu Kompressen, bei Wunden), Enzian (als Magenmittel, bei Uebelkeiten und Ohnmachtsanfällen), Heidelbeeren (gegen Diarrhoe), Rosmarin (als Magenmittel und gegen Wassersucht), Wachholderbeeren (für das Innere des menschlichen Organismus), Wegwart (bei Schwinden der Glieder), Wermuth (bei Magenbeschwerden und Uebelkeit).

2. Thee von Angelika (bei Magenleiden, Verschleimungen in der Lunge und Brust), Anserine (gegen Krampfanfälle), Attich (gegen Wassersucht und Nierenleiden), Augentrost (bei Augenleiden), Baldrian (bei Kopfbeschwerden etc.), Bitterklee (als Magenmittel), Brennessel (gegen Verschleimungen in Brust und Lunge), Dornschlehblüthen (als Abführ- und Magenmittel), Eichenrinde (wirkt stärkend auf die inneren Gefässe), Erdbeeren (zur Kräftigung und Blutreinigung), Hagebutten (bei Nieren- und Blasensteinen), Hollunder (zur Blutreinigung), Huflattich (zum Reinigen von Brust und Lunge), Johanniskraut (bei Kopfleiden, Magen-

drücken etc.), Kamille (bei Leibschmerzen und Krämpfen), Lungenkraut, Malve (bei Halsgebrechen), Minze (zur Beförderung der Verdauung), Mistel (zur Stillung von Blutflüssen), Raute bei Kongestionen, Athmungsbeschwerden etc.), Rosmarin (als Magenmittel), Salbei (bei Verschleimungen in Gaumen, Hals und Magen), Schafgarbe, Schlüsselblume (bei Gliedersucht), Spitzwegerich (gegen innere Verschleimungen), Tausendguldenkraut (gegen Sodbrennen und zur Verbesserung der Magensäfte), Veilchen (zur Schleimauflösung und gegen Kopfweh), Wachholderbeeren (bei Anfängen der Wassersucht), Waldmeister, Wegwart (bei Verschleimungen im Magen etc.), Wermuth (bei Melancholie etc.), Wollkraut (bei Halsgebrechen), Zinnkraut (zur Reinigung des Magens etc.)

3. Pulver von Alaun (gegen faule, bösartige Schäden), Aloe (zur Reinigung des Magens etc.), Angelika, Attich, Augentrost, Baldrian, Fenchel (gegen Kolik und krampfartige Zustände), Foenum graecum (bei Geschwülsten und Geschwüren), Huflattich, Leinsamen (zu Umschlägen), Minze, Salbei (bei alten, eiternden Schäden), Santala (unter Misteltbee gemischt), Wermuth; ferner Knochenpulver, Kohlenstaub (stets aus Holzkohle bereitet; bei Schwäche der Verdauungsorgane, Auszehrung und Leberkrankheiten), Kreidemehl (bei schwacher Verdauung und Bleichsucht).

4. Oele von Anis (gegen versessene Gase), Fenchel, Kampher (zu Einreibungen bei Rheumatismus und Rückenschmerzen), Raute Wachholderbeeren; ferner Mandelöl (innerlich bei Verschleimungen, äusserlich bei Entzündungen etc.), Nelkenöl (gegen verdorbene faule Säfte etc.), Salatöl, Spick- oder Lavendelöl (bei Uebelkeiten, Gemüths- und Kopfleiden etc.).

Das unter den Pulvern angeführte Knochenpulver zerfällt in 3 Sorten: Schwarzes, weisses und graues Pulver. Das letztere ist ein Gemisch aus den beiden erstgenannten. Kneipp wendet es an zur Kräftigung des Gesammtorganismus. Wühlhuber nennt Kneipp einen Thee aus Fenchel, Wachholderbeeren, Attichwurzeln, Foenum graecum und Aloepulver. Dieser Thee dient als Abführmittel.

Ausserdem bedient er sich noch eines Ausscheidungsöls, dessen Zusammensetzung sein Geheimniss ist; mit Stolz konstatiert er, dass dasselbe im Volksmunde „Malefizöl“ heisst. Es ruft, äusserlich angewendet, einen Ausschlag hervor und lässt nach Kneipp's Auffassung dadurch manches innere Leiden verschwinden. Dieses Oel

wendet er z. B. auch bei Augenleiden an. Es enthält wahrscheinlich Crotonöl oder Brechweinstein.

Zur Kräftigung der Brust empfiehlt er sodann Einnehmen von Harz- oder Weihrauchkörnern; Honig benutzt er zu Thee für Katarrhe und Verschleimungen, zu Salbe für Geschwüre, ferner zu Gurgelwasser, Augenwasser und Tischwein. Sauerkraut lässt er auflegen bei Verwundungen, Verbrennungen etc.; aus Hafer bereitet er ein Getränk, das er für ein vorzügliches Nährmittel hält; auch aus Kleie stellt er unter Zusatz von Honig ein solches Getränk her.

Im Anhang zu der Apotheke giebt er den Freunden seiner Heilweise noch verschiedene Rezepte, nämlich zur Bereitung von Kleienbrodt und Kraftsuppe. Dem Teige des Kleienbrodtes darf weder Sauerteig, noch Salz, noch anderes Gewürz beigemengt werden. Die Kraftsuppe stellt man her, indem man möglichst derbes Brodt röstet und zu Pulver zerstampft und dann dieses Brotpulver in siedende Fleischbrühe, in Milch oder auch in Wasser rührt.

Im **dritten Hauptheil** zählt er ca. 122 **Heilerfolge** auf und giebt dabei jedesmal die betreffende Behandlung an; bemerkenswerth ist es, dass er keinen einzigen Misserfolg erwähnt. Es würde mich zu weit führen, wollte ich diesen ungefähr 200 Seiten umfassenden Theil ausführlicher behandeln; im allgemeinen kann gesagt werden, dass Kneipp bei der Behandlung Wasseranwendungen und seine anderen Heilmittel je nach Art der Krankheit in der oben beschriebenen Weise angewendet hat.

Widersprüche mit dem vorher Gesagten findet man in diesen Krankengeschichten mehrfach. Bei Gicht verordnet er eine Art Dampfbad, dessen Anwendung er im Beginn seines Buches verworfen hat. Er lässt nämlich den Patienten in einen in Gährung begriffenen Heustock eine Grube machen, in dieselbe sich hineinlegen und dann mit dem heissen Heu sich soweit zudecken, dass nur der Kopf noch herausschaut. Schwerere Fälle von Gicht oder Rheumatismus werden nach Kneipp's Angabe durch 6, leichtere schon durch 2—4 solcher Bäder geheilt.

Ein andermal (bei Wurm am Finger) stimmt er er dem Heilverfahren der Aerzte bei; nachdem er nämlich für dieses Leiden seine Wicklungen empfohlen hat, meint er: „Sobald der Finger „reif" ist, d. i. sich bläulich färbt und an einer Seite weich wird, dann soll man mit dem Oeffnen und Ausdrücken nicht zögern und

sich nicht fürchten, wenn mit dem Eiter Blut kommt." Auch bei Erwähnung des Blutflusses macht er uns Aerzten ein interessantes Zugeständniss. Er empfiehlt da, zur Stillung des Blutflusses Zinnkrautthee zu trinken und ein in eine Mischung von Essig und Wasser getauchtes Tuch auf den Unterleib zu legen. Dann sagt er: „Bemerkt sei hier, dass solche Anwendungen nur im Nothfalle angezeigt sind, bis ein Arzt zur Stelle ist." Die Aerzte scheinen ihm doch nicht ganz so entbehrlich zu sein, wie er zuweilen dem Leser glauben machen will.

Ueberhaupt liebt er es, sich mit Krankheiten, deren Heilung ihm unwahrscheinlich vorkommt, gar nicht erst zu befassen und nicht erst einen Versuch zur Heilung zu machen. So wagt er sich an Krankheiten, wie Krebs, den er für erblich hält, und Schwindsucht, wenn sie im vorgeschrittenen Stadium sich befinden, gar nicht erst heran. In solchen Fällen ist ihm doch das vielgerühmte Wasser zu wenig wirksam.

Die Unsicherheit in der Behandlung ist wohl vor allen Dingen auf den Mangel an anatomisch-physiologischen Kenntnissen zurückzuführen, der sehr oft bei der Schilderung seiner Heilerfolge zu Tage tritt. So liegt seiner Ansicht nach die Gallenblase in der Leber, und von da aus fliesst die Galle in 2 Kanäle; bei ihm sind ausserdem Leberverhärtung und Leberkrebs zwei ganz verschiedene Krankheitsformen. Sodann ist er in dem Wahne befangen, dass die Krätze nach innen dringt, wenn die Krankheit von aussen mit Salben behandelt wird. Das Aussehen eines mit solcher nach innen gedrungenen Krätze behafteten Menschen erinnert Herrn Pfarrer Kneipp sofort an ein durch und durch wurmstichiges Brett! Recht unklar und kindlich naiv sind seine Anschauungen über Geisteskrankheiten. Es heisst unter dieser Rubrik in seinem Buche: „Man bleibe bei der Beurtheilung solcher Zustände recht nüchtern, lasse sich selbst den Geist nicht einnehmen. Nicht genug kann ich warnen, vor jenem voreiligen, so überaus thörichten Gebahren, welches alsbald übernatürliche, besonders teuflische Einflüsse hellsehen will. In Fällen selbst, in denen Jedermann fest hätte glauben müssen, der leibhafte Satan herrsche in dem Kranken, hat der einfache kalte Strahl ihn vertrieben."

Im Uebrigen müssen einem Arzte manche Heilerfolge mindestens unwahrscheinlich vorkommen; es wird beispielsweise unter „Blasenstein" behauptet, bei einem Patienten, der von den Aerzten

aufgegeben, die Kneippsche Kur gebraucht habe, sei ein Blasenstein abgegangen „in beinahe Haselnussgrösse“; ferner erzählt Kneipp bei Erwähnung der Schlaganfälle, dass einst ein Mann vom Schlage getroffen, 10 Tage lang bewusstlos gelegen habe; dann sei er (Kneipp) gerufen worden und habe ihn bald hergestellt. Diese Heilung möchte ich stark anzweifeln, da es doch wissenschaftlich feststeht, dass schon nach dreitägiger Bewusstlosigkeit (nach Schlaganfällen) der Tod einzutreten pflegt. Das wäre im wesentlichen der Inhalt des Kneipp'schen Buches. Wenn ich mich auch bei der Angabe des Inhalts verhältnissmässig kurz gefasst habe, so werden doch die Herren Kollegen den Eindruck gewonnen haben, dass das Kneipp'sche Heilverfahren, bezw. sein Buch mancherlei Mängel aufzuweisen hat. Vor allen Dingen muss tadelnd hervorgehoben werden, dass Kneipp nie den Versuch macht, irgend etwas anatomisch oder physiologisch zu erklären oder zu erläutern. Seine Behauptungen sind also stets blosse Annahmen.

Er scheint eben ein grosser Verehrer des Heine'schen: „Aber fragt mich nur nicht wie?“ zu sein.

Gleich im Anfang finden wir einen treffenden Beleg dafür. Er erklärt nachdrücklichst, das Wasser heile alle überhaupt heilbaren Krankheiten, er spricht das grosse Wort gelassen aus und — geht, ohne einen Beweis angetreten zu haben, zu einem anderen Thema über: der Empfindsamkeit der jetzigen Generation. Bezeichnend ist ferner folgende Stelle: „Wenn ich im Unklaren bin über ein Uebel, wenn ich den Sitz einer Krankheit nicht genau erkenne, so ist stets der kurze Wickel der treueste und beste Rathgeber. Auf nähere Ausführung kann ich mich nicht einlassen.“ Meist sucht er seine Annahmen dadurch zu stützen, dass er Bilder heranzieht, die allerdings die Sache sehr einleuchtend zu machen scheinen, in Wirklichkeit aber, wie das eine angeführte Beispiel zeigt, absolut nichts beweisen.

Auch Ungenauigkeiten lässt er sich zu schulden kommen. So berichtet er, einen Herrn vollständig geheilt zu haben, der 20 Jahre lang an Asthma litt. Leider vergisst er hinzuzusetzen, ob die Anfälle sich später wiederholt haben, was bekanntlich häufig eintritt.

Andererseits muss anerkannt werden, dass Kneipp ein ausserordentlich feines Gefühl besitzt und scharf zu beobachten weiss; manches hat er durch langjähriges Probiren und Beobachten herausgefunden, was die Aerzte theils schon wussten, theils sich

in neuerer Zeit mehr und mehr aneignen. So ist als sehr fruchtbar sein Gedanke zu bezeichnen, die kalten Wasseranwendungen in ihrer Dauer erheblich abzukürzen. Voraussichtlich werden mit diesen kurzen, kalten Wasseranwendungen weit bessere Erfolge erzielt werden als mit den langdauernden des alten Systems.

Ausserdem billigen wir:

1. seine Ansicht über die Lüftung. Es sei erwähnt, dass gerade die wissenschaftliche Medizin sich darum verdient gemacht hat, die alten Vorurtheile gegen die Lüftung auszurotten (Hygiene). Sie ist selbst mit gutem Beispiele vorangegangen (mustergültige Ventilation in Krankenhäusern etc.).
2. seine Ansichten über Wassertrinken.
3. seine Ansicht über Eisauflagen (wenigstens im allgemeinen).
4. seine Ansicht über Blutentziehung, Aderlass etc. Hier sei besonders hervorgehoben, dass Hahnemann zuerst energisch gegen den Aderlassunfug eingeschritten ist.
5. seine Anordnung, bei Frösteln, Kältegefühl etc. kalte Wasseranwendungen nicht vorzunehmen.
6. die Anwendung des Wassers (neben der Medizinbehandlung natürlich) bei Fieber, Scharlach, Masern, Diphtheritis und Pocken.
7. den Gebrauch der warmen Bäder.
8. den Gebrauch der Augenbäder.
9. Die Applizirung der Güsse, da sie wenigstens einigermassen die Douchen ersetzen.
10. die Anwendung des Unter- und des Kopfwickels. Beide sind den Aerzten wohlbekannt.
11. die Anwendung des Wassers bei Kopfleiden überhaupt.

Schliesslich geben wir noch zu,

12. dass das kalte Wasser die Eigenschaft hat, den Organismus zu stärken.
13. dass das Wasser einen Einfluss auf die Ausscheidungen des Körpers ausübt. Indess sind darüber noch zu wenig Untersuchungen angestellt, so dass wir uns ein klares Bild davon noch nicht machen können.

Nur theilweise und unter Vorbehalt können wir billigen:

1. seine Ansicht über Abhärtung.

Dass unter der Frauenwelt eine gewisse Verweichlichung

Platz gegriffen hat, kann allerdings nicht geleugnet werden, man suchte diesem Uebelstande abzuhelfen, indem man in den Unterrichtsplan das Turnen aufnahm, um in der weiblichen Jugend Sinn für Kräftigung des Körpers zu wecken. — Anders liegt die Sache beim männlichen Geschlecht. Die Pflege der wichtigsten Leibesübungen in Schule und Heer, auf die die leitenden Kreise in neuerer Zeit wieder mehr ihr Augenmerk richten, bürgt uns dafür, dass die heranwachsenden Generationen gerade in der Zeit des Wachsthums gestählt und gekräftigt werden; und wenn sie einmal den hohen sanitären Nutzen der Leibesübungen erkannt haben, dann werden sie dieselben auch im späteren Leben freudig und eifrig weiter betreiben. Dass das thatsächlich schon jetzt eingetreten ist, davon legt die rege Thätigkeit der Turnvereine, Sportklubs etc. beredtes Zeugniss ab. Bei vielen Berufszweigen (z. B. dem Forstdienst) ist zudem jede Gefahr der Verweichlichung von vornherein ausgeschlossen. — Was also die Männerwelt anlangt, so ist der Vorwurf der Verweichlichung als unberechtigt anzusehen; Kneipp's umständliche Abhärtungsmittel sind demnach für uns überflüssig, und ob sich die Frauen mit Barfussgehen im neugefallenen Schnee etc. befreunden werden, möchte ich noch sehr bezweifeln.

2. seine Ansicht über Ernährung. Viel Besseres hat in dieser Beziehung die Homöopathie geleistet, die dem Gesunden freie Wahl der Speisen und Getränke lässt, dem Kranken aber eine nach bestimmten Grundsätzen geregelte Diät verschreibt. Für uns Homöopathen wäre daher Kneipp's Vorschrift, Leuten, die an Magengeschwüren leiden, möglichst gewürzlose Kost zu verabreichen, völlig überflüssig. — Der Hafer speziell ist auch von der Wissenschaft als Nährmittel anerkannt (Kindermehl etc.)

3. seine Ansicht über Bekleidung. Es ist richtig, dass die heutige Bekleidung einer Reform bedürftig ist, doch wird diese Reform nur allmählich sich vollziehen können. Im übrigen existiren augenblicklich so viele Bekleidungssysteme und die Untersuchungen über den Werth oder Unwerth der einzelnen sind noch so wenig abgeschlossen,

dass man eine Entscheidung in dieser Hinsicht z. Z. noch nicht treffen kann. Blosse Leinwand, wie Kneipp sie anräth, ist jedenfalls meines Erachtens nicht zu empfehlen.

4. den Gebrauch der Fussbäder; zu vermeiden sind sie jedoch (was Kneipp nicht angiebt) bei Blutmangel im Gehirn und allen Erkrankungen der Geschlechtsorgane und der Blase.
5. Die Anwendung der Sitzbäder; vor ihrem Gebrauch ist jedoch zu warnen (das hat Kneipp wiederum nicht erwähnt) bei Entzündungen der Unterleibsorgane, Blasenkatarrhen, häufigen Pollutionen etc.
6. den Gebrauch der Vollbäder; weniger anzurathen sind sie bei vorgeschrittenen Schwächezuständen.
7. seine Ansicht, man schädige seine Gesundheit nicht, wenn man in der Hitze, im Schweisse sofort ins kalte Bad steige, dies mag allenfalls angehen, wenn die Prozedur im Zimmer sich vollzieht und von ganz kurzer Dauer ist, im Freien ist sie sicherlich nicht zu empfehlen.
8. die Anwendungen der Dämpfe. Wir glauben jedoch, dass die Wirkung der Theildämpfe zu schwach ist und nie völlig der der Ganzdampfbäder gleich kommt.
9. Die Vorschrift, den Körper nach den Wasseranwendungen nie abzutrocknen. Die Aerzte verordnen dagegen, die Haut jedesmal tüchtig zu frottiren, um eine erhöhte Wärmebildung und eine Beschleunigung des Stoffwechsels herbeizuführen.

Entschieden zu missbilligen ist:

1. seine Ansicht über Douchen. Dieselben sind ungleich werthvoller als die Kneipp'schen Giessungen.
2. seine Ansicht über Massage. Auch ihr Werth ist von Kneipp vollständig verkannt worden.
3. seine Ansicht über Mineralbäder. Diese Bäder haben sich als so ausser ordentlich nutzbringend erwiesen, dass sie trotz Kneipp sicherlich ruhig weitergebraucht werden.
4. seine Ansicht über Luftkurorte. Wenn wirklich, wie Kneipp behauptet, die Beschaffenheit der Luft ohne Einfluss auf die verschiedenen Krankheiten wäre, so würde man auch dann noch den Besuch dieser Kurorte empfehlen

müssen in der Erwägung, dass mit einem Wechsel des Wohnorts und dem Aufenthalt in Gegenden, die von der Natur mit Vorzügen in reichem Masse ausgestattet sind, regelmässig eine günstige Einwirkung auf die Stimmung der Patienten verbunden ist (variatio delectat!). Es steht demgegenüber fest, dass gerade die Luft der Luftkurorte bei vielen chronischen Krankheiten des Respirationssystems, Neurosen etc. das souveräne Mittel ist.

Schliesslich, nachdem ich gezeigt habe, was an Kneipp's Ansichten und Anwendungen zu billigen oder zu missbilligen ist, möchte ich doch noch seiner Behauptung entgegentreten, das Wasser heile alle überhaupt heilbaren Krankheiten. Wir geben zu, dass das Wasser unter Umständen die Heilung fördern kann, aber niemals können wir zugeben, dass es allein alle Krankheiten zu heilen imstande ist. Kneipp glaubt das selbst nicht, sonst würde er nicht noch besondere Heilmittel bei der Behandlung verwenden. Es sieht zwar so aus, als ob die Heilmittel neben den Wasseranwendungen rangierten, in Wahrheit aber stellt Kneipp sie über die Wasseranwendungen. Als Beweis führe ich nur an 1. dass er bei warmen Wasseranwendungen fast immer ein Kraut seiner Apotheke beimengt (am häufigsten Equisetum arvense), 2. dass es von fast allen Mitteln in seinem Buche heisst: „Es sollte in keiner Familie fehlen“ oder „Es hat für den Kenner den grössten Werth“ oder „Die vielseitige und vorzügliche Wirkungskraft dieses Heilkrauts kann nicht genug empfohlen werden“ etc., 3. dass er selbst ausdrücklich zugiebt: die Mittel führen schneller zum Ziele als die Wasserprozeduren, 4. dass man selten einen von ihm angeführten Krankheitsfall findet, bei dem er nicht neben der Wasserkur auch eine innere Kur mit Heilmitteln verordnet hätte. Jedenfalls haben nur diese Heilmittel sein Heilverfahren so schnell publik gemacht.

Man wird dieses mein Urtheil vielleicht parteiisch und einseitig nennen, deshalb citiere ich einen ergrauten Naturarzt, den Dr. med. Piasecki, Besitzer und leitender Arzt der Naturheilanstalt Klemen-Söwka in Zakopane (Galizien), der sich, natürlich gegen jede Arzeneianwendung heftig polemisierend, folgendermassen ausspricht: Höchstwahrscheinlich verdankt eben diesem Umstande (es bezieht sich dies darauf, dass Kneipp in seinem Buche Vorschriften über die Bereitung und Anwendung der Arzeneimittel giebt) das Werk seine grosse Verbreitung: denn der Glaube an derlei

Hausmedikamente ist gerade bei dem Landvolke noch sehr stark eingewurzelt; hierdurch hat der Herr Pfarrer seine Heerde geködert." Von den 51 Kneipp'schen Mitteln nun sind ca. 42 homöopathisch (darunter einige der wirksamsten Medikamente unserer Disziplin); wir kennen die Heilkraft dieser unserer Mittel, wir wissen nunmehr auch, wie Kneipp, wie die Naturärzte darüber denken; so fassen wir den unser Urtheil über die Kneipp'sche Heilmethode in die Worte zusammen: Kneipp hat in seiner Kur die Wasserkur und die homöopathische Kur vereinigt; der ersteren hat er dann und wann eine Förderung zu verdanken, die Homöopathie aber bildet theoretisch und praktisch das Rückgrat seiner Heilweise. Ohne die Homöopathie würde sie ihre jetzige Bedeutung nimmermehr erlangt haben.

Bücherschau.

Gleich und Aehnlich. (Ison und Homoion.) Nothschrei eines misshandelten Naturgesetzes von med. Dr. Gustav Jäger, Prof. a. D., Stuttgart 1891. Selbstverlag des Verfassers. Besprochen von Dr. Taube, prakt. Arzt in Crefeld.

Die Grundidee dieser Arbeit, welche zur Zeit erschien, als die ganze Welt noch in Aufregung war wegen der Koch'schen Entdeckung, giebt uns der Verfasser selbst Seite 22/23 kurz an: „Das ganze Gebiet der Lebewesen, — die Beziehungen derselben unter einander und zu ihren Bedürfnissgegenständen, — wird regiert von dem Gesetz des Ison und Homoion und überall auf allen Gebieten mit dem gleichen Ergebniss." Für dieses, welches „eins der wichtigsten Naturgesetze" ist, und dessen Uebertragung auf therapeutischen Boden die zweite Hälfte der 64 Seiten starken Arbeit behandelt, legt Jäger eine entschiedene Lanze ein angesichts des Irrweges, welchen die medizinische Schule mit der Koch'schen Heilmethode betreten hat, deren Prinzip das „dunkle Mittelalter" schon lange vor uns in naturgesetzlich richtiger Weise therapeutisch verwendete.

Die Arbeit Jäger's zu studieren, ist für jeden Mediziner nicht allein, sondern für jeden naturwissenschaftlich Gebildeten von hohem Interesse, wobei man einige Eigenheiten des Verfassers gewiss gerne in den Kauf nimmt, die wir noch berühren werden.

Wenn Jäger an unsern Genuss- und Nahrungsmitteln uns zeigt, dass wir dieselben unabänderlich nach dem Gesetz des Ison oder Homoion, d. h. nach dem Bedürfniss für einen gleichen oder ähnlichen Stoff aufnehmen, so begiebt er sich damit freilich auf hypothetisches Gebiet; auch die Verwendung des Gesetzes in der Heilkunst (als Iso- resp. Homoeotherapie) ist im Grunde ja eine hypothetische; aber tausendfache Erfahrungen seitens der homoeopathischen resp. isopathischen Schule, sowie zahllose Beobachtungen, wie Kultur- und Naturvölker dieses Gesetz unbewusst zum Heilen verwenden, drücken demselben unabweislich den Stempel der Wahrheit auf. Zur Erklärung desselben stellt sich Jäger auf einen mechanisch-physiologischen Standpunkt, dementsprechend die Stoffe, welche sich im Körper nicht verändern und auch keine chemischen Veränderungen hervorrufen, nur durch Molekularbewegung wirken können, und zwar: a. als Zug zum Gleichen oder Aehnlichen (Isophilie — Homoeophilie), b. als Flucht oder Furcht vor dem Gleichen (Aehnlichen) — Isophobie (Homoeophobie), c. als Stoss oder Hieb auf's Gleiche oder Aehnliche. (Isotropie — Homoeotropie — von *τρέπειν* in die Flucht jagen, zurücktreiben.)

Zum Theil in Form eines Zwiegesprächs, in ganz ungezwungener, aber um so mehr anregender Darstellungsweise werden uns nun als ausgesprochene Isophilen vorgeführt der starke Tabakraucher, auch Opium- und Haschischraucher, der Morphimist und der Säufer, während die Aufnahme unserer Speise sich mehr nach dem Gesetz der Homoeophilie regelt. Jäger nimmt an, dass alle diese Stoffe, auch die spezifischen Elemente unserer Speisen, die ganzen Körpergewebe bis zu einem gewissen Grade imprägnieren. Geht nun die Imprägnation, die sich in ihrem höchsten Zustande nach aussen als Sättigung bis zu stärkstem Ekel und Ueberdruss kundgiebt, durch den Stoffwechsel zurück, so tritt zunächst ein Stadium der Indifferenz ein, bis durch die Stoffabgabe ein Reiz eintritt, der dem Betroffenen sich offenbart als Hunger, Appetit. Wenn Jäger als Beweis dafür das bei ihm unvermeidliche Geruchsorgan heranzieht und uns vorhält, der Tabaksgeruch sitze nicht bloss im Fleisch, sondern auch in den Säften, so werden sich davon wohl nur wenige Leute, deren Nase nicht „durch die Stinkluft der Schulen und Werkstätten verhunzt" ist, in allen Fällen überzeugen können. Weshalb der Verfasser nur bei einem noch nicht imprägnierten Körper den vollen Reiz des Tabaks, Fusels etc.

zur Wirkung kommen lässt, dagegen bei einem bereits getränkten nur die Differenz, erscheint nicht recht verständlich. Er sagt z. B.: Stecken im Fleisch oder Nerv 3 Theile Rauchstoff, so wirkt ein Rauch mit 5 Theilen wirksamer Substanz nicht mit allen 5, sondern nur mit 5 — 3 = 2. Es spricht dafür doch keinerlei physiologisches Gesetz; im Gegentheil, es lässt sich ganz ungezwungen eine Addition der Reize annehmen, um z. B. wenn wir beim Nikotinisten stehen bleiben wollen, dessen Tabakhunger und -Sättigung zu erklären. Der Körper wird im Anfang mit Gewalt imprägniert mit Nikotin durch wiederholte Intoxikation. Durch diese übermässige Erregung geht fortschreitend eine Erschöpfung und damit Abnahme der Erregbarkeit der betroffenen Gewebsfasern einher; also immer grössere Dosen gebraucht der Nikotinist zur Erzielung des Reizzustandes, in welchen ihn die Imprägnierung mit Nikotin versetzt. Infolge der Differenz-Wirkung muss Jäger natürlich den Begriff „Gewöhnung" so erklären, dass „schwache Reize angenehm, starke Reize unangenehm wirken", was ja auf den ersten Blick bestechend lautet und für einen intakten Organismus auch richtig ist. Um sich angenehm zu reizen, schleckt also nach J. der „Nikotinlump" schliesslich den reinen Tabakssaft, was als schwacher Reiz empfunden wird, während nach meiner Annahme die grosse Menge des aufgenommenen Nikotins sich zu der vorhandenen hinzuaddiert und mit ihrer ganzen Masse zwar in Wirkung tritt; jedoch wegen der stark gesunkenen Erregbarkeit kommt der ausgelöste Reiz nur schwach d. h. angenehm zur Empfindung. Ich sage also, die Gewöhnung kommt so zu Stande, dass der Nikotinist immer etwas mehr die aufgenommene Dosis vergrössert, weil sein Gewebe immer schwerer erregbar wird, bis schliesslich die stärksten Reize angenehm auf ihn wirken, indessen die schwachen ihm garnicht zur Perception kommen. So kommt man dann auch auf dasselbe Ende wie J. hinaus: „Der Grad der Imprägnirung der Nerven und Gewebe steigt, und je höher er ist, um so leichter beginnt die Entspeicherung mit ihren peinlichen Folgen, der Kranke ist schliesslich gezwungen, einen andauernden Rauschzustand zu unterhalten, der gar keine Ernährung mehr zulässt.

Während so die erwähnten Stoffe und Genussmittel bei exzessiver Aufnahme den Menschen vollständig „in die eiserne Kette der Isopathie" (im eigentlichsten Sinne des Wortes) schlagen, finden wir dieselbe Erscheinung zwar auch häufig beim Esser — Landleute, Dienstboten etc. — im westlichen Deutschland ist ein be-

kanntes Sprichwort: „Was der Bauer nicht kennt, das isst er nicht", — jedoch herrscht hier gewöhnlich das Gesetz der Homöophilie, d. h. der Organismus ist schon zufrieden, wenn er mit ähnlichen Stoffen als den gewohnten sich imprägniren kann. Unter dieser Beleuchtung bietet ein besonderes Interesse der Vegetarianismus mit seinen Extremen. Ein extremer Vegetarianer muss danach schliesslich am Hungertode sterben, wie J. von einem ihm bekannten Studenten berichtet, der, wenn ich recht rathe, aus Westfalen stammte und als solches Opfer seinen Ideen in der Berliner Charité erlag. Der Tod tritt nicht ein wegen zu geringer Speiseaufnahme, sondern weil die einseitige „Imprägnirung des Körpers mit dem Ison den Körper immer unzugänglicher für Andersartiges, blos Aehnliches macht". Diese isophilen Bande sollen beim Esser so zart und empfindlich sein, dass J. behauptet, wenn ein Feinschmecker, ein Austernliebhaber im Restaurant nicht die begehrten Austern fände, so könnte man den Kitzel des Ison in seinem Nervensystem auf solche Weise beruhigen, dass man ihm ein leeres Austernfässchen zum Riechen vor die Nase hält. Hiervon kann sich leider wieder ein gewöhnliches Riechorgan nicht überzeugen.

Entgegengesetzt der Isophilie ist die Isophobie, die Flucht vor dem Gleichen, die sich uns in 2 Formen zeigt, 1. als Flucht vor dem Fresser oder dem natürlichen Feind, 2. als Flucht vor dem eigenen Exkrement. Für letzteres Wort schlägt J. mit Recht als bessere Bezeichnung „Selbstgifte" vor. Ratten vertreibt man, indem man eine Ratte mit Rattenfleisch füttert und wieder laufen lässt. Kaninchen und Hunde fliehen den Menschen, grosse Hunde greifen ihn an, wenn er von ihres Gleichen genossen hat. Bremsen fliehen den Menschen, der ein Dutzend von ihrer Art mit Haut und Haar verzehrt hat, während sie ihn sonst verfolgen. All diesen Thieren verräth nach J. ihre Nase den Feind, was man im gewöhnlichen Leben Instinkt nennt. Noch mehr als diese Art der Isophobie finden wir die Flucht vor den Exkrementen, den Selbstgiften. Nach diesem Gesetz stürzen die Stallthiere aus der geöffneten Stallthüre hinaus (Stallflucht); die Schulluft treibt die Kinder aus der Schule, die Stadtluft den Städter auf das Land (Schul- und Stadtflucht). Noch evidenter zeigt sich dies bei den Feldmäusen, welche massenhaft sterben, wenn der ganze Boden mit Mäuseexkrementen durchsetzt ist. Auf Isophobie führt sich die sog. Bodenmüdigkeit zurück, durch Isophobie erklärt sich das

Aufhören der Gährung d. h. der Thätigkeit der Hefezellen, sobald ihr Massenexkrement, der Alkohol, giftig genug auf sie einwirkt. Ebenso scheiden in den akuten Infektionskrankheiten die Bakterien und Bazillen spezifische Exkremente aus, wodurch einerseits das Gewebe vor der weiteren Einwirkung geschützt wird, andererseits eventuell Stoffe in den Geweben festgelegt werden, welche einen später wiederholten Angriff der gleichen oder ähnlichen Bazillenart abwehren werden. Es erinnert diese Erklärung der Isophobie an die Retentionstheorie der Schutzimpfungen. Auch die Flucht vor dem natürlichen Feind läuft schliesslich hinaus auf die Flucht vor dem eigenen Selbstgift. Der natürliche Feind, z. B. der menschenfressende Tiger bringt einen widrigen Geruchseindruck auf die Artgenossen des Gefressenen, also den Menschen hervor. Auch das Verhältniss von Wirth und Parasit erklärt sich in seiner Ekelhaftigkeit, z. B. Wanzen, Läuse etc. durch diese Art Isophobie.

Was wird nun aus dem Ison und Homoion in der Heilkunst? Hier kommt es wesentlich darauf an, festzuhalten, dass alle Stoffe schliesslich durch Molekularbewegung wirken. Je mehr man sie also in den Zustand molekularer Verfeinerung überführt, was der Homöopath potenziren nennt, um so mehr haben die Moleküle Raum zur Kraftentfaltung. Und zwar stösst dabei jedes Molekül am stärksten auf gleiche Moleküle (Isotropie), weniger stark auf ähnliche. Bei der Seesalzgewinnung zieht z. B. das Kochsalzmolekül hauptsächlich das gleiche Molekül an, es krystallisirt am meisten Kochsalz aus, jedoch auch Chlormagnesium wird als das Homoion, nur in geringerer Menge, mit in den Krystallisationsprozess gezogen. Mit der bekannten Erfahrung, dass man die Intoxication, welche man gewöhnlich Kater nennt, durch geringen Genuss von demselben Biere vertreiben kann oder noch besser, indem man bloss daran riecht, führt uns der Verf. alsdann auf das Gebiet derjenigen Heilkunde, welche mit kleinen Dosen gegen konzentrirte Substanzen vorgeht, entweder nach dem Gesetz similia similibus — Homoeopathie (besser Homoeotherapie) oder aequalia aequalibus — Isopathie (besser Isotherapie). Nun kommt es aber wesentlich darauf an, bei allen Krankheiten erstens mal den krankmachenden Stoff genau zu kennen und zweitens ihn auch zur Heilung verwenden zu können. An diesen beiden Punkten scheitert, wie wir sehen werden, vorläufig noch die Isopathie fast ganz. So behandelt der Isopath den Bienenstich mit Bienengift,

den Schlangenbiss mit Schlangengift, Quecksilbervergiftung mit Quecksilber u. s. w. Bei den Infektionskrankheiten sind wir etwas weiter in die Erkenntniss der Krankheitsursachen eingedrungen, als unsere Vorfahren. Wir verwenden, was Paracelsus und Fludd erfahrungsmässig thaten, nach klargelegtem Naturgesetze die krankmachenden Stoffe, um gegen unseren belebten Krankheitserreger vorzugehen. Bringt man nun aber von dem Exkrement des Schmarotzers soviel in den Körper, dass die Gewebe genug enthalten, um gegen den Eindringling durch die Isophobie geschützt zu sein, so ist die Frage 1. ob der Körper sich der nur unwirksam gemachten Schmarotzer entledigen kann, 2. ob nicht der Giftstoff, den er einerseits von den Bazillen, andererseits durch den Arzt erhalten hat, schliesslich ihn als solcher krank macht. Das ist der Irrweg, den Koch mit der Verwendungsweise seines Mittels betreten hat, und der deshalb zu Misserfolgen führen musste. Bringt man jedoch mit Ignorirung des Krankheitserregers selbst, das Exkret desselben so verfeinert in den Körper, dass nur molekulare Wirkung statthaben kann, so treffen die Moleküle den Giftstoff in den Geweben mit vermehrter Kraft und treiben ihn aus (Isotropie); das Gewebe wird frei, und damit ist der Heilungsvorgang eingeleitet, wesentlich verschieden von dem ersteren Verfahren; der Organismus muss sich allerdings der Bazillen auch in diesem Falle selbständig entledigen, was jedoch für die Gewebe um so leichter sein wird, da sie jetzt von dem Giftstoff befreit sind und nicht unter der doppelten Intoxikation von den Bazillen und vom Arzt her stehen. Diesen zweiten Weg wandelte seit je her die Homöopathie oder nach dem Gesagten noch nutzbringender die Isopathie von Fludd und Lux. Der praktische Unterschied zwischen den beiden Doktrinen ist jedoch ein so bedeutender und zwar zu Gunsten der Homöopathie, was J. auch, wenn auch nicht im Zusammenhange zugiebt, dass ich es hier besonders hervorheben möchte. Die Isopathie ist absolut gezwungen, nur mit den höchsten Potenzen zu arbeiten, was bei der Homöopathie von vorneherein nicht so ängstlich ist, da der Körper das Simile sofort nach der Aufnahme einem Verdünnungsverfahren unterwirft, und nach Kräften den Ueberschuss als etwas Fremdartiges sofort wieder ausscheidet; Befürchtungen, wie wir sie jedoch bei der Anwendung des nicht potenzirten Ison sahen, kommen dabei so leicht nicht in Betracht. Ferner kann die Isopathie auf ihren Namen eigentlich nur dann Anspruch erheben, wenn sie nur ganz spezifische Stoffe, seien es

nun Organspezifika, oder Absonderungsprodukte eines Organs oder Stoffwechselprodukte von Bakterien, gegen die betr. Krankheiten oder Organerkrankungen verwendet. Dass das in vielen, ja wohl meisten Krankheiten heutzutage noch schwer zu erreichen ist, liegt auf der Hand; denn es kommt noch dazu, dass beim menschlichen Organismus, wie bei dem wunderbar verschiedenen Bau des einzelnen Individuums nicht anders möglich ist, Organspezifika oder Organabsonderungen das vollständig gleiche Ison nur treffen, wenn sie dem Organ des Kranken selbst entstammen, was Jäger Autoisopathie nennt und was wohl kaum jemals möglich ist. Daran zerschellte die Isopathie des Thierarztes Lux und seiner homöopathischen Freunde, dass sie das Thier-Ison auf den Menschen übertrugen (abgesehen von den zu niederen Potenzen). Dasselbe Schicksal theilen zumeist die Stoffwechselprodukte der Bakterien. Denn nimmt man z. B. letztere aus Reinkulturen, so hat man, abgesehen von den Beimengungen und Gemischen, die an und für sich schon absurd sind, wie z. B. bei der Koch'schen Lymphe, ein Produkt, dessen Isotropie für den einzelnen Menschen doch immer fraglich ist. Es handelt sich hier um die Grenzen zwischen Isopathie und Homöopathie; das Ison geht in ein Simillimum über, die Isotropie in Homöotropie. Bei der Tuberkulose nimmt J. daher mit Recht den Vorschlag des in dieser Zeitschrift Jahrg. 1890, Heft 6, ausgegeben am 15. November 1890, durch Herrn Dr. J. F. Katsch — Medizinische Quellenstudien — angeführten englischen Anatomen Fludd (1638) auf, ein jeder Phthisiker solle sein eigenes Sputum genügend potenziren und dann verwenden; „Sputum rejectum a pulmonico post debitam praeparationem curat phthisin“. Wir sehen, der eigentlichen Isotherapie oder Isopathie sind sehr knappe Grenzen gezogen; die Homöotherapie, Hahnemann's Homöopathie, wenn auch nicht so ideal wie die echte Isopathie, tritt in die Schranken, wo erstere uns den praktischen Nutzen versagt. Die Homöopathie nähert sich also um so mehr dem Ideal, je vollkommener sie im konkreten Krankheitsfalle das Simillimum aufdeckt, d. h. den Stoff, dessen Einwirkung auf den gesunden Körper dem Krankheitsbilde bis in die feinsten Züge hinein am nächsten kommt. Aber es leuchtet ein, wie unendlich schwierig es ist, unter den unzähligen mineralischen, pflanzlichen und thierischen Stoffen, die uns zu Gebote stehen, diese enge Auswahl zu treffen. Daher unsere für den Schulmediziner bis ins Unbegreifliche ausgeprüfte und ausgebaute Arzneimittellehre, daher für den

Homöopathen als oberstes Gebot am Krankenbett: strengstes Individualisiren. Das Ideal der Heilkunst sehen wir also in der echten Isopathie verlockend vor uns stehen, aber wer führt uns den Weg dahin? So lange wir den nicht haben, steht für uns die Homöopathie als der möglichst beste und nächste Weg zu einem idealen Heilen fest; wir müssen bedauern, wie unsere medizinische Schule durch Koch auf das rechte Prinzip geleitet, dieses nun in einer Weise anwendet, welche beweist, wie man so verblendet an einem Prinzip festhalten kann, dass man das so nah liegende Gute nicht sieht.

Wie sich dieser merkwürdige Fehler unserer medizinischen Schule erklärt, erfahren wir in recht interessanter Weise in dem letzten Theil der Jäger'schen Broschüre, welcher im übrigen aus dem Volksleben und aus der Geschichte der Medizin Belege bringt für die Verwendung des isopathischen Heilprinzips. Nicht allein in den niederen Schichten der Kulturvölker, sondern in noch grösserer Ausdehnung bei den Naturvölkern werden isopathische Kniffe therapeutisch verwendet. So wird z. B. von Pater Haghenbeck, Missionar bei den Uraons, versichert, dass Leute, von einem tollen Hunde gebissen, von allen Folgen verschont blieben, nachdem sie den betr. Hund bald nach dem Biss todt geschlagen, und von seiner Leber rohe Stücke verzehrt hatten. Dann werden besonders Paracelsus und der englische Anatom Fludd eingehend in ihrer Bedeutung für Homoeo- und Isopathie gewürdigt. Sehr kurz und bündig und wohl kaum consensu omnium wird nebenbei das Verhältniss der Chirurgie zur innern Therapie bedacht: „Wegschneiden und heilen ist zweierlei; je weniger geheilt wird, desto mehr muss weggeschnitten werden, denn was schneidet man denn weg? Das, was man nicht heilen kann.“ Als Zubereitungsweise der isopathischen Heilstoffe findet sich bis auf Hahnemann, welcher als weitere Form des Potenzierens die Verdünnung mit Alkohol und die Verreibung mit Milchzucker einführte, besonders die Einäscherung von Menschen-, Thier- und Pflanzenstoffen, deren Asche arzneilich verwendet wurde.

Die isopathischen Kunstkniffe der Naturvölker nun basiren auf unbefangenen Naturbeobachtungen; die Wilden schützen sich vor der Einwirkung giftiger Thiere, indem sie es den sog. giftfesten Thieren nachmachen. Der Schlangentödter (Igel, Ichneumon, Schlangenadler etc.) greift an, das Giftthier sticht und beisst,

dann frisst der erstere den Wurm und bleibt trotz Biss gesund; das ahmt der Wilde genau nach. Was so „in Einfalt ein kindlich Gemüth“ der Natur absieht, darüber stolpert beim Suchen nach Wahrheit „der Verstand der Verständigen.“ Die Fallgrube für den heutigen Schulgelehrten ist der Indifferenzpunkt der Arzneiwirkungen, welcher zwischen den beiden Extremen liegt, der Wirkung grosser massiver Dosen und molekular verfeinerter Mengen. Man braucht nun nicht mit J. wieder die Vernachlässigung des Geschmacks- und Geruchsinnes der Scholastik in die Schuhe schieben, um ihr ablehnendes Verhalten gegen potenzirte Stoffe zu erklären; den Grund kann man wohl mit Recht darin suchen, dass unsere medizinische Wissenschaft im krassesten Materialismus befangen und durch die bedeutenden Fortschritte, welche Technik und Kunst ihr in neuester Zeit zuführten, noch mehr zur Selbstüberhebung verleitet worden ist, welch letztere sie von vornherein mit Verachtung auf alles herabblicken lässt, was nicht Produkt ihrer Laboratorien und Hörsäle ist. In die Fallgrube, dass unter einer Quantität, welche anscheinend nichts mehr wirkt, nur noch Quantitäten liegen können, welche erst recht nichts mehr wirken, ist auch Koch hineingegangen, wie Pasteur und Jenner. Und die Misserfolge seiner falschen Anwendung des Prinzips haben schon einen solchen Umfang angenommen, dass zu befürchten ist, es wird wieder das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden. Und wenn er trotzdem noch mal auf den richtigen Weg kommen sollte, und man ihm auch dann noch das riesige Vertrauen schenken würde — „so verschwände er mit einem Schlage von der Bildfläche und statt seiner marschierte die lange Kette der Isopathen auf, vom Igel bis zum Zigeuner, von Paracelsus und Fludd bis zum Thierarzt Lux, und die ganze Ketzerschaar der Homöopathen zöge in die gesprengten Pforten der Schulmedizin ein“. Mit diesen vortrefflichen Worten Jäger's möchte ich schliessen. Das Hauptverdienst seiner Arbeit liegt neben der Klarlegung des Ison und Homoion für diätetisches und therapeutisches Gebiet, besonders darin, dass er der Schulmedizin in ihren neuesten therapeutischen Bestrebungen den rechten Platz weist, dass er gradezu mit prophetischen Worten ihre nächste Zukunft bespricht und im Lichte der Wahrheit beleuchtet, was sie etwa von den Verdiensten der Homöo- resp. Isopathie für eigene Waare auszugeben sich anmassen könnte. Erleben wir es nicht schon lange, dass ein Universitätsprofessor mit den ausgesprochensten homöopathischen

Alluren das Wort Homöopathie in Wort und Schrift aufs ängstlichste meidet, obschon in seiner Bibliothek allopathische und homöopathische Arzneimittellehren friedlich nebeneinander stehen?

Kleine Mittheilungen.

Von dem Vorstand des homöopathischen Spitals zu München geht uns nachstehender Bericht über die Thätigkeit desselben von der mit dem Spital verbundenen Poliklinik zu, den wir hiermit unseren Lesern bekannt geben:

Im Jahre 1890 wurden im homöopathischen Spitale zu München 36 Kranke verpflegt und ärztlich behandelt, 6 männliche und 30 weibliche, in 1976 Verpflegungstagen. Hiervon wurden geheilt 30, gebessert 1, gestorben ist 1 Kranker und 4 verbleiben.

Der Todesfall betraf eine alte Frau von 60 Jahren mit allgemeiner Wassersucht, in Folge chronischer Herz- und Gefässdegeneration.

Gebessert verliess ein fremder Herr die Anstalt, welcher an Rückenmarksschwindsucht leidend, Hilfe durch die Homöopathie hoffte, welche ihm nirgends zu Theil werden wird. — Die geheilten Krankheiten sind:

Gehirnhyperämie 2, Rückenmarkscongestion 1, Gesichtsneuralgie 1, Neuralgie der Brust 1, Pleuritisches Exsudat 1, Influenza 1, acuter Bronchienkatarrh 2, Bronchienentzündung 4, katarrhalische Halsentzündung 1, Diphtheritische Halsentzündung 2, akuter Magenkatarrh 1, chron. Magenkatarrh 1, Gedärmkolik 1, Blasenentzündung 1, Menstrualkrampf 1, Gebärmutterentzündung 1, Muskelrheuma 2, Rothlauf 2, Zellgewebsentzündung 1, Kniegelenksentzündung 1, Wurm am Finger 1, Hautausschlag 1.

Im homöopath. Ambulatorium für Unbemittelte kamen im Jahre 1890 folgende Krankheiten zur Behandlung:

Scharlach	5	Rachenentzündung	8
Masern	10	Kropf	2
Atrophie der Kinder	3	Herzleiden	6
Rothlauf	3	Herzschwäche	2
Diphtherie	2	Akut. Magenkatarrh	5
Bronchialkatarrh	14	Chron. Magenkatarrh	2

Bronchienentzündung	2	Magenkrebs	1
Kehlkopfkatarrh	5	Darmkatarrh (Diarrhoe)	5
Tuberkulose	5	Chron. Darmkatarrh	2
Scrophulose	6	Cholerine	6
Rhachitis	4	Gebärmutterleiden	3
Syphilis	1	Blasenkrebs	1
Ischias	4	Rückenmarksentzündung	1
Hirnhyperämie	6	Zuckerharnruhr	1
Hirnanämie	3	Wassersucht	2
Konvulsionen	1	Kniegelenks-Entzündung	1
Hysterie	2	Chron. Gichtleiden	6
Neuralgie des Gesichts	2	Gelenkrheumatismus	3
Augenentzündung	3	Muskelrheuma	6
Ohrenentzündung	2	Hautkrankheiten	10
Zahnfleischentzündung	3	Zellgewebsentzündung nach der Impfung	1
Zahnschmerz	9		
Mandelentzündung	5		

Verein: Berliner Homöopathisches Krankenhaus.

Obwohl wir annehmen können, dass nachstehender Aufruf durch direkte Uebersendung an alle deutschen homöopathischen Kollegen bereits vor Monatsfrist gelangt sein dürfte, so veröffentlichen wir denselben nochmals in diesem Heft, verweisen auf den Inhalt desselben mit der dringenden Bitte an die Kollegen, nicht nur Notiz von demselben zu nehmen, sondern thatkräftig die erbetenen Sammlungen zu betreiben, und hoffen auch von unseren ausserdeutschen Lesern und Kollegen, dass sie diesen Appell an ihre Opferfreudigkeit im Interesse der gemeinschaftlichen Sache durch freundliche Spenden beantworten werden.

Aufruf
an
alle Anhänger der homöopathischen Heilmethode.

Der Jahresbericht von 1890 über die Fortschritte der Sammlung für das in Berlin zu errichtende homöopathische Krankenhaus liegt uns vor, und wenn wir auch wieder eine Zunahme unseres Vermögens um ca. 4000 M. konstatiren können, so hält sich dasselbe doch leider noch immer in so bescheidenen Grenzen, dass

noch viel zu thun übrig bleibt, ehe wir daran denken können, mit der Ausführung unseres sehnlichst erstrebten Zieles zu beginnen. Je länger wir aber warten müssen, um so kostspieliger muss sich unser Unternehmen gestalten in Anbetracht des von Jahr zu Jahr zunehmenden Preises des Baugrundes sowohl, wie der Arbeitslöhne und Baumaterialien. Das unterzeichnete Kuratorium ist deshalb schon seit längerer Zeit dem Gedanken näher getreten, mit dem vorhandenen Kapital ein Grundstück zu erwerben, geeignet, später darauf ein Krankenhaus zu erbauen. Um dies zu können, bedürfen wir aber nothwendig der Rechte einer juristischen Person, wie dieselben auch für andere Zwecke — Annahme von Legaten u. dgl. — unentbehrlich sind.

Dahingehende Gesuche sind uns aber leider sowohl vom Kgl. Polizei-Präsidium, als auch von Sr. Excellenz dem Herrn Minister abschlägig beschieden worden, und zwar in Anbetracht der zur Erreichung unseres Zweckes — Erbauung eines Krankenhauses — bis jetzt noch ungenügenden Mittel.

Wir wenden uns deshalb an alle Freunde der Homöopathie mit der Bitte um Unterstützung eines Unternehmens, welches gewiss viel mehr, als manches andere durch wohlthätige Zuwendungen durchgeführte, seine Berechtigung in sich trägt.

Angefeindet von allen Seiten, mit den grössten Schwierigkeiten nach aussen hin kämpfend, ist die Homöopathie über die ganze zivilisirte Erde verbreitet und zählt ihre Anhänger nach Millionen, ein vollgültiger Beweis für ihre Wahrheit und Lebensfähigkeit. Wenn die Homöopathie bisher mehr im Stillen, in der Familie, sich verbreitet und gewirkt hat, so glauben wir, dass sie jetzt stark und fest genug gegründet ist, um nun endlich auch nach Aussen hin hervorzutreten und öffentlich zu zeigen, was sie leisten kann. Was uns noth thut, sind weniger Versammlungen und Reden — ohne deren Werth unterschätzen zu wollen — es ist allein die That. Gleichsam sondirend ist vor nunmehr zwölf Jahren eine solche That hier in das Leben getreten, die Poliklinik des Berliner Vereines homöopathischer Aerzte; und sie hat sich über alle Erwartung glänzend bewährt; nach Tausenden zählen jährlich die in derselben behandelten Kranken. Da ist es wohl an der Zeit, dieser kleineren That die grössere folgen zu lassen, die Gründung eines homöopathischen Krankenhauses, würdig einer so verbreiteten Heillehre, wie die Homöopathie es ist, welche allein sich rühmen darf,

nach einem festen wissenschaftlichen Grundsatze zu handeln. Wir sind jetzt, wo in Leipzig durch die Bemühungen des hom. Zentral-Vereins Deutschlands ein homöopathisches Spital zu Stande gekommen und in seinem Bestande gesichert ist, der festen Ueberzeugung, dass ein solches in der Reichshauptstadt eine um so dringendere Nothwendigkeit ist und von grösstem Nutzen für das Gesammtinteresse der Homöopathie sein würde.

Darum, wer Interesse an der Homöopathie hat, der beweise es dadurch, dass er sein Theil dazu beiträgt, um durch die Gründung eines Krankenhauses in der deutschen Reichshauptstadt ihr die Stellung erringen zu helfen, welche ihr gebührt; wer aber, sei es an sich selbst, sei es an den Mitgliedern seiner Familie, ihre Segnungen erfahren hat, wer ihr sein oder der Seinigen Leben oder Gesundheit verdankt, der zögere nicht, diese Dankbarkeit durch einen Beitrag für das Krankenhaus zu bethätigen. Nicht dem Arzt allein gebührt der Dank, sondern auch der Sache, der Heillehre, ohne welche der Arzt keinen Erfolg hätte erringen können.

Wir hoffen nicht vergeblich zu bitten, damit bald hier in Berlin das homöopathische Krankenhaus errichtet werden könne, zum Segen der Kranken, zur Ehre der Homöopathie!

Das Kuratorium:

Dr. Windelband, Vorsitzender, Dr. Burkhard, Schriftführer, Dr. jur. A. Bloch, Schatzmeister, E. Schotte, Hofbuchhändler, Dr. Sulzer, P. Bauer, Bankdirektor, H. Frenkel, Banquier, Dr. Träger, Potsdam, W. Ziesch, Kaufmann.

Die Beiträge bitten wir per Postanweisung (auch der kleinste Betrag wird mit Dank angenommen und kann bei der grossen Zahl unserer Freunde zu grossen Summen verhelfen) an unseren Schatzmeister, Herrn Dr. jur. A. Bloch, Berlin, Regentenstrasse 14, einzusenden. Zur Bequemlichkeit unserer Gönner haben wir bei den Vorständen der homöopathischen Vereine, sowie bei den Herren homöopathischen Aerzten, Postanweisungen mit der aufgedruckten Adresse unseres Schatzmeisters niedergelegt und bitten, solche eventuell von diesen zu verlangen.

Vierte Versammlung des internationalen homöopathischen Kongresses zu Atlantic City N. J. vom 16. bis 23. Juni 1891.

Von dem Vorsitzenden des vorbereitenden Komitees für den im fünfjährigen Turnus wiederkehrenden internationalen Kongress geht uns folgender Aufruf zu, den wir nicht verfehlen den geehrten Lesern mitzutheilen. Hoffentlich wird die Theilnahme aus den Kreisen der deutschen Homöopathen eine recht rege sein. Leider wissen wir von einigen Kollegen, dass sie durch besondere Umstände an der sonst wohl unternommenen Reise verhindert sind. In wortgetreuer Uebersetzung lautet der Aufruf folgendermassen:

Bekanntmachung.

Das Komitee, welchem die einleitenden Schritte für den Internationalen homöopathischen Kongress übertragen sind, macht sich ein Vergnügen daraus, der Arztwelt mitzutheilen, dass ihr Werk bereits so weit gediehen ist, dass eine ergebnissreiche Versammlung mit Recht erwartet werden kann. Von Aerzten aus den verschiedensten Gegenden der Welt haben wir die Zusicherung erhalten, dass sie Schriftstücke und Berichte einsenden werden. Diese Schriftstücke erstrecken sich über so verschiedene Gebiete, dass sie ein reiches Material zur Anregung und Diskussion für jeden Wissenszweig, für jedes Spezialstudium bieten werden. Das Komitee unterbreitet allen Kollegen, denen daran liegt, dass der Kongress so erfolgreich sei, wie nur irgend einer, als besonderen Wunsch, dass ein Jeder zum werkthätigen Mitarbeiten gerüstet sei, sei es nun durch Vorlage von Schriften, sei es durch Betheiligung an der Debatte. Die Untersuchungen und Erfahrungen der letzten fünf Jahre mit ihren Resultaten übersichtlich zusammengestellt, werden zweifellos von grösster Wichtigkeit und von lebhaftem Interesse für die ganze Welt sein. Wie schon verkündet worden ist, soll die für die Sitzungen bestimmte Zeit für vollen und freien Gedankenaustausch bestimmt sein, indem alle dahin streben, das bekannt zu geben was für Arzt und Publikum am meisten nutz- und segensbringend ist. Während das Komitee die Umrisse für die allgemeine Leitung des Kongresses festgestellt, hat es wieder einzelne Unterabtheilungen gebildet, um für einzelne speziellere Aufgaben Sorge zu tragen; diese Vorarbeiten sollen indess in keiner

Weise beschränkend wirken. Obschon selbstverständlich nicht alle die besonderen Einrichtungen des Büreaus und der Sektionen des „American Institute of Homoeopathy“ kennen, so setzt man doch in alle Anwesenden das Vertrauen, dass sie den massgebenden Dingen ihre Aufmerksamkeit schenken werden.

Das Komitee stellt folgende Forderungen. Jedes zur Vorlage kommende Schriftstück soll nicht über viertausend Worte umfassen. Ein Auszug soll nicht über tausend Worte gehen. Dieser Auszug ist dazu bestimmt vorgelesen zu werden, falls die Beiträge so zahlreich sind, dass es unmöglich ist, sie alle vollständig zur Kenntniss zu bringen. Von allen Beiträgen soll der Titel dem Vorsitzenden oder Schriftführer des Komitee vor dem 5. April zugeschickt werden, um sie in das Programm aufzunehmen. Alle Auszüge müssen bis zum 5. Mai an den Vorsitzenden eingeschickt werden, um sie denjenigen zuzustellen, welche die betreffenden Diskussionen leiten. Alle statistischen Angaben über Gesellschaften, Einrichtungen und Lehranstalten sollten so bald wie möglich an K. T. Franklin Smith, 264 Lenox Ave. New-York City geschickt werden.

K. H. C. Allen, Vorsitzender der Abtheilung für Eisenbahnfahrt, wird im „Annual Circular“ und in medizinischen Zeitschriften einen ausführlichen Bericht veröffentlichen über Taxe, Einrichtung und Plan der Eisenbahnen. Alle Anfragen um Auskunft über die litterarische Veranstaltung sind an Theo. Y. Kinne M. D., Paterson N. J. zu richten. Das Lokal-Komitee für die Arrangements in Atlantic City hat als Vorsitzenden Dr. M. D. Youngman, Atlantic City N. J., an welchen alle Briefe und Anfragen betreffs Unterkommen etc. — in Bezug auf nachfolgendes Circular — zu richten sind.

Theo. Y. Kinne M. D.
Chairman of Comitee of Arrangements, Paterson N. J.
Pemberton Dudley M. D.
Secretary, Cor. 15th and Master Sts., Philadelphia Pa.

Atlantic City.

Atlantic City N. J. (der Ort an dem der 4. Internationale homöopathische Kongress abgehalten wird) ist auf der Ostküste von Süd-Jersey gelegen. Die Stadt ist auf einer Halbinsel erbaut, die zehn Meilen (englisch) lang und eine Viertel bis zwei Meilen breit ist. Das Eiland ist in Gevierte getheilt. Die Strassen sind

hübsch mit Kies gestreut und gepflastert und also glatt und zugleich fest. Die Stadt zeigt viele elegante und schöne Privatwohnungen und einige der behaglichsten und aufs Glänzendste ausgestatteten Gasthäuser der Vereinigten Staaten.

Die dauernd dort ansässige Bevölkerung beträgt gegen 15,000 Personen, aber während der Badezeit, welche vom 1. Juni bis 1. Oktober reicht, schwankt die Bewohnerzahl von 75,000 bis 150,000. Es giebt über 500 Hôtels und Logirhäuser. Das Wasser wird aus Bohrbrunnen geschöpft, deren einer 1000 Fuss tief ist. Die Kanalisation ist in vorzüglichem Zustande. In der Nacht sind die Strassen und Strandwege durch Bogenlampen aufs Glänzendste erleuchtet. Der grösste Anziehungspunkt von Atlantic City ist der Strand, der nicht seines Gleichen hat. Derselbe besteht aus weissem und schwarzem Quarz und Basaltsand.

Das für die Kongresssitzungen in Aussicht genommene Hôtel ist das „United States“, das auf der Pacific Avenue liegt und sich von der Maryland Ave. bis zur States Ave. erstreckt. Es ist dies das grösste und feinste Hôtel in Atlantic City, neu erbaut und mit allen modernen Hôtelausrüstungen versehen.

Der Preis stellt sich auf 3,50 bis 4,00 Dollars pro Tag, je nach der Lage der Wohnung.

Das Lokal-Komitee hat Vorbereitung zur Unterhaltung der Gäste während ihres Aufenthaltes in der Stadt getroffen, welche Vokal- und Instrumentalkonzerte, Ausflüge zur See, bei guter und glatter See Yachtfahrten, Tiefseefischerei etc. etc. umfassen. Ferner wird ein grosses Festbankett von der Verwaltung angerichtet, zu dem die Mitglieder des Kongresses und deren Freunde als Gäste des Hauses geladen sind. In dem Hôtel wird ein „Bureau of Information“ eingerichtet und von sachverständiger Seite geleitet, wo man Auskunft erlangt sowohl über Alles, was die Stadt, ihre Hôtels, Wohnungen, Aussichtspunkte und Sehenswürdigkeiten betrifft, wie auch über das Programm für die Sitzungen, Arbeiten und Vergnügungen eines jeden Tages.

Es ist wünschenswerth, dass alle Kongressmitglieder und deren Freunde sich ein Unterkommen in dem United States Hôtel sichern, da man dann eines möglichst erfolgreichen und befriedigenden Verlaufes der Versammlung versichert sein kann.

Vormeldungen wegen Wohnung sind entweder an United States Hôtel, Atlantic City N. J. oder Dr. M. D. Youngman 1618 Pacific Ave. Atlantic City N. J. zu richten.

Wie Sirenengesang verlockend klingt die Einladung von jenseits des Ozeans zu uns herüber und wahrlich es müssen die zwingendsten Gründe es verhindern, wenn man diesem Rufe nicht folgte. Die sorgsame Pflege, welche die Homöopathie in Amerika gefunden, sichert auch dem wissenschaftlichen Erfolge des Kongresses eine nicht gewöhnliche Bedeutung. Mögen recht viele unserer heimischen Kollegen doch Sorge tragen, dass das Mutterland der Homöopathie würdig vertreten ist. Dr. Sulzer.

Stenographische Aufzeichnung der Debatten bei Gelegenheit des, im grossen Auditorium des Pädagogischen Museums in St. Petersburg am 20. Dezember 1890 von Dr. E. Carrick unter dem Titel

Die Homöopathie als Lehre und Irrung

gehaltenen Vortrages.

Motto: In capacity is no crime,
Ignorance may be forgiven,
But d—d stupidity never!
(Sentiment of an exasperated whist-player.)

Die Redaktion des in St. Petersburg, seit Januar 1891 unter der Redaktion von Dr. Genick in dem Verlage von T. Flemming erscheinenden Journals „Der Arzt Homöopath" macht folgende Vorbemerkung:

Wir bringen heute die stenographische Aufzeichnung des Vortrages von Dr. E. Carrick „Die Homöopathie als Lehre und Irrthum", bedauern aber dabei sehr, nicht auch den Vortrag selbst bringen zu können, weil der Verfasser sein Eigenthumsrecht nicht auf den Verleger übertragen will und das Versprechen giebt, nächstens selbst den Druck seines Vortrages besorgen zu wollen.

Da nun voraussichtlich dieses Versprechen sich wohl schwerlich realisiren dürfte, so haben wir nicht noch länger angestanden, die Debatten zu veröffentlichen, um so mehr, da es dem Leser nicht schwer sein dürfte, nach der Entgegnung des Dr. Brasol sich den Inhalt zu rekonstruiren.

Der Vortrag nimmt sich folgende Thesen zum Vorwurf:

1. Hahnemann's Theorie: „Similia similibus curantur" — Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt, ist nicht stichhaltig und wird weder durch das physiologische Experiment noch durch Beobachtung am Krankenbette bestätigt.

2. Die Resultate der Behandlung mit minimalen, d. h. homöopathischen, Gaben sowohl als durch das Riechenlassen an den

Arzneien, sind gleich denen, die bei Absens jedweder Behandlung sich herausstellen.

3. Hahnemann's Psoratheorie als Grundlage der meisten chronischen Uebel aufgefasst, ist falsch und unbewiesen.

4. Die Wirkungsfähigkeit der Arzneien wird durch Verdünnen und Schütteln verringert und nicht, wie Hahnemann behauptet, gesteigert.

5. Nicht eine einzige aller von Hahnemann aufgestellten Thesen kann zu der Höhe eines Gesetzes erhoben werden.

Vor Eröffnung der Verhandlungen wandte sich der Präsident der Versammlung, Direktor des Pädagogischen Museums, General-Lieutnant W. P. Kochoffsky mit folgenden Worten an das Publikum:

Einigen meiner Amtskollegen ist es bekannt, dass ich in der letzten Zeit ein eifriger Anhänger der Homöopathie geworden bin, ich halte es für meine Pflicht darauf hinzuweisen, um der Besorgniss zu begegnen, die persönliche Ueberzeugung des Präsidenten der Versammlung könnte am Ende die Debatten beeinflussen; auch finde ich es angemessen, daran zu erinnern, dass zur Zeit, als Dr. Brasol hier in diesem Auditorium seine Vorträge über Homöopathie hielt, ich ebenfalls — aus Unkenntniss derselben — noch einer ihrer Gegner war. Eben so wie damals meine persönliche Ansicht von keinem Einflusse auf die Debatten gewesen, wird das auch heute der Fall sein. Diese Kundgebung entledigt mich jeglicher Verantwortung und stellt mich unter die allgemeine Beurtheilung und Kontrole. Nun noch einige Worte von Seiten des Museums:

Das Pädagogische Museum hat, in seinem Bestreben, dem allgemeinen Wohl fördernd zu dienen, nie einen, zu seinen Maximen gehörigen, höchst wichtigen Standpunkt — den nämlich, jedweder Tendenz fern zu sein — aus dem Auge verloren. Aus diesem Grunde hat es dem Publikum sowohl wie der Presse stets seine Thore geöffnet, es hat nie unterlassen, allen Parteien, allen Meinungen und Ansichten — da, wo es sich darum handelte, eine Sache durch vielseitige Untersuchung und Beleuchtung ins Klare zu bringen — stets volle Freiheit zu verleihen.

Ich halte es für überflüssig, das Gesagte durch Beispiele zu beweisen, sie sind vielen hier Anwesenden erinnerlich und begnüge mich nur damit, eine Angelegenheit, die der Filter, zu berühren:

Ein höchst kompetenter Ausschuss, unter dessen Mitgliedern sich auch Delegirte der Regierung befanden, bestimmte, dass die

Filter überhaupt sehr schlechtes Trinkwasser lieferten — es ist hier die Rede von den Haus-, nicht von den Stadtfiltern. Kaum hatte der Ausschuss seine definitive Meinung ausgesprochen, als das Museum erfuhr, eines der Mitglieder dieses Ausschusses, der verstorbene Professor Dobroslawin, sei entgegengesetzter Meinung, so bot es ihm sofort die Möglichkeit, eine ganze Reihe von Vorträgen zu Gunsten der Filter zu halten. — Als vor 4 Jahren Dr. Brasol seinen Wunsch, öffentliche Vorträge über Homöopathie zu halten, dem Museum unterbreitete, wurde dieses Anliegen sofort in die damals in Permanenz bestehende Kommmission zur Berathung übertragen. Nach Stimmenmehrheit wurde Dr. Brasol's Programm angenommen und öffentliche Vorträge über Homöopathie, als einer für das allgemeine Wohl sehr wichtigen Angelegenheit, für sehr nützlich befunden, es fand die Annahme des Programms indessen unter der Bedingung statt, dass, falls Dr. Brasol für die Homöopathie eintreten würde, es erforderlich sei, den allopathischen Aerzten zu gestatten, gleichzeitig öffentlich als Opponenten aufzutreten, denn nur auf diese Weise stehe eine Klärung dieser Frage in Aussicht. Ich halte es für nothwendig, hier daran zu erinnern, dass in der diese Frage berathenden Kommission die Minorität der Mitglieder durch, zu dem Lager der herrschenden Schule gehörende, Aerzte vertreten war und dass diese alle sich gegen öffentliche Vorträge über Homöopathie erklärten. —

In ziemlich langen Zwischenräumen wurden von Dr. Brasol in diesem Auditorium 3 Vorträge gehalten, in denen er in systematischer Ordnung und möglichster Kürze das Ganze der Lehre Hahnemannn's aufdeckte. Es hat nicht an ermuthigenden, unsererseits an die Widersacher der Homöopathie gerichteten Einladungen, sich an der Sache zu betheiligen, gemangelt, allein es wird sich das damals dieses Auditorium reichlich erfüllende Publikum daran erinnern, dass die Kommission, welche zur Beurtheilung der Vorträge sich gebildet hatte, nur 3 Aerzte zählte: Professor Tarchanow, Dr. Werenius und Dr. Terner.

Im vergangenen Jahre wurde ebenfalls ein höchst wichtiger Vortrag „Ueber die Stellung der Homöopathie im Bereiche der Erfahrungswissenschaften" angesagt; das Publikum beehrte diesen Vortrag mit eben so zahlreichem Besuche wie alle vorangegangenen, allein keiner von den allopathischen Aerzten trat als Opponent auf — es konnte also der Kampf aus Mangel an Kämpfenden nicht bestehen.

Ich habe das oben Gesagte mit der Absicht vorangeschickt, um ganz besonders auf die Bedeutung des heutigen Vortrages hinzuweisen, und eben so den ärztlichen Muth zu betonen, mit dem unser verehrter Vortragender in diesem Auditorium gegen die Homöopathie in die Schranken getreten, indem er Alles seiner Ansicht nach Erforderliche ausgesprochen hat. Im Namen des Pädagogischen Museums spreche ich ihm meinen verbindlichsten Dank aus, den ich gleichfalls auf die verehrten homöopathischen Aerzte erstrecke, welche bereitwillig an der Diskussion sich zu betheiligen erschienen sind. Dr. Brasol als dem, der sich vor Allen zuerst gemeldet, ertheile ich das Wort in erster Reihe, vorab aber wünschte ich die Aufmerksamkeit der Anwesenden darauf zu lenken, dass Alles, was uns heute zu hören bevorsteht, nur mit der Absicht, Wahrheit aufdecken zu wollen, gesagt werden wird. Von dieser Seite betrachtet, verdient jede hier ausgesprochene Meinung Achtung und Beachtung, mag sie auch noch so schroff mit unseren persönlichen Ansichten auseinandergehen.

Es steht nicht in meiner Macht, die bevorstehende Diskussion nach Inhalt und Wesen im Gleichgewicht zu erhalten, ich muss also an die Zeit mich halten, dem einzigen mir in dieser Hinsicht zu Gebote stehenden Mittel. Dr. Carrick hat zu seinem Vortrage 1 Stunde und 20 Minuten gebraucht, ich muss also die Herren Homöopathen bitten, ihre Opposition nicht über diese Zeit hinauszuschieben, denn nach Verlauf derselben gestatte ich keine weitere Erwiderung.

Ausserdem muss ich auch noch darauf aufmerksam machen, dass das letzte, das Schlusswort, nach allem Rechte dem Herrn Dr. Carrick zukommt, ich meinerseits werde dann versuchen, einen Ueberblick, alles Gesagte betreffend, zu geben. (Beifallsbezeugungen durch Applaudiren.)

Somit hat denn nun Herr Dr. Brasol das Wort.

Dr. Brasol: Hochgeehrte Versammlung!

Es wäre für mich ungleich angenehmer und wünschenswerther, Ihnen, statt kritisch den oben angehörten Vortrag zu beleuchten, ein scharf aber eng konturirtes Bild von dem Wesen der Homöopathie vorzulegen. Sie wären alsdann im Stande, mit dem erlangten klaren Begriff der Sache sich handgreiflich davon zu überzeugen, wie und wodurch sich die eben vorgeführte Karrikatur von dem Originale unterscheidet. Zu meinem grossen Leidwesen muss ich von diesem Vorhaben abstehen und zwar aus dem Grunde,

weil, als ich selbst an dem heute von Dr. Carrick eingenommenen Platze stand, freilich nicht gegen, sondern zu Gunsten der Homöopathie sprechend, von Seiten meiner Opponenten Einwendungen zu hören bekam, die sich in einem unbestimmten Hin und Her bewegend Alles berührten, die Thesen ausgenommen, die meinem Vortrage zu Grunde lagen. Eben so wie damals mache ich auch jetzt noch meinen Opponenten den Vorwurf, dass aus Mangel an stichhaltigen Gegenbeweisen zu dem von mir Vorgetragenen, sie, von dem Gegenstande abschweifend, bestrebt waren, die Diskussion in das Gebiet untergeordneter und unwichtiger Dinge zu übertragen. Würde ich nun heute denselben Weg einschlagen und, den Vortrag Dr. Carrick's ignorirend, neue Thesen aufstellen und erläutern, so könnte man mir gerechtermassen vorwerfen, meine eigenen an die Opponenten gestellten Forderungen nicht erfüllt zu haben, und mich der Nichtbeachtung und Nichtachtung meiner Gegner zeihen. Ein solcher Gedanke muss mir schon aus dem Grunde fern liegen, weil Dr. Carrick die Ehre gehört, der Erste zu sein, der öffentlich gegen die Homöopathie zu Felde gezogen, und man muss es ihm als ein hohes Verdienst anrechnen, den Muth gehabt zu haben, mit so nichtigem Vorrathe an Kräften und einer eben so mangelhaften Ausrüstung einem mächtigem Feinde gegenüber aufgetreten zu sein, der im Verlaufe eines Jahrhunderts den Anläufen der mächtigsten Goliathe der medizinischen Welt siegreich die Stirn geboten. Ich werde daher, meinem oben erwähnten Vorhaben entsagend, mich nur in den von dem Vortrage des Dr. Carrick gesteckten Grenzen bewegen.

Hinsichtlich des allgemeinen Inhalts des eben angeführten Vortrages ist es nicht zu verkennen, dass er sich auf Hahnemann, seine Arzneimittellehre und das Organon erstreckt, d. h. also, der Vortrag hat, oder sollte vielmehr, ein historisches Interesse haben. Müssen wir aber nicht — und das wird schwerlich jemand bestreiten wollen — von einem Vortragenden, der sich einen geschichtlichen Stoff zum Vorwurf nahm, mit allem Rechte objektive Ruhe, Unparteilichkeit, vor Allem aber Genauigkeit und Pünktlichkeit bei Mittheilung historischer Facta verlangen? Wollen wir nun untersuchen, wie weit Dr. Carrick seiner Aufgabe und den von derselben gestellten Forderungen nachgekommen ist.

Seinen Streifzug richtet er von Hause aus, übrigens vollkommen richtig, gegen Hahnemann's Lebenslauf; merkwürdigerweise aber ist es dem Vortragenden gelungen, aus dem langdauernden Leben

und der eben so lange dauernden segensreichen Thätigkeit dieses grossen Mannes nichts weiter herausgelesen zu haben, als dass er ein chemisches Präparat entdeckt hatte oder entdeckt zu haben glaubte, welches er in den Handel unter dem Namen Alkali pneum brachte,*) welches sich später ganz einfach als ganz gewöhnlicher Borax herausstellte. Verbirgt sich nicht etwa hinter dieser Mittheilung die geheime Absicht, diese Begebenheit als einen Betrug herauszustellen, dass also der Gründer der Homöopathie ein Betrüger, folglich die Homöopathie, als sein Werk, nichts Anderes denn Betrug sein könne. Diesem Vorgehen Dr. Carrick's eine andere Deutung geben zu wollen, sträubt man sich unwillkürlich aus dem Grunde, dass jetzt als historisches Faktum fest steht, Hahnemann habe ganz zufällig, daher auch unabsichtlich, geirrt, wie dieses gleichfalls mit anderen und den besten Chemikern der Fall war. So z. B. glaubte Klaproth im Diamantspath einen neuen Körper entdeckt zu haben, der nicht vorhanden war, ein eben so berühmter Chemiker und Zeitgenosse Hahnemann's, Proust wähnte, das Sal mirabile perlatum entdeckt zu haben, welches sich später als phosphorsaures Natron herausstellte. — In einen ähnlichen chemischen Irrthum verfielen Ruprecht, der ein neues Metall entdeckt zu haben glaubte, welches sich als Eisen herausstellte; dem berühmten Tromsdorf ging es nicht besser; alle diese Fehler hatten ihren Grund in der Unzulänglichkeit der Untersuchungsmethode und in den Reagentien, die nicht chemisch rein waren. Da es nun aber damals noch keine Privelegien für Erfindungen gab, die Erfinder aber den natürlichen und berechtigten Nutzen aus ihrer Erfindung ziehen wollten, so wurden gewöhnlich diese Präparate den Apothekern zum Verkauf in Kommission gegeben, was die Chemiker eben so gut wie Hahnemann thaten. Der Unterschied zwischen der Handlungsweise Hahnemann's und dieser Chemiker, seiner Zeitgenossen, ist aber der, dass diese in ihrem Irrthum beharrten, Hahnemann aber sogleich seinen Irrthum einsah, in den besten damals bestehenden Journalen für Chemie ausführlich über seine Darstellungsweise referirte, ihre Fehlerquelle aufdeckte und öffentlich erklärte, er sei bereit, dass durch den Verkauf seines Präparates gelöste Geld sofort zurückzuerstatten. Diese, an und für sich unwichtige, und für die Homöopathie vollkommen bedeutungslose Begebenheit, stellt Hahnemann als einen durch

*) Für Alles hier über Pneum gesagte siehe Ameke, die Entstehung und Bekämpfung der Homöopathie p. 300 u. f.

und durch Rechtlichen in das beste Licht, währenddem Dr. Carrick ihn etwa mit den Worten: „Seht das ist das Bild des Gründers der Homöopathie“ gerne in zweideutiger Beleuchtung herauszustellen bestrebt. Dieser erste Angriff des Vortragenden beweist aber seinen Mangel an Tüchtigkeit zu ernsten historischen Untersuchungen und zeigt, dass sein Talent mehr mit dem Kritisch-Lächerlichen verwandt ist.

Nachdem nun Dr. Carrick durch sein unwürdiges Bestreben, Verdacht gegen Hahnemann's Redlichkeit einzuflössen, seiner Obliegenheit eine unparteiische biographische Skizze von ihm zu geben, entschlüpft ist, macht er sich, leichten Herzens, treu seiner eingeschlagenen Richtung und vollständig die Verdienste Hahnemann's um Chemie, Pharmacie, Pharmokologie und Therapie ignorirend, mit Sturmschritt an das Organon heran, eifert gegen die Dynamisationstheorie, gegen die Auffassung des Wesens der Krankheit, die Lebenskraft, die Lehre über die chronischen Krankheiten, die Psora und führt schliesslich das Wesen der Homöopathie auf folgende sieben Maximen zurück.

1. Similia similibus curantur.
2. Die Symptome bilden das Wesen der Krankheit.
3. Prüfung der Arzneien an gesunden Menschen.
4. Minimale Gaben.
5. Steigerung der Arzneiwirkung durch Verreiben.
6. Der geistige Ursprung der Krankheit und die geistige Wirkung der Arznei.
7. Das Entstehen der Mehrzahl der chronischen Krankheiten durch Psora.

Vom Standpunkte der Logik aus betrachtet, ist eine solche Eintheilung der Maximen unzweckmässig; weshalb sieben aufstellen, wenn folgende drei vollkommen genügen:

Die erste steht oben an, sie wird ausgedrückt durch Similia similibus curantur, d. h. Aehnliches heilt Aehnliches oder mit anderen Worten, bediene dich zum Heilen der natürlichen Krankheit solcher Stoffe, deren physiologische Wirkung höchst möglich der gegebenen Krankheit entspricht. Aus dieser Hauptregel geht mit grösster logischer Consequenz die zweite, nicht minder wichtige Maxime hervor, die des Prüfens der Stoffe an gesunden Leuten behufs der Eruirung der Aehnlichkeitsbeziehung natürlicher mit der durch den Stoff erzeugten künstlichen Krankheit. Schliesslich deducirt sich als praktische Nothwendigkeit aus der ersten, obersten,

die dritte Maxime, d. h. die der minimalen Gaben. Hier könnte noch eine vierte, von dem Vortragenden ausser Acht gelassene Maxime, hinzugefügt werden, die nämlich des einfachen, nicht in einem Gemische verschiedener Arzneien gereichten Mittels. Es beruht demnach das Wesen der Homöopathie hauptsächlich auf dem Satze: Similia similibus curantur, aus dem sich von selbst die Nothwendigkeit des Prüfens der Arzneistoffe am gesunden Menschen eben so deducirt, wie die Nothwendigkeit der minimalen Dosis. Alles Uebrige: Dynamisationstheorie, Dynamis der Krankheit und der Arzneiwirkung, Psoratheorie u. s. w. gehört nicht zum Wesen der Homöopathie und ist ein später in sie eingeführtes Element, so z. B. macht Hahnemann erst 1824 in der 3. Auflage des Organon Anspielung auf die Dynamisationstheorie, 1829 in der 4. Auflage ist zum ersten Male die Rede von Psora und Lebenskraft, was erst 1833 in der 5. Auflage ausführlicher entwickelt wird. Die ersten Auflagen des Organon enthalten nichts, was auf diese Theorien hinweisen könnte, sie können also, als erst nach 25 Jahren des Bestehens der Homöopathie aufgestellte Satzungen betrachtet werden, also nicht strikte zur Homöopathie gehörend. Ich werde mich daher auch jetzt nicht weiter bei ihnen aufhalten, spare mir diese Besprechung, wenn die Zeit es erlauben wird, bis später auf und wende mich dem Aehnlichkeitsgesetze zu.

Dr. Carrick behauptet, man könne die Maxime Similia similibus curantur auf zweierlei Weise widerlegen. Erstens mit dem Beweise, dass Arzneistoffe im gesunden menschlichen Organismus keine, den natürlichen Krankheiten ähnliche Zustände hervorrufen, oder aber, zweitens, angenommen, dass sie in der That ähnliche Zustände hervorrufen, sie dieselben dennoch nicht heilen. Ganz schön und richtig; sollte es nun dem Herrn Dr. Carrick gelingen, einen von diesen Sätzen zu beweisen, oder mit anderen Worten, die Grundpfeiler der Homöopathie umzustossenn, so müsste man ihn in die Höhe und den Glanz der berühmtesten und weisesten Männer des XIX. Jahrhunderts erheben. Wie aber lässt nun Herr Dr. Carrick diese von ihm selbst sich gestellte Frage beantworten? Ganz gemüthlich und einfach auf folgende Weise: Er betrachtet in seiner Weise die Wirkung der China, welche bei Hahnemann Wechselfieber erzeugte, die der Belladonna, welche von den Homöopathen in Scharlach und die des Vaccinins, welches bei einigen Homöopathen bei der Variola zur Anwendung kommt und sagt, diese Mittel ständen in keiner homöopathischen Beziehung zu den Krankheiten,

in welchen sie angewandt werden, denn China mache kein Wechselfieber, Belladonna keinen Scharlach und Vaccinin keine Pocken. —

Fangen wir mit der China an: Bei Gelegenheit seiner Mittheilung über die Entstehung der Homöopathie spricht Dr. Carrick von dem Versuche Hahnemann's mit derselben an sich selbst und zitirt seine Worte. Ich sagte schon vorhin, man müsse von einem Verfasser oder Vortragenden, der ein geschichtliches Thema zum Vorwurf genommen, gewissenhaftes Referiren der Facta, um so mehr aber genaues Zitiren fremder Aussprüche verlangen. Nun behaupte ich aber, die Worte Hahnemann's seien nicht genau zitirt, darin aber liegt ein Umstand von grosser Wichtigkeit, es wäre daher nothwendig, in Erfahrung zu bringen, aus welcher Quelle der Vortragende geschöpft hat und bitte um Aufklärung.

Dr. Carrick: Ich erinnere mich nicht mehr, meine Handschrift ist aber im Nebenzimmer.

Dr. Brasol: Da diese Frage für mich von besonderer Wichtigkeit ist, so würde ich den Herrn Vortragenden bitten, im Manuskripte nachzusehen.

(Dr. Carrick entfernt sich, um die Handschrift zu holen. Pause.)

Dr. Brasol (sich an den Präsidenten wendend): Ich bitte sehr den Herrn Präsidenten, die mit dem Herbeischaffen der Handschrift verlorene Zeit uns nicht anrechnen zu wollen.

Der Präsident: Sehr gut, ich werde diesen Umstand berücksichtigen.

Dr. Carrick (zurückkehrend blättert in der Handschrift): Ich weiss nicht recht, was für ein Citat Sie nöthig haben.

Dr. Brasol: Ich wünsche zu wissen, woher Sie die von Ihnen zitirten Worte Hahnemann's über die Wirkung der China genommen haben.

Dr. Carrick: Ich habe sie dem Werke Rodgers „Die Therapie der Gegenwart" entlehnt.

Dr. Brasol: So — Sie zitiren also aus Rodgers? Höchst charakteristisch ist der Leichtsinn, mit dem er seine Aufgabe betrachtet, er hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, auf die Quelle zurückzugehen und entlehnt seine Wissenschaft über Homöopathie der ersten besten *gegen* die Homöopathie verfassten Broschüre.

Ueber den Versuch an und für sich sagen Sie, Hahnemann habe nach Einnahme der China Etwas wie Symptome empfunden, namentlich aber: „Anfangs werden die Füsse, die Fingerspitzen „u. s. w. kalt, darauf fühlte ich mich schwach, der Puls wurde

„hart, frequent und es trat ein unerträglicher Zustand von Unruhe und „Zittern ein, doch ohne Frost, Schwäche in allen Gliedern, Brausen „im Kopfe, Durst, mit einem Wort · . . . . . .“ Ich bitte Herrn Dr. Carrick fortzufahren; was sagt Hahnemann weiter?

Dr. Carrick (sucht die Stelle in seiner Handschrift).

Dr. Brasol: Rücksichtlich der unverkennbaren Verlegenheit des Vortragenden will ich nicht weiter darauf bestehen. Jedenfalls ist es sehr charakteristisch, dass Sie aus dritter und vierter Hand zitiren, da Sie nun aber öffentlich ein historisches Thema behandeln, so war es Ihre Pflicht, sich mit den historischen Dokumenten in ihrem Originale bekannt zu machen (Zischen im Publikum). Nun aber liest Dr. Carrick folgendermassen weiter: „. . . . . . mit einem Worte, alle gewohnten Symptome des Wechselfiebers“, nun aber sagt Hahnemann: „Kurz alle mir sonst beim Wechselfieber gewöhnlichen Symptome“ und weiter „auch die mir bei Wechselfiebern gewöhnlichen, besonders charakteristischen Symptome“ also alle gewöhnlichen, mir in Wechselfiebern besonders charakteristischen Symptome, alle waren da. Der Sinn dieses Experimentes ist also der: Hahnemann hat früher an Wechselfieber gelitten und die China heilte ihn zu der Zeit, später aber, als er gesnnd war und China einnahm, so rief diese bei ihm alle Symptome seines Wechselfiebers hervor. Das beweisst also die homöopathische Beziehung zu seinem individuellen Wechselfieber, diese aber war es gerade, die bei ihm den Gedanken erweckte, alle übrigen Arzneimittel in derselben Richtung zu prüfen. Langjährige experimentelle Arbeiten und Beobachtungen brachten ihn zu der auf streng induktivem Wege gewonnenen Formel: Heile Aehnliches mit Aehnlichem.

Ferner behauptet Dr. Carrick, spätere Beobachter hätten die Behauptung, China erzeuge Wechselfieber, nicht bestätigt gefunden. Allerdings rufen Arzneistoffe nicht immer, nicht überall und nicht absolut dieselben Erscheinungen hervor, eine gewisse Empfänglichkeit von Seiten des Organismus muss immer vorhanden sein, ist aber einmal diese Empfänglichkeit da, so treten nach China unverkennbare wechselfieberartige Erscheinungen auf, was ich durch einige Illustrationen aus der Literatur erhärten will:

Schon Pereira erwähnt des fieberhaften Zustandes, welcher sich nach Gebrauch der China in steigenden Gaben entwickelt. Gerson berichtet, dass seinen Beobachtungen zu Folge schwefelsaures Chinin genuine Fieberbewegungen von mehr oder weniger

Dauer hervorrufe. Vor nicht gar langer Zeit, vor etwa 5 Jahren, berichtete Weitenberg [1]), dass die s. g. Chinakrankheit grosse Aehnlichkeit mit dem Wechselfieber habe, dasselbe sagen Lachmann, Stark und Prof. Schroff — alles Allopathen, nicht Homöopathen. Die Berliner Charité bringt 1881 die Beschreibung eines Falles [2]) wo Gaben von 8—12 Gran bei einer an Wechselfieber Leidenden regelmässig Fieberparoxysmen hervorriefen.

Merkel berichtet über einen ähnlichen Fall [3]), das Centralblatt für klinische Medizin [4]) referirte vor kurzem über einen Fall, wo bei einem Kranken 3—6 Stunden nach Einnehmen von Chinin Schüttelfrost und Gesichtsblässe mit Schweissausbruch bei einer Temperatur von 39,5—42° C. in der Achselgrube auftrat, darauf stellte sich Haematurie und icterische Hautfärbung ein.

Diese Beobachtung wurde auch noch bei anderen Patienten gemacht, bei denen jede Gabe Chinin konstant Haematurie und Icterus erzeugte. Höchst interessant sind die Beobachtungen von Chevalier [5]), Zimmer [6]) und Harms [7]), denen zu Folge sich erwies, dass die Arbeiter, welche auf den Fabriken mit dem Pulverisiren der Chinarinde beschäftigt sind, an einem augenscheinlichen Fieber mit Frost, Hitze und Schweiss leiden, welches die grösste Aehnlichkeit mit dem Wechselfieber hat, dennoch aber dem Chinin nicht nur nicht weicht, im Gegentheil von ihm verschlimmert wird. Das Chinafieber hat ebenfalls den periodischen Typus und meistentheils den dreitägigen. Griesinger [8]), Bretonneau [9]) und Trousseau [10]) haben dasselbe beobachtet. Der Beschreibung dieser Beobachter nach beginnt das Chinafieber stets mit Ohrensausen, Schwindel, Taub- und Trunkenheitsgefühl, darauf folgt Schüttelfrost mit nachfolgender trockener Hitze, Kopfschmerzen, und schliesst mit reichlichem Schweissausbruche. „Tägliche Beobachtungen" — sagt Trousseau — „beweisen, dass Chinin in grossen Dosen bei Vielen

---

[1]) Oesterreichische Wochenschrift, März 1881.
[2]) Deutsche Medizinalzeitung 1886, No. 24.
[3]) Archiv für klinische Medizin 1885. Bd. 36. S. 356.
[4]) Centralblatt für klinische Medizin 1889. No. 17.
[5]) Annales d'hygiène publique XLVIII. 1850.
[6]) Compte rendu de l'Academie des Sciences 1850.
[7]) Eröffnung eines neuen Weges zur sicheren Indication der Arzneien 1853, p. 407.
[8]) Virchow specielle Pathologie und Therapie, Bd. II. Abt. 2.
[9]) Journal des connaissances medical. chirurg. I. 136.
[10]) Traité de Therapeutiques. I p. 837, Edit. 1852.

die deutlichsten Fieberbewegungen hervorruft, dieses Fieber aber wird von wiederholten Chiningaben nicht nur nicht aufgehoben, sondern gesteigert. Diese physiologische Wirkung des Chinins wurde von den meisten Aerzten Frankreichs nicht zugegeben, in letzter Zeit sind indessen, sowohl in Frankreich, als auch im Auslande neue Beobachtungen über diesen Gegenstand gemacht worden und obgleich sich Viele das Verdienst, diese Frage aufgeklärt zu haben, zuschreiben, so gebührt sie doch Bretonneau." (Setzen wir in Klammern hinzu: sie gebührt nicht Bretonneau, sondern Samuel Hahnemann.)

„Nichtsdestoweniger" — fährt Trousseau fort — sind ihre Beobachtungen von Wichtigkeit, und jetzt giebt es kaum einen einigermassen exakt beobachtenden Arzt, dem nicht fast täglich dergleichen Fälle vorgekommen wären."

Es giebt übrigens, wie wir soeben sahen, auch jetzt noch solche Aerzte; interessant bleibt es dabei immerhin, dass, obgleich sich Dr. Carrick für einen Schüler Christison's ausgiebt, ihm dennoch unbekannt geblieben ist, dass auch Christison der China die Fähigkeit, Fieber zu erzeugen, vindicirt. Steht nun einmal fest, dass Chinin Wechselfiebersymptome zu erzeugen vermag, so muss sie allein dadurch schon zu der Reihe der homöopathischen Fiebermittel gehören und Dr. Carrick hat in seinem Vortrage ganz besonders betont, die Maxime der Homöopathie heisse nicht Aequalia aequalibus, sondern Similia similibus. Hahnemann sagt ja ausdrücklich, dass die Arzneistoffe nicht gleiche, sondern künstliche, mehr oder weniger in Aehnlichkeitsbeziehung zu den natürlichen Krankheiten stehende Zustände erzeugen und keinem von allen Homöopathen ist es je eingefallen zu sagen, China erzeuge ein vollkommenes Malariawechselfieber.

Dasselbe gilt nun von der Aehnlichkeitsbeziehung der Belladonna zum Scharlach, welche nicht darin besteht, dass sie einen genuinen Scharlach erzeugt, was auch nie von Hahnemann behauptet wurde, wohl aber darin, dass sie unbestritten mehr oder weniger dem Scharlach ähnliche Symptome hervorruft, als da sind: Fieber mit Lokalleiden im Schlunde (wo sie eine dem Scharlach ähnliche Angina erzeugt) und auf der Haut (wo sie einen dem Scharlach ähnlichen Ausschlag in der Sydenham'schen glatten Form hervorruft), ferner Lokalleiden des Mittelohres und der Nieren, wo Hyperaemie und das erste Stadium der Entzündung

auftritt, mit einem Worte: sie wirkt auf dieselben Organe und in derselben Richtung, die auch vom Scharlach eingehalten wird.

Was nun das Vaccinin anlangt, so könnte man es in einem Vortrage über Hahnemann ganz und gar mit Stillschweigen übergehen, besonders, da dieses Mittel nicht von ihm, sondern, irre ich nicht, nach seinem Tode von Henke eingeführt wurde. Nichtsdestoweniger unterliegt die Aehnlichkeitsbeziehung des Vaccinins zur Variola keinem Zweifel, die ganze medizinische Welt bekennt sich ja zur Vaccination, weil eben die Vaccina der Variola höchst ähnlich ist, um so mehr aber auch noch daher, dass die besten Autoritäten der Gegenwart der Ansicht sind, beide Krankheiten, obgleich ähnlich unter einander, ganz verschiedene Quellen haben. Daraus aber folgt, dass die Anwendung des Vaccinins vollkommen den Grundsätzen der Homöopathie, nicht aber denen der Isopathie entspricht, sobald es gemäss den Regeln der ersteren angewandt wird, d. h. es muss nicht einem gesunden Organismus, der seiner nicht bedarf, sondern einem kranken, bei vorhandener, oder dem Ausbruche naher, Variola einverleibt werden.

Vollen Ernstes wundert sich Dr. Carrick darüber, aus welchem Grunde wohl bei den Homöopathen Cina gegen Würmer in Anwendung kommt, da sie doch keine Würmer bei gesunden Menschen hervorruft. Ich muss mich in der That schämen, in der Lage zu sein, solch rudimentäre Dinge dem Vortragenden zu erläutern. Die ganze Sache, verehrtester Herr Kollege, hat ihren Grund darin, dass die Hauptwirkungssphäre der Cina in den Abdominalnerven-Ganglien liegt, von wo aus der Nerveneindruck und der Reiz sich auf die übrigen Organe, hauptsächlich aber das Hirn erstreckt, indem konvulsivische Zuckungen und selbst klonische Krämpfe sich einstellen, ferner: Pupillenerweiterung, Zähneknirschen und Aufschreien im Schlafe, Jucken in der Nase, Gesichtsblässe mit blauumränderten Augen, Heisshunger u. s. w. Aehnliche Symptome werden auch von Würmern erzeugt und aus diesem Grunde ist auch die homöopathische Beziehung dieses Mittels zur Wurmkrankheit eine vollkommen berechtigte. Die Thatsache aber steht unbezweifelt fest, dass bei diesem Mittel nicht nur die ganze, an ihren objektiven Symptomen wahrnehmbare, Krankheit gehoben wird, sondern dass auch sehr oft der Abgang von Würmern erfolgt. — Würde man mich fragen, woher das kommt, so würde ich darauf antworten, dass ich es ebensowenig weiss, wie überhaupt jemand zu wissen im Stande ist, wie und warum China

Wechselfieber heilt, glaube indessen, dass die Cina in minimalen Dosen tonisirend auf die Abdominalganglien einwirkend, die Sekretion der Darmschleimhaut auf ihre Norm zurückführt und so den Parasiten die günstigen Existenzbedingungen entziehend, sie tödtet, oder sie veranlasst, sich aus dem Organismus zu entfernen. Das ist allerdings nur eine individuelle Ansicht und hat auch weiter keine Beziehung zu dem Similia similibus curantur, welches zu beweisen oblag, und welches auch de facto als bewiesen sich herausstellt.

An den von dem Vortragenden selbst gewählten Beispielen ist es nicht schwer, sich von der Existenz der homöopathischen Aehnlichkeitsbeziehung zu gewissen, natürlichen Krankheiten zu überzeugen, man könnte übrigens hunderte anderer Mittel anführen, welche noch viel deutlicher und prägnanter als die von Dr. Carrick erwähnten, ihre Aehnlichkeitsbeziehung zu natürlichen Krankheiten an den Tag legen, so z. B. stellt der Mercur fast das volle Bild der Dysenterie, der Arsenik das der Cholera, die Cantharis das der Nierenentzündung, der Brechweinstein das der Entzündung und Hepatisation der Lunge, Stramonium das der Manie, Kali bichronicum das des fötiden Schnupfens mit Zerstörung der Nasenscheidewand u. s. w. dar. — Alle diese Stoffe heilen in mehr oder weniger minimalen Dosen die ihnen entsprechenden Krankheiten, sobald sie nicht Produkt von Vergiftung mit Arzneistoffen, sondern aus anderen Ursachen entstanden sind. Das Alles sind unumstössliche von Tausenden von Aerzten und Millionen Kranken durch Experiment und Beobachtung konstatirte Thatsachen, die zu widerlegen sich nur solche Leute bestreben, die darüber keine Erfahrung haben, folglich auch vollkommen inkompetent bei Diskussionen darüber sind und sein müssen.

Die Grundpfeiler der Homöopathie stehen demnach jetzt eben so fest wie vor dem Vortrage des Dr. Carrick, denn es ist ihm nicht einmal gelungen, sie zum Wanken zu bringen und Similia similibus curantur bleibt für immer die einzige, bei der Mittelwahl leitende Maxime.

Dr. Carrick hat übrigens an einer Stelle seines Vortrages daran erinnert, dass die Entsagung Hahnemann's von der Ausübung der Medizin, als ob aus dem Grunde erfolgt sei, dass sie ihm keinen sicheren Weg zum Heilen zu weisen im Stande ist. Dieses als ob deutet aber auf den Gedanken des Vortragenden hin, dass die Medizin wirklich im Besitz dieses Weges ist, er aber

Hahnemann unbekannt gewesen sei. Ich muss eingestehen, dass dieser Weg uns Allen gleichfalls unbekannt ist, und dass wir nicht aufhören zu behaupten, es gäbe und könne in der Medizin keinen anderen Weg geben, als den von der Homöopathie angewiesenen. Sollte es nun Dr. Carrick gelungen sein, einen anderen Ausweg gefunden zu haben, so ist er moralisch verpflichtet, offen und öffentlich diesen Weg zu nennen, einen Weg also, der mit Leichtigkeit das entsprechende individuelle Mittel für einen ihm ebenso entsprechend und individual gegenüberstehenden Krankheitsfall zu wählen gestattet. Während Dr. Carrick über diesen Punkt nachdenkt, fahre ich in der Beurtheilung seines Vortrages fort. Der Vortragende geht nun von dem Aehnlichkeitsgesetze zu Hahnemann's Arzneimittellehre über und verschweigt, sich und seinem Prinzipe treu bleibend, die hervorragenden Leistungen Hahnemann's auf diesem Gebiete, die unerschöpflichen Reichthümer, die er uns in den Prüfungen des Aconit, Belladonna, Arsenicum, Bryonia, Arnica, Rhus, Pulsatilla, Nux nomica u. s. w. u. s. w. hinterlassen und bleibt bei einigen Mängeln einigen, später von Hahnemann gelieferten Materiales stehen. Er wiederholt abermals, dass die Nachprüfungen einiger Aerzte, Rodger's, Jörg's, Andral's und einiger anderer die Prüfungen Hahnemann's nicht bestätigt hätten. Das mag sein, allein negative Versuche, die nicht allein höchst leichtsinnig und oberflächlich (wie z. B. die von Andral), sondern auch tendenziös ausgeführt wurden, beweisen nichts und verschwinden angesichts der Masse positiver, die Arzneimittellehre Hahnemann's bestätigender Nachprüfungen. Aus diesem Grunde findet auch Dr. Carrick für zweckmässig und höchst gerecht, die Untersuchungen einer ganzen Gesellschaft österreichischer Aerzte mit Stillschweigen zu übergehen, welche mehrere Jahre hindurch die Pathogenesen Hahnemann's Nachprüfungen unterwarfen. Diese Nachprüfungen, gewissenhaft, überaus unparteiisch und allen Anforderungen der Wissenschaft Genüge leistend, ausgeführt, bestätigen auf das Eklatanteste Hahnemann's Arzneimittellehre. Dasselbe geschah auch noch in England, Amerika und Frankreich und der bekannte Professor Imbert Gourbeyre in Clermont Ferrand, angespornt durch Trousseau's Ausspruch, die Hahnemann'sche Arzneimittellehre sei die Frucht der Einbildung und Phantasie, prüfte 20 Jahre hindurch allseitig die arsenige Säure, wobei sich herausstellte, dass alle von Hahnemann beobachteten, Spott und Hohn der Gegner erzeugenden Symptome nicht im entferntesten auf

Fiktion, sondern auf der handgreiflichsten Realität beruhend, der Wirkungssphäre des Arseniks zukommen und sich mehr weniger regelmässig in allen Vergiftungs- und Prüfungsfällen wiederholen. Ueberhaupt ignorirt Dr. Carrick, mit Unrecht, den weiteren Entwickelungsgang der Homöopathie und ihrer Arzneimittellehre; solch eine Handlungsweise kann durchaus nicht als eine lobenswerthe betrachtet werden.

Dass aber die homöopathische Arzneimittellehre Mängel aufzuweisen hat, unterliegt keinem Zweifel, allein könnte wohl die herrschende Schule sich mit ihrer Pharmakologie brüsten? — Nach den Aussprüchen ihrer eminentesten Vertreter ist sie ein Convolut von unnützem Plunder, der nur werth ist, über Bord geworfen zu werden. In meinem Vortrage über die homöopathische Arzneimittellehre[1]) habe ich bereits auf ihre Mängel hingewiesen und zwar 1) auf das Vorwalten subjektiver vor den objektiven Symptomen, 2) aber auch noch darauf, dass sich in die Prüfungsprotokolle oft zweifelhafte, unwichtige, zuweilen fiktive, zu der Wirkung des Mittels nicht gehörende Symptome eingeschlichen haben. Ich will hier nur noch hinzufügen, dass dieser Umstand unsere Arzneimittellehre nicht nur unnützerweise belastet, sondern auch dem oberflächlich auf sie gerichteten Blicke sich im Scheine der Trivialität vorgestellt hat, dem Kritiker aber, dem es an Zeug und gutem Willen fehlt, tiefer in sie einzugehen, bietet sie auf diese Weise Anhaltspunkte zu schlechten, platten, meist aber scurrilen Witzeleien, die als leichte Waare zur Kurzweil der Leser oder Hörer statt ernsthafter Beurtheilung an den Mann gebracht werden. Offenbar gehört Dr. Carrick nicht zu den Vortragenden, denen die Fähigkeit zu Gebote steht, ernsthaft an einen Gegenstand heranzutreten, ihm ist die Gelegenheit, sein Auditorium zu belustigen, höchst willkommen; trotz dieses edlen und wissenschaftlichen Bestrebens ist es ihm nicht gelungen, die Grundpfeiler der Homöopathie zu erschüttern, wohl aber ganz bedeutende Lücken in seinem eigenen Wissen der Pharmakologie aufzudecken. Besonders prägnant tritt diese Unkenntniss bei Gelegenheit, seines Bestrebens hervor, die Gemüthssymptome der Pathogenesen ins Lächerliche zu ziehen, denn offenbar befindet sich Dr. Carrick hinsichtlich der Erscheinungen im Gebiete des Gemüths, welche von solchen Mitteln wie Belladonna, Stramonium, Opium, Hyoscyamus Agaricus u. s. w., erzeugt werden, noch im Zustande der Unschuld,

[1]) Zeitschrift des Berliner Vereins homöop. Aerzte. Bd. IX. f. 52.

es ist ihm unbekannt, dass diese Mittel Delirien, Illusionen, Hallucinationen, Manie, Melancholie und verschiedene Formen akuter und chronischer Geistesverwirrung hervorrufen. Dr. Carrick wunder sich darüber, auf welche Weise wohl Cayenne-Pfeffer 142 Symptome zu erwecken im Stande wäre, da es bekannt ist, er könne nur Kratzen im Halse erregen (ipsissima verba). Mit diesen Worten hat er indessen nichts weiter erreicht, als die höchsteigenhändige Unterschrift zu dem Armuthszeugniss bezüglich der Pharmakologie, welches er selbst sich ausfertigt, denn wem dürfte es wohl unbekannt sein, dass die reizende, „Kratzen im Halse“ erzeugende Wirkung dieses Mittels sich ebenfalls auf Magen, Darm, Harnorgane, Haut u. s. w. erstreckt. Mit dem, jedweden Interesses beraubten Umstande, den er zu erwähnen für nothwendig hält, er nämlich sei ein Schüler der berühmten Pharmakologen Christison und Herdner, hat er wahrscheinlich beabsichtigt, sich mit einem Nimbus zu umgeben, der ihn in den Augen seiner Zuhörer als Autorität herausstellen sollte; ob ihm nun dieses wirklich gelungen, kann ich nicht bestimmen, bin aber gewiss, dass wären die Herren Christison und Herdner heute in diesem Auditorium zugegen, sie bis über die Ohren vor Scham erröthet wären über einen Schüler, der den mächtigen Einfluss von Arzneistoffen auf das Gemüth leugnet. (Beharrliches Zischen im Publikum.)

Nach diesem muss ich der Thesis des Dr. Carrick, Similia similibus curantur, oder Aehnliches heilt Aehnliches, sei nicht stichhaltig und werde weder durch das physiologische Experiment, noch durch Beobachtung am Krankenbette bestätigt, meine Antithese, und zwar in doppelter Form, entgegenstellen: erstens einmal wird die von Hahnemann aufgestellte Maxime, Similia similibus curantur, Aehnliches heilt Aehnliches, sowohl durch das physiologische Experiment, als auch durch Beobachtung am Krankenbette vollkommen bestätigt und zweitens: das Erforschungsprinzip der Wirkung der Arzneistoffe und die darauf gegründete Pharmakologie Hahnemann's steht als unantastbar da. Controlprüfungen und den neuesten Untersuchungen zu Folge ist sie im Allgemeinen als vollkommen bewährt bewiesen.

Was nun die minimalen Dosen anlangt, so will ich diese Frage heute nicht weiter berühren, einmal deshalb, weil darüber ein ganzer, bereits im Druck erschienener Vortrag Jedem sich dafür

interessirenden Aufschluss zu geben vermag, dann aber auch hoffe ich, in der Folge meine Vorträge über Homöopathie in diesem Auditorium fortsetzend, diesen interessanten Gegenstand nach verschiedenen Seiten hin zu beleuchten und schliesslich glaube ich, dass einer meiner Kollegen Einiges zu Gunsten der infinitesimalen Dosen vortragen wird. Auf Eines nur möchte ich dabei hinweisen: dass nämlich die Frage von der Dosis des homöopathischen Mittels keineswegs einzig und allein auf philosophischem, hingegen aber und durchaus nur auf dem klinischen, experimentellen Wege und dem der Beobachtung gelöst werden kann. Hahnemann hat in den verschiedenen Perioden seines Lebens auch verschiedene Dosen in Anwendung gebracht, anfangs niedrige, in der zweiten höhere, und in der letzten die hohen, besonders die 30te, hat aber auch noch in dieser Periode in gewissen Fällen niedrige und mittlere gebraucht. Die Homöopathen der Gegenwart bedienen sich aller Verdünnungen von 1 bis 30 Dec. und 30 Cent. und höher, je nach Bedürfniss; nun giebt es aber Aerzte, welche ausschliesslich der ersten Periode Hahnemann's, andere wieder, die seiner letzten Periode folgen, in keiner von diesen Richtungen verlassen sie die seiner Lehre und halten sich dabei an eigene, durch Experiment und Beobachtung gewonnene Regeln.

Hinsichtlich der Dynamisationstheorie — Steigerung der Arzneiwirkungsfähigkeit nach Maassgabe der Verdünnung — habe ich bereits daran erinnert, dass sie nach 25jährigem Bestehen der Homöopathie auftauchte und schon damals Opposition bei den nächsten Schülern Hahnemann's hervorrief. Jedenfalls muss die vierte Thesis des Vortragenden anders formulirt werden.

Er sagt: „Die Wirkungsfähigkeit der Arzneien wird durch Verdünnen und Schütteln verringert und nicht, wie Hahnemann behauptet, gesteigert.“ Es müsste heissen: „wie Hahnemann in seinen letzten Lebensjahren behauptet,“ und zwar aus dem Grunde, weil Hahnemann in der fruchtbarsten Periode seiner Wirkungsthätigkeit nicht weiter ging, als dass er — und das vollkommen richtig — erklärte, durch Schütteln, Verreiben und Verdünnen werde die Wirkungsoberfläche vergrössert und biete daher dem Organismus ungleich mehr Verbindungspunkte, in Folge dessen aber die Wirkungskraft der Arznei immer proportional der Verminderung von Volumen und Gewicht verringert wird; er gab also zu, dass die Arznei in Folge von Verdünnen an Kräften wohl abnahm, jedoch nicht proportional der Verdünnungsstufe, er machte

sogar den, meiner Meinung nach unberechtigten Versuch, diese Ansicht in eine mathematische Formel einzukleiden: das Quadrat der Verringerung des Arzneiinhaltes vermindert seine Wirkungskraft dem Organismus gegenüber nur um die Hälfte. In der Anmerkung zu § 284 der Organen heisst es: „Einen Tropfen einer Decillionverdünnung von Krähenaugentinktur habe ich ziemlich genau halb so viel als einen Tropfen quintillionfacher Verdünnung sehr oft wirken sehen unter denselben Umständen und bei denselben Personen. Diese Anmerkung ist in allen 5 Auflagen des Organon beibehalten worden. Es hat also die Dynamisationstheorie als eine auf philosophischer Spekulation beruhende Hypothese weiter keinen Einfluss auf die Homöopathie, wichtig ist indessen die Thatsache, dass Verdünnen und Verreiben nach Hahnemann's Methode fähig ist, latente, dem primitiven, groben Arzneistoffe innewohnende Eigenschaften hervorzurufen oder aufzuschliessen, in Folge dessen scheinbar indifferente Stoffe, wie Kochsalz, Kreide, Kohle, Graphit u. s. w. eine ganz besondere molekulare Energie erwerben; es ist daher ein Faktum, welches nicht nur von Seiten der Aerzte, sondern auch von der der Naturforscher, Physiker und Mathematiker die vollste Anerkennung und Aufmerksamkeit verdient.

Ich stelle also demnach dieser, der vierten Thesis des Vortragenden folgende Antithese entgegen:

Die Wirkungsfähigkeit des Arzneistoffes hängt nicht nur von seiner physischen und chemischen Beschaffenheit, sondern auch von seinem molekulären Zustande ab. Ebenso wie seine physische und chemische Wirkungskraft bei Verdünnen u. s. w. abnimmt, ebenso kann seine dynamische oder molekuläre zunehmen.

Hahnemann's Psoratheorie hat ebenfalls keinen besonderen Bezug zu dem Wesen der Homöopathie, wenn aber Hahnemann in Hinsicht auf Psora und andere Hautkrankheiten irrte, so ist das angesichts dessen, dass es damals noch keine Pathologie dieser Krankheiten gab, kein Wunder, nichts aber leichter, als den damals herrschenden pathologischen Ansichten den kritischen Maassstab der gegenwärtigen, ungleich vollkommneren, anzulegen. Die Lehre Hahnemann's von den chronischen Krankheiten in Bezug auf das Vorhandensein verschiedener Diathesen und Krankheitskonstitutionen findet jetzt ihren Anklang in den allgemein anerkannten Dispositionen, der skrophulösen, tuberkulösen und der

herpetischen ganz besonders und bietet der pathologischen Anatomie nicht wenig Anhaltspunkte. — Diese Lehre erweitert die Sphäre des Aehnlichkeitsgesetzes in der Hinsicht, dass in dem allgemeinen Symptomencomplexe eines gegebenen Krankheitsfalles auch entfernteren und anderen Organen zukommende Symptome, die selbst nicht in direktem Zusammenhange zu einem gegenwärtigen Zustande stehen, aufgenommen, d. h. also nicht nur der Status praesens, sondern auch die Anamnese berücksichtigt werden müssen.

Zu gleicher Zeit hat aber Hahnemann gezeigt, dass, um langdauernde und Jahre lang bestehende chronische Uebel zu heilen, die gewöhnlichen, mit dem mehr äusserlichen Bilde der Krankheit harmonirenden Arzneistoffe nicht ausreichen, dass es solcher bedarf, die tiefer in den Organismus dringen und von längerer Wirkungsdauer sind; das Wichtigste aber dabei ist, dass er zu diesem Behufe uns mit so kostbaren Mitteln wie Graphit, Sepia, Silicea, Calcar. carb., Baryta u. s. w. bedacht hat, die uns in den Stand setzen, Heilungen zu erzielen, die, „O Horatio“, im feindlichen Lager der Schulweisheit keinem selbst im Traume erschienen.

Der 3. Thesis des Dr. Carrick stelle ich nun folgende Antithesis entgegen:

Die Psoratheorie Hahnemann's als Grundlage der meisten chronischen Krankheiten betrachtet, gehört als pathologische Theorie nicht zum Wesen der Homöopathie, hat aber als praktisch leitender Anhalt nichts desto weniger wichtige Bedeutung für die Behandlung einiger chronischer Krankheiten.

Der Vortragende macht sich nun an die Statistik der Homöopathie und erklärt sie für untauglich.

Was Wunder? Sie passt ihm nicht und beweist nicht das, was er mit allen möglichen Kräften u. s. w. gerne beweisen möchte, sie sprechen viel zu deutlich und handgreiflich zu Gunsten der Homöopathie. — Zu diesem Zwecke sucht er die Resultate des Wiener homöopathischen Krankenhauses zu verungünstigen, indem er sie mit denen des Edingburger allopathischen Krankenhauses vergleicht und fügt hinzu, hier seien ungleich mehr ernste Fälle zu finden, als dort. Dieses ist einer von den bekannten gangbaren Kunstgriffen, welche man nur mit Verdacht auf unwahr betrachten und beurtheilen muss. Folgende Beispiele mögen diesen Ausspruch

bestätigen: Der bekannte Gegner der Homöopathie, Dr. Rout, der das Wiener Krankenhaus besuchte, sagt „er könne nach Pflicht und Gewissen bezeugen, dass dort sehr wenig ernste Fälle seien, während sein Kollege Dr. William Wild, der zu derselben Zeit das Hospital besuchte, sagt: „Er sei verpflichtet zu erklären, dass die im Wiener Krankenhaus gesehenen Fälle eben so akut und bösartig seien, wie er sie auch in andern Hospitälern angetroffen habe."

Dasselbe trug sich in der mörderischen Choleraepidemie von 1854 in London zu, wo die Mortalität bei den Allopathen 52 %, bei den Homöopathen aber nur 15 % erreichte, ein Faktum, welches von dem Hauptinspektor aller Cholerakrankenhäuser in London, Dr. C. Macloughlin konstatirt wurde; er sagt, dass alle Kranke des homöopathischen Hospitals, die er mit eigenen Augen gesehen, an der genuinen asiatischen Cholera in verschiedenen Stadien darniederlagen. Diesem fügt nun Dr. Macloughlin hinzu, dass, obgleich er weder durch seine Studien, noch durch seine Praxis zu den Homöopathen gezählt werden könne, er sich dennoch, falls er an der Cholera erkranken sollte, nicht allopathisch, sondern homöopathisch behandeln lassen würde. Dasselbe sagt der Skeptiker und der Theorie nach arge Feind der Homöopathie, Felix Niemeyer in Bezug auf Pneumonie und namentlich mit folgenden Worten:

„Ich will Jemand, der mir lieb ist, weit lieber, wenn er an Pneumonie erkrankt ist, in den Händen eines Homöopathen wissen, als in den Händen eines Arztes, welcher glaubt, den Ausgang der Pneumonie auf der Spitze seiner Lancette zu haben, so hoch ich für bestimmte Ereignisse im Verlaufe der Krankheit den Aderlass schätze". [1])

Zu der von dem Vortragenden angeführten Statistik bin ich in der Lage, ein Seitenstück liefern zu können. Kurtz referirt in XVIII. Bande der Hygieia über die Mortalität in allopathischen Krankenhäusern, wobei sich herausstellt, dass in diesen die Mortalität 10 %, in den homöopathischen hingegen nur 4 % beträgt, dabei muss aber noch in Betracht kommen, dass die grösste Zahl schwerer und ernsthafter Fälle die homöopathischen Krankenhäuser trifft, weil die allopathischen weniger sichere Fälle zu verzeichnen und auch noch eine ziemliche Anzahl Hautkranker, die nie einen

---

[1]) Felix Niemezer. Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie. 4. Auflage 1862, pg. 146

hohen Prozentsatz an Mortalität geben, zu verpflegen hatten. Unsere Gegner stellen im Grunde die Resultate der homöopathischen Behandlung nicht in Abrede, sie trachten nur danach, sie in ihrer Weise zu deuten und versichern, dass die homöopathische Behandlung sich nur aus dem Grunde eines so glänzenden Erfolges erfreut, weil sie eben nur eine exspektative Methode ist. Dr. Carrick ist noch so unvorsichtig gewesen zu behaupten, die exspectative Methode, also das Nichtsthun, überträfe in ihren Resultaten die allopathische. Der praktische Schluss für das Auditorium wäre also folgender:

> „Meine Herren, die Homöopathie ist ein Unsinn, Charlatanerie und Betrug, dennoch aber müssen Sie sich homöopathisch behandeln lassen, weil Sie dann der exspectativen Methode folgen, denn diese erreicht bessere Resultate als die allopathische.

Diejenigen Aerzte und Nichtärzte, welche Erfahrungen in und über die homöopathische Heilmethode besitzen, kennen den, zwischen der exspektativen Methode und der Homöopathie, bestehenden kolossalen Unterschied. Ich könnte mich hier auf die Landpraxis bei den Bauern und meine eigenen Beobachtungen über Dysenterie berufen, an der die Kinder ohne Hülfe in Folge des unzulänglichen Medizinalwesens wie die Fliegen wegsterben und von in Streukügelchen gereichtem Merkur fast ohne Todesfall genesen, oder aber auf chronische, jahrelang sich hinschleppende und weder durch die Natur, noch die exspektative Methode geheilte Fälle hinweisen, in denen ein richtig gewähltes homöopathisches Heilmittel wie mit einem Zauberschlage die Gesundheit herstellte. Ich weiss sehr gut, dass solchen Thatsachen gegenüber die Gegner der Homöopathie und der ganze Chorus der Aerzte, die nie sich die Mühe geben, sie praktisch zu prüfen, uns immer und immer nur dasselbe wiederholen: Das ist Alles sehr schön, doch hier wirken Glaube, Einbildung, Gemüthsaffekte u. s. w. auch Dr. Carrick stimmt in diesen banalsten und gehaltlosesten Einwurf ein; denn was wäre wohl einfacher als unsere Gegner auf die Kinderpraxis und die Thierheilkunde hinzuweisen. Ist es nicht lächerlich von Gemüthseinfluss bei Kindern oder bei einem Stubenhunde, einem Kanarienvogel oder einem Papageien zu sprechen und gerade auf diesem Felde hat die Homöopathie ihre glänzendsten Erfolge gefeiert.

Auf die 2. Thesis Dr. Carricks, die Resultate der Behandlung

mit minimalen Gaben so wohl als das Riechenlassen an den Arzneien seien gleich denen, die bei Absens jedweder Behandlung sich herausstellen, muss ich die Antithese stellen: Die Resultate der Behandlung mit minimalen Dosen nach den Prinzipien der Homöopathie sind lange nicht mit denen zu vergleichen, die bei Absens jedweder Behandlung erlangt werden, denn die homöopathische Behandlung ist eine aktive, nicht eine passive, ein blosses Zusehen.

Dr. Carrick kommt dem Ende seines Vortrages nahe und ich bin hoch erfreut ebenfalls in dieser Lage sein zu können. Er meinte, den Homöopathen sei das Organon dasselbe was den Mohamedanern der Koran ist. Ja mein verehrtester Herr Kollege, wir legen guten Werth auf dieses unsterbliche Erzeugniss menschlichen Geistes, welches für alle Zeiten als ein Meisterwerk von Beobachtung und Gedankenfülle nicht unterlassen wird Bewunderung zu erringen; diese Bewunderung hindert uns indessen nicht, stets im Auge zu haben, dass das Organon die Philosophie, oder wenn Sie wollen die Romantik der Homöopathie ausmacht, die ja nach Zeit und dem Zeitgeiste dem Wechsel unterworfen sein kann, während dem die experimentelle praktische, klinische die exclusiv handelnde Suite der Homöopathie unerschütterlich bleiben wird, so lange die Welt besteht und die Sonne scheint. Sollten Sie daher geehrte Anwesenden zu hören bekommen, das Wesen der Homöopathie beruhe auf der dynamischen Auffassung der Krankheit, oder es entständen alle chronischen Krankheiten aus der Krätze, oder aber wenn man Ihnen versichern würde, die Homöopathie als Wissenschaft sei in Abhängigkeit von der Dynamisationstheorie, oder der Lehre von der Lebenskraft und dass der Erfolg der homöopathischen Behandlung von dem Vermögen abhängt, zu begreifen, was eine Billion, Trillion oder Dezillion ist, so können Sie einem also Urtheilenden mit der vollsten Ueberzeugung antworten, er befände sich über den Gegenstand seines Urtheils in vollkommenster Unwissenheit, zugleich aber ihm den wohlgemeinten Rath geben, fernerhin, ausgerüstet mit solcher Unwissenheit nicht mehr vor ein Auditorium hinzutreten, in dem Sachkundige und kompetente Richter zugegen sind.

Wollen wir nun der langen Rede kurzen Sinn betrachten.

Welche Macht war es, die Dr. Carrick dazu anspornte und welchen Zweck hatte er dabei im Auge, als er einen Feldzug gegen die Homöopathie unternahm? Mir ist das ebenso unbekannt,

wie die Zeitperiode welche erforderlich war, um diesen Gedanken zur Reife zu bringen, so viel aber ist gewiss, dass die von Dr. Carrick übernommene Rolle eines Verleumders der Homöopathie, mit der er öffentlich, vor einer zahlreichen Versammlung, das Katheder zu schmücken wähnte, ein unbedachter, unvorsichtiger Schritt, in vollem Sinne des Wortes ein Fehltritt ist, auf den, ganz der Ordnung der Dinge nach, eine Fehlgeburt folgen musste. (Lachen und Zischen im Publikum). Der Vortrag des Dr. Carrick ist in jeder Beziehung ein unreifer, ein ungenügender. (Stimmen aus dem Publikum: „Das ist nicht wahr!") Die stylistischen und literarischen Mängel des Vortrages nicht weiter berührend, schenke ich auch noch Dr. Carrick alle seine Widersprüche und Versündigungen gegen die Logik, auch will ich nicht weiter mich darüber auslassen, dass der Vortrag aller Selbstständigkeit ermangelt, indem er nicht einen einzigen frischen, oder neuen Gedanken aufzuweisen hat und nicht viel mehr als ein Convolut fremder, gegen die Homöopathie gerichteter Schmähschriften, entlehnter, mehr oder weniger unsinniger und positiv unwahrer Aussprüche vorstellt.

1. Sein Vortrag ist historisch unrichtig, überhaupt aber unwahr und tendenziös, weil Hahnemann's Leben und Schaffen nur von der negativen Seite aus betrachtet wird.

2. Ist der Vortrag höchst einseitig, denn eine Lehre nur nach ihrer beginnenden Laufbahn, ihre späteren Entwickelungsphasen vollständig ignorirend, beurtheilen oder kritisiren zu wollen, ist unrecht.

3. Der Vortrag kann nicht den entferntesten Anspruch auf ernste Bedeutung machen; der in ihm herrschende Ton ist trivial, zeichnet sich ganz besonders durch Vulgarität aus und passt durchaus nicht zu Diskussionen über ernste Dinge in einem ernst gestimmten Auditorium.

Das ist Alles, was ich sagen wollte. — Einiges ist mir entfallen, Einiges, und sogar sehr Vieles, ist nicht der Entgegnung werth, und für heute will ich den Vortragenden mit ferneren Einwürfen verschonen, sollte aber sein Vortrag im Druck erscheinen, so behalte ich mir vor, Bemerkungen und Zusätze hinzuzufügen, und werde wahrlich nicht ermangeln, für seine Versündigung gegen Geschichte und Wissenschaft ihm den Gnadenstoss zu geben; bis dahin aber wünsche ich ihm Leben und Gesundheit mit Kraft zu

seiner Rechtfertigung, wenn diese überhaupt möglich. (Beifallsbezeugungen und Zischen.)

Somit habe ich denn die Ehre, meine Antithesen unserem verehrten Präsidenten zur Benutzung derselben bei seinem Schlusswort zu überreichen.

Dr. v. Dittmann: Hochgeehrte Versammlung!

Es ist bisher der Fall noch nicht beobachtet worden, dass ein Arzt oder ein Kranker in Folge theoretischer Spekulationen oder abstrakter Theorien zu einem Anhänger der Homöopathie geworden wäre. Das, was ihr die gegenwärtige und ein Jahrhundert hindurch behauptete Stellung geschaffen, sind tausend und abermal tausendfach sich in allen fünf Welttheilen wiederholende Thatsachen; sie auch sind es, welche ihr die Möglichkeit geben, allen, sowohl von Aerzten, als auch von der herrschenden Schule und der ihr zu Gebote stehenden administrativen Macht, ausgehenden Anfällen die Stirne zu bieten. —

Es mögen hier nur einige Beispiele in Bezug auf die schon von Dr. Brasol berührte Statistik angeführt werden: In den Wiener Krankenhäusern beträgt das durchschnittliche Mortalitätsverhältniss der Pneumonie bei homöopathischer Behandlung 5,7 Proz., bei allopathischer hingegen 24 Proz. Die Statistik der Cholera ist gleichfalls schon von Dr. Brasol angeführt worden, nun aber bin ich in der Lage, auch noch andere, höchst interessante Mittheilungen zu machen.

Als ich 1881 in London die Ehre hatte, dem internationalen Weltkongress der Homöopathen beizuwohnen, referirte einer von den dreissig aus Amerika herübergekommenen Kollegen über die Behandlung des bekanntlich höchst mörderischen gelben Fiebers, welches am meisten in Mittelamerika und besonders an den sumpfigen Ufern des Mississippi herrscht. Das Mortalitätsverhältniss bei der gewöhnlichen Behandlung erreicht eine Ziffer von 92 Proz., bei homöopathischer hingegen nur 13 Proz. Derselbe Kollege theilte auch noch mit, dass in der Gegend der Herrschaft des gelben Fiebers es fast keine allopathischen Aerzte giebt, diese sind dort eben so selten, wie in Russland die homöopathischen.

Die wissenschaftliche Erläuterung dieser Thatsache ist indessen lange nicht so schwierig, als es unsere Gegner, und unter ihnen unser verehrter Vortragender, voraussetzen. Die Wissenschaft bietet uns nicht wenig interessante Anhaltspunkte, welche den Beweis dazu liefern, dass die Macht des Grossen nicht immer die

des Kleinen übertrifft. So z. B. zieht ein Magnet von 7 Pfund Gewicht eine Masse von 350 Pfund Eisen und ein Magnet von $^1/_3$—$^1/_6$ Loth ein 400 mal schwereres Stück desselben Metalles an, folglich übertrifft hier die Macht des Kleinen das Gewicht des Grossen. In Bezug auf die Behauptung unserer Gegner, die homöopathischen Gaben seien so klein, dass ihnen alle Wirkung abgeht, lässt sich von vornherein erwidern, die Grenzen der Theilbarkeit der Materie seien noch lange nicht entdeckt. Genug giebt es der Beispiele, welche unbestritten die Gegenwart eines Stoffes in molekulärem Zustande oder in dem des Atoms darthun; der 400. Theil eines Granes Jod und ein eben so grosser oder kleiner Theil Kupfers haben noch die Fähigkeit, chemisch deutlich zu reagiren. Ein Gran Gold lässt sich in 340 Millionen deutlich unter dem Mikroskope erkennbare Theile zerlegen. Ein Gran Moschus kann in 320 Quadrilliontheile getheilt werden, von denen jeder durch den Geruch erkennbar ist.

Es giebt Leute, die in Folge ihrer Empfindlichkeit von dem Geruch des Moschus in Ohnmacht fallen, also von einem 320 Quadrillionteltheilchen. Darwin hat nachgewiesen, dass ein 20 Milliontheil phosphorsauren Ammoniaks vollkommen deutlich auf die Drosera einwirkt. Was mich am meisten bei den Angriffen befremdet, die von unseren Gegnern auf minimale Dosen gemacht wurden und nicht aufhören gemacht zu werden, ist der Umstand, dass in der neuesten Zeit eine Masse krankmachender unendlich kleiner und kaum messbarer Agentien entdeckt wurden, ich meine die Mikroben. Ueber die Grösse dieser Organismen lässt sich leicht urtheilen, wenn man bedenkt, dass Tuberkelbazillen erst bei einer Vergrösserung von 1000 linear, also einer ganzen Million, dem Auge kaum in der Grösse eines Stecknadelknopfes erscheinen, dennoch aber drückt sich ihre zerstörende Kraft in der allbekannten Schwindsucht aus. Koch's grosse Entdeckung, die fast alle Welttheile in Bewegung setzte, hat indessen von Seiten der Wissenschaft noch nicht einmal die Klärung erlangt, welche ein definitives Urtheil über die Wirkung seiner Lymphe zu fällen gestatten würde, übrigens unterliegt, angesichts der bisher gemachten Beobachtungen, es keinem Zweifel, dass Koch's Lymphe zum tuberkulösen Prozesse im Verhältnisse der Wahlverwandschaft sich befindet; es wird daher begreiflich, dass Gaben, die auf den gesunden Organismus keine Wirkung ausüben, im Kranken hingegen eine bedeutende, selbst stürmische Reaktion

hervorrufen. So habe ich Gelegenheit gehabt, zu sehen, dass nach einer Injektion von 2 Millgramm einer $^{1}/_{2}$ Proz. Lösung Koch'scher Lymphe eine Temperaturerhöhung von 39,2, die 36 Stunden anhieit, erfolgte. Um auf die Moleküle des Organismus einzuwirken, bedarf es entsprechend verfeinerter Gaben, denn die für einen spezifischen Reiz höchst gesteigerte Empfänglichkeit des erkrankten Organismus macht es zur Nothwendigkeit, unvergleichlich geringere Gaben in Anwendung zu bringen, als die, welche erforderlich waren, um in Gesunden Erscheinungen hervorzurufen. Bei der homöopathischen Behandlung wirkt der Stoff, dessen wahlverwandschaftliche Beziehung am gesunden Organismus durch grosse Gaben eruirt ist, unmittelbar auf die erkrankten Theile, es ist also vollkommen überflüssig, therapeutische Effekte in gesunden Theilen zu erzeugen, denn es genügt vollkommen insoweit auf die höchstempfänglichen erkrankten Theile einzuwirken, als es erforderlich ist, um sie in ihren normalen Zustand zurückzuführen und das lässt sich nur durch höchst kleine Gaben erreichen. (Zischen und Beifallsbezeugungen.)

Dr. Carrick: Ich wundere mich über Alles mir als Schuld auferlegte: Ich soll die Homöopathie in der Karrikatur dargestellt haben, ich soll mit wenig Kenntnissen und unvorbereitet aufgetreten sein, ich soll historische Facta nicht treu wiedergegeben haben u. s. w.

Stellt sich nun aber die homöopathische Pharmakologie und die Wirkung minimaler Dosen in der Karrikatur dar, so ist das nicht meine, sondern die Schuld der Homöopathie. Dr. Brasol behauptet, ich hätte das historische, Hahnemann und sein Pneum betreffende Factum unrichtig wiedergegeben und dennoch steht es fest, dass Hahnemann Borax gegen alle möglichen Krankheiten verkaufte und zu einem hohen Preise verkaufte. Als nun aber Andere durch die chemische Analyse bewiesen, dass dieses Pneum nichts Anderes als Borax sei, so gab Hahnemann grossmüthig sein Eigenthumsrecht auf, weil es ihm zu dieser Zeit nichts mehr einbrachte. Unter solchen Umständen sagt auch der Handelsmann von seiner Waare sich los.

Man beschuldigt mich, Hahnemann in ungünstigem Lichte vorgeführt zu haben, kann denn vor unseren Augen ein Mensch, der mit Geheimmitteln handelt, in einem anderen als dem ungünstigsten erscheinen?

Hinsichtlich dessen, dass Hahnemann seine Mittel für einfache ansah, habe ich bemerkt, dass China und Opium Stoffe wären, die eine Menge Alcaloide enthalten, was Hahnemann hätte wissen müssen. Dr. Brasol ist nicht ganz im Rechte, wenn er behauptet, dass die Arbeiter in Chininfabriken an Wechselfieber leiden; dass sie aber an nichts diesem Uebel Aehnlichem leiden, kann ich durch folgende Beobachtung beweisen: Ich habe in Mailand eine grosse Chininfabrik besucht, welche im letzen Kriege die russische Armee und auch die Ostindische Compagnie mit Chinin versorgte. Ich habe die Arbeiter gesehen und weiss, dass von ihnen fast keiner, seitdem er auf der Fabrik arbeitet, an Wechselfieber gelitten hat, ungeachtet dessen, dass in der Umgegend von Mailand in Folge der Irrigation sämmtliche Bevölkerung an Wechselfieber leidet, die Chininarbeiter aber den einzigen vom Fieber verschonten Theil der Bevölkerung repräsentiren.*)

In Bezug darauf, dass die China kein Wechselfieber erzeugt, berufe ich mich auf Jörg, der exakt und gewissenhaft mit ihr Versuche an seinen Schülern machte und zu vollkommen negativen Resultaten gelangt ist. — Diese Versuche sind von Homöopathen für gut befunden worden und man kann ihnen nicht nachsagen, sie seien leichtfertig und nicht gewissenhaft ausgeführt. Dasselbe behauptet auch Andral, der an 24 seiner Schüler mit dem Mittel experimentirte, gleichfalls aber auch Rodgers, der ohne alle vorgefasste Meinung und eher zu Gunsten der Homöopathie gestimmt, Petersburg verliess; ferner haben Wate, Haubold, Meyer, Müller und Andere — alles Homöopathen — erklärt, es sei unmöglich, mit China Wechselfieber zu erzeugen.

Dr. Brasol sagt, die Vaccina sei der Variola ähnlich und wirke daher homöopathisch. Wenn aber in diesem Falle überhaupt etwas wirken soll, so wäre das von der Variola eher zu erwarten, als von der Vaccina, denn jene ist in der That gleich und ähnlich und könnte die Krankheit weit eher verhüten.**)

Ferner wirft man mir vor, dass ich die Wirkung der Belladonna mit Stillschweigen übergehe. Ich begreife nicht, wie ein Billiontheil einem Kranken, der an Hypochondrie litt und mit Selbstmordgedanken einherging, in kurzer Zeit herstellen konnte, so dass er heiter und vollkommen gesund war. Ich weiss wohl, dass Opium und andere Narcotica schreckliche, vom Gehirn aus-

*) Welch bewunderungswürdige Kenntnisse der Homöopathie ! (Ref.)

**) Gleich und ähnlich ist für den gelehrten Dr. Carrick einerlei! (Ref.)

gehende, Symptome erzeugen, wir wissen indessen, in welchen Gaben Opium so wirkt und zwar nicht in homöopathischen und solchen millionfachen Theilen, die weder durch chemische Analyse, noch durch das Mikroskop nachgewiesen werden können.

Mein erster Kritiker gebraucht sehr oft den Ausdruck „Molekuläre Energie“, eine Sache, die ich nicht verstehe und die weder Werth, noch Sinn hat.

Er führt auch die Statistik an, ob diese richtig ist, weiss ich nicht, obgleich er es behauptet; er muss sie doch wohl irgendwo entnommen haben, obgleich er nicht angiebt, woher. Er behauptet, dass in London während der Cholera die Sterblichkeit bei homöopathischer Behandlung geringer gewesen sei, als bei allopathischer. Ich erinnere mich, dass 1866 während der Cholera in Petersburg, wo ich damals an einem Choleraspitale angestellt war, Alles davon abhing, ob die Epidemie in ihrem Beginne oder an ihrem Schlusse steht; zur Zeit der ersten Periode starben alle 60 Kranke in 3 Tagen, in der letzten hingegen starben von 66 Kranken kein einziger, obgleich, nach den Symptomen geurtheilt, die Bösartigkeit der Krankheit dieselbe war. Der verstorbene Dr. Pearson, der die Cholera von 1848 beobachtet hatte, theilte uns mit, dass im Anfange der Epidemie man alles Zutrauen zu der Behandlung verliere und am Ende derselben alle Mittel lobe.

Dr. Brasol behauptet, der Arsenik stelle das Bild der Cholera dar, wenn er nicht selbst die Cholera beobachtet hat, so kann er solch eine Behauptung nicht aufstellen. Arsenik stellt nicht im Geringsten das Bild der Cholera dar, weder nach allopathischen noch nach homöopathischen Gaben, das Einzige was er erzeugt ist Erbrechen, doch ist dieses Erbrechen ein ganz anderes, als das der Cholera, mit dem es nicht die geringste Aehnlichkeit hat.

Dr. Brasol berührt die Casuistik aus seiner homöopathischen Behandlung der Bauern auf dem Lande, ich hingegen halte mich an die Krankenhäuser und bin zu dem Resultate gelangt, dass die Fälle, bei denen gar keine Behandlung in Anwendung kam, fast dieselben Resultate aufweisen, wie die, welche homöopathisch behandelt wurden.

Was nun die Resultate der homöopathischen Behandlung der Thiere anlangt, so sind dieselben sattsam bekannt. Im Jahre 1867 wurde die Epidemie der Rinderpest aus Russland nach England verschleppt und es gingen eine Masse Kühe zu Grunde, bei jeglicher Behandlung, auch bei homöopathischer, und den Be-

obachtungen der Aerzte zufolge fielen von 56 homöopathisch behandelten Kühen alle 56. Ein grösseres Mortalitätsverhältniss ist wohl auch bei allopathischer Behandlung kaum möglich.

Ich muss eingestehen, dass ich nicht erwartete, mein Vortrag würde Dr. Brasol gefallen, nicht eigentlich mein Vortrag, sondern die Thatsachen, mit denen schwer sich streiten lässt, von ihm aber eine Predigt über den trivialen und vulgären Ton meines Vortrages anhören zu müssen, das habe ich nicht erwartet; bei all dem muss ich übrigens bekennen, ich sei ihm unendlich für seine Grossmuth dankbar, mich und das hier versammelte Publikum mit seinen ferneren Beurtheilungen verschont zu haben. Er sagt, ich sei stolz darauf ein Schüler Christison's und Herdner's gewesen zu sein, dennoch aber bin ich nicht stolz und habe nur angeführt, sie seien meine Lehrer gewesen. Er sagt, sie hätten nicht Ursache gehabt, auf mich stolz zu sein. Sie waren allerdings bescheidene Leute und waren auch auf solche Dinge nicht stolz, auf die stolz zu sein, sie alle Ursache hatten, es waren Leute von europäischem Rufe. Möglich, dass sie zuweilen bis über die Ohren roth geworden sind, ich habe sie nie zum Erröthen gebracht, wie sie heute erröthet wären, wenn ich auch so wie Dr. Brasol behauptet hätte, mein Kollege zitire in meiner Gegenwart falsch; ich hätte ihm nicht geglaubt und hätte ihn genöthigt, die Handschrift dem Präsidenten zur Verifikation der Citate zu überreichen.*)

Ich hoffe, dass Dr. Brasol in seiner Grossmuth und ungeachtet meines trivialen und vulgären Tones mir verzeihen und mich verschonen wird, (womit? Ref.) übrigens werde ich ihn ersuchen, fernerhin in seiner Polemik den Kollegen gegenüber sachlicher und schicklicher sich zu benehmen. (Stürmische Beifallsbezeugungen.)

Der Präsident: Es ist mir unmöglich, die heutigen Debatten in einem Resumé zusammenzufassen, ich kann nur konstatiren, es habe sich das Dasein einer Kluft zwischen den Vertretern beider medizinischer Lager herausgestellt, welche zu überbrücken wohl schwerlich gelingen dürfte. Es bleibt mir nichts weiter übrig als den Wunsch auszusprechen, es möge, sei es auch in ferner Zukunft, ein Austausch dessen erfolgen, was jedes einzelne Lager

*) An dem dunklen und verworrenen Sinn dieses Satzes hat die Uebersetzung keine Schuld, sie ist worgetreu, der Sinn ist wiedergegeben so wie und wo er war. (Ref.)

Gutes und Nützliches besitzt, und dass sich in Folge dessen beide mit vervollkommneten Mittel ausgerüstet zum Wohle der Menschheit vereinigen mögen. (Stürmische Beifallsbezeugungen.)

Dr. Brasol's ergänzende Bemerkungen.

In seinem Schlussworte drückt Dr. Carrick den Wunsch aus, ich solle meinen Kollegen gegenüber mich eines höflicheren und schicklicheren Tones befleissigen. Wer die Mühe nicht scheut, sich mit meinen früheren Vorträgen über Homöopathie, sowie mit den ihnen beigefügten Debatten bekannt zu machen, dürfte sofort die Ueberzeugung gewinnen, ich hätte mich stets an das Prinzip gehalten, mit meinen Opponenten ruhig und höflich zu diskutiren. Niemand wird in Abrede stellen können, in meinen, zu Gunsten der Homöopathie gehaltenen Vorträgen herrsche ein anderer Ton, als der ernste, und ein anderer Zweck, als der rein wissenschaftliche. Ich hatte also vollkommen Recht, zu erwarten, der gegen die Homöopathie gerichtete Vortrag würde denselben wissenschaftlich objektiven Ton einhalten. Bei Dr. Carrick's Ankündigung über seinen bevorstehenden Vortrag und Veröffentlichung seiner Thesen freute ich mich zum Voraus auf die Debatten, aus dem Grunde, weil jeglicher ehrlich und wissenschaftlich vor einem zahlreichen, kompetenten Auditorium geführte Streit am Besten — so schien es mir — zur Klärung und Entfernung der zwischen zwei Lagern herrschenden Missverständnisse führen könne und dass in diesem Falle, selbst bei dem strengsten Urtheile ein Resultat zweifelsohne erreicht werden müsse. Als nun aber der Vortragende statt einen kritisch-wissenschaftlichen Maassstab an die Lehre Hahnemann's zu legen, nichts weiter aufzutischen wusste, als aus den schlechtesten, veralteten, allbekannten groben Schmähschriften gegen die Homöopathie abgeschriebene, somit nicht einmal eigene, sog. Witze und Harlekiniaden, ohne den Blick von seinem Hefte zu erheben, ablas, als ich ferner sah, der Vortragende habe keinen Begriff von den in der Homöopathie seit Hahnemann gemachten Fortschritten, als ich sah, dass er die Homöopathie der Gegenwart freie Kosaken nennt (was hier offenbar in dem Sinn von Raubgesindel und hergelaufenen Marodeuren und nicht in dem der ehrbaren Kosakentruppe gemeint ist. Ref.), mit denen zu sprechen er unter seiner Würde hält, als ich sah, der Vortragende könne von dem grossen Hahnemann nichts weiter sagen, als dass er ein Charlatan und ein Säufer gewesen, dass seine Mittelprüfungen nichts

Anderes als die Symptome seines Katzenjammers seien — da — ich gestehe, es empörte sich in meinem Innern, angesichts einer so bodenlos gewissenlosen Behandlungsweise des von ihm zum Vortrage gewählten Gegenstandes und meine Entgegnung nahm nach Inhalt und Wesen unwillkürlich einen mehr schneidigen Ton an, als es Dr. Carrick und mir selbst angenehm sein konnte — unter mehr normalen Umständen wäre das gewiss nicht der Fall gewesen; beobachte ich indessen Form und Wesen seines Vortrages, so konnte ich mir weit eher den Vorwurf machen, einer solchen Nichtachtung der Wissenschaft und dem allgemeinen Interesse gegenüber, zu milde und glimpflich verfahren zu sein. Da nun aber das Schlusswort dem Vortragenden zugestanden war, so konnte ich nicht gleich auf dasselbe erwidernd meine ergänzenden Zusätze machen, aus diesem Grunde geschieht dieses hier.

Der naiven Bemerkung des Vortragenden, dass, wenn die homöopathische Pharmakologie und die Wirkung minimaler Gaben in der Karrikatur erscheine, (wem?) so sei das nicht seine, sondern die Schuld der Homöopathie, kann ich mit Lichtenberg's Worten nur folgende Frage entgegenstellen. „Mein Gott! wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstossen und es klingt hohl, ist denn das allemal im Buche!?"

Er giebt sich keineswegs die Mühe, die ihm in den Weg gestellten Hindernisse wegzuräumen, er findet es bequemer, sie zu umgehen. In seinem Vortrage übernahm er es, zu beweisen, China mache kein Wechselfieber, nachdem ich ihm in meiner Entgegnung auf die Beobachtungen Chevalier's und Zimmer's hinwies, welchen zufolge sich bei den Arbeitern auf den Chininfabriken ein eigenthümliches Fieber ausbildet, hat Dr. Carrick keine andere Antwort, als die, er habe eine solche Fabrik besucht und nicht gesehen, dass dort die Arbeiter am Fieber erkranken. Ich führe ihm eine Reihe positiver Beobachtungen über die Thatsache an, China besitze die Fähigkeit, Fieber zu erzeugen; als Gegenbeweis führt er die negativen Versuche Jörg's und Andral's an, denen zu Folge China kein Fieber erzeugen soll. Eine solche Argumentation erinnert an jenen eines Mordes Beschuldigten, welcher 20 Zeugen dem Gericht vorstellte, die bei dem Morde nicht zugegen waren, die aber dennoch nach seinen Begriffen die Aussage zweier Augenzeugen umstossen sollten. Bei seiner Kritik der homöopathischen Pharmakologie wählt der Vortragende die von Hahnemann in seine Prüfungsprotokolle aufgenommenen eigen-

thümlichen psychischen und vom Gehirn ausgehenden Symptome von Belladonna, Hyoscyamus, Stramonium und Opium zum Gegenstand der Belustigung seines Auditoriums, indem er sie zu diesem Zwecke auf seine Art illustrirend, sich auch noch bestrebt, die homöopathische Pharmakologie in den Augen des Publikums zu diskreditiren. Nachdem ich ihm nun nachzuweisen hatte, dass diese Symptome nicht auf Einbildung und Zufall beruhen, sondern positiv und absolut durch diese Mittel erzeugt werden, weiss der Vortragende nichts Besseres zu antworten, als, er wisse sehr gut, dass Opium und andere Narcotica furchtbare, vom Gehirn ausgehende Zustände erzeugen, indessen wisse er auch, welche Gaben Opium solch eine Wirkung haben und zwar nicht etwa homöopathische, millionenfache, in denen weder chemische Analyse noch Mikroskop etwas Wirksames nachzuweisen vermag; das aber beweist unwiderleglich den Leichtsinn, mit dem der Vortragende seinen Gegenstand behandelt; er weiss noch nicht einmal, dass zur Erforschung obengenannter und aller Arzneistoffe überhaupt, Hahnemann sich grosser, d. h. psychologischer Gaben bediente, die wiederholt und zuweilen steigend in Anwendung kamen, wobei die Wirkung auf das Genauste beobachtet wurde. In der Kunst der Beobachtung ist bekanntlich Hahnemann von keinem seiner Nachfolger erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Ein Bestreben aber, solch ein medizinisches Genie lächerlich machen zu wollen, ist im besten Falle unschicklich.

In meiner Erwiderung habe ich gesagt, Arsenik erzeuge fast das ganze Bild der Cholera und heile auch in minimalen Dosen die bösartigsten Formen derselben, also Similia similibus curantur. Ohne weiteres entgegnet Dr. Carrick ganz einfach, der Arsenik erzeugt weder in allopathischen, noch in homöopathischen Gaben das Bild der Cholera, als etwa nur Erbrechen, allein dieses sei ein ganz andres, als das der Cholera. — Welch schmachvoller Beweis ärztlicher Unwissenheit! Mit vollem Rechte sagte ich und wiederhole es jetzt noch, dass Christison über einen solchen Schüler erröthen müsste. Jedem einige Semester alten Studenten ist es bekannt, dass Vergiftung mit Arsenik sehr häufig in jener höchst akuten Form auftritt, die von dem Toxikologen Tardieu „forme suraigne“ und von anderen französischen Gelehrten „forme cholérique“ genannt wird. Nun aber ist das Bild der Arsenikintoxication folgendes: Gefühl von Wärme und Uebelkeit im Schlunde, kopiöses oft sich wiederholendes Erbrechen weisslicher Flüssigkeit,

mit Gefühl von Brennen in der Herzgrube und unauslöschlichem Durste, wobei aber alles Getrunkene sofort wieder erbrochen wird, quälender Schmerz in der Magengegend. Durchfall, unwillkürlicher Abgang heller weisslicher Flüssigkeit, oft aber auch die bekannten, für die Cholera so charakteristischen Reisswasserähnlichen Digestionen; darauf treten die Symptome des Nervengebietes auf, Kopfschmerz, Schwäche, es bildet sich der charakteristische Gesichtsausdruck mit Blässe, Bläue — cyanotische Färbung — Runzeln, eingefallenen Augen, zugespitzter Nase, kalten blauen Lippen, weissbelegter trockener Zunge, eiskalten Extremitäten, blauen Nägeln. Bei stets zunehmender Schwäche erfolgt völliger Prostration mit sehr schwachen, fadenförmigem Pulse, schliesslich Ohnmacht, Harnverhaltung und Krämpfe der Extremitäten und 5 bis 20 Stunden nach der Vergiftung tritt bei gesunkener Körpertemperatur und eisigkalter Hautoberfläche der Tod ein. Wir haben also bei der Arsenikvergiftung im Bereiche des Verdauungsapparates alle Cholerasymptome mit Harnverhaltung, Krämpfen, Prostration der Kräfte und progressiver Erkaltung der Körperoberfläche, mit einem Worte, ein so treues Bild der Cholera, dass während einer Choleraepidemie es schwer fällt, eine Arsenikvergiftung zu konstatiren, auch kann die Literatur dergleichen Verwechselungsfälle aufweisen. Fast alle Pharmakologien betonen diese Aehnlichkeit; in der von Duibowsky, die schon mehreren Generationen Aerzte ihre Dienste erwiesen, heisst es pag. 209, Ausgabe von 1873: „Diese Form der Arsenikvergiftung ist ihren Symptomen nach der Cholera höchst ähnlich.“ Die klinische Aehnlichkeit ausgenommen, haben beide Erkrankungen eine pathologisch anatomische, makro- und mikroskopische Aehnlichkeit aufzuweisen, und zwar: Lokalisation auf der Magen- und Darmschleimhaut, parenchymatöse Entzündung der Solitärfollikel und Darmdrüsen in Form der Gastritis glandulosa oder Adenitis parenchymatosa, worauf Autoritäten wie Virchow, Wood und Andere hinweisen. Bei der Beschreibung des pathologisch anatomischen Bildes der Arsenikintoxication sagt Virchow im 47 Bande seines „Archivs“: Es bedarf keiner weiteren Ausführung, wie sehr der Befund auch im Darm mit Arsenik Vergifteter, demjenigen der Cholera gleicht.“ Der Herr Vortragende hat uns nun ungefähr folgendes Bild zur Schau gestellt:

Virchow und die Hauptautoritäten der Toxikologie, Pharmakologie und Pathologie erblicken wir in der einen Waagschaale

— alle, Virchow an der Spitze, erkennen die homöopathische Beziehung des Arseniks zur Cholera an, in der anderen, hoch in der Luft schwebenden Waagschaale sehen wir einen Dr. medicinae, der mühevoll hinaufgekrochen sich auch noch aus allen Leibeskräften abmüht, seine Waagschaale zum Sinken zu bringen. Dieser Hauptgegenstand des Bildes wird umringt von einem Trupp Freunde, die Beifall rufend und klatschend Dr. Carrick zu ermuthigen suchen, ja die sogar sein stummes Erscheinen im Saale noch vor dem Vortrage schon beklatschten, im Innern aber nicht ohne Verdruss und Aerger auf einen Genossen herabblicken, der Ihnen eine Niederlage bereitet. Das Publikum hat währenddem den Anblick einer Waagschale, die trotz aller Mühen und Anstrengungen ihrer Insassen ihre Stellung nicht verlassend mit ihm zusammen hoch in den Lüften schwebt. Das eben ist es, was für uns Homöopathen alle öffentlichen Debatten mit unseren Gegnern so kostbar macht, dass die Inkompetenz der Allopathen in ihrer ganzen Nacktheit an die Oeffentlichkeit tritt und unsere Freunde — die Feinde sichern der Homöopathie stets einen glänzenden Sieg.

In Bezug auf die Statistik verweise ich den Vortragenden auf das Werk Routh's, den man unzweifelhaft nicht verdächtigen kann, für die Homöopathie gestimmt zu sein, „die Irrungen der Homöopathie"*), dort findet er genug interessante Data. Was nun die Cholera betrifft, so sagt Dr. Carrick, es hinge Alles davon ab, ob die Behandlung den Anfang oder das Ende der Epidemie treffe, denn im Anfange sterben Alle, während am Ende Alle genesen. Angenommen, das sei richtig, was aber nicht der Fall ist, so sind die von mir zum Vergleiche der Resultate allopathischer und homöopathischer Behandlung angeführten Data einer und derselben Periode der Choleraepidemie entnommen, denen zu Folge, also gleichzeitig 52 Proz. Sterblichkeit bei allopathischer und 15 Proz. bei homöopathischer Behandlung sich herausstellen und zwar bei so bösartigen und schweren Erkrankungen, dass der von der Regierung betraute Arzt, ein Allopath, sich veranlasst fühlte zu sagen, solche Fälle gehen bei jeglicher Behandlung stets zu Grunde. Diese Facta sind von zuverlässigen Zeugen bestätigt und im Archiv des Parlaments ad acta niedergelegt. Das Alles kümmert Dr. Carrick so wenig, wie die 60 Kranken, die er, wie er selbst — horribile dictu — eingesteht, an der Cholera verlor; das

*) Routh, Fallacies of Homoeopathy.

beweist doch offenbar, dass er trotzdem keineswegs bestrebt ist, sich nach einem anderen Heilverfahren umzusehen und sich damit tröstet, bei allopathischer Behandlung müssen anfangs Alle sterben, denn später werden sie ja trotz dieser Behandlung schon genesen.

Seine grösste, an Selbstverleugnung grenzende, Aufrichtigkeit bewegt sich bei ihm in dem Gebiete der Eingeständnisse; so gesteht er unter Anderem offen ein, er verstehe die Worte „Molekuläre Energie“ nicht und sie hätten für ihn weder Werth noch Sinn. Daraus folgt also, dass bei dem Vortragenden nicht nur ein Mangel an medizinischen, sondern auch an solchen elementaren, die allgemeine menschliche Bildung ausmachenden Kenntnissen obwaltet. Unter solchen Umständen aber sich in die Kritik der Homöopathie hineinwagen, ist ein eitles Unternehmen; dazu gehört mehr, namentlich aber solide allgemeine Bildung, gründliches spezielles Wissen und ein gewisser Grad von Schärfe der Intelligenz.

Die fünfte Thesis des Vortragenden, „keine einzige aller von Hahnemann aufgestellten Thesen kann zu der Höhe eines Gesetzes erhoben werden“, ist, wie es scheint, ganz seinem Gedächtsniss entfallen, denn er unterlässt sogar den Versuch, sie logisch zu begründen, ich habe sie daher als vollständig unbegründeten Ausspruch nicht weiter berührt, umsomehr, da ich schon früher in meinem Vortrag „die Homöopathie den Erfahrungswissenschaften gegenüber“, bewiesen habe, dass die Maxime Hahnemann's „Similia similibus curantur“ alle Rechte aufzuweisen hat, die einem Gesetze zukommen.

Jetzt nur noch einige Worte über die Stimmung und das Verhalten des Auditoriums während der Debatten.

Ein Theil des Publikums war auf eine wichtige Widerlegung der Homöopathie gefasst und schickte sich an, der vollkommenen Niederlage derselben beizuwohnen; getäuscht in Hoffnung und Erwartung durch die offenbare Inkompetenz des Vortragenden drückte sich der Unmuth ob des erlittenen Fiaskos in einer Gruppe mir sehr wohl bekannter Aerzte in ohnmächtigem Zischen und Schreien aus. Uns konnten dergleichen Manifestationen nicht aufregen, die Geschichte der Homöopathie hat ganz andere Anläufe der Intoleranz und des Obscurantismus aufzuweisen. Die Lehre Hahnemann's ist eben einem soliden Boden entsprungen, birgt in sich einen gesunden Kern, hat Lebenskraft genug zu unbegrenzter Verbreitung — das Alles kann aber nie und nimmer weder durch Zischen noch durch Schreien vernichtet werden.

Es verzeichnet sich in dem Vorangegangenen eine in den Annalen der Geschichte der Homöopathie in Russland isolirt dastehende Begebenheit: Ein gegen dieselbe gehaltener von Debatten begleiteter Vortrag. Das Einzige bei dieser Gelegenheit Unangenehme ist Zweck, Ziel und Ton des Vortrages auf einer und die vollkommen berechtigte, sehr natürliche und unverholen an den Tag gelegte Entrüstung der Opposition auf der anderen Seite. Dass das Zusammenstossen so heterogener Elemente, bei mehr oder weniger unlauter ins Werk gesetzter Machination durch vorbereitete und gedungene Helfershelfer, sich nicht anders als in einem skandalösen Puff entladen konnte, ist eben so vollkommen in der Ordnung, wie es in der Ordnung ist, dass er als solcher auch von seinen nothwendigen und unvermeidlichen, stürmisch zum Ausdruck gekommenen Attributen, Zischen, Schreien, Beifalls- und Ermuthigungs- auf einer, Pereat- und Verrufen auf der anderen Seite begleitet werden musste.

Eine wissenschaftliche Frage, die seit einem Jahrhundert vielfach besprochen, vielmehr noch beschimpft, verspottet und ins Lächerliche gezogen, von keinem aller Angreifenden aber auch nur im Entferntesten gelöst, noch weniger umgestossen wurde — was alles eine reiche Pamphletliteratur aufweisen kann — aufs neue in derselben unwürdigen Weise und nun noch gar in Foro diskutiren wollen, heisst von Hause aus keinen Begriff von ihrem Wesen, noch von dem zu haben, was bereits diese Literatursorte in dieser Branche geleistet hat. — Ein solches Unternehmen setzt eine sehr umfangsreiche und höchst bewunderungswürdige Unwissenheit voraus, die gepaart mit einer Naivität, welche alles Gefühl eigener Würde erstickt, den Ausspruch, dass der die Gefahr nicht Kennende sie auch nicht scheut, auf das Eklatanteste illustrirt. Abgesehen davon, dass eine wissenschaftliche, also doch wohl an und für sich ernste Frage nicht in einem humoristischen Gewande zur Schau gestellt werden kann, muss jeder, der, was es auch sei, sarkastisch-humoristisch zur Belustigung seines Auditoriums vortragen will, so viel Kenntnisse von dem gewählten Gegenstande besitzen, um beurtheilen zu können, ob er überhaupt dieser Art von Behandlung zugänglich ist, ferner aber muss er sein eigenes Talent und seine Kräfte prüfen, um zu bestimmen, ob er überhaupt zu der Produktion wahren Humors befähigt ist. Derjenige aber, dem ein kolossaler Vorrath von Unwissenheit in jeder Beziehung und ein totaler Mangel an gewöhnlichem, ge-

schweige denn attischem Salze zu Gebote steht, kann nur darauf rechnen, in einer bemitleidenswerthen, verächtlich lächerlich-komischen Rolle zu erscheinen; es war daher ganz in der Ordnung, und gleichsam nach dem Aehnlichkeitsgesetze, wenn aus eines Carrick's Geiste die Homöopathie in der Karrikatur hervorging.

Die Vorsichtsmassregel Dr. Carricks, die sich dadurch ausdrückt, dass er sein Opus zu veröffentlichen sich weigert, ist vollkommen verfehlt und vollständig nutzlos, da bereits aus den Debatten sowohl, als auch aus seinem Schlussworte Geist, Tendenz und Inhalt desselben klar sich herausstellen; ob nun diese Vorsichtsmassregel aus eigener Initiative oder aber auf den Rath seiner zahlreichen Freunde und Kollegen sich realisirte, steht dahin, wir haben indessen allen Grund annehmen zu dürfen, dass dieselbe Naivität, die die Ursache seines Auftretens war, auch hinreichen würde, um die Veröffentlichung seines Opus, ohne den wohlgemeinten Rath, ins Werk zu setzen und dadurch nicht allein sich, sondern auch seiner ganzen Korporation ein noch schmuckeres Monumentum aere perennius, als das schon errichtete, für beide Theile mit einem Testimonium nicht allein utriusque, sondern auch cujusvis paupertatis herzustellen.

Ohne weiter alle hohlen Beschuldigungen und sinnlosen Aussprüche Dr. Carricks zu untersuchen, können wir nicht umhin, schliesslich noch folgende Frage an ihn zu richten: Dr. Carrick nennt Hahnemann, des Verkaufes seines s. g. Alkali pneum halber, einen mit Geheimmitteln Handelnden, also einen Geschäftsmann, der durchweg in „ungünstigem Lichte“ erscheinen muss; wie aber, so lautet unsere Frage, und in welchem Lichte muss wohl der erscheinen, der in Petersburg lebend, in Orenburg eine Kumisheilanstalt besitzt, in der die Hülfesuchenden, laut veröffentlichter Reklame die höchst anständigen Preise von 300 Rubel (732 Mark) für den ersten, 150 R. (366 Mark) für den zweiten und 100 R. (220 Mark) für den dritten Monat bezahlen müssen[1]); oder aber hat er vielleicht die Absicht, uns versichern zu wollen, die Anstalt verfolge rein wissenschaftliche oder gar philantropische Zwecke?

Wir haben unsere Ansichten über den angreifenden Theil dargelegt, wenden wir uns nun der Opposition zu, so müssen wir, ohne den unantastbar wissenschaftlichen-gründlichen Inhalt und den ernsten Ton derselben, da an ihr in dieser Hinsicht nichts auszusetzen ist, auch nicht weiter berührend, eingestehen, dass sie

[1]) Wratsch (Der Arzt) 1891. N. 16. Umschlag.

das nothwendige, unabwendbare Echo des Angriffes war. Wenn aus jedem Worte der Entgegnung die gerechte, berechtigte und vollkommen natürliche Empörung herausklingt, so ist das die Folge dessen, dazu verurtheilt zu sein, anhören und ansehen zu müssen, wie von uneingeweihten, selbst ungewaschenen plumpen Händen eine für einen gewissen Theil der Zeitgenossen als Ideal dastehende Sache mit ihrem ebenso ideal angesehenen Schöpfer in den Schmutz herabgezerrt wird. In gewissen Kreisen haben Beleidigungen wie die, die von Dr. Carrick der Person Hahnemann's gemacht wurden, den er einen Säufer nennt, dessen wissenschaftliche Produktionen nichts weiter als die des Katzenjammers sind, Folgen, die gewöhnlich sehr unangenehm auf die Person des Beleidigenden einwirken. Wir verstehen das Alles und wollen es auch nicht weiter in dem Tone des Bessermachenwollens kritisiren, allen eine Frage glauben wir uns denn doch erlauben zu dürfen: Ist es klug, oder wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, politisch, „jemand, wenn auch total verdientermaassen, in seinem Nichts durchbohrenden Gefühle" aller Augen bloszustellen, denn nichts verwundet so tief den Betreffenden, der zugleich auch der Getroffene ist, als gerade in dem Lichte erblickt zu werden, welches zur Schau zu stellen er am Sorgfältigsten vermeidet. Ist nun das in dieser Weise hingestellte Bild etwas scharf conturirt, so fehlt es gemeiniglich nicht an mitleidigen Seelen, zu denen gewöhnlich Geistesverwandte oder ex officio durch Freibillets Gewonnene gehören, die in dem Getroffenen ein unschuldiges Opfer gehässiger Parteilichkeit zu erblicken wähnen und sich veranlasst fühlen, ihm gegenüber im Publikum die Rolle eines Anwalts zu übernehmen. Dadurch aber erlangt er Mittel, die in seinen Händen ihm eine gewisse Schutzwehr verschaffen und die seiner moralischen und wissenschaftlichen Nackheit, in der er dasteht, eine schirmende Hülle der Barmherzigkeit verleihen, deshalb ist es von besonderer Wichtigkeit in solchen Fällen den Fehler nicht begehen, sich nicht von der Indignation hinreissen zu lassen und der Worte Talleyrand's eingedenk zu sein:

C'est plus qu'un crime, c'est une faute!

Das Urtheil der Presse erstreckt sich im grossen Ganzen mehr auf die Art und Weise der Ausführung, als auf die Sache selbst, obgleich es auch nicht an Urtheilen fehlt, die sich auf Einzelheiten beziehen, so z. B. meint die Moskauer Zeitung*), dass

*) Moskowskija Wedomosti 1891. 2. Januar. No. 2.

mit Worten ein Streit zwichen Allopathen und Homöopathen nie zu etwas führen wird; der Grashdanin (Bürger)[1]: Carrick habe nichts weiter als alten, gegen die Homöopathie gerichteten Unsinn, wiederholt und er sei überhaupt ein Unwissender, der keiner Beachtung werth sei; ähnlicher Meinung ist auch die Russkaja Shizn (Das russische Leben)[2], die Carrick einen Unwissenden nennt, dem aller Scharfsinn abgeht. Der Sohn des Vaterlandes (Suin Otetschestwa)[3] meint, Brasol sei persönlich und unhöflich geworden, die Nowoje Wremja (die Neue Zeit)[4] stimmt ganz für Carrick, was auch nicht anders sein kann, da sein Rapporteur ein leiblicher Bruder des H. Goldstein ist, der Brasol auf allen seinen Vorträgen opponirte und also schon aus verwandschaftlichen Rücksichten ein Feind Brasol's und daher auch der Homöopathie sein musste. Zwei Zeitschriften sind merkwürdigerweise, in je zwei rasch aufeinander folgenden Nummern, diametral entgegengesetzter Meinung über eine und dieselbe Sache; so erwähnt die Peterburgskaja Gazeta (die Petersburger Zeitung)[5] nur von dem im Auditorium entstandenen Lärmen, Schreien und Toben und ein Paar Tage darauf im Januar sagt sie, die Allopathie sei endlich dahin gekommen, von wo die Homöopathen ausgegangen sind. Leugnen sei jetzt nicht mehr möglich, denn sonst müssten sie Koch und die Mikroorganismen auch leugnen. Das Petersburger Blättchen (Peterburgski Listok)[6] wiederholt am 21. Dezember 1890 frohlockend alle Hahnemann gegebenen Schimpfnamen, alsda: Jude, Säufer, Pathogenesen Produkte des Katzenjammers u. s. w. und schon zwei Tage darauf, am 23. Dezember sagt sie, es sei doch traurig, wenn Leute, die ein Ziel verfolgen, uneinig sind, Carrick hat die Homöopathie in der Karrikatur dargestellt und habe kein Verständniss für den Gegenstand seines Vortrages. Der Swjet (Das Licht)[7] äussert sich tadelnd über die Auffassungsweise und die Tendenz Carrick's, ist aber sonst der Sache gegenüber ziemlich lau.

---

[1]) Grashdanin, 1890, 22. Dezemb. No. 354 und 23. Dezemb. No. 355.

[2]) Russkaja Shizn, 22. Dezemb. 1890, No. 44.

[3]) Suin Otetschestwa, 22. Dezemb. 1890, No. 345 und 5. Jan. 1891 No. 4.

[4]) Nowoje Wremja 1891, 4. Jan. No. 5324.

[5]) Peterburgskaja Gazeta, 21. Dezemb. 1890 und 10. Juni 1891, No. 351 und No. 9.

[6]) Sanct Peterburgski Listok 21. Dezemb. 1890, No. 249 und 23. Dezember, No. 351.

[7]) Swjet, 22. Dezemb. 1890, No. 296.

Aus Allem ist ersichtlich, dass im grossen Ganzen die Presse sich eher für die Homöopathie ausspricht und hauptsächlich gegen die Art und Weise, wie Vortrag und Debatten inscenirt wurden sich äussert, sie trifft im Wesentlichen mit dem Eindrucke zusammen, den das Publikum aus dieser Angelegenheit davontrug und den sich ebenfalls, wenn auch nicht vollkommen im grossen Ganzen zu Gunsten der Homöopathie — denn diese hat nun einmal ihre Gegner — dann doch gegen die leichtfertige und unwürdige Handhabung des Gegenstandes von Seiten Carrick's ausspricht. Unzweifelhaft herrscht im Publikum die Meinung, es habe sich die offizielle Schule in der Person Carrick's gründlich blamirt und dass seine Rettung vor der Schande vollkommen und faktisch ausgepfiffen zu werden, er nur dem Umstande zu verdanken habe, dass Brasol in seinem Eifer vielleicht etwas zu weit ging und ihm auf diese Weise einen Schatten von Achtung bereitete. Dieses, uns mehrere Male zu Ohren gekommene Urtheil wurde auch oft von Folgenden begleitet: „Ich bin nicht Homöopath und verstehe von der Homöopathie garnichts, so viel aber begreife ich, dass eine wissenschaftliche Frage nicht auf die von Carrick erwählte läppische Weise behandelt werden kann und darf.“ — Selbst Aerzte, Allopathen, äusserten sich über Brasol's Entgegnung, in ihrem wissenschaftlichen Inhalte, anerkennend.

Bei der Vertheilung ungünstiger Urtheile geht Brasol auch nicht leer aus, am meisten wird ihm vorgeworfen, nicht wählerisch in seinen Ausdrücken gewesen zu sein, den Dingen unverblümt ihren Namen und dem ganzen Streit einen persönlichen Anstrich gegeben zu haben.

Ohne weiter die Rolle eines Anwalts zu Gunsten Brasols übernehmen zu wollen, können wir doch nicht umhin, darauf hinzuweisen, warum und in wie fern eine, wie die obige von Presse und Publikum formulirte Meinung, durchaus irrig ist und bleiben wird, so lange nicht dem Terrain Rechnung getragen wird, auf das Carrick seinen Angriff übertragen hat und auch nicht in Betracht gezogen wird, ob denn überhaupt dieses Terrain — das nur plump-humoristische Harlekiniaden erzeugt — günstig für die Behandlung einer ernsten wissenschaftlichen Frage sein konnte. War nun aber einmal ein solcher Missgriff gemacht, so mussten auch seine Folgen unvermeidlich sein, Brasol aber in die Nothwendigkeit — gewiss mit Sträuben — versetzt werden, dem Angreifenden auf diesem ungünstigen, für etwas Edles, Reines total

sterilen Boden zu folgen, dabei konnte er nicht einmal sein Auditorium kurzweilen, da ihm die Talente zu einem Clown abgehen. — Das also war nicht seine Schuld, eben so wenig wie es die Schuld dessen ist, der ein um kostbares, in den Koth getretenes Juwel zu retten, in die Unvermeidlichkeit verfällt, sich dabei die Hände zu beschmutzen. —

Samara, im Mai 1891. C. Boganus.

Lycopodium clavatum

von Dr. August Korndörfer, Philadelphia.

Deutsch von **Dr. Sulzer**, Berlin.

Die Pathogenese dieses Mittels bietet mit ihren mehr als einunddreissig Hundert Symptomen dem Studirenden der Materia medica eine Riesenaufgabe, ein Umstand, der nur zu häufig bewirkt, dass dieses sehr oft angezeigte und unschätzbare Antipsorikum vernachlässigt wird.

Hahnemann sagt in seinen einleitenden Bemerkungen zu Lycopodium (Chronische Krankheiten. 2. Theil pag. 199) folgendes:

„Wenn aber dieser Bärlappstaub auf die Art, wie die homöopatische Kunst die rohen Naturstoffe aufschliesst, nach obiger Anleitung zur Bereitung der antipsorischen Arzneien behandelt wird und ein Gran davon durch dreimal einstündiges Reiben mit jedesmal 100 Gran Milchzucker bis zur millionenfachen Verdünnung und Potenzirung gebracht worden ist, so entsteht eine so wundervoll kräftige Arznei, dass ein Gran des letzteren in 100 Tropfen gewässertem Weingeiste, wie dort gelehrt wird, aufgelöset und mit zwei Armschlägen geschüttelt, eine Arzneiflüssigkeit darstellt, die auch in der kleinsten Gabe (ein, zwei Mohnsamen grosse, damit befeuchtete Streukügelchen) in den für sie geeigneten Krankheiten noch viel zu heftig wirkt . . . . . .
. . . .

„In dieser Zubereitung (decillion = 30. Verdünnung) ist das Lycopodium eine der unentbehrlichsten, antipsorischen Heilmittel vorzüglich in den vielen chronischen Krankheiten, wo folgende Symptome beschwerlich sind: Schwindel etc. etc.“, (ich citire hier den Urtext und nicht eine Rückübersetzung der englischen Ausgabe. Ref.).

Bei kritischer Betrachtung dieser endlosen Pathogenese zum Zwecke, um eine kurzgedrängte, aber umfassende Synopsis der spezifischen Wirkungen zu bilden, empfangen wir den Eindruck von einer ausgesprochenen Neigung zu Schwäche, welche sowohl Geist als Körper des Lycopodiumpatienten befällt.

Das schwache Gedächtniss bei alten Leuten kann in manchen Fällen durch den Gebrauch des Mittels gebessert werden.

Verdauungsschwäche mit grosser Anhäufung von Gas in Magen und Eingeweiden ist sehr hervorstechend. Die Blähungen sind geruchlos, es besteht nur ein etwas unangenehmer Geschmack im Munde, ein Umstand, der zum Unterschiede von Arsen, Carbo veg. und andern dient.

Symptome von träger Leberthätigkeit mit Stauungen in der Leber, Hämorrhoidalzuständen, Verstopfung und oftmals gänzlicher Appetitlosigkeit sind bezeichnend. Ein besonderes und oft beobachtetes Symptom beim Lycopodiumpatienten ist ein unregelmässiger Hunger, welcher selbst nach einigen Mundvoll Nahrung schnell einem Gefühl von Anfüllung weicht, so dass er nicht das Geringste mehr essen kann.

Während der Verdauung auftretende reflektorische Herzsymptome sind keineswegs ungewöhnlich.

Weiter blickend, finden wir eine Ueberempfindlichkeit an Gesicht, Gehör und Geruch, obschon sich diese Symptome nicht in jedem gegebenen Falle alle vereinigt finden.

Man beachte, dass alle Oeffnungen des Körpers, also die Augenlider, Ohren, Nasenlöcher, Lippen, Präputium, Vulva und Anus ganz besonders gern der Sitz charakteristischer Symptome sind. Die am meisten beobachteten Schmerzen sind entweder brennend, schneidend oder reissend. Verschlimmerung tritt ein zwischen vier bis acht Uhr Abends.

Frauen in vorgerücktem Lebensalter, ebenso Personen mit scharfer Auffassungsgabe, aber mit schwacher Muskelentwickelung, welch zu Lungen- und Leberkrankheiten neigen, finden oft im Lycopodium das Similimum für ihre Krankheiten.

Besonders ist dieses der Fall, wenn eine ausgesprochene Neigung zu Erkältungen bei der geringfügigsten Gelegenheit vorhanden ist.

Solch eine kurze Skizze der Wirkungssphäre, obschon sie nur ein schwaches Bild von der Individualität des Mittels giebt, dient dazu, im Gedächtniss den allgemeinen Charakter von vielen Fällen

festzuhalten, zu denen Lycopodium in homöopathischer Beziehung steht.

Dieses als Einleitung, und, indem wir uns Hahnemann's Vorschrift, Organon § 153 zur Richtschnur nehmen: „Bei dieser Aufsuchung eines homöopathisch-spezifischen Heilmittels, das ist, bei dieser Gegeneinanderhaltung des Zeichen-Inbegriffs der natürlichen Krankheit gegen die Symptomenreihen der vorhandenen Arzneien, um unter diesen eine dem zu heilenden Uebel in Aehnlichkeit entsprechende Kunstkrankheits-Potenz zu finden, sind die auffallenden, sonderlichen, ungemeinen und eigentlichen (charakteristischen) Zeichen und Symtome des Krankheitsfalles vorzüglich und fast einzig fest in's Auge zu fassen; denn vorzüglich diesen müssen sehr ähnliche in der Symptomenreihe der gesuchten Arznei entsprechen, wenn sie die passende zur Heilung sein soll", wollen wir aus den umfangreichen Prüfungen solche Symptome auswählen, welche dem Lycopodium seine Stelle unter den Heilmitteln der Materia medica geben.

Wie schon gesagt, ist eine Schwäche, sowohl geistig, wie körperlich, hervorstechend. So finden wir: Vergehen der Gedanken, Verwirrung der Gedanken, Unmöglichkeit, die passenden Worte zu finden, um seine Gedanken auszudrücken; es werden verkehrte Worte bei richtigen Gedanken gebraucht; das Gedächtniss wird schwach, namentlich im vorgerückten Alter.

Was die Gemüthsstimmung angeht, so ist der Lycopodiumpatient empfindlich und zum Weinen geneigt. Dieses muss indess wohl unterschieden werden von einem ähnlichen Symptom bei Mitteln wie Pulsatilla, Ignatia, Cocculus etc. — Der Patient bei Lycopodium ist, obgleich weich, herrischer und weniger veränderlich, wie bei Pulsatilla oder Ignatia; er ist auch auffallend misstrauisch und tadelsüchtig.

In Bezug auf die sanfte Gemüthsart hat es Aehnlichkeit mit Cocculus, Calad., Crocus, Cupr. met., Ign., Puls., Silic.

In Bezug auf Misstrauen mit Anacard., Baryt. Bellad., Caust., Cicuta, Drosera, Helleb., Hyosc., Puls., Sulf. acid.

In Bezug auf Eigensinn mit Anacard., Aurum, Calc. carb., Caust., Cham., Hepar, Ignat., Ipec. Mer. v., Natr. c., Nitr. ac., Phosph., Phosph ac., Plat., Puls., Sarsap., Silic., Staph., Sulf., Viola tr.

In Bezug auf Stolz mit Platina, Stram., Veratrum.

Es hat viel weniger Veränderlichkeit als Aurum, Ign., Plat., Puls., Sulf. ac.

Begehrlichkeit spricht für Lycopodium ebensowohl als für Arsen., Bryonia oder Pulsatilla.

Muthlosigkeit ist in hohem Maasse beobachtet worden, und Melancholie ist geheilt worden durch Lycopodium. Verzweiflung am Seelenheile, besonders vor der Regel, wird beobachtet, in manchen Fällen begleitet von Lebensüberdruss.

Schwindel beim Trinken und beim Bücken. Die Kopfschmerzen werden verschiedenartig beschrieben, als betäubend, stechend, drückend und ziehend. Sie treten meist in der rechten Seite auf und verschlimmern sich zwischen vier und acht Uhr Nachmittags.

Die ziehenden Schmerzen beginnen in der Stirn oder der rechten Kopfseite, und erstrecken sich abwärts bis zum Nacken, Gesicht, Augen und Zähne in Mitleidenschaft ziehend. Sanguin. hat Kopfschmerzen, die im Hinterkopfe beginnen und sich rechts auf Schläfe und Augen erstrecken. Silicea hat schiessende Kopfschmerzen, welche vom Genick zum Scheitel gehen und die durch warmes Einhüllen erleichtert werden. Spigelia hat Kopfschmerzen, welche im Hinterhaupt beginnen und sich über die linke Seite ausbreiten, in periodischen Anfällen mit heftigem Pochen in der linken Seite und über dem linken Auge. Rhus. rad. hat heftige Schmerzen, welche im Occiput oder in der Suboccipitalgegend beginnen und sich ausbreiten durch den Vorderkopf; Geräusch, Schütteln, wie auch Lesen bewirkt heftige Verschlimmerung. Juglans cath. (ein Präparat aus der Rinde der jungen Aeste) hat heftige Suboccipital-Kopfschmerzen, ebenso hat es heftige Schmerzen in der Gegend der Scheitelhöhe. Eine einzige Dosis der 30. Potenz ist gewöhnlich genügend. Ich habe von einer zweiten Gabe eine heftige Verschlimmerung entstehen sehen, eine Bestätigung der lange vorher von Dr. J. Jeanes gemachten Beobachtung.

Lycopod. hat einen Ausschlag, der am Hinterkopf beginnt und sich auf Ohren und Gesicht ausbreitet; derselbe ist dicht und borkig, sondert eine stinkende Flüssigkeit ab und blutet leicht. Krätzen sowohl wie Wärme verschlimmern.

Pityriasis in Flecken auf dem Haarkopf. Die Haare fallen fleckenweise aus. Haarausfallen nach Typhus.

Unter den Augensymptomen müssen wir die Nachtblindheit erwähnen, die schon früh am Abend beginnt, mit schwarzen Flecken vor den Augen, ferner senkrechte Halbsichtigkeit; es wird blos

die linke Seite eines Gegenstandes genau gesehen In diesem Falle vergleiche man Lithium carb., Mur. ac., Natr. mur. Bei horizontaler Halbsichtigkeit, wenn die obere Hälfte dunkel ist, denke man an Aurum.

Staar ist durch Lycopodium gebessert worden. Man denke auch an Magn. mur., Sulfur, Ammonium mur., Silicea und Graphit, welche sich im höchsten Grade brauchbar bei dieser Gelegenheit erwiesen haben.

Akute sowohl als chronische Entzündungen der Augen und Augenlider mit Thränen während des Tages und Verklebung der Lider während der Nacht, begleitet von Lichtscheu, weisen auf Lycopodium hin. Die Conjunktiva ist sehr roth und sieht aus wie rohes Fleisch. Gerstenkörner nahe dem inneren Augenwinkel. Jucken der Augenwinkel, namentlich der inneren.

Das Gehör ist überempfindlich: Musik und Geräusch sind den Ohren schmerzhaft. Brausen, Summen und Zischen in den Ohren. Eitriger Ohrenfluss; Polyp im Ohr.

Die Verstopfung der Nasenlöcher durch eiterige Absonderung während der Nacht erinnert an die Verklebung der Augenlider.

Verstopfung in der Nasenwurzel; muss durch den Mund athmen. Der Athem ist unterbrochen; das Kind fährt auf und schreit. Man denke auch an Aconit, Nux vom., Puls. und Sambucus.

Die Coryza bei Lycopodium ist scharf, die Lippen wund fressend. Wenn solcher Ausfluss bei Scharlach besteht, vergleiche auch Arsen, Arum triphilum und Nitr. ac.

Der Mund zeigt den verdorbenen Zustand der Verdauungsorgane und die dadurch bedingte schlechte Ernährung deutlich an durch das leichte Bluten des Zahnfleisches, durch üblen Mundgeruch, besonders Morgens beim Erwachen, durch Bläschen an der Zungenspitze mit dem Gefühl, als sei dieselbe verbrannt oder roh und durch Geschwüre an und unter der Zunge. Der Mund ist trocken. Der Geschmack ist oft bitter, wenn auch häufig nicht unangenehm.

Schwellung der Unterlippe ist oft beobachtet. Lach. hat auch Schwellung der Unterlippe, während Bell., Calc. carb. und Sulf. eine solche der Oberlippe haben.

Die Zähne sind schmerzhaft bei Berührung (Sulf., als ob sie zu lang wären). Gelbe Farbe der Zähne. Zahnschmerz mit Schwellung der Backen, gebessert durch Bettwärme (vergleiche

Bryonia und Nux vom,) und durch warme Umschläge (vergl. Rhus tox., Staphys., Arsen., Antim. crud. etc.)

Mercur hat Verschlimmerung durch die Bettwärme, Cham., obschon zuweilen besser durch Wärme, hat doch gemeinhin Schmerzen, die wiederkehren beim Eintritt in einen warmen Raum, und die sich verschlimmern, wenn man irgend etwas Warmes trinkt.

Entzündliche Anschwellung drüsiger Organe findet oft ihr Similimum in Lycopodium. Wir finden, dass es günstig wirkt bei akuter oder chronischer Vergrösserung der Tonsillen. Geschwüre auf den Tonsillen, erst rechts, dann links. Hier ist es ähnlich dem Merc. prot. jod., von welchem es leicht unterschieden werden kann durch den dickgelben Belag auf der Zunge bei Mercur pr. jod. (Lachesis und Merc. bijodatus haben zuerst links, dann rechts Geschwüre.) Die Geschwüre im Halse sind bei Lycopodium begleitet von üblem Geruch und oft von eiterigem Ausfluss aus der Nase. Ein Gefühl von Kitzel in den Ohren findet sich oft in Begleitung von Halsaffektionen. Ausräuspern eines blutigen Schleimes ist gewöhnlich.

Während Lycopodium gewöhnlich als charakteristisches Symptom zeigt, dass geringe Mengen von Nahrung sättigen und der Leib aufgetrieben wird von der geringsten Nahrung, finden wir auch Anfälle von Heisshunger, welche Kopfschmerzen verursachen, wenn das Nahrungsbebürfniss nicht befriedigt wird. Cactus grandifl. hat auch Kopfschmerzen in Folge von Hunger.

So oft es angezeigt ist bei gastrischen Störungen, so selten finden wir Erbrechen. Uebelkeit besteht oft am Morgen. Fahren im Wagen verursacht Uebelkeit. In solchen Fällen vergleiche Arsen., Borax, Cocc., Hepar., Ign., Nux mosch., Petr., Sepia, Silic., Sulfur.

Uebelkeit nach Fahren im Wagen verlangt Nitri ac.

(Seekrankheit weicht gewöhnlich auf Arsen. 30 oder Cocc. 6, wie ich in vielen Fällen bestätigt gefunden habe.)

Charakteristisch für Lycopodium ist schmerzhafte Schwellung sowohl, wie Empfindlichkeit der Herzgrube gegen enges Schnüren oder Berühren. Vergleiche Lachesis.

Magenkrebs ist gebessert worden durch Lycopodium.

Ein Symptom, das in den verschiedensten Formen von Krankheiten auf Lycopodium hinweist, ist ein fortwährendes Rumoren in der Gegend der linken Flexur des Dickdarms; zuweilen kommt dieses auch rechts vor.

Sulf. hat ein ähnliches Rumoren in der Gegend der Flexura sigmoidea.

Chronische Leberleiden, die Folge von Schrecken sind, sprechen oft für Lycopodium. Verstopfung ist gewöhnlich. Die Stühle sind hart, und es besteht ein unwirksamer Drang nach Entleerung. Wir finden auch heftige Kontraktionen des Sphincter ani und Schmerz, welcher stundenlang nach einer Entleerung anhält. Vergleiche Plumbum.

Durchfall mit grünem, schleimigem, geruchlosem Stuhlgang. Der geruchlose Stuhl entspricht den geruchlosen Blähungen, welche für Lycop. so charakteristisch sind. Die gestörte Portal-Zirkulation hat eine schmerzhafte Anschwellung der Hämorrhoiden zur Folge, die sich im Sitzen verschlimmern,

Blutungen aus dem Rektum selbst nach weichem Stuhlgang.

Juckender Ausschlag in dem After, schmerzhaft gegen Berührung. Sulfur hat einen ähnlichen Ausschlag, der indess nicht so schmerzhaft ist.

Das charakteristische Symptom vom Seiten der Harnorgane sind rothe, sandige Ablagerungen im Urin. Dieselben verursachen oft grosses Hinderniss für den Abfluss des Urins, mit heftigen Schmerzen in der Nierengegend.

Ein anderes und ganz entgegengesetztes Symptom findet sich bei nervösen Zuständen als charakteristisch für Lycopod., nämlich häufiger Drang zum Urinlassen mit Entleerung grosser Mengen eines blassen Urins.

Blutungen aus der Blase, schmerzlos.

Stiche im Blasenhals und gleichzeitig im Anus. Dieses Symptom pflegt die Hämorrhoiden zu begleiten. Nierenkolik besonders der linken Seite. Rau empfiehlt es für die rechte Seite nach Nux vom.

Die Lycopodium-Schwäche ist ausgesprochen in den Geschlechtsorganen durch Impotenz; der Penis ist klein, kalt und schlaff. Zu starke und erschöpfende Pollutionen können zugegen sein. Unter diesem Umstande denke man an Kobalt., Nux vom., Phosphor. acid. und China.

Die Regeln sind zu stark und dauern zu lange; oder sie können vom Schreck unterdrückt sein.

Dysmenorrhoe mit der charakterischen Bauchauftreibung und begleitet von Schmerzen in den Schläfen, als ob dieselben zusammengeschraubt wären.

Die Schleimhaut der Vagina ist öfter trocken, oder wir beobachten einen milchig aussehenden Weissfluss, der oft scharf und mitunter blutig ist.

Aus der Scheide zeigt sich Abgang von Gasen. Dieses Symptom ist auch bei Brom., Nux mosch., Phosph. acid. und Sanguinaria beobachtet.

Harte brennende Verhärtungen in der Mamma können auf Lycop. hinweisen, obschon Carbo anim. und ebenso Arsen auf's Sorglichste zu vergleichen sind.

Wundsein und Bluten der Warzen während des Stillens, ist vom Lycop. geheilt worden, wobei mehr die konstitutionellen, als die lokalen Erscheinungen die Mittelwahl leiten müssen.

Stechen in den Brustwarzen.

Die Brustaffektionen bei Kindern, welche für dieses Mittel passen, zeichnen sich durch das Sinken der Lebenskraft aus, das Kind wird sehr ruhig; kurzes Athmen namentlich während des Schlafes; das Kind kann nicht gähnen und schreit, weil das Gähnen unterbrochen ist. Luftröhren- und Lungenaffektionen verlangen sehr häufig dies Mittel. Der für Lycopod. passende Husten wird gewöhnlich schlechter gegen Abend (zwischen 4 und 8 Uhr), wird vermehrt durch Anstrengung und ist schlimmer ein um den anderen Tag. Ferner Verschlimmerung vom Bücken, beim Liegen namentlich auf der rechten Seite, wenn man sich dem Winde aussetzt und im warmen Raum. Auswurf, besonders am Tage reichlich, eiterig, grau, salzig oder blutig und rostfarben. Der Morgenhusten befördert einen grünlichen Auswurf; vergleiche Stannum, Sepia, Pulsat. und Paris. Die Stiche in der Brust erinnern auch an Bryonia, Kali carb. und Squilla.

Bei der Pneumonie während des Stadiums der Hepatisation ist Lycopod. oft angezeigt. Eine circumscripte Röthe der Backen, Trockenheit und Röthe der Lippen und der Zunge, die Abneigung sich zuzudecken und die gereizte Gemüthsstimmung beim Erwachen, zugleich mit dem rostfarbenen Sputum und dem Fliegen der Nasenflügel, sind brauchbare Hinweise für Lycop.

Drohende Lungenlähmung ist eine weitere Form, in der sich der für das Mittel so charakteristische, allgemeine Schwächezustand kundgiebt.

Herzklopfen, schlimmer während der Verdauung, ebenso Herzklopfen meistentheils gegen Abend; dasselbe kann so heftig sein, dass der Patient still stehen muss, aber das Stehen ermüdet.

Rheumatische Schmerzen und Ziehen im rechten Schultergelenk, Steifheit und Schmerzen im Rücken und in den Weichen, Weh- und Steifheit im Nacken,Schwäche in den Armen, die Finger schlafen leicht ein. Entzündliche Röthe, und Schwellung der Fingergelenke. Brennen in den Handtellern, ähnlich wie Sulfur.

Nächtlich ziehende Schmerzen in den Beinen, Schwellung und Steifheit der Kniee, Schwellung des ganzen Beines.

Lycopodium hat sich bei der Phlegmasia alba wirksam erwiesen, wenn die Vena saphena sehr geschwollen und hart ist.

Schmerzen in den Fusssohlen beim Gehen, die Fersen sind besonders schmerzhaft. Kalte, schweissige Füsse, man denke auch an Calc. carb., die Füsse werden wund von dem Schweiss, vergleiche Silicea. Gichtische Stiche in der rechten grossen Zehe.

Wenn der Schlaf durch plötzliches Auffahren gestört ist, so weist das namentlich auf Bellad., Coffea, Sulfur, Caustic., Silicea, Lachesis und Lycopod. Kinder fürchten sich beim Einschlafen allein zu sein. Schläfrigkeit während des Tages, aber man kann in der Nacht nicht einschlafen; der Geist ist zu thätig. Man vergleiche Bryonia, Calc. carb., China, Coccul. Kann in keiner Lage Ruhe finden; siehe auch Acon., Arsen., Rhus.

Der Frost sowohl, wie die Hitze sind ausgezeichnet durch Periodizität von 4—8 Uhr Abends. Der Frost findet sich oft nur auf einer (der linken) Seite. Hitzewallungen, meistens gegen Abend mit häufigem Trinken, jedoch von geringen Mengen auf einem Male; Vergleiche Arsen., Carbo veg., China, Corn. florid., Eup. perf., Hyoscyam., Rhus tox., Squilla. Wie nicht anders zu erwarten ist bei der allgemeinen Schwäche, finden wir profuse Schweisse am Tage, durch die geringsten Austrengungen hervorgerufen. Ebenso haben wir Nacht- und Morgenschweisse zu verzeichnen, oft mit Kälte des Gesichts.

In Uebereinstimmung mit alten Erfahrungen finden wir Lycopod. im ausgezeichneten Maasse passend für leicht blutende Ausschläge, besonders wo solche im Säuglingsalter oder in der frühesten Kindheit auftreten.

Die charakteristischen Hautsymptome sind: eiternder Ausschlag voll von tiefen Rhagaden und bedeckt mit dicken Krusten, heftig juckend. Bläulich aussehende Blutgeschwüre, die nicht reifen wollen. Chronische Formen von Urticaria.

Zum Schluss mag noch bemerkt werden, dass Lycopod., von so hohem Werthe es auch als Antipsoricum ist, doch selten im

Beginn der Behandlung chronischer Krankheiten angezeigt ist. Es wird indessen mit auffallendem Erfolge nach anderen Antipsoricis, wie z. B. Calic. carb. oder Lachesis gegeben und ist dann oft geradezu unentbehrlich zur Vollendung einer Kur.

The Hahnemannian Monthly, Bd. 25, No. 5.

Cannabis indica.

Eine pharmakodynamische, psychiatrische Studie.

Von Dr. **Mossa**, prakt. Arzt in Stuttgart.

Die narkotischen Genussmittel der Völker bieten vom psychologischen nicht weniger als vom pharmakodynamischen Gesichtspunkte aus ebenso interessante, als wichtige Momente dar.

Die Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts zeigt uns die merkwürdige Thatsache, wie der Mensch, nach Befriedigung seines Nahrungsbedürfnisses, von einem Streben beseelt ist, Mittel ausfindig zu machen, welche ihm zu einer Steigerung seines Wohlbehagens, seines sinnlich-psychischen Zustandes und Kraftgefühls, zum Vergessen der elenden Gegenwart und Vorspiegelung einer heiteren Zukunft dienen sollen. Dieser Trieb hat ihn denn einerseits zur Erfindung der gegohrenen Getränke, andererseits zur Entdeckung der zu obigem Zweck geeigneten narkotischen Mittel geführt. Während nun in jener, so verschieden auch das Darstellungsmaterial und die Darstellungsweise sei, der wirksame Stoff überall derselbe ist, der durch den Gährungsprozess entstandene Alkohol, hat uns die Chemie in den narkotischen Mitteln eine Anzahl verschiedener Grundstoffe nachgewiesen, von denen man wohl die verschiedenartigen Wirkungen dieser Giftstoffe auf den menschlichen Organismus abzuleiten hat. Denn, haben auch die narkotischen Lieblingsmittel der Völker, der Tabak, das Opium, der indische Hanf (Haschisch), die Coca, der Hopfen, der Fliegenschwamm, in ihrer Wirkung einen gewissen allgemeinen Grundzug — das Betäubende — so bietet doch jeder einzelne eine Reihe ihm eigenartiger, spezifischer Erscheinungen dar. — Hier wird uns in erster Linie der indische Hanf beschäftigen, jenes weitverbreitete, fast ganz Asien und einen Theil Afrikas beherrschende Volksnarkoticum.

Der indische Hanf ist mit dem bei uns jetzt einheimischen Cannabis sativa, dessen Wiege aber höchst wahrscheinlich auch in Persien oder Indien gestanden, identisch. Wie aber der Mohn, die Mutterpflanze des Opium, in unseren Breitegraden nur ein gar geringes Quantum seiner narkotischen Grundstoffe enthällt, so verhält es sich auch mit unserem Hanf, dieser für die Industrie so wichtigen Pflanze. Dass Cannabis sativa aber, abgesehen von seiner Richtung auf die Harnorgane und das Herz, das Gehirn affizirt, zeigt Hahnemann's Prüfung ganz deutlich. Schon vom Geruche, den die ganze Pflanze ausströmt, bekommen Viele Kopfschmerzen und Schwindel, um so mehr, je länger sie sich in einem Hanffelde aufhalten. Dieser Geruch ist auch manchen Insekten zuwider; dafür spricht die Thatsache, dass schon einzelne Hanfpflanzen Kohlfelder bis zu einer Entfernung von mehr als 40 Fuss vor dem Besuch und Frass der Kohlweisslinge schützen. — In den warmen Ländern des Ostens schwitzt aus den Blüthen, Blättern und jungen Stengeln des Hanfs ein braunes, bitterschmeckendes, aromatisch riechendes, betäubendes Harz, das Cannabin, in merklicher Menge aus. Dieser in Alkohol und Aether, aber nicht in Wasser, lösliche Stoff wird für den hauptsächlich wirksamen Bestandtheil der Pflanze gehalten.

In Indien wird dies eingesammelte und getrocknete Harz unter dem Namen Churrus als Genussmittel benutzt. Dr. O'Shanghnessy hat sich bemüht, die reine Wirkung dieses Stoffes zu erforschen. Nach seinen Beobachtungen vermehrt derselbe, in mässiger Quantität genommen, den Appetit und bewirkt eine grosse Fröhlichkeit; im Uebermass dagegen erzeugt er eine eigenthümliche Art von Delirium und einen Zustand echter Katalepsie. Von seinen Versuchen sei folgendes erwähnt: Um 2 Uhr Nachmittags gab er einem an Rheumatismus leidenden Inder 1 Gran Hanfharz; um 4 Uhr war derselbe sehr redselig, sang, verlangte laut nach einer Extraportion Essen und erklärte sich für vollkommen gesund. Um 6 Uhr war er eingeschlafen; um 8 Uhr fand er ihn gefühllos, jedoch war sein Athem ganz regelmässig Puls und Haut zeigten nichts Abnormes; die Pupille reagirte ungestört auf Lichtreiz. Als Dr. O'Sh. zufällig den einen Arm des Patienten aufhob, blieb er, zum Erstaunen des Beobachters, in derselben Richtung und Stellung, in die er ihn gebracht hatte. Er überzeugte sich alsbald, dass der Kranke durch dies Narkotiren in den seltsamsten und ausserordentlichsten aller Nerven-

zustände, wie er sagt, versetzt worden sei, den nur Wenige gesehen haben, nämlich den der wahren Katalepsie. Man brachte den Patienten in eine sitzende Lage nnd gab seinen Armen und Gliedern jede denkbare Stellung — aber eine Wachsfigur hätte nicht biegsamer und im Festhalten der Stellung beharrlicher sein können. Zugleich war der Kranke gegen alle Eindrücke fast ganz unempfindlich.

Auch bei Thieren hat das Extractum cannabis indicae, das Hanfharz, wie Dr. O'Sh. in seinen Versuchen fand, dieselbe merkwürdige kataleptische Wirkung geäussert. Dieselbe verschwindet übrigens nach einiger Zeit, ohne irgend welche schädlichen Folgen.

Diese katalaptische Wirkung des Hanfs erinnert an so manche staunenerregende Kunstücke, welche die indischen Fakier vorzuführen pflegen, und hat man deshalb gemeint, dass sie sich dazu des Hanfharzes bedienen. — Nachdem man aber die wunderbaren Erscheinungen der Hypnose kennen gelernt hat, so kann ja die von ihnen zur Schau gestellte Katalepsie eben so gut und noch leichter durch das Hypnotisiren bewirkt werden — eine Manipulation, welche die meisten Völker des Ostens schon seit den ältesten Zeiten gekannt und ausgeübt haben.

Uebrigens erwähnt kein anderer Beobachter diese Wirkung des indischen Hanfs, was mir doch sehr auffallend erscheint.

Der Haschisch der Araber.

Dieses Präparat wird dargestellt, indem man die Blüthen und Blätter von Cannabis indica mit Wasser und etwas Butter sieden lässt und den Absud, nachdem er bis zur Syrupsdicke eingedampft ist, durch ein Tuch seihet. Die Butter sättigt sich auf diese Weise mit dem wirksamen Harzstoff und wird grünlich gefärbt; sie behält Jahre lang ihre Wirksamkeit, wird jedoch mit der Zeit ranzig. Um den schlechten Geschmack des Präparats zu verdecken, mischt man es mit Konfitüren und aromatischen Stoffen, so z. B. mit Kampher, Gewürznelken, Muskatnüssen, Ambra und selbst Moschus, so dass man eine Art Latwerge erhält. Ein solches Präparat nennen die Araber einen Dawamese.

Das bei den Türken am meisten gebräuchliche Präparat, der Madschun, besteht jedoch aus den Pistillen der Hanfblüthen, die zu Pulver verrieben und mit einem Zusatz an Gewürznelken, Safran und Honig zu einer Masse geknetet werden. — In Marokko werden die getrockneten Blüthen, Kief oder Kef genannt, aus kleinen Pfeifen geraucht; schon eine einzige genügt, um den

Rausch hervorzubringen. Selbst Hottentotten und Buschmänner rauchen den getrockneten Hanf und sogar in Brasilien kennen die Eingeborenen den Genus dieses Krautes. Durch diese verschiedenen Arten der Zubereitung und durch die Beimischungen erhält die Wirkung des indischen Hanfs mancherlei Abweichungen; auch die Individualität und Nationalität ist hierbei von Einfluss.

Während unser einheimischer, von Hahnemann wohlgeprüfter und von der homöopathischen Schule klinisch viel verwertheter Hanf in den neueren Handbüchern der Arzneimittellehre ganz verschollen ist, hat die Cannabis indica eine Stelle darin gefunden. So z. B. in Prof. Nothnagel's Handbuch, wo er eine ziemlich gute Zusammenstellung der physiologischen und psychischen Wirkungen des Mittels giebt. Es heisst dort pag. 35: „In der Mehrzahl der Fälle, und bei den Orientalen ist dies die Regel, gestaltet sich das Bild folgendermassen nach dem Genuss einer grösseren Gabe: Ein Gefühl von Wärme, das meist von den Beinen anhebt, verbreitet sich über den ganzen Körper, verbunden mit einer Empfindung von Kriebeln und Prickeln, zugleich werden die Arme und Beine schwer, wie mit einem Gewichte belastet; der Kopf wird heiss, schwer, eingenommen, etwas Schwindel und Ohrensausen, die Augen glänzen und injiciren sich. Sehr bald aber tritt ein Gefühl von eigenthümlichem Leichtsein und freier Beweglichkeit auf, eine Empfindung, als ob alle Bewegungen auf das Leichteste, ohne jede Anstrengung, ausgeführt werden können; der Kopf wird nun ebenfalls frei und leicht, als sei die Schädeldecke emporgehoben; eine Unruhe in den Extremitäten, ein steter Antrieb zu Bewegungen stellt sich ein (der sich in einzelnen Fällen bis zu den heftigsten, tobsüchtigen Anfällen steigern kann). Zugleich macht sich eine merkwürdige psychische Wirkung geltend, deren Charakter überwiegend in dem Hervortreten einer heiteren Gemüthsstimmung, gehobenen Selbstbewusstseins, angenehmer Hallunciationen und Illusionen sich ausspricht. Die Versuchspersonen hören sausende Geräusche, die sie mit Geräusch von Wasserfällen und Aehnlichem (Tönen von tausend Glocken) vergleichen; sie glauben sich von leuchtendem Glanze umflossen; sie durchlaufen in lebhafter Ideenflucht angenehme Vorstellungen; sie lachen, ohne äussere Veranlassung, fortwährend, singen und tanzen. Es macht sich bei ihnen ein Gefühl unsäglicher

Glückseligkeit geltend. Die Tastempfindlichkeit erscheint abgeschwächt.

Auf diesen Zustand der Exaltation (Phantasia, Keff) folgt dann der Schlaf, oft noch von angenehmen Träumen, mitunter mit erotischen Bildern, begleitet; hinterher, in den leichten Fällen, oder aber besonderen, nach starken Gaben aber ein Gefühl geistiger und körperlicher Abgeschlagenheit, Unlust zu geistigen Anstrengungen.

Bei anderen Personen ist der auf Haschisch folgende Zustand durchaus kein angenehmer; bei manchen machen sich im Gegentheil schreckhafte Vorstellungen, Todesfurcht u. dergl. geltend. Wieder bei Anderen fehlt jeder Einfluss auf die psychischen Thätigkeiten: der Kopf wird eingenommen, schwer, schmerzhaft; Uebelkeit, selbst Erbrechen treten zuweilen ein, Mattigkeit, Schläfrigkeit, öfteres Gähnen und endlich tiefer, fester Schlaf. Bei wieder Anderen treten konvulsivische Phänomene in den Vordergrund: paroxysmenweise Contraction der M. pectorales cales mit Behinderung des Athmens, Spasmus der Augenmuskeln, der Kaumuskeln (bis zum Trismus gesteigert), aber auch klonische Zuckungen des ganzen Körpers. In den meisten Fällen besteht starker Drang zum Uriniren. Eie Pupillen werden in der Regel ziemlich stark dilatirt. Die Frequenz der Herzschläge sinkt anfänglich ein wenig, um später erheblich über das Niveau zu steigen. Die Temperatur soll etwas sinken. Der Appetit ist unverändert gut, die Defaekation ebenso, namentlich zeigt sich keine Stuhlverstopfung.

Nach langem Gebrauch des Haschisch tritt ein chronisches Siechthum ein. Die Haschischesser verlieren den Appetit allerdings erst nach sehr langer Zeit; auch bleibt der Stuhl meist normal; aber die Körperkräfte nehmen allmählich ab, es bildet sich ein allgemeines Zittern und Schwäche aus, sowie ein bedeutender Grad geistiger Stumpfheit und Denkunfähigkeit.“ Soweit Prof. Nothnagel. —

Zum Theil sind jene Angaben den Selbstbeobachtungen des französischen Arztes Dr. Moreau entnommen. Es scheint, als ob derselbe im Orient sich den Haschisch-Genuss angewöhnt habe, den er später in Frankreich fortgesetzt. Zur Vervollständigung und Ergänzung führen wir von seinen Schilderungen, die freilich etwas gar zu lieblich klingen, noch folgende Einzelheiten an:

„Es ist eine wirkliche Glükseligkeit, welche der Haschisch hervorbringt; ich meine damit ein bloss geistiges und durchaus nicht sinnliches Vergnügen. Es ist, als ob die Sonne jeden Gedanken bescheine, der das Gehirn durchzieht, und jede Bewegung des Körpers ist eine Quelle der Lust. Der Haschischesser fühlt sich nicht in der Art glücklich, wie der Feinschmecker oder wie ein Hungriger, der seinen Appetit befriedigt, noch wie der Wollüstling, sondern er ist glücklich wie Jemand, der erfreuliche Nachrichten hört, oder wie der Geizige, der seine Schätze zählt, oder wie der Ehrgeizige, den sein Erfolg berauscht. — Wenn das Mittel zu wirken beginnt, so kann man seinen eigenthümlichen Einfluss durch eine kräftige Willensanstrengung bedeutend herabsetzen oder selbst gänzlich hemmen. Allmählich nimmt jedoch die Fähigkeit, die Gedanken zu kontrolliren und auf einen bestimmten Punkt zu richten, ab, bis zuletzt die Kraft der Aufmerksamkeit ganz verschwindet und der Geist zum Spielball jeden Einfalls, der ihm gerade kommt, oder jedes äusseren Eindrucks wird. Ein einziges Wort, ja eine Geberde genügt, um die Gedanken nacheinander auf eine Menge der verschiedenartigsten Dinge zu richten, und zwar mit einer Raschheit und Klarheit, die wirklich wunderbar ist. Der Geist empfindet einen Stolz, welcher der Erhöhung seiner Fähigkeiten entspricht, die, wie er sich bewusst ist, an Energie und Kraft zugenommen haben. — Interessant sind die Täuschungen der Wahrnehmung in Bezug auf Zeit und Raum während der „Fantasia“: Minuten scheinen Stunden, und Stunden dehnen sich zu Jahren aus, bis zuletzt jede Vorstellung der Zeit verschwindet und Vergangenheit und Gegenwart in Eins verschmelzen.

Jede Vorstellung scheint in diesem seltsamen Zustande an einer gewissen Vergrösserung Theil zu nehmen. Eines Abends durchschritt Moreau, nachdem er eine mässige Dosis Haschisch genommen hatte, die Passage de l'Opéra in Paris. Er hatte nur wenige Schritte gethan, als es ihm vorkam, als wäre er bereits zwei oder drei Stunden daselbst, und während er vorwärts schritt, schien ihm der Durchgang ohne Ende, indem der Ausgang desselben vor ihm zurückzuweichen schien.

Einen instruktiven Selbstversuch berichtete Dr. Sonnenberg in Alexandrien an den Kollegen Altschul in Prag, und hat letzterer denselben in seinem Real-Lexicon mitgetheilt. Dr. Sonnenberg enthielt sich 3 Stunden vor dem Einnehmen des Haschisch

des Essens, sass ruhig das Auge auf ein gegenüber loderndes Feuer gerichtet; während des Einnehmens wurde ein musikalisches Instrument gespielt; er trank 2 Tassen Thee und vertiefte sich in das Studium der Mathematik. Die nun beobachteten Erscheinungen waren folgende: Der Buchstabe, den er schrieb, schien ihm einer verflossenen Zeit anzugehören. Er fühlte eine angenehme Kühle und glaubte transparent zu sein, war zum Lachen und Singen geneigt, sang aber falsch. Er war vergesslich, so dass er das Vaterunser nicht hersagen konnte. Mittelmässige Musik schien eine himmlisch-weibliche zu sein. Diese Extase dauerte bei ihm $1^1/_4$ Stunde; manchmal hielt sie drei Stunden an. — Ausser Gesichtsblässe hinterlässt sie keine Folgen; vielmehr bleibt eine Heiterkeit des Gemüths zurück. Der häufige Genuss dagegen macht den Menschen zum Narren; er erregt die Mordlust, bei Weibern Nymphomanie. Will man den Keff loswerden, so gehe man im Zimmer auf und ab und wasche sich das Gesicht mit kaltem Wasser.

Ein bedeutender Orientalist hat das in der englischen und französischen Sprache eingebürgerte Wort „assassin," das Meuchelmörder bedeutet, von dem arabischen Haschisch abgeleitet. Ursprünglich wurden die Anhänger der „Alten vom Berge" in Syrien Haschischins genannt, weil sie sich, und zwar besonders in ihren geheimnissvollen religiösen Gebräuchen, um die Extase zu erreichen, des Haschisch bedienten. Man nannte aber auch die während der Kreuzzüge vom Haschischgenuss berauschten und dadurch zur Tollkühnheit und Mordgier im höchsten Grade erregten Sarazenen Haschischins. Von diesen her sei das Wort assassin in das Abendland gekommen.

Bei manchen Personen läuft der erste Versuch mit dem Haschisch so unangenehm ab, wie bei vielen die erste Cigarre. So erzählt ein europäischer Reisender, wie er während seines Aufenhalts in Jerusalem sich mit einigen Freunden einmal mit dem Haschisch einen angenehmen Abend verschaffen wollte. Er selbst hatte die grösste Dosis genommen, und war darnach mehr als 24 Stunden fast ohne Besinnung, er hatte Nervenkrämpfe, unzusammenhängende Träume, die ihm mindestens hundert Jahre gedauert zu haben schienen, und fühlte sich nachher ganz zerschlagen.

Sonst sind die Wirkungen der Cannabis indica auf Europäer, zumal in Europa selbst, geringer als auf die Orientalen. In

Indien sah der eben erwähnte Dr. O'Shangnessy schon von 1/2 Gran Hanfextrakt und selbst noch von kleineren Gaben entschiedene Wirkungen; in England gab er 10, 12 und noch mehr Gran, um die beabsichtigte Wirkung zu erreichen. Auch hat er in Europa niemals jene kataleptische Wirkung darnach beobachtet, die in Indien nach einer verhältnissmässig kleinen Gabe eintrat.

Von chemischen Bestandtheilen hat man im indischen Hanf nur ein flüchtiges Oel und das natürliche Harz dargestellt. Das erstere scheint wenig wirksam zu sein. Das Harz scheint analog dem Opium und eine Mischung verschiedener Stoffe zu sein, die vielleicht je nach der Beschaffenheit des Leidens in ihrer Zusammensetzung — und wohl auch Wirkung — variiren.

Unter Edwin M. Hale's neuen amerikanischen Mitteln findet sich auch Cannabis indica, dessen Prüfung manchen schätzbaren Zug nach der objektiven, wie subjektiven Seite der Wirkung uns darbietet.

Es ist nur zu bedauern, dass wir hier ebensowenig, wie in den meisten der bisher angeführten Prüfungen eine Angabe der angewandten Dosis vor uns haben.

Von psychischen Zeichen führen wir, um den Anfang und Ausgang jener Extase noch näher zu präzisiren, aus jener Prüfung an: Grosse Aufregung mit übermässiger Schmerzhaftigkeit. — Unbändiges unmotivirtes Lachen, bis das Gesicht dunkelroth wird und der Leib weh thut. — Grosse Zerstreuung. — Er fängt einen Satz an, kann ihn aber nicht beenden, weil er vergisst, was er sagen oder schreiben will. — Unzusammenhängende Ideen. Den Tag über Anfälle von wachen Träumen. — Sein Kopf ist voll von lächerlichen, spekulativen, oder allerlei fixen Ideen. — Die falsche Vorstellung des Grösserwerdens findet sich in der Einbildung, dass er aufschwillt und sein Körper grösser und grösser wird, besonders kommen ihm die Hände ungeheuer gross vor. — Wichtig sind auch die das Gehirn betreffenden Zeichen: Der Kopf ist ihm schwer, er verliert die Besinnung und fällt. — Wenn er zur Besinnung kommt, so gehen heftige, den elektrischen ähnliche, Schläge durch den Kopf — Schwindel beim Aufstehen mit einem betäubenden Schmerz im Hinterkopfe, Hinfallen — Vollheit in der Stirn, als ob sie zerspringen sollte. — Dumpfer, klopfender Schmerz mit Schwere durch den Kopf, mit dem Gefühl wie von einem heftigen Schlage am Hinterkopf und Nacken. — Häufiges, unwillkürliches Schütteln des Kopfes.

Tritt uns in der Haschisch-Extase die so überaus grosse Beweglichkeit der Glieder, die theilweise wohl nur in der Vorstellung vorhanden ist, entgegen — eine Erscheinung, die dies Mittel mit manchen anderen Gehirnmitteln gemein hat (selbst der Kampfer erzeugt ja das Gefühl, als ob man emporgehoben würde wie auf Flügeln), so fehlt es auch bei dem Haschisch nicht an krampfhaften Erscheinungen, sowie schliesslich das andere Extrem der Oscillation sich in einer Schwere und Kraftlosigkeit der Glieder, die sich bis zur völligen Paralyse steigern kann, kund giebt. Hierher gehören die Zeichen: Zittern und Beben durch alle Glieder mit einem schmerzhaften Gefühle wie Schwere im Hinterhaupt und tetanische, intermittirende Zusammenziehungen der Muskeln des Nackens. — Ein angenehmes Zittern oder Beben durch die Arme und Hände. — Grosses Verlangen, sich am Tage niederzulegen. — Durch und durch erschöpft von einem kurzer Spaziergang. — Kälte der rechten Hand mit Steifigkeit und Taubheit des rechten Daumens. — Paralyse des rechten Armes. — Müdigkeit in beiden Beinen, fast wie Lähmung, schlimmer links. — Das rechte Bein beim Gehen wie gelähmt. — Es versagt ihm plötzlich den Dienst, so dass er fällt. — Taubheitsgefühl der linken Fusssohle, dann des Fusses, endlich der ganzen Extremität; beim Versuche zu gehen, sehr heftiger Schmerz, als ob er auf Nägeln ginge, die in die Füsse dringen und Schmerz bis in die Hüften verursachen (besonders rechts), so dass er angstvoll aufschreit und hinken muss. — Er kann keine Treppen steigen wegen fast gänzlicher Lähmung der Beine, dabei Steifigkeit und Ermüdungsschmerz in den Knieen. — Vollständige Paralyse der Unterglieder.

Merkwürdig ist die Erscheinung, dass die von Cannabis indica im Schlafe hervorgerufenen Träume in manchen Fällen nichts weniger als lieblicher Art sind. Schon der Schlaf selbst ist, nach den Prüfungszeichen bei Hale, ein sehr unruhiger; es zeigt sich darin Zucken der Glieder, das ihn erweckt; er redet, knirscht mit den Zähnen. — Jede Nacht, gleich nach dem Einschlafen, Alpdrücken. — Vor Mitternacht ein halbwacher Zustand: er kann sich nicht bewegen; Herzklopfen, langsames, tiefes, angestrengtes, aussetzendes Athmen; Gefühl als ob er sterben sollte; als ob er erwürgt würde, schreit und stöhnt; alle Gegenstände erscheinen noch einmal so gross. — Tiefer Schlaf mit melancholischen Träumen. — Beunruhigende Träume von Gefahren, Leichen oder

prophetischen Inhalts. — Bei Anderen geile, erotische Träume mit Erektionen und profusen Samenergiessungen.

Wenn, wie Cannabis sativa, so auch der indische Hanf, auf das Herz und die Geschlechtsorgane wirkt, so sehen wir ein Spiegelbild dieser Wirkungen in den Träumen ausgeprägt. — So sind auch bei einzelnen Personen die in der Haschisch-Extase erzeugten Vorstellungen nicht von der Sonne der Glückseligkeit beschienen. In einem von Schroff berichteten Falle, bei dem sich im Anfange die Herzsymptome durch einen kaum fühlbaren, oft eine Minute und darüber aussetzenden Puls- und Herzschlag geltend machten, war dieser Zustand von einem Gefühle des nahen Todes begleitet und die sich in rasender Eile folgenden Phatasiebilder waren grässlicher Art, bis dann das Bewusstsein verloren ging. Erst nach der Wiederkehr desselben nahmen die Bilder ein freundlicheres Gepräge an.

Schon bei Cannabis sativa finden wir: Nachts unangenehme, sehr lebhafte grausige Träume, wobei ihm Alles misslingt, die ihnen ängstigen. — Die Steigerung des Gemüths zeigt sich nur bei einem Prüfer, der eine Stunde nach dem Einehmen des Mittels eine „Heiterkeit, wie von einem Rausche" an sich wahrnahm.

Therapeutische Verwerthung von Cannabis indica.

Nach dem Vorgange englischer Aerzte, welche seinen Gebrauch in Indien kennen lernten, hat man von Seiten der alten Schule das Mittel bei Neuralgien, akutem und chronischem Rheumatismus, Krämpfen, Keuchhusten, bei Schlaflosigkeit, psychischen Aufregungen, entzündlichen Zuständen der Harn- und Luftwege, bei Metrorrhagien, Geistesstörungen in Anwendung gebracht, und manchmal, wo es eben homöopathisch passte, gewiss mit Erfolg.

Man hat es besonders, in einseitiger Richtung, häufig als Hypnoticum angewandt. Fronmüller hat es (siehe Nothnagel's Arzneimittellehre) zu diesem Zwecke bei 1000 Kranken versucht. Darunter befanden sich 387 Tuberculose, entzündliche Krankheiten 194, chirurgische Fälle 116, Rheumatismen 110. Die schlafmachende Wirkung der Cannabis indica trat dabei 530 Mal vollkommen ein, 210 Mal theilweise, 255 Mal wenig oder garnicht.

Als niedrigste wirksame Gabe des (meist angewandten) Extractum spirituosum (in Pillen oder alkoholischer Lösung) er-

wies sich 8 Gran. Unangenehme Zufälle, als Erbrechen, Schwindel, Kopfschmerz, traten unmittelbar nach dem Erwachen nur in wenigen Fällen ein, aber bei etwa 12 pCt. zeigte sich am Morgen nach dem Schlaf Schwindel und Kopfweh. In keinem Falle trat eine wirkliche Steigerung der Puls- oder Athmungsfrequenz, bei vielen dagegen ein Temperaturniedergang von 0,5° C. ein. Fronmüller kommt zu der Folgerung, dass C. i. in grösseren Dosen ein ziemlich sicheres Hypnoticum, und dass der dadurch erzeugte Schlaf dem natürlichen am ähnlichsten sei (?). Vor den Opiumpräparaten hat es den Vorzug, dass es den Appetit nicht vermindert, den Stuhlgang nicht retardirt, die Zirkulation nicht beeinflusst (? Ref.), so dass es also auch in fieberhaften Zuständen gegeben werden könne, wo Opium contraindicirt ist. Es wirkt mitunter noch, wenn Morphium versagt; besonders wirksam ist es nach Christison bei Opiophagen, Opium oder Morphium habe dagegen den Vorzug, dass es sicherer und stärker wirke. —

Schon die Höhe der Dosis würde einen Homöopathen abhalten, ein so unsicheres Mittel zu dem Zwecke, Schlaf herbeizuführen, anzuwenden, abgesehen davon, dass ein solcher Schlaf doch immer ein erzwungener ist. So viel ich weiss, hat man auch im allöopathischen Lager, wo man auf die Somnifera förmlich Jagd gemacht und noch gar manches im Laufe der letzten Jahre entdeckt hat, von Cannab. ind. wieder Abstand genommen. — Dass dies Mittel in gar manchen Psychopathien auf Grund des Simile von hoher Wichtigkeit werden kann, lässt sich aus seiner Pathogenese wohl schliessen.

Ich erinnere an die unter dem Bilde der Freude- und Hochmuthstollheit, früher als besondere Monomanien (Mania superbiens, Amoenomania, Doxomania) aufgefassten Gemüthsstörungen.

Da giebt es ja eine Gruppe psychischer Krankheitszustände, wo das Gefühlsleben bis zur höchsten Exaltation gesteigert erscheint. Eine Empfindung unendlichen Wohlseins scheint den ganzen Menschen zu durchströmen. Was auch einem Kranken solcher Art begegnet, wohin er sein Auge richtet, was er denkt und thut, — Alles erscheint ihm in einem ungewöhnlich heiteren, rosigen Lichte... Blickt er auf sich selbst: er sieht nichts als Vorzüge, ausserordentliche Begabungen, Vereinigungen des Vortrefflichsten. Ihm ist, als beherrsche sein Geist das unermessliche Feld der Gedanken mit Leichtigkeit; die Ideen strömen ihm

zu, ohne dass er sie sucht; die Lösung unerhörter Probleme erscheint ihm ein Spiel.

Niemals fühlte er sich gesünder als jetzt, nie grössere Muskelstärke; die Frische, die er trotz vierzehn schlafloser Nächte empfindet, bezeugt ihm die Verjüngung seiner Lebenskraft: — Alle Ehren und Glücksgüter sieht er auf sich einströmen; sein Vermögen erscheint ihm unerschöpflich, wie es die Riesenpläne sind, die er zu dessen Vergrösserung entwirft. Mit dem Wohlwollen, dessen er bei Andern geniesst, hält dasjenige gleichen Schritt, mit welchem er Andere überhäuft. Er kennt keine Schwierigkeiten, keine Hindernisse; selbst die Hemmungen, die ihm entgegentreten, begrüsst er als erfreuliche Zwischenspiele. Er fühlt sich durch und durch beglückt, begnadet von der Gottheit — er fühlt sich ihr gleich."

Finden wir nicht in der Schilderung dieses Excitationszustandes, wie sie Flemming in seiner Pathologie und Therapie der Psychosen pag. 59 entwirft, ein Gegenbild von einer grossen Zahl der Haschisch-Exstasen? Man erkennt auch darin ferner wieder den als eine besondere Art von Geisteszerrüttung aufgestellten Grössenwahn (Monomanie de grandeur).

Mit Recht hat man aber die Auffassung dieser krankhaften Zustände als besondere Genera morbi — Monomanie — aufgegeben. Es ist in der That ein seltener Fall, wenn eine Psychose von Anfang bis zum Abschluss ihres Verlaufes dieselben konstanten Erscheinungen beibehält.

So finden wir auch selten einen reinen Fall von jener mit Gemüthsexaltation einhergehenden Psychose; ist das erste Stadium einer solchen so geartet, so tritt meist im Verlaufe derselben das Stadium depressionis nach jenem auf, um in tiefe Melancholie unterzugehen; oder der Anfang beginnt unter dem Bilde der Melancholie um später in das der Exaltation überzugehen. Die psychische Thätigkeit ist ja auch in gesunden Tagen entsprechenden Oscillationen unterworfen. Dies beobachten wir recht deutlich bei einer Anzahl auf das Gemüth in hohem Grade einwirkender Mittel. So zeigt sich z. B. bei Crocus sativus ein wunderbarer Wechsel in den Gemüthsstimmungen: Grosse Fröhlichkeit und Lustigkeit bis zur wahnsinnigen Freude, oft unbändige Neigung zum Lachen und Singen, Kinderpossen, Ausgelassenheit und Spasshaftigkeit und dann wieder freudelose, hypochondrische, ängstliche Traurigkeit

und Schwindel nebst wiederwärtiger Aergerlichkeit, Zanksucht und schneller Rede. Auf der einen Seite erhöhtes Gedächtniss, ganz besonders für gehörte Musik, auf der anderen grosse Vergesslichkeit und Zerstreutheit, Vergehen der Sinne, völlige Gedankenlosigkeit.

Platina: Sehr verdriessliche und weinerliche Stimmung; sie muss oft unwillkürlich weinen, worauf ihr leichter wird. Eine halbe Stunde danach tritt grosse Heiterkeit bei ihr ein; sie hätte tanzen mögen. Am 2. Tag erscheint ihr bis zu Mittag Alles im rosigen Lichte; sie hätte über das Traurigste lachen mögen; am 3. Tage dagegen sieht sie früh und Abends die Dinge im traurigsten Lichte; selbst über fröhliche, ja lächerliche Dinge weint sie; ja sie weint sogleich, wenn man sie anredet.

Ignatia gehört auch hierher, nur zeigt sich diese wundersame Veränderlichkeit nicht bloss bei Frauen, bei denen die Hysterie zu einer solchen Oscillation in den Stimmungen die Anlage bietet, sondern auch bei Männern: Bald spasst und schäkert er, heisst es im Prüfungsprotokoll, bald ist er weinerlich, alle 3, 4 Stunden wechselnd.

Gepaart mit Verstandesverwirrung begegnen wir diesem Auf- und Abschnellen der Gemüthsstimmungen in mannigfachen Schattirungen bei den grossen Gehirn-Mitteln, wie Opium, Belladonna, Stramonium, Hyoscyamus. Hier ist überdies der sonst die Phantasie und das Gemüth zügelnde Verstand in die Nacht der Verwirrung eingetreten oder ganz untergegangen.

Es ist in der That merkwürdig, wie bei diesen Mitteln, welche meist so grausige, schreckenerregende Vorstellungen und Bilder in der Seele hervorrufen, in denen weder jene unbändige Freudentollheit, die über alles lacht, ja zum Hüpfen, Tanzen, Singen hinreisst, zum Vorschein kommt. Wie vom Erhabenen zum Lächerlichen, so ist auch vom Weinen zum Lachen (oder umgekehrt) nur ein Schritt. Jean Paul sagt, man lache nur über die Kleinheit und das Kleine, wozu Prof. Erdmann in seinem trefflichen Vortrage „Ueber Lachen und Weinen“ noch die richtige Bemerkung macht: „wo man es (das Kleine) an Anderen wahrnimmt, und wo es uns das Gefühl der eigenen Grösse und Ueberlegenheit giebt, da lacht man.“

Das bis zum Uebermass geschwellte Gefühl der eigenen Grösse trat uns nun in der Haschisch-Extase sehr stark entgegen. So begegnen wir auch bei Stramonium dem Symptom: Er kommt

sich sehr gross und erhaben vor, während die Gegenstände um ihn her zu klein erscheinen, wozu sich ein Stolz mit affektirtem Vornehmthun gesellt.

Am Auffallendsten zeigt sich uns dies wieder in der Einwirkung von Platina auf jene oben angeführte — hochgradig hysterische — Person. „Als sie nach einer Fussreise von einer Stunde in das Zimmer trat, kamen ihr alle Gegenstände sehr klein (wie Kindersachen) und alle Personen physisch und geistig geringer vor; sie selbst aber erscheint sich körperlich gross und erhaben; das Zimmer deucht ihr düster und unangenehm, dabei fühlt sie einige Bangigkeit, eine Art drehenden Schwindels und ist von trüber, verdriesslicher Stimmung; es behagt ihr nicht in der Gesellschaft ihrer sonst sehr lieben Familie, die sie seit einigen Tagen nicht gesehen hat. Im Freien, im Sonnenschein, verschwindet dieser Zustand allemal. Zeitweise kommt ihr ihre Umgebung sehr bedauernswerth, unwürdig und verächtlich vor; sie muss wider ihren Willen mit einer gewissen Wegwerfung auf sie herabsehen (dabei plötzlicher Heisshunger).

Bei anderen Beobachtern erstreckt sich die Vorstellung des Grösserwerdens auch auf die Umgebung, die Dinge ausser ihnen, auf Zeit und Raum.

Bei der Haschisch-Exstase haben wir dies bereits erwähnt, Dasselbe haben wir auch in der Opium-Exstase. So schildert ein Dr. Madden seine Sensationen, nachdem er in einem Kaffeehause zu Konstantinopel nach einander binnen zwei Stunden 2 Gran Opium genommen hatte, als ein angenehmes Gefühl allgemeiner Erweiterung der Seele und seiner Umgebungen. Seine Fähigkeiten erscheinen ihm erhöht, und Alles, was er ansah, kam ihm grösser vor, dies hörte aber auf, wenn er die Augen schloss. Er begab sich so schnell als möglich nach Hause; bei jedem Schritt fürchtete er, einen ausgelassenen Streich zu begehen. Dabei fühlte er kaum, dass seine Füsse den Boden berührten; es war ihm, als glitte er, von einer unsichtbaren Kraft getrieben, die Strasse dahin, und als wäre sein Blut eine ätherische Flüssigkeit, die den Körper leichter machte als Luft. Zu Bette gegangen, beschäftigten ihn die entzückendsten Bilder die ganze Nacht. Am anderen Morgen kam aber die böse Nachwirkung; er stand bleich und schwach auf, der Kopf schmerzte, der ganze Körper war so geschwächt, dass er den ganzen Tag liegen musste. Beim Opium-Rausch tritt die Erschlaffung konstant nach dem Erregungszustande

ein. Beim habituellen Genuss desselben verliert das Sensorium bald seine Empfindlichkeit für äussere Eindrücke und die Muskeln ihre Energie, was sich mit der Zeit, nach Anwendung grosser Dosen, bald bis zur vollen Paralyse steigern kann.

Es ist bemerkenswerth, dass auch der vom Trank des sibirischen Fliegenpilzes (Agaricus muscarius) Berauschte Täuschungen bezüglich der Grösse der Dinge unterworfen ist. Um nämlich über einen Strohhalm oder Stock zu schreiten, macht er einen Schritt, als ob er über einen grossen Baumstamm hinüber kommen sollte. Ein ähnliches Symptom finden wir bei Belladonna beobachtet: Er hebt den Fuss auf, als ob er über einen hohen Gegenstand steigen müsste; er geht mit hochaufgehobenen Füssen, als ob er über im Wege liegende Dinge hinwegsteigen müsste.

Für uns ist es von Interesse, derartige Erscheinungen, die man als Urphänomene des Grössenwahnes ansehen möchte, unter der Einwirkung bestimmter Hirnmittel hervortreten zu sehen; ob der exakte Experimental-Physiologe je dahin gelangen wird, die hierbei speziell betheiligten Theile oder Provinzen des Gehirns ausfindig zu machen, scheint mir fraglich.

Auf Grund von Beobachtung solcher Fälle von Geistesstörung, bei denen gleichzeitig mit der Alienatio mentis, unter der Form von Grössenwahn, Lähmungserscheinungen aufgetreten oder letztere dem ersteren sogar vorausgegangen sind, haben zuerst französische Aerzte ein eigenartiges Genus morbi des zentralen Nervensystems statuirt. Wir meinen die „progressive allgemeine Lähmung“, besser Dementia paralytica genannt. Hier wird der Kranke zuerst von einem leichten Schwindel oder einer kurzen Bewusstlosigkeit und vorübergehenden Lähmung der Zunge befallen. Diese, einer Congestio ad cerebrum zugeschriebenen Symptome verschwinden also, bald aber stellt sich ein Erregungszustand ein mit Delirien, welche sich durch jene ehrsüchtigen Wahnvorstellungen mit Ueberhebung (Monomanie de grandeurs) charakterisiren. Auf dieses Stadium folgt dann, bei Einigen nach Monaten, bei Anderen nach Jahren, mit oder ohne vorangehende kongestive Zeichen, eine allmählich fortschreitende allgemeine Lähmung des motorischen Nervensystems. Wenn diese eigenthümliche Krankheitsform sich zur Heilung anschickt, so weiche der Wahnsinn früher, als die Lähmungserscheinungen. Immer aber sei die motorische Lähmung das Primäre, die unter der Form des Grössenwahnes auftretende

Geistesstörung ein, obwohl konstantes, so doch sekundäres Zeichen. Später hat Duchesnne noch als ein objektives Kennzeichen aufgefunden, dass bei diesen paralytischen Irren die Muskeln ihre elektrische Erregbarkeit behalten, während letztere bei nicht geistig-gestörten Paralytikern verloren geht. Gegen die Richtigkeit dieser Beobachtungen ist nichts einzuwenden und eine sehr grosse Reihe von Fällen der Dementia paralytica zeigt in der That die Geistesstörung unter dem Bilde des Grössenwahnes; es giebt aber auch solche Fälle, wo anders geartete Wahnvorstellungen vorkommen, und umgekehrt, Fälle mit Grössenwahn ohne jene fortschreitende allgemeine Lähmung. Uebrigens ist mit dieser Gruppirung der Erscheinungen, selbst wenn sie im kausalen Zusammenhang stehen, noch nicht der Herd und die besondere Art des krankhaften Prozesses im Nervensystem gegeben. Diese Lücke hat Erlenmeyer auszufüllen gesucht, indem er auf Grund pathologisch-anatomischer Befunde, in Verbindung mit den intra vitam beobachteten Erscheinungen, die Dementia paralytica auf das Substrat einer Gehirn-Atrophie zurückgeführt hat. Dies ist für eine grosse Reihe von Fällen gewiss richtig; — es ist aber festzuhalten, dass Gehirn-Schwund als das Endergebniss von verschiedenartigen pathologischen Prozessen der Gehirnsubstanz und ihrer Häute auftritt, bei denen die bei Lebzeiten vorkommenden Wahnvorstellungen nicht immer unter dem Bilde des Grössenwahnes erscheinen. Ob die von Opium oder Haschisch bewirkte chronische Vergiftung schliesslich zur Gehirn-Atrophie geführt hat, ist mir nicht bekannt. Wenn bei diesen Mitteln die paralytischen Zeichen in vollem Masse eintreten, dann ist wohl jene Hyperaemie des Grössenwahnes in das Dunkel des mehr oder weniger ausgebildeten Blödsinns niedergesunken, als dessen Substrat man eher eine Gehirnerweichung ansehen darf.

Dem entsprechend hat man von homöopathischer Seite Opium bei Beschwerden des Greisenalters, bei tiefgesunkener, ja fast erloschener Empfänglichkeit des Nervensystems für äussere Reize, bei Mangel an Reaktion auf gegebene Arzneien, als wirksam befunden. — Von der Cannabis indica könnte man eher in solchen Fällen etwas erwarten, wo sich die Mania superbiens, ohne paralytische Zeichen, in ihrer reinen Form darstellt, auf einem Boden, der durch den herrschenden Charakterzug der Ehrbegierde und der Selbstüberschätzung zum Ausbruch jener Krankheit vorbereitet ist. Leider ist dieser Charakterzug, der im Geiste der Menschen

von dem Tage an sich eingewurzelt hat, da ihre Urahnen mit dem Eritis sicut Deus genarrt worden sind, in unserer Zeit ausserordentlich, ebenso extensiv als intensiv, vorherrschend, so dass man den Grössenwahn in den verschiedensten Formen und in allen Ständen häufig genug beobachten kann.

Was die Homöopathie in den Händen eines Meisters, wie Hahnemann es war, bei Geisteskrankheiten zu leisten vermag, zeigt uns der merkwürdige Fall Klockenbrings und dessen Heilung nach der homöopathischen Methode; und dies geschah noch vor 1796, also zu einer Zeit, wo diese Methode kaum der Wiege entstiegen war. Die „Striche zur Schilderung Klockenbrings während seines Trübsinns" sind ebenso scharf als schön gezeichnet und werden in den Annalen der Homöopathie immer denkwürdig bleiben. — Giebt die Privatpraxis uns wenig Raum und Gelegenheit zu homöopathischen Heilversuchen auf dem Gebiete der Psychiatrie, so wird uns vielleicht die Gunst der Zukunft Anstalten gewähren, um auch den Geisteskranken die Segnungen der Homöopathie darbringen zu können.

Homöopathie in der Natur.

von **Dr. Dahlke** prakt. Arzt in Berlin.

Was ich im Folgenden vorbringe, sind der Hauptsache nach einige Stellen aus Liebigs chemischen Briefen. Die Quelle ist alt genug und von homöopathischen Aerzten mehr als einmal benutzt worden. Schüssler hat daran genippt, v. Grauvogel hat draus geschöpft und viel Aufhebens davon gemacht; aber auch bei ihm findet sich nicht alles beisammen, was für uns von Interesse ist. Es sind in dem Liebig'schen Werk eine Reihe von Thatsachen angeführt, die dem Herzen eines jeden Homöopathen Freude machen müssen, umsomehr als einige in demselben Buche enthaltene gehässige Ausfälle gegen unsere Lehre den dunken Hintergrund liefern, von dem sie sich schön deutlich abheben.

Auf Seite 11 der von mir benutzten Ausgabe (Leipzig 1865) heisst es folgendermassen: Ohne richtige Vorstellungen über Kraft, Ursache und Wirkung, ohne praktische Einsicht in das Wesen der Naturerscheinungen, ohne gründliche physiologische und chemische Bildung ist es kein Wunder, dass sonst verständige

Menschen die widersinnigsten Ansichten vertheidigen, dass in Deutschland die Lehre von Hahnemann aufkommen, dass sie Schüler in allen Ländern finden konnte."

Ferner heisst es auf Seite 57: „Ueber den Standpunkt der theoretischen Medicin wird sich Niemand täuschen können, welcher in's Auge fasst, dass sich in unserer Periode, in welcher die richtigen Grundsätze der Forschung klar und hell, gleich der Sonne ihr Licht zu verbreiten scheinen, in der Heilwissenschaft eine für unsere Nachkommen kaum glaubliche Lehre zu entwickeln vermochte."

Die Lehre erscheint den „Nachkommen" doch nicht so ganz unglaublich, wie Liebig gehofft hat. Es geht ihm hiermit ähnlich, wie mit seiner Ansicht über die Parasiten, p. 182: „Was die Meinung betrifft, dass die Fäulniss thierischer Substanzen von mikroskopischen Thieren bewirkt werde, so lässt sie sich mit der Ansicht eines Kindes vergleichen, welches den raschen Fall und Lauf des Rheinstromes durch die vielen Rheinmühlen bei Mainz sich erklärt, deren Räder das Wasser mit Gewalt nach Bingen hin bewegen."

Aber ich will mich in keine verspätete Kritik des Liebig'schen Werkes einlassen; ich will nur zeigen, dass die Naturwissenschaften eine Menge von Thatsachen zu Tage fördern, die wie gemacht erscheinen, zur Bekräftigung unserer Lehrsätze. Die chemischen Briefe habe ich dazu gewählt, weil sich in ihnen derartige Thatsachen in besonderer Fülle vorfinden.

Es liesse sich über den Werth solcher Arbeiten streiten; denn bewiesen wird durch dieselben nichts. Sie sollen nur zeigen, dass rings um uns sich Vorgänge nach Gesetzen abspielen, ähnlich, oder gleich denen, welche bei uns herrschen.

Aber auch das scheint mir nicht nutzlos zu sein. Es erweitert die geistige Basis, auf der wir stehen, lässt uns also sicherer stehen, wenn wir merken, dass Mutter Natur es ebenso macht wie wir. Es gehört eine moralische Kraft dazu, als der Einzigste nach gewissen Grundsätzen zu handeln, wären sie auch die besten und erprobtesten von der Welt.

Auf Seite 126 heisst es: „Alles, was auf die Cohäsions-Kraft Einfluss hat, muss die Eigenschaften der Körper bis zu einem gewissen Grad ändern." Die Cohäsionskraft gehört zur Klasse der Molekularkräfte. Man versteht darunter die Anziehung, welche zwischen den benachbarten Theilchen eines und desselben Körpers stattfindet. Liebig meint Aenderungen in den physikalischen und chemischen Eigenschaften der Körper; aber wie sehr derartige

Aenderungen oft mit Aenderungen in den physiologischen Wirkungen einhergehen, sehen wir z. B. aus den beiden Modifikationen des Phosphor. Der gewöhnliche Phosphor, einige Zeit dem direkten Sonnenlicht ausgesetzt, oder auf 300° erhitzt, nimmt eine rothe Färbung an, verliert seinen Geruch, leuchtet nicht mehr im Dunkeln, ändert sein spezifisches Gewicht, wird in Schwefelkohlenstoff unlöslich und, was für uns die Hauptsache ist, wird ungiftig. Also durch eine rein physikalische Einwirkung eine so totale Umänderung sämmtlicher Eigenschaften.

Dass infolge physikalischer Einflüsse sich Aenderungen im chemischen Verhalten ergeben, ist nichts seltenes. Der amorphe Schwefel, eine Modifikation des gewöhnlichen Schwefels, ist in Schwefelkohlenstoff unlöslich. Das chemisch reine Zink wird von verdünnter Schwefelsäure nicht angegriffen; durch Beimengung anderer Metalle wird es löslich in derselben. Gemeines Salz und kohlensaurer Kalk eine Zeit lang in Masse zusammengelassen, zersetzen sich gegenseitig, obgleich dieses in kleinen Mengen in Auflösung nicht eintritt. Diese letzte Thatsache habe ich keinem chemischen Buch entnommen, sondern ich bin zufällig auf dieselbe gestossen in Darwins Reise um die Welt, aber sie wird deswegen wohl nicht weniger richtig sein. Im Augenblick der Entstehung sind die Gase reaktionsfähiger, als im Zustand der Ruhe. Lässt man durch Sauerstoffgas den elektrischen Funken durchschlagen, so entsteht das Ozon, welches die Eigenschaft besitzt, schon bei gewöhnlicher Temperatur oxydirend zu wirken.

Wenn wir einen unserer Arzneistoffe potenziren, indem wir ihn mit Spiritus verdünnen, oder mit Milchzucker verreiben, so üben wir damit auch auf die Cohäsionskraft einen Einfluss aus. Was geschieht bei diesem Verfahren? Ich denke, es geschieht zweierlei dabei. Erstens wird eine mechanische Wirkung ausgeübt, indem die kleinsten Theilchen von einander entfernt werden, zweitens eine thermische, indem durch das Reiben resp. Schütteln Wärme entwickelt wird. Ob bei dieser Prozedur auch etwaige elektrische Kräfte in Frage kommen, darüber lässt sich nichts sagen. —

Die thermische Wirkung ist offenbar die unbedeutendere von beiden. Das zur Entwickelung kommende Wärmequantum kann nur ein höchst geringes sein, man müsste denn etwa mit Jenichens Arm, oder mit Mures Katapulte schütteln. Weit wichtiger ist die mechanische Wirkung. Dadurch, dass die kleinsten Theilchen

von einander gerissen werden, wird erstens die chemische Verwandschaft derselben zu einander gelockert resp. aufgehoben, die dadurch frei gewordenen Kräfte können also nach aussenhin wirksam werden. Zweitens findet eine ungeheure Vergrösserung der Oberfläche statt. Auf diesen Umstand ist bisher immer das meiste Gewicht gelegt worden.

Infolge dieser feinen Vertheilung kommt jedes einzelne Arzneimolekül mit dem Körper, auf den es wirken soll, in Berührung, also jedes einzelne Molekül wird aktiv. Aber die feine Vertheilung bringt es auch mit sich, dass jedes einzelne Molekül dem Licht und der Luft zugänglich wird. Einen wie mächtigen Einfluss das direkte Sonnenlicht ausüben kann, sehen wir aus dem Verhalten der lichtempfindlichen und explosiven Körper. Die Luft wirkt auf einen Körper mit um so grösserer Kraft, je feiner derselbe vertheilt ist. Eisen in der Form eines feinesten Pulvers, das sog. pyrophorische Eisen, verbrennt, sobald es mit der Luft in Berührung kommt. Das ist chemisch dasselbe Eisen, wie es zur Herstellung feuerfester Thüren und Vorhänge verwandt wird. Auf einer gleichen Einwirkung der Luft beruht auch vielleicht der Kohlengeruch, wie er sich beim längeren Verreiben der Carbo entwickelt.

In wie fern derartige Einflüsse durch die Suspension des Arzneistoffes in Spiritus oder Milchzucker aufgehoben werden, darüber kann ich nichts sagen. Ich will durchaus nicht behaupten, dass überhaupt derartige Einflüsse für uns in Frage kommen. Ich möchte nur darauf hinweisen, weil die Möglichkeit vielleicht nicht ganz ausgeschlossen wäre. In der Vorrede zu Aurum (chron. Krankheiten p. 217) sagt Hahnemann: „Ich will nicht entscheiden, ob in diesem feinen Pulver das Gold nur noch weit feiner zerrieben, oder durch dieses kräftige Reiben einigermassen oxydirt worden ist."

Hören wir weiter, was Liebig sagt:

Seite 130: „Bemerkenswerth ist, dass die Sauerstofftheilchen, um ozonisirt zu werden, sich in einer gewissen Entfernung von einander befinden müssen; in reinem Sauerstoffgas tritt bei gewöhnlicher Temperatur keine Ozonisirung ein, leicht hingegen in durch die Luftpumpe verdünntem, oder wenn er, wie in der Luft, mit $^{4}/_{5}$ Stickgas oder mit ebensoviel Wasserstoffgas gemischt ist."

Diese Stelle erregt, so oft ich sie lese, mein ganz besonderes

Wohlgefallen. Also damit der Sauerstoff in seine aktive Form übergehe, müssen seine kleinsten Theilchen von einander entfernt werden, entweder durch Verdünnung oder durch Dazwischen-Lagerung anderer Gase, ebenso wie unsere Arzneitheilchen, um wirksam zu werden, durch Dazwischen-Lagerung von Spiritus oder Milchzucker von einander getrennt werden müssen. Die einzelnen Theilchen müssen Platz haben, gerade wie einer, der einen tüchtigen Sprung thun will, auch Platz haben muss. Das ist eine Vorstellung, die allem, was wir im täglichen Leben zu sehen gewöhnt sind, so vollkommen entspricht, dass, wenn ich mich auf weitere Beispiele einlassen wollte, ich wahrhaftig Mühe haben würde, nicht trivial zu werden.

Seite 358: „Ist es denkbar, dass der Durchgang der Pflugchar, der Egge durch die Erde, dass die Berührung des Eisens dem Boden wie durch einen Zauberschlag Fruchtbarkeit ertheilt? Niemand wird diese Meinung hegen, und dennoch ist diese Frage in der Agrikultur noch nicht gelöst; gewiss ist es beim sorgfältigen Pflügen nur die weit getriebene mechanische Zertheilung und Mischung, der Wechsel, die Vergrösserung und Erneuerung der Oberfläche, durch welche der günstige Einfluss ausgeübt wird, aber die mechanische Operation ist nur Mittel zum Zweck."

Seite 359: „Es ist einleuchtend, dass die Schnelligkeit der Aufschliessung eines festen Körpers zunehmen muss mit seiner Oberfläche; je mehr Punkte wir in der gegebenen Zeit dem einwirkenden Körper darbieten, desto rascher wird die Verbindung vor sich gehen.

Um in der Analyse ein Mineral aufzuschliessen, um seinen Bestandtheilen Löslichkeit zu geben, verfährt der Chemiker wie der Landwirth mit seinem Acker; er muss sich der ermüdendsten, langweiligsten und sehr schwierigen Operation der Verwandlung desselben in das feinste Pulver hingeben; durch Schlämmen scheidet er den feinsten Staub von den gröberen Theilen ab, er setzt seine Geduld auf alle möglichen Proben, weil er weiss, die Aufschliessung ist nicht vollkommen, seine ganze Operation misslingt, wenn er in der Vorbereitung minder aufmerksam verfährt."

Seite 386: Ein Körper, z, B. ein Stück Zucker, löst sich um so rascher in einer Flüssigkeit, je feiner er gepulvert ist; durch das Pulvern wird seine Oberfläche und damit die Anzahl der Theilchen vergrössert, die in einer gegebenen Zeit mit der Flüssigkeit in Berührung kommen, die sie auflöst; in allen chemi-

schen Aktionen dieser Art geht die Wirkung von der Oberfläche aus; ein Nahrungsmittel, welches sich im Boden befindet, wirkt durch seine Oberfläche, was unterhalb der Oberfläche liegt, ist wirkungslos, weil es nicht auflöslich ist; je mehr in einer gegebenen Zeit von der Pflanze davon aufgenommen wird, desto wirksamer ist es in dieser Zeit. Fünfzig Pfund Knochen können je nach dem Grade ihrer Zertheilung so viel in einem Jahr wirken wie hundert, zweihundert oder dreihundert Pfund in grobem Pulver; dass letztere ist nie wirkungslos, aber um zu wirken, das ist um sich aufzulösen, braucht es längere Zeit."

Diese Zeit mag in der Ackerkrume vorhanden sein, in dem einer beständigen Bewegung unterworfenen thierischen Organismus ist sie es nicht. Ein demselben in unaufgeschlossenem Zustand dargebotener Arzneistoff wird in vielen Fällen wieder ausgeschieden werden, ehe auch nur ein einziges Theilchen davon zur Auflösung, d. h. zur Wirkung kommen konnte.

Seite 406: „Die Menge von phosphorsauren Erdsalzen, die von den erwähnten Salzlösungen (Liebig spricht von Kochsalz, salpetersaurem Natron und schwefelsaurem Ammoniak) aufgenommen wird, steigt nicht proportional mit dem Salzgehalt der Flüssigkeit; es scheint im Gegentheil sich in Verhältniss mehr darin auflösen, je verdünnter die Flüssigkeit ist." Es lösen sich nämlich, wie Liebig angiebt, in einer Flüssigkeitsmenge von 1000 Cc., welche 2,2 grm. schwefelsaures Ammoniak gelöst enthält, von der phosphorsauren Ammoniak-Magnesia 76,7 mgrm.; in einer solchen, die 3 grm. schwefelsaures Ammoniak enthält, 113 mgrm.; in einer solchen, die 10 grm. enthält, 147 mgrm. Es kommen also auf je ein Gramm Salz bei der verdünntesten Lösung 34,9 mgrm. phosphorsaure Ammoniak-Magnesia, bei der etwas konzentrirteren 37,6 mgrm,, bei der ganz konzentrirten nur 14,7 mgrm. Die Löslichkeit scheint sich demnach nicht ganz genau umgekehrt proportional dem Salzgehalt zu verhalten, sondern den drei Angaben nach zu urtheilen, tritt dieses Verhältniss erst von einer bestimmten Grenze ab ein. Grauvogl hat dies Faktum in seinem Lehrbuch besonders hervorgehoben.

Seite 408: Die stärkste Düngung mit phosphorsauren Erden in grobem Pulver kann in ihrer Wirkung kaum verglichen werden mit der einer weit kleineren Menge in einem unendlichen Zustand der Zertheilung, welche bewirkt, dass ein Theilchen derselben sich in allen Theilen der Ackerkrume befindet."

Es möchte wohl schwer sein, in der ganzen Literatur irgend etwas ausfindig zu machen, was mehr zu Gunsten unserer Arzneidosen und unserer Arzneibereitungsweise spräche, als die eben angeführte Thatsache.

In ganz demselben Sinn heisst es auf Seite 430:

„Ein Knochenstück von 2 Loth (= 30,000 Milligramme) in einem Kubikfuss Erde hat keinen merklichen Einfluss auf dessen Fruchtbarkeit; sind aber diese 30,000 Milligramme phosphorsaurer Kalk in allen Theilen der Erde gleichmässig vertheilt und verbreitet, so reichen sie hin für die Ernährung von 120 Weizenpflanzen; 10,000 Milligramme Nahrungsstoff von 100 Quadratmillimeter Oberfläche sind in derselben Zeit nicht wirksamer als 10 Milligramme von derselben Oberfläche; von zwei Feldern von gleichem Gehalt an Nahrungsstoffen kann das eine sehr fruchtbar sein, während auf dem anderen die Pflanze nicht gedeiht, wenn in dem ersten die Nahrung mehr und gleichmässiger als in dem anderen vertheilt und verbreitet ist."

Riecht man an einer Flasche mit konzentrirter Carbolsäure, so ist der Carbolgeruch weniger hervortretend, als wenn man ein Paar Tropfen der Säure in eine Unterschale mit Wasser giesst. Stoffe wie Moschus und Kampfer riechen in Substanz weniger intensiv, als in ihrer ersten Verdünnung. Ein intensives Licht in einem kleinen Punkt konzentrirt, greift unser Auge wenig an, über eine grössere Fläche zerstreut, blendet es.

Seite 220 heisst es: „Dass ein Bündel Stroh leicht verbrennt, weiss jedermann; die Ursache der Leichtentzündlichkeit ist seine Lockerheit, weil jeder Halm mit Luft umgeben ist; wenn aber das Stroh zu Häcksel zerschnitten ist, so ist es schwer verbrennlich, ja man kann damit ein starkes Feuer löschen, wenn so viel Häcksel darauf geschüttet worden, dass der brennende Körper damit bedeckt wird; er hört auf zu brennen, weil durch die Häcksel der Zutritt der Luft abgeschnitten wird."

Was soll das hier! Das soll zeigen, wie eine Veränderung der äusseren Form, der Oberfläche, die Eigenschaften eines Körpers ändern kann. Körper, die bei polirter Oberfläche nicht leiten, werden zu Leitern oder Halbleitern, wenn man ihre Oberfläche matt gemacht hat. Frisch gespaltener Glimmer ist leitend. Lässt man ihn Jahre lang an der Luft liegen, so verliert er diese Leitungsfähigkeit fast vollständig. Die Beziehungen zwischen Oberfläche resp. der Farbe eines Körpers und seinem Wärme-

Ausstrahlungs-Vermögen sind bekannt. Ein glatter, heller Körper ist ein schlechterer Wärmestrahler, als ein rauher, dunkler. Schon das Ritzen einer Metallfläche erhöht ihr Strahlungsvermögen.

Ich gehe nun zu einer anderen Gruppe von Thatsachen über, die zur Bekräfttigung unseres Lehrsatzes dienen sollen, dass kleine Dosen im umgekehrtem Sinne wirken, wie grosse.

Seite 138 heisst es: „Weit häufiger und sichtbarer noch ist der Einfluss, den die Wärme auf die Aeusserung der Affinität ausübt. Insofern sie Widerstände überwindet, die sich der Wirkung der Verwandtschaft entgegensetzen, befördert und vermittelt sie die Bildung chemischer Verbindungen. . . . . In den denkbar höchsten Hitzegraden findet die chemische Verbindung nicht mehr statt."

Sauerstoff und Wasserstoff können beliebig lange mit einander gemischt aufbewahrt werden, ohne dass irgend welche Reaktion eintritt. Hält man einen brennenden Körper in das Gemisch, so vereinigen sich beide Gase mit heftigem Knall zu Wasser. Lässt man auf dieses Wasser einen sehr hohen Wärmegrad wirken, etwa indem man eine geschmolzene Platinkugel hineinwirft, (Platin schmilzt bei 1700°), so sieht man Gasbläschen aufsteigen, die aus einem Gemisch von Sauerstoff und Wasserstoff bestehen. Während also ein geringer Hitzegrad die chemische Vereinigung der beiden Gase bewirkt, bringt ein extremer Hitzegrad die Trennung zu Stande. Bei einer Temperatur, die über 2500° liegt, können Wasserstoff und Sauerstoff sich ebensowenig vereinigen, wie bei gewöhnlicher Temperatur. Deshalb bestehen auf der Sonne beide Gase getrennt neben einander.

Seite 194: „Blutfibrin in Wasser gebracht, dem man auf die Unze einen Tropfen Salzsäure zugesetzt hat, quillt darin zu einer dicken Gallerte auf, ohne sich aufzulösen; wenn die Menge Wasser nicht zu gross ist, so wird es in dem aufschwellenden Fibrin beinahe ganz wie von einem Schwamm aufgesaugt; setzt man jetzt dieser Masse konzentrirte Salzsäure zu, so schrumpft das Fibrin zu seinem ursprünglichen Volum wieder ein."

Seite 306: Die Wirkung der freien Salzsäure auf die plastischen Bestandtheile der Speisen ist sehr bemerkenswerth; der Kleber der Getreidearten, das Fleischfibrrin lösen sich z. B. in Wasser, welches durch Zusatz von Salzsäure kaum sauer ist, in der Körperwärme leicht und mit Schnelligkeit auf, und diese

Löslichkeit nimmt nicht zu, sondern ab, wenn man die Menge der Säure in der Flüssigkeit vermehrt, so dass alles Aufgelöste durch mässig konzentrirte Salzsäure wieder niedergeschlagen werden kann."

Wenn doch sämmtliche Allopathen sich das hinter die Ohren schreiben möchten.

Seite 427: Alle Nahrungsmittel der Gewächse sind chemische Verbindungen, welche vermöge ihrer chemischen Eigenschaften gewisse Wirkungen auf die Substanz der Zellen und feinsten Gebilde der Blätter und Wurzeln ausüben, durch welche die Pflanzen ihre Nahrung sich aneignen; mit ihrer Quantität steigt ihre chemische Wirkung, und in einem gewissen Verhältniss den Pflanzen dargeboten, kränkeln diese und sterben zuletzt ab."

Diese entgegengesetzte Wirkung zwischen kleinen und grossen Einflüssen irgend welcher Art ist ein wahrhaftiges Naturgesetz, auf welches wir stossen, wohin wir nur unsere Augen wenden mögen. Eisen welches sich in verdünnter Salpetersäure auflöst, ist in konzentrirter unlöslich. Hierauf beruht die Verwendung von Gusseisen an Stelle von Platina oder Kohle zum negativen Pol der galvanischen Kette. Gase zeigen in verdünntem Zustande ein sehr viel grösseres Leitungsvermögen für den elektrischen Strom, als unter dem Druck der Athmosphäre; der absolut luftleere Raum dagegen leitet überhaupt nicht. Die Phänomene der Geisslerschen Röhren, wie sie beim Durchgange des Induktionsstromes durch verdünnte Gase erzeugt werden, lassen sich weder im luftleeren Raum, noch unter Atmosphärendruck zeigen. Elektrizität in der Form des Blitzschlages macht Lähmungen, in der Form des kontanten oder unterbrochenen Stromes ist sie eines unserer Hauptmittel gegen Lähmungen. Und nicht nur diese künstliche, sondern auch eine Art natürlicher Elektrizität wird zu diesem Zweck verwandt. In Südamerika braucht man nämlich die Schläge des Zitteraales, des bekannten elektrischen Fisches, gegen veraltete Lähmungen. Das wäre freilich ein etwas heroisches Mittel; denn, wie in den Werken von Humboldt und Sachs zu lesen ist, vermögen die Zitteraale der Llanos-Flüsse Schläge von enormer Stärke auszutheilen. Geringe Bewegung des Wassers fördert das Frieren, starke hindert dasselbe. Wasser siedet bei einer Temperatur von 100 Grad. Lässt man aber einen Tropfen Wasser auf eine glühende Metallplatte oder in einen glühenden Platintiegel fallen, bringt ihn also plötzlich auf eine sehr viel höhere Temperatur, so geräth er nicht

ins Sieden, sondern nimmt eine wirbelnde Bewegung an und hält sich so lange in Tropfenform, bis man die Temperatur der Metallfläche auf etwa 170 Grad hat erkalten lassen. Das ist das bekannte Leidenfrost'sche Phänomen. Spannt man die Schwimmhaut eines Frosches auf einer glatten Unterlege aus und legt neben eine der Adern ein Kochsalzkrystall, so findet im ersten Augenblick eine Zusammenziehung der Ader statt, lässt man jedoch den Krystall längere Zeit einwirken, so geht die Zusammenziehung in eine Erweiterung über. Ich erinnere hier ferner an das Verhalten des Sublimats Bakterien gegenüber, und an das Nervenzuckungsgesetz.

Seite 308 heisst es: „Denn die äussere Haut ist der Spiegel für die Beschaffenheit des Innern." Das sagt Liebig vom Ochsen, aber weshalb soll's für den Menschen nicht auch gelten, bei dem man den Satz füglich so formuliren könnte: „Die äusserlich wahrnehmbaren Zeichen sind der Spiegel für die Beschaffenheit des Innern." Hiermit vergleiche man § 17 des Organon: „Da nun in der Heilung durch Hinwegnahme des ganzen Inbegriffs der wahrnehmbaren Zeichen und Zufälle der Krankheit zugleich die ihr zum Grunde liegende innere Veränderung der Lebenskraft — also jedesmal das Total der Krankheit — gehoben wird, so folgt, dass der Heilkünstler blos den Inbegriff der Symptome hinwegzunehmen hat, um mit ihm zugleich die innere Veränderung, das ist die krankhafte Verstimmung der Lebenskraft — also das Total der Krankheit, die Krankheit selbst aufzuheben und zu vernichten."

Kein Punkt unserer Lehre ist von Feinden sowohl als auch Anhängern der Homöopathie mehr verspottet und angegriffen worden, als die Potenzirtheorie Hahnemann's. Ich will mich nicht zum Vertheidiger derselben machen, ich will hier nur die Aufmerksamkeit auf gewisse Vorgänge lenken, die uns unwillkürlich an diese Theorie denken lassen. In erster Linie meine ich das Phänomen des Mittönens oder der Resonanz. Hält man eine angeschlagene Stimmgabel über einen Glaszylinder, so wird, wenn derselbe die richtige Höhe hat, man kann diese Höhe durch Eingiessen von Wasser reguliren, die Luft laut mittönen. Hält man eine angeschlagene Stimmgabel frei in der Luft, so tönt sie nur schwach, stellt man sie dagegen mit ihrem Stiel auf eine breite Tischfläche, so wird der Ton bedeutend verstärkt. Die Erklärung hierfür ist einfach. Im ersten Fall wird die Luft des Glaszylinders, im zweiten die Tischplatte mit in Schwingungen versetzt. Aber

wäre die Erklärung auch irgend eine andere, die Thatsache bleibt bestehen, dass die Kraftäusserung der Stimmgabel verstärkt wird, trotzdem die Kraft sich über einen grösseren Raum verbreitet, gewissermassen verdünnt wird.

Zweitens meine ich das Verhalten des Induktionsstromes. Induktionsstrom ist bekanntlich derjenige Strom, welcher in einem geschlossenen Leiter in dem Augenblick entsteht, in dem in einem benachbarten Leiter der Strom geschlossen, resp. geöffnet wird. Die Intensität des Induktionsstromes wächst mit der Länge der zu durchlaufenden Drahtstrecke. Man weiss heute, dass die elektrische Kraft Zeit braucht zu ihrer Ausbreitung, dass sie sich wellenförmig ausbreitet wie das Licht und mit der gleichen Geschwindigkeit wie das Licht. Es bestehen ausserordentlich enge Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität. Dass sich die letztere leicht in das erstere umwandeln lässt, ist bekannt. Weniger bekannt dürfte es sein, dass man auch umgekehrt Licht in Elektrizität umwandeln kann. Lasse ich nämlich eine an chemisch wirksamen Strahlen reiche Lichtquelle auf eine Metallplatte fallen, so entwickelt sich in derselben ein Strom. Prof. Hertz sagt in einer Rede über die Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität: „Das Licht ist eine elektrische Erscheinung, das Licht an sich, alles Licht, das Licht der Sonne, das Licht einer Kerze, das Licht eines Glühwurmes.“ Die Intensität des Lichtes, wie überhaupt einer jeden Wellenbewegung, nimmt aber ab im Quadrate der Entfernung. Ueber einen je weiteren Raum sich also eine Welle fortpflanzt, um so schwächer wird sie. Das Verhalten des Induktionsstromes erscheint als ein direkt umgekehrtes, eine je längere Streke er durchläuft, desto stärker wird er.

Ich habe diese beiden Thatsachen angeführt nicht als Beweis für die Hahnemann'sche Theorie, sondern als eine Art von Gegenstück zu derselben. Die Theorie ist Glaubenssache und Glaubenssachen lassen sich überhaupt nicht beweisen und widerlegen, um so besser aber behaupten und bestreiten. Von dieser Eigenschaft ist ja auch reichlich Gebrauch gemacht worden. Man wird von Keinem verlangen, dass er es als unwiderlegliche Thatsache aufnimmt, wenn Hahnemann sagt: „Ich lösete einen Gran Natron in einem Lothe mit etwas Weingeist vermischtem Wasser in einem zu $^2/_3$ damit angefüllten Glase auf und schüttelte die Auflösung eine halbe Stunde lang ununterbrochen und die Flüssigkeit war an Potenzirung und Kräftigkeit der 30. Kraftentwicklung an die Seite zu setzen.“ Halten

wir uns aber nach Kräften an das Thatsächliche, das Beweisfähige. Der springende Punkt bei dem ganzen Streit ist doch schliesslich der, ob man die Wirksamkeit, resp. die Möglichkeit der Wirksamkeit hoher Verdünnungen anerkennen soll oder nicht. Man hat mit vielem Eifer Beweise dafür, wie dagegen beizubringen gesucht. Die Beweise dafür laufen im Allgemeinen darauf hinaus, dass man auf Vorgänge in der Natur hinweist, bei denen ähnlich minimale Quantitäten, wie die unserer Verdünnungen auch noch eine Wirksamkeit ausüben. Das sind natürlich keine Beweise. Noch viel weniger aber sind es die sogenannten Gegenbeweise. Der Weg, der in denselben eingeschlagen wird, ist ein vollkommen merkwürdiger. Um zu beweisen, dass die und die Potenz nicht mehr hilft, wird bewiesen, dass sie unserem physikalischen oder chemischen Wissen nach nicht mehr helfen kann. Aber ist denn unser physikalisch-chemisches Wissen schon bis zur absoluten Vollkommenheit vorgedrungen, und wenn das wirklich der Fall wäre, würde es trotzdem erlaubt sein, den lebendigen Körper mit demselben Maass zu messen und denselben Gesetzen unterordnen, wie die anorganische Materie! Wenn wir irgend eine niedrige Verdünnung geben, wer sagt uns, ob dieselbe geholfen hat oder nicht! Nun, unsere fünf Sinne sagen es uns. Weshalb soll dieses Kriterium bei der 30. Verdünnung und darüber keine Geltung haben. Weshalb sollen wir hier den toten Zahlen und Rechenexempeln mehr glauben, als unseren eigenen Augen. Es hatte sich mal ein gelehrter Landwirth selber einen Kalender gemacht und es auch glücklich so getroffen, dass sein Kalender-Frühjahr auf den Winter fiel. Er machte sich also mit Eifer an seine Frühlingsarbeiten, als andere, weniger gelehrte Leute sich noch am Ofen wärmten. Aber sein Kalender sagte ihm, dass Frühling war, drum kümmerte er sich um die Schneeflocken, die ihm um die Nase flogen, keinen Deut. Aehnlich geht es manchen Aerzten. Sie könnten in unzähligen Fällen bei Anderen sehen, dass hohe Verdünnungen helfen, oft gewiss besser als die niedrigen, aber sie kümmern sich nicht drum, weil sie es sich ausgerechnet haben, oder vielmehr weil es ihnen von Anderen ausgerechnet worden ist, dass dieselben nicht helfen können.

Es war nicht meine Absicht, das vorliegende Thema in erschöpfender Weise zu behandeln. Das würde eine grosse Arbeit sein. Wer sich aber ernstlich mit einer derartigen Aufgabe befassen wollte, der würde sicherlich nicht über mangelhafte Ausbeute zu klagen haben.

Excerpte aus amerikanischen Journalen.

Von Dr. **Kröner**-Potsdam.

Die Therapie der acuten Herzentzündung.

Nach einer klinischen Vorlesung von Dr. K. Crawford. Uebersetzt aus der New-York Med.Times Band 18, No. 8.

Gegen akute Herzentzündung, ob Peri-, Endo- oder Myocarditis steht als erstes und vornehmstes Heilmittel Aconit da. Es ist bei acuten Herzerkrankungen ein ebenso wichtiger Heilfaktor, als es andererseits, bei kroupöser Pneumonie, ohne Bedeutung ist. Als pathogenetische Einwirkung auf das Herz hat es Entzündung des Herzbeutels oder diejenigen Veränderungen des Endocards, welche die Geräusche am Ostium mitrale oder aorticum erzeugen. Es ist deshalb von Nutzen im ersten Stadium dieser Krankheiten, wenn sie mit Fieberbewegungen einhergehen, und ebenso, wenn die lokale Affektion noch Fortschritte macht, während die allgemeine Störung sich gelegt hat. Hauptsächlich ist es die sthenische Form der Krankheit, welche für Aconit spricht. Dieser Zustand ist leicht zu erkennen an dem Fieber mit hoher Temperatur, vollem hüpfendem Puls, trockener Haut, Ruhelosigkeit und Aengstlichkeit. Aber wenn auch mehrere dieser Eigenthümlichkeiten verwischt sind, so kann doch die sthenische Form der Krankheit noch im Fortschreiten begriffen sein, und das charakteristische Symptom ist dann in der hergestellen Compensation zu suchen. Herz und Puls sind ziemlich synchron, und die sekundären Wirkungen der Ueberlastung des Organs, wie venöse Kongestion, treten nur wenig zu Tage. Unter solchen Umständen wird man Nutzen von einem mehrmonatlichen Gebrauch von Aconit haben. Bei dieser Affektion ist das vielgebrauchte und vielgenannte Aconit, das als Heilmittel nur am Anfang acuter Fälle dienen kann, wenigstens als wohlthätiger Faktor auch bei subacuten und chronischen Formen zu betrachten.

Wir möchten fast behaupten, dass die Digitalis bei akuter Carditis dem Aconit gradezu entgegengesetzt wirkt. Die Läsion schreitet unter dem Gebranch dieses Mittels in ganz heimtückischer Weise fort. Es ist von Anfang an eine schleichende Entzündung vorhanden und sehr früh machen sich Zeichen von Asthenie bemerklich. Es zeigt sich deutliche Athemnoth mit gestörter Circulation in der Peripherie. Das Ge-

sicht wird gedunsen und bekommt einen bläulichen Ton, und obgleich die Miene ängstlich ist, wie gewöhnlich bei Herzkranken, ist doch nichts von der Ruhelosigkeit zu sehen, die man bei Aconitgebrauch beobachtet, sondern an ihrer Stelle Passivität und Bewegungsunlust. Die Anschoppung in den Lungen verursacht blutige Sputa, doch durchaus nicht gleich dem rostfarbenen Auswurf bei Pneumonie. Die Pulskurve zeigt beginnende Dicrotie lange ehe sie mit dem Finger gefühlt werden kann, und auf dieses Zeichen allein hin habe ich im Krankenhause die Wirkung der Digitalis demonstrirt: wenige Tage genügten, alle Spuren der capillären und cardialen Atonie zu tilgen.

Bei Pericarditis ist Digitalis angezeigt, wenn das Reibegeräusch in Folge eines frühen und reichlichen Ergusses bald verschwindet. Die Wirkung dieses Mittels erstreckt sich hauptsächlich auf die Nierenfunktion. Indem der Tonus der Circulation wiederhergestellt wird, sondern die Nieren einen reichlichen Urin ab und der Erguss in den Herzbeutel wird resorbirt.

Nach Analogie sollte Bryonia ein gutes Mittel der Herzentzündungen sein, weil sie so leicht seröse Oberflächen affizirt. — Beweis: Ihre Wirksamkeit bei Pleuritis und Gelenkentzündungen mit nachfolgenden serösen Ergüssen. Nichtsdestoweniger ist sie nur ein unbedeutendes Herzmittel, und sollte nur intercurrent gegen etwaige Complikationen angewendet werden. Wenn der Patient während der Herzkrankheit einen Rückfall von Gelenkrheumatismus bekommt oder wenn das Herzleiden auf eine Pleuritis oder Pleuropneumonie folgt, bezw. mit einer solchen complicirt ist, dann mag Bryonia von Werth sein, bis diese accidentellen Störungen beseitigt sind, aber nicht darüber hinaus.

In der Spigelia haben wir ein ausgezeichnetes Herzmittel mit scharf gezeichneten Indikationen. Caroll Dunham sagt von ihr: „Sie folgt auf Aconit, steht auf einer Linie mit Bryonia, kommt vor Spongia und Lachesis, Arsenicum und Lithium." Sie ist von Werth bei rheumatischer Endo- und Pericarditis und hat stets charakteristische heftige und stechende Schmerzen und zwar fast immer auf der linken Seite.

Bei der linksseitigen Gesichtsneuralgie, welche dieses Mittel hat, ist der Trigeminus betheiligt, bei Herzkrankheiten zeigen die Schmerzen unter der Clavicula und dem Processus xiphoideus, wie stark die Phrenici ergriffen sind, und die dumpfen Stiche synchron mit dem Puls deuten auf ein Ergriffensein des Anfangs-

theils der Aorta hin. Die stechenden Schmerzen sind so heftig und andauernd, dass sie den Athem anhalten und dem Kranken ausserordentliche Beunruhigung verursachen. In Verbindung mit diesen Symptomen beobachtet man heftige Pulsation des Herzens und eine ausgesprochene Steigerung, sowohl des Schmerzes als der Herzthätigkeit, wenn der Kranke bestimmte Bewegungen unternimmt. Eine schwere, drückende quälende Last wird in der Herzgrube gefühlt und erzeugt ein Zusammenschnürungs- und Angstgefühl. Wenn Sie solche Symptome vor sich haben, mögen Sie Spigelia verordnen mit gegründeter Zuversicht, dass Sie dieselben erleichtern werden.

Dass Rheumatismus eine Hauptrolle bei der Entstehung organischer Herzleiden spielt, war mir in meiner ärztlichen Laufbahn schon frühe unauslöschlich eingeprägt durch meine Vorliebe für Besuche in Krankenhäusern, wann und wo es auch sein mochte.

Als ich einmal durch eine Station für Rheumatiker ging, lenkte der Anstaltsarzt meine Aufmerksamkeit auf einen Fall um den andern, die sämmtlich Herzgeräusche zeigten. So müssen auch Sie immer auf diese Komplikation gefasst und im Stande sein ihr zu begegnen, sowie solchen Unglücklichen den rechten Weg anzugeben, den sie nach Aufhören der Gelenk- und Muskelschwäche einzuschlagen haben. So lange der Patient noch unter dem Einfluss der akuten Erkrankung steht, ist es die Familie der Gicht- und Rheumatismusmittel, aus welcher sie eine Arznei zu wählen haben, um des ersten Sturmes Herr zu werden. Die hauptsächlichsten dieser Mittel sind Aconit, Bryonia und Rhus; Colchicum, Ledum und Rhododendron; Kalmia und Spigelia. Einige von diesen gleichen der Bryonia, insofern sie keine spezifische Beziehung zum Herzen haben; aber jedes von ihnen hat seine bestimmten Symptome, und richtig gewählt, werden sie die abnorme Beschaffenheit des Blutes verändern, welche sonst den Rheumatimus unterhält und uns den Streich mit dem Herzen spielt. Ein Mittel wie Rhus für Rheumatismus ist zu gut bekannt und bewährt, als dass es einer besonderen Ausführung bedürfte. Ebenso macht es seine Wirksamkeit bei Typhus, sowie bei sthenischen Fiebern mit typhoidem Charakter (z. B. Scharlach) zu einer Arznei ersten Ranges in Fällen, wo die Disposition zu Herzerkrankungen vorhanden ist. Wenn ich aber einen Nachlass dieser charakteristischen Symptome erzielt habe, so sehe ich nicht

ein, was es noch ferner bei Carditis und deren Folgezuständen nützen soll. Wenn der Fall so steht, dass das Herzleiden die Hauptsache oder vielleicht der einzige noch vorhandene krankhafte Zustand ist, so liegt er ausserhalb des Bereiches von Rhus; die Zeit für seine Wirksamkeit ist vorbei, und wir müssen uns anderweitig nach Hilfe umsehen.

Colchicum hat etwas nähere Beziehungen zum Herzen als Rhus, denn Hydropericardium ist ein Zustand, der bei zufälligen Vergiftungen mit Herbstzeitlose öfters konstatirt wurde. Aber diese Vorkommnisse sind nur Beispiele von seiner Tendenz, Hydropsien hervorzubringen. Desshalb muss auch seine Anwendung auf eine begrenzte Anzahl von Pericarditien eingeschränkt werden, welche sich durch hydropische Zustände, profuse, saure Schweisse, Parese der Extremitäten bei einem gichtischen oder rheumatischen Subjekt dokumentiren.

Nur ein anderes Mittel der genannten Gruppe soll heute noch spezialisirt werden, nämlich Kalmia latifolia. In einigen Punkten gleicht sie Colchicum und Rhus beim Rheumatismus, und gleich Rhododendron und Ledum ist sie ein ausgezeichnetes Mittel, um einen frequenten Puls zur Norm zurückzuführen. Aber mehr als alle diese Mittel zusammen, wirkt sie günstig auf das rheumatisch erkrankte Herz ein, oft geradezu wunderbar. Ihre Prüfungen lassen sie nicht als hervorragendes Herzmittel erscheinen, aber die klinische Anwendung hat ihre diesbezügliche Brauchbarkeit dargethan. Sie hat ihre Pathogenese weitaus überholt, und wir betrachten sie als eins unserer geschätztesten Mittel gegen organische Herzerkrankungen. Im Jahre 1843 vermuthete Dr. Hering, dass Kalmia ein wichtiges Mittel bei Herzleiden sei, die mit Rheumatismus abwechseln, und neun Jahre später, als Dr. Okie zwei Fälle von organischem Herzleiden heilte, die auf akuten Rheumatismus gefolgt waren, war der erste Prüfer sehr stolz auf seine glückliche Vermuthung. Viele von Ihnen haben dies Mittel in unserem Spital verordnen sehen, und ich kann sagen, dass Sie Heilungen unter seinem Gebrauch bestätigen können. Der Kalmiapatient hat keine Empfindlichkeit oder Geschwulst der Gelenke; sein Rheumatismus scheint mehr in den Muskeln zu sitzen und ist mit starken Schmerzen und grosser Müdigkeit in den Gliedern — mit Ausnahme der unteren — verbunden. Die Schmerzen haben auch eine charakteristische Art, ein ganzes Glied zu ergreifen, von der Hüfte bis

zur Ferse oder von der Schulter bis zu den Fingerspitzen, und schiessen schnell durch die affizirten Theile.

Cactus grandiflorus kommt in Frage bei gewissen Herzfällen, wo gerade Kalmia im Stiche lässt. In denjenigen Klappenfehlern, welche in Folge von Gelenkrheumatismus entstanden sind, und bei denen während des akuten Stadiums Rhus und Colchicum in Frage kamen und vielleicht auch angewendet wurden, findet dieses Mittel ein besonders aussichtsvolles Feld für seine Wirksamkeit. Der Kranke kann von gichtischer Konstitution sein. Wie bei Kalmia schlägt das Herz sehr rasch und ist schweren Palpitationen unterworfen. Aber soviel ich von solchen Fällen gesehen habe, halte ich dafür, dass das Cactusherz anhaltender stürmisch schlägt, da es einem nervös reizbaren Individuum gehört. Die Herzaktion bei solchen Patienten ist so intensiv, dass die ganze Herzgegend sich mit den Pulsationen hebt, und der Kranke beklagt sich oft über einen „eisernen Reif um das Herz.“ Es scheint mir, dass Jousset seine eigene Gewohnheit, Cactus in Urtinktur zu geben, verurtheilt, wenn er erzählt, dass das Mittel in dieser Stärke allmählich die Symptome verschlimmert. Bei meiner Anwendungsweise (dritte oder sechte Dezimalverdünnung) kam nie eine solche Störung vor, so dass ich mit ihr ganz zufrieden bin. Und in den Krankenjournalen steht eine völlige Heilung verzeichnet in einem Falle, wo Cactus und China die angewandten Mittel waren, und zwar beide in Verdünnung.

In dem Winter, in dem die Klinik im College abgehalten wurde, weil das Spital abgebrannt war, kam dieser Mann mit Graves'scher Krankheit*), um sich behandeln zu lassen. Die dreifache Hypertrophie, die für dieses Leiden charakteristisch ist, war nur zu leicht zu demonstriren. Das Vorstehen der Augen, die Vergrösserung der Thyreoidea, die Hypertrophie des Herzens waren für jeden Studenten augenfällig, der ihn im Hörsaal sah. Ein lautes blasendes endocardiales Geräusch bewies, dass der Mechanismus des Zirkulationsorgans gestört war. Seine Leber war bedeutend vergrössert, seine Haut etwas gelblich und fettig anzusehen und zu fühlen. Wenig versprechend wie der Fall erschien, mit diesem unaufhörlichen rapiden Herzklopfen und den Congestionen

*) Der englische gebräuchliche Ausdruck für Basedow'sche Krankheit.

nach den Eingeweiden, besserte sich doch der Kranke stetig unter dem Gebrauch der beiden genannten Mittel, bis die Haut ein gesundes Aussehen und normale Farbe gewonnen, die Leber sich verkleinert, die Reizbarkeit des Herzens aufgehört hatte, die Hypertrophie verschwunden war und mit ihr alle Zeichen einer Insuffizienz der Klappen.

Gelsemium gegen Reizbarkeit der Blase.

Nach Prof. Bartholow ist Gelsemium bei diesem Leiden jedem anderen Mittel vorzuziehen. Es passt besonders für hysterische Frauen mit Reizbarkeit des Blasenhalses, welche über unaufhörlichen Harndrang klagen.

(New-York, Med. Times. Bd. 18, Heft 10).

Robinia gegen Erbrechen bei Magenkrebs.

Dr. Fisher schreibt: „Eins der vielen in der Praxis übersehenen Mittel ist die Robinia. Es ist das einzige Mittel, das in meinen Händen das intensive saure Erbrechen bei Magenkrebs gelindert hat. In vier derartigen Fällen — die Diagnose wurde durch die Autopsie bestätigt — hielt die Robinia die Acidität in Schach und milderte die Leiden des hoffnungslos Kranken ganz erheblich. Auch in manchen Fällen von saurer Dyspepsie hat es sich sehr heilsam erwiesen. Ich habe die dritte Verdünnung angewendet." (New-York Med. Times Band 18, pag. 80.) Leider sind keine bestimmten Indikationen für die Anwendung bei Dyspepsie angegeben.

Gelsemium.

Von Prof. J. T. Kent, Philadelphia. (New-York Medical Times, Band 18.)

Eine milde Atmosphäre bringt die für Gelsemium charakteristischen Beschwerden hervor. Es sind die Beschwerden, die Fieber des Südens. Sie kommen schleichend — im Unterschied von ähnlichen Zuständen in nördlichen, kälteren Klimaten, welche plötzlich einsetzen und für welche Aconit das hauptsächlichste Heilmittel ist.

Gelsemium und Aconit haben manche Aehnlichkeit und sind doch himmelweit verschieden. Beide haben Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Sinne, aber die grösste Uebereinstimmung zeigen sie in dem Symptom der Furcht; und doch sehen wir, dass die Furcht bei beiden wieder ihre eigenthümlichen unterscheidenden Züge hat. Die Furcht von Gelsemium hat nichts mit seinen Entzündungsymptomen zu thun. Wenn das Fieber kommt, ist die

Gelsemium-Furcht nicht zugegen. Aconit hat Furchtsamkeit während des hohen Fiebers, der Patient sagt den Tag seines Todes voraus. Gelsemium hat eine zaghafte Besorgniss, dass irgend ein Unglück sich ereignen wird. Das leiseste Geräusch, jeder Verdruss, jede schlechte Nachricht bringt die Furcht hervor, gefolgt von Lähmung der vom Rückenmark innervirten Muskeln, speziell der Sphincteren, mit unwillkürlichem Stuhlgang. Die Furcht von Aconit kann auch von Diarrhoe begleitet sein; bei Gelsemium aber folgt die Diarrhoe der Furcht. Also: Diarrhoe mit Furcht: Aconit; Diarrhoe von Furcht: Gelsemium. Argentum nitricum hat „Furcht, wenn sie sich für Kirche oder Theater fertig macht", Schlaffheit nach lebhafter Thätigkeit der Einbildungskraft.

Gelsemium hat Ermüdung des Hirns, ein Gefühl von Verstandesschwäche, Unfähigkeit zu denken; der Kranke weiss nicht was er liest, kann keinem Satze folgen. Diese Verfassung des Gehirns verursacht eine nervöse Furcht, öffentlich aufzutreten, denn er weiss, dass er zu jeder Verstandesthätigkeit unfähig ist. Ein öffentlicher Redner fühlt sich geistig abgespannt und fürchtet den Zeitpunkt, wo er seine Rede beginnen soll, denn er spürt, dass er dazu ausser Stande ist. Gelsemium wird einem solchen helfen. Lycopodium hat Misstrauen auf seine eigene Kraft, der für es charakteristische Zustand kommt langsam. Silicea hat genau dieselbe Furcht vor dem Reden und die Angst stecken zu bleiben, welche wir bei Gelsemium finden, wenn aber der entscheidende Augenblick herankommt, so geht es doch. Silicea passt bei einem bescheidenen Individuum; er unterschätzt seine eigenen Kräfte.

In einer der verlässlichsten Prüfungen von Gelsemium fand sich als charakteristisches Symptom das Verlangen, sich von der Höhe herabzustürzen. Wir werden dabei an die Selbstmordneigung von Aurum erinnert, aber Gelsemium hat nur den augenblicklichen Impuls dazu. Der Gelsemiumkranke darf nicht in die Tiefe sehen, aus Furcht, dass er sich hinabstürzen muss. Argentum nitricum: er darf in keinen Brunnen sehen, aus Furcht, er müsse sich hineinstürzen. Tabacum hat auch einen Trieb, sich aus dem Fenster zu stürzen. Stiller Kummer mit Kopfkongestionen spricht oft für Gelsemium. Ein Mann verliert seine Frau und trägt den Verlust ohne Thränen und Klagen, aber die Kraftanspannung wirft ihn darnieder und er hat Kopfkongestionen — Gelsemium wird ihm helfen. Wenn eine Frau nach einem solchen Verlust weint und schluchzt und hysterische Symptome zeigt, wird

Ignatia ihr Heilmittel sein. Gelsemium hat ausgesprochenen Schwindel wie Phosphor; derselbe breitet sich vom Hinterhaupt über den ganzen Kopf aus. Silicea hat auch diesen aufsteigenden Schwindel, vom Genick über den Kopf. Das Gelsemiumkind ist schwindlig, hält sich an seiner Wärterin fest und schreit, wenn es umhergetragen wird, aus Furcht zu fallen. Das Boraxkind weint, wennt es in die Wiege gelegt wird oder ein scharfes Geräusch hört.

Die Kopfsymptome von Gelsemium sind alle wichtig. Der am meisten charakteristische Gelsemiumkopfschmerz ist der neuralgische, der am obersten Halswirbel beginnt und über den Kopf nach vorn zieht, schlimmer um 10 Uhr Vormittags. Das Blut treibt nach dem Kopfe, die Kopfschmerzen beginnen langsam und der Urin wird spärlich, dann folgt reichliche Urinentleerung, mit welcher das Kopfweh besser wird. Der Gelsemium- und der Siliceakopfschmerz sind in manchen Beziehungen sehr ähnlich. Beide ziehen von hinten nach vorn und beide werden durch reichlichen Urinabgang besser. Aber der Siliceaschmerz ist mehr chronisch, während das Gelsemiumkopfweh oft die Folge von Erkältung ist. Silicea hat Besserung durch Druck, Wärme und Einbinden. Gelsemium hat kongestiven Kopfschmerz von Sonnenhitze wie Belladonna und Glonoin. Starke Schmerzen beginnen Morgens und nehmen den Tag über zu, schlimmer von Bewegung und Niederlegen, besser nach Schlaf und Erbrechen. Manchmal ist der Gelsemiumkopfschmerz besser vom Niederlegen.

Bei der oben, als ich von den Geistessymptomen sprach, bereits erwähnten Prüfung von Gelsemium zeigte sich eine eigenthümliche Empfindung, als ob die Augen während der ganzen Zeit nach aufwärts rollten, in der Stirn ein Gefühl, als ob sie über die Augen herabkäme, das Hinterhaupt war eisig kalt.

Die Gelsemiumschmerzen gehen den Rücken aufwärts, der Belladonnakopfschmerz umgekehrt. Gelsemium hat dummes Gesicht mit schwerem, stumpfem, schläfrigem Ausdruck.

Der für Gelsemium charakteristische Stuhl ist rahmfarbig, aber es hat auch den gelben Typhusstuhl. Nach unangenehmen Ueberraschungen zeigt sich Stuhldrang, der aber nicht zu einer wirklichen Erschlaffung des Sphincters führt, wie sie Gelsemium oft nach Schreck hat.

Gelsemium hat fernerhin einige sehr interessante und wichtige Schwangerschaftssymptome. Die Wehen beginnen in normaler

Weise, hören dann plötzlich auf und ein Schmerz schiesst den Rücken hinauf nach dem Kopf. Dieser Zustand wurde in folgender Weise beschrieben: Der Wehenschmerz beginnt ganz richtig, aber anstatt sich um den Leib und dann nach unten zu ziehen, macht er Kehrt und läuft den Rücken aufwärts. Phosphor hat einen schiessenden Schmerz während des Stuhlganges vom Steissbein den Rücken hinauf bis zum Kopf. Lachesis hat einen Schmerz, der wellenartig den Rücken hinaufzieht. Wenn bei drohendem Abort der Schmerz vom Uterus nach dem Rücken zieht, wird ihn Gelsemium oft noch aufhalten. Bei drohendem Abort mit stechenden, zerrenden, heftigen Schmerzen im Uterus und Ovarien ist Apis angezeigt. Gelsemium ist auch oft das Heilmittel in Fällen von rigidem Muttermund mit Schmerzen, welche den Rücken aufwärts ziehen. Wenn die Kranke furchtbare Schmerzen tief unten im Kreuzbein hat, die Wehen schwach sind und sie die Bedeckung forthaben will, so ist Pulsatilla indicirt; und sollte auch noch Rigidität des Muttermundes vorhanden sein, so wird sie dieselbe ohne irgend welche mechanischen Eingriffe beseitigen. In Fällen von rigidem Muttermund, wo der untersuchende Finger Brennen verursacht, muss man an Carbo vegetabilis denken. In diesen Fällen wird der Finger, gegen das Steissbein gedrückt und wieder zurückgezogen, dieselbe Empfindung hervorrufen.

Gelsemium ist ausserordentlich nützlich bei gewissen Fällen von Stimmritzenkrampf (Laryngismus stridulus). Der Kranke ist in sehr bedrohlicher Lage und erheischt sofortige Besserung. Geben Sie Gelsemium oder Ignatia, welche beiden in erster Linie indicirt sind. Moschus und Laurocerasus sind auch manchmal in dieser Krankheit angezeigt.

Gelsemium hat ein eigenthümliches, sehr charakteristisches Brustsymptom. Die Patientin bewegt sich fortwährend, wälzt sich im Bett von einer Seite auf die andere, und gefragt, warum sie so ruhelos ist, antwortet sie, dass sie nicht wagt, still zu liegen, weil sie fürchtet, das Herz höre auf zu schlagen.

Gelsemium ist oft angezeigt in den Fällen von remittirendem Fieber, in denen nach jeder Remission das Fieber länger dauert, bis es einen typhösen Charakter annimmt. Die Gelsemiumfieber sind oft ohne Durst; das Mittel hat Fieberanfall Nachmittags mit Durstlosigkeit. Ebenso hat Apis Fieber ohne Durst.

Eine paralytische Schwäche der Muskeln ist für Gelsemium charakteristisch. Die Glieder sind schwer, der Patient ist „so

müde". Diese geistige und körperliche Ermattung sollte immer auf Gelsemium hinweisen, sie ist sehr charakteristisch für das Mittel. Der Patient taumelt vor Muskelschwäche.

Gelsemium hat auch Krämpfe unter seinen Muskelsymptomen und ist desshalb nützlich bei hysterischen und puerperalen Konvulsionen. Es hat das Ziehen hinten im Nacken bei Meningitis spinalis.

Gelsemium hat auch ein zymotisches Element und umfasst manche typhöse Fälle, sowie Störungen von unterdrückten Ausscheidungen; Krampfanfälle mit unterdrücktem oder spärlichen Urin; epileptiforme Zuckungen.

Reichlicher Urinabgang ist das erste Anzeichen der Wirkung von Gelsemium.

Latrodectes mactans, ein Heilmittel gegen Angina pectoris.

Nach den Prüfungen bringt das Mittel ein vollständiges Bild von Angina pectoris hervor. „Schmerz den Arm herauf bis zur Schulter, von da nach dem Nacken; Präcordialschmerz bis zur linken Achselhöhle und den Arm abwärts bis in die Fingerspitzen; der linke Arm ist fast gelähmt, Schmerz den Arm aufwärts bis zur Schulter, von da bis zur Herzgrube, Apnoe, schwachen und fadenförmigen Puls, kalte Haut, Gefühl des bevorstehenden Todes" u. s. w. Das Mittel soll sich auch klinisch bewährt haben. Verwendet wurde die dritte Decimalverdünnung.

(The Hom. Recorder, Juli 1889.)

Eucalyptus bei Krebsgeschwüren.

wird von Brendon Curgenven (Brit. Med. Journal 1889, 7. Dec.) empfohlen. Die äusserliche Anwendung der Tinktur soll sich vorzüglich gegen den entsetzlichen Geruch des ulcerirenden Carcinoms bewährt haben, sowohl bei Brustkrebs, wie bei Uterus- und Mastdarmcarcinom. (Im letzteren Fall zweimal täglich ein Clysma von Eucalyptusemulsion.)

Nitroglycerin gegen Kopfschmerz.

Dr. Trusevich kommt zu dem Resultat, dass alle Fälle, die auf einer Reizung der Vasoconstrictoren beruhen, durch Glonoin prompt geheilt werden. Die hauptsächlichsten Indicationen sind: Gesichtsblässe, paroxysmenartiges Auftreten der Schmerzen, Verschlimmerung bei Druck auf die Carotiden.

(New-York Med. Times, Jan. 1890.)

Anm. des Referenten. Ich bin schon mehrfach Unklarheiten bezüglich der Anwendung des Glonoins, sowie des Amylnitrits begegnet. Beide Substanzen gehören insofern zusammen, weil das Nitroglycerin im Körper salpetrige Säure frei werden lässt. Die NO_2-Componente ist es aber, welche beim Amylnitrit sowie beim Natrium nitrosum die spezifischen vasomotorischen Effekte hervorbringt. Nach der Hering'schen Glonoinprüfung hat aber Glonoin rothes, nicht blasses Gesicht. Der Widerspruch löst sich sehr einfach: Trusewich benutzt nicht die homöopathische, sondern die allopathische Dosis des Glonoins, und wenn der Homöopath es ihm nachmachen will, muss er dessen eingedenk bleiben. Die Sache ist nämlich in Betreff der Dosologie nicht unwichtig. Nitroglycerin entfaltet eine ausgesprochene circulationserregende Thätigkeit schon von 0,0005 an, was etwa 10 Tropfen der dritten Decimale entsprechen würde. Wenden wir also Glonoin gegen die angiospastische Form der Migräne an (was aber auf Homöopathicität keinen Anspruch machen kann), so dürfen wir keine höhere als diese Potenz benutzen. Umgekehrt darf Glonoin, soll es homöopathisch wirken (also gegen die angioparalytische Form der Migräne) nicht in der dritten Verdünnung gegeben werden. Wahrscheinlich ist noch die vierte zu stark, und es wird sich empfehlen, mindestens die fünfte oder sechste Decimale zu benutzen.

Ebenso verhält es sich mit der Anwendung des Nitroglycerins bei Angina pectoris. Wenn der Puls klein, fadenförmig ist, wird man stärkere Dosen anzuwenden haben, während heftiges Klopfen des Herzens und starkes Pulsiren der Arterien die homöopathische Dosis angezeigt erscheinen lässt.

Phosphor gegen Schwerhörigkeit alter Leute.

Es soll im Stande sein, die Opacität des Trommelfells zu vermindern. Sapolini will in 62 Fällen gute Erfolge gesehen haben. Er wandte eine schwache ölige Lösung an. — Ibid.

Cocosmilch gegen Bandwurm.

Dr. Parisi in Athen machte zufällig auf einer Reise in Abessinien die Erfahrung, dass die Cocosnuss ein Spezificum gegen Bandwurm sei. Um seinen Durst zu löschen, trank er reichlich Cocosnussmilch und ass von dem Fleisch der Nüsse. Kurze Zeit darauf wurde er unwohl, worauf ein vollständiger Bandwurm todt abging. Nach Athen zurückgekehrt, versuchte er

das Mittel in seiner Praxis mit durchgängig günstigem Erfolg. Der Patient isst morgens nüchtern eine Nuss und trinkt die Milch. Abführmittel sind nicht nöthig. Nach kurzer Zeit kommen die Därme in Thätigkeit und der Wurm geht ab.

(New-York Med. Times, Bd. 18, No. 11.)

Wenn es diesem Mittel nur nicht ebenso geht, wie schon vielen Bandwurmmitteln. Jedenfalls aber ist es vollständig ungefährlich und verdient deshalb, besonders in der Kinderpraxis, versucht zu werden. Ref.

Ein einfaches Mittel gegen Nasenbluten.

Man nimmt ein Stück weichen Schwamm, macht ihn nass und giesst dann 2—3 Tropfen Hamamelis 0 darauf, steckt ihn in das blutende Nasenloch, schliesst das andere und hält den Mund geschlossen, so dass alle eingeathmete Luft den Schwamm passiren muss und die verdunstende Hamamelistinktur mit sich fortnimmt. Die Blutung steht in allen Fällen prompt. Auch gegen Lungenblutung soll eine derartige Tamponade beider Nasenlöcher sich bewährt haben.

(The American Homoeopathist, Febr. 1890.)

Mittel gegen Nasenbluten.

Crocus. Besonders wenn das Blut dick und dunkel ist; nützt nicht nur beim Anfall selbst (wo es alle Viertelstunde gegeben werden sollte), sondern wirkt auch als Konstitutionsmittel, um künftigen Anfällen vorzubeugen.

Carbo vegetabilis. Ist angezeigt bei alten Leuten mit mehr oder weniger grosser Prostration, deren Blut zu dünn ist. Ich habe sie Blutungen stillen sehen, selbst wenn die Tamponade versagte.

Belladonna. Wenn das Gesicht congestionirt ist, klopfender Puls, helles rothes Blut.

Erigeron. Ich habe es in vielen Fällen hilfreich gesehen, wenn das Blut dünn war und aus beiden Nasenlöchern kam.

Hamamelis. Besonders bei Haemorrhoidariern, wenn die Blutungen dünn und venös sind.

Arsenicum ist besonders gut, wenn die Haemorrhagie längere Zeit gedauert hat, der Patient in Prostration liegt; Ruhelosigkeit, grosse Blässe, der charakteristische Durst, ja sogar Lebensgefahr.

China. Besonders gut für wiederholte Blutungen, welche

Anämie verursachen, besonders wenn das Blut hell und klar ist und der Patient an Wechselfieber oder Chininmissbrauch leidet.

Prof. Helmuth in Chironian.
(The American Homoeopathist, Juni 1890).

Gegen **Pruritus vulvae** wird von Dr. Anna C. Hardy im American Homoeopathist, Dec. 1890, Wasserstoffsuperoxyd, auf ein Zwölftel verdünnt, eventuell konzentrirter bis zum unverdünnten Präparat, als ausgezeichnetes Mittel empfohlen.

Ein Fall von chronischer Diarrhoe.

Von Dr. W. P. Wesselhoeft, Boston.

Mehr Werth als die Mittheilung eines halben Dutzend schlecht geprüfter Arzneimittel hat eine einzige Heilung mit unsern alten erprobten Mitteln, wenn sie nach den Regeln der Kunst geschieht; d. h. wenn der Arzt weiss, warum er so kurirt und der Leser ihm in seinem Raisonnement folgen kann. Der nachfolgende Fall ist einer von der Art, ausserdem noch dadurch bemerkenswerth, dass er durch nur zwei Mittel in Hochpotenz und je einer Gabe geheilt wurde.

H. B. A., 27 Jahre. Blond, schlank, lebhaft. Seit einem Jahre Diarrhoe. Täglich 7 Uhr Nachmittags dünner, wässriger Stuhl, eine zweite Entleerung kann zu einer beliebigen andern Tageszeit erfolgen. Oft spritzt nur wenig Flüssigkeit mit vielen Flatus weg; wenn das Bedürfniss ihm ankommt, muss er schnell nach dem Abort, da er den Stuhl nur schlecht zurückhalten kann.

Viel Kollern im Leibe nach dem Zubettegehen. Wacht gewöhnlich um 1 Uhr mit Herzklopfen auf; nachdem Blähungen abgegangen sind, schläft er wieder für den Rest der Nacht. Die Blähungen sind heiss; können nur während der Nacht entleert werden, ohne dass Pat. fürchten müsste, dass auch Faeces kommen.

Nach dem Stuhl Abgang von Prostatasaft. Fortwährend Wehgefühl im Leib über dem Schambein (äusserer Druck ist nicht schmerzhaft). Zunge rein, Appetit gut.

Pat. wird besonders durch den Abgang von Prostatasaft beunruhigt und wünscht von diesem Symptom vor allem befreit zu werden.

Wesselhoeft giebt mit Rücksicht auf die Unzuverlässigkeit des Sphincters, die reine Zunge und den guten Appetit eine Dosis Aloe in Hochpotenz.

Nach 14 Tagen: In den letzten 10 Tagen täglich einmal geformter Stuhl. Kein Stuhldrang, Flatus können gelassen werden. Nachts kein Herzklopfen, Schlaf gut. Nur sehr wenig Abgang von Prostatasaft.

Wiederauftreten von heftigen Kopfschmerzen, von denen er in den 14 Tagen zwei heftige Anfälle gehabt hat. Sie hatten sich über ein Jahr lang nicht gezeigt und waren mit Coffeinum bromatum behandelt worden. Pat. giebt an, dass er immer an Kopfschmerz gelitten habe, bis der Durchfall begann. Ord. Sacch. Lact.

Nach 14 Tagen: Stuhlgang in Ordnung. Kein Prostatasaft mehr. Viermal heftiger Kopfschmerz mit Uebelkeit, aber ohne Erbrechen. Jeden Morgen ungefähr 10 Uhr grosses Schwächegefühl in der Magengegend, ein Symptom, welches er bei seinen früheren Kopfschmerzen immer gehabt hat.

Ord.: Eine Dosis Sulfur, Hochpotenz, genau 40 Tage nachdem er Aloe bekommen hatte.

Drei Wochen später. Noch ein oder zwei kleine Anfälle von Kopfschmerz. Stuhl normal. Wenig Blähungen. Hat in 3 Wochen 4 Pfund zugenommen. Geheilt.

(The Homoeopathic Physician, Jan. 1890).

Wesselhoeft leitet seine Mittheilung mit folgenden Worten ein:

Der Fall soll drei Thatsachen illustriren: 1) Die Schwierigkeit, bei vielen Patienten eine brauchbare Anamnese zu bekommen, da dieselben bloss von gewissen besonders lästigen Symptomen befreit sein wollen. 2) Die Thatsache, dass im Verlaufe einer chronischen Krankheit oft frühere, längst vergessene Symptome auftreten, auf welche man wohl zu achten hat. 3) Dass die zuletzt aufgetretenen Symptome immer die Indikationen für das zu wählende Arzneimittel abzugeben haben. — Ferner möchte ich mir noch einige Bemerkungen erlauben: In unserm Falle war der Abgang des Prostatasaftes als entscheidendes Symptom nicht zu verwerthen, aus dem einfachen Grunde, weil eine Menge Mittel Abgang von Prostataflüssigkeit (gewöhnlich als Samenflüssigkeit angesprochen) haben. Dagegen ist für Aloe ganz charakteristisch die Unzuverlässigkeit des Sphincters, der Abgang von heissen Blähungen zugleich mit spärlichem schleimigem Stuhl, das Wehgefühl im Unterbauch (auch als Pflockgefühl bezeichnet).

Für Sulfur war charakteristisch das Schwächegefühl Morgens um 10 Uhr. Ausserdem ist beachtenswerth, dass Sulfur, speziell was seine Wirkung auf die Unterleibsorgane betrifft, Antidot für Aloe ist.

Ich habe diesen Fall so ausführlich mitgetheilt, 1) weil er ein Paradefall ist, 2) weil unsere deutschen Zeitschriften überhaupt an Casuistik im Allgemeinen, und ihre wenigen mitgetheilten Fälle an strikter Indikationsstellung im Besonderen fast durchgängig viel zu wünschen übrig lassen, und 3) weil ich die Kollegen nachdrücklich auf das Wiederauftreten von früheren Symptomen (Krisen im weiteren Sinne) hinweisen möchte. Während ich beim Durchsuchen der älteren homöopathischen Literatur auf Schritt und Tritt derartigen Beispielen begegnet bin, findet man heutzutage die Krisenlehre fast bloss noch bei den Vertretern der Naturheilkunde, vermengt mit einer Masse abergläubischen Krams. Woran liegt die Schuld? An einem Fortschritt oder einem Rückschritt der Medizin, speziell der Homöopathie? Ich glaube, die schöne bequeme Lehre von den Lokalspezificis, von Virchow inaugurirt, in neuerer Zeit insbesondere von Schulz weiter ausgebaut, hat uns da einen Streich gespielt. Wir freuten uns über die epochemachende Entdeckung, welche geeignet schien, das homöopathische Grundprinzip auch den Allopathen mundgerecht zu machen und ahnten nicht, dass es ein Danaergeschenk war, welches uns jene Herren brachten. Denn es ging uns das Verständniss für die Einheitlichkeit der Krankheitsursache verloren, wie sie zwar in wissenschaftlich unhaltbarer Form, aber doch aufgebaut auf unanfechtbaren Thatsachen, und gestützt durch praktische Resultate, ihren Ausdruck findet in der Psoratheorie unseres Meisters, in der Krisenlehre der ganzen älteren Schule und einer Reihe ähnlicher Erscheinungen; und wir sind auf dem besten Wege, mit unseren Organspecificis bloss noch erkrankte Organe, statt kranker Menschen zu behandeln.

Kleine Mittheilungen.

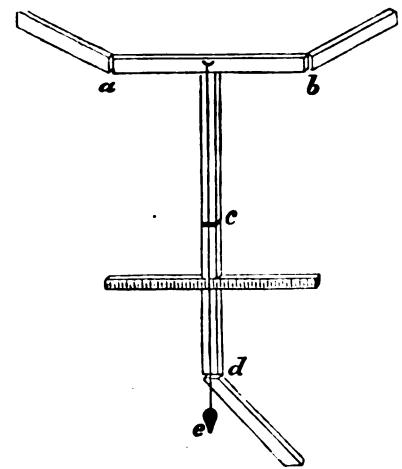
Messung von pathologischer Beckenstellung, von Dr. Taube, prakt. Arzt in Crefeld.

Betreffs der Stellung des normalen Beckens in der sagittalen Ebene wissen wir durch die Versuche von Nägele, dass die Con-

jugata mit dem Horizont einen Winkel von 65 % bildet. Dass das normale Becken eines gradestehenden Menschen in frontaler Ebene, wenn wir die beiden Spinae anteriores superiores als maassgebende Punkte ansehen, auf beiden Seiten gleich hochsteht, geben die Lehrbücher der Anatomie stillschweigend zu, obwohl die Möglichkeit nahe liegt, dass auch bei einem sonst gesunden Menschen hier durch irgend welche Einflüsse eine wenn auch geringe Ungleichheit hervorgebracht werden kann. Ich bin bei den Messungen, die ich an pathologisch seitlich abweichenden Becken vornahm, von der Voraussetzung ausgegangen, dass die beiden Sp. ant. sup. unter normalen Verhältnissen in einer horizontalen Ebene liegen.

Es soll hier nicht weiter auseinandergesetzt werden, wie weit bei seitlichem Schiefstand das Becken auch in sagittaler Ebene eine Verschiebung erleidet, was sehr häufig der Fall ist, auch nicht, durch was für mancherlei Krankheitszustände diese Deviation des Beckens herbeigeführt wird; es sei nur kurz erinnert an die zahlreichen tuberkulösen Erkrankungen der unteren Extremität, des Beckens sowie der Wirbelsäule, Verletzungen und Difformitäten derselben, Entzündungen der umgebenden Weichtheile u. s. w. Um so auffälliger ist es, dass man auf eine genaue Messung dieser seitlichen Beckenabweichungen wenig Gewicht zu legen scheint. Wie weit dieses an mangelnden Hilfswerkzeugen liegt, vermag ich nicht zu beurtheilen, da mir nur eine beschränkte Litteratur zu Gebote stand. Und doch wird, falls wir auf leichte Weise über den Grad der seitlichen Abweichung Sicherheit erhalten können, die Beobachtung dieses Momentes sowohl in diagnostischer, als therapeutischer Hinsicht von einigem Werth sein. Ich konstruirte mir deshalb, als ich längere Zeit hindurch mehrere Fälle von tuberkulöser Coxitis auf einer chirurgischen Krankenabtheilung unter meine Aufsicht bekam, einen sehr einfachen Apparat, um hauptsächlich darüber Gewissheit zu erlangen, dass die eingeschlagene Behandlung von Erfolg war; denn je mehr sich das Becken wieder seiner normalen Stellung näherte, um so geringer mussten auch die pathologischen Ursachen geworden sein, die es in die abnorme Stellung gebracht hatten. Es schwebte mir dabei zunächst ein Verfahren vor Augen, welches in der chirurgischen Klinik zu G. befolgt wurde, um die Kontraktur des entzündeten Hüftgelenks zu demonstrieren. Es wurde ein T-Eisen so auf den horizontal liegenden Kranken gelegt, dass der Querbalken die beiden Sp. sup.

ant. verband, während der senkrechte Balken dann die Abweichung des kranken Beines ergab. Wenn man nun statt dessen den Kranken stehen lässt, so wird, um bei dem Beispiel der Coxitis zu bleiben, der senkrechte Stab bei gleicher Applikation des T-Eisens nach der Seite hin abweichen, auf der die Spina resp. das Becken höher steht. Um diese Schiefstellung zu messen, hänge ich an dem Kreuzpunkt der beiden Balken ein Loth auf und befestige an dem senkrechten Balken in bestimmter Höhe einen graduirten Querstab, auf dem das Loth das Maass der Deviation in bestimmter Zahl angiebt. Der Apparat ist leicht herzustellen, indem man zwei flache dünne Leisten von Tannenholz in Form eines T verbindet, der Querstab etwa 32 ctm., der senkrechte etwa 100 ctm. lang. Beide dürfen jedoch nicht ganz starr sein, sondern müssen, — der obere ca. 8 ctm. beiderseits vom Kreuzpunkt, der senkrechte Stab etwa in 30 und 60 ctm. Höhe — mit je einem Charnier versehen sein, um bei der Messung einerseits durch die Prominenz des Abdomens nicht geniert zu werden, andererseits bei verschiedenen Beinlängen das Instrument gebrauchen zu können. Dass sich diese Schwierigkeiten technisch schöner und praktischer überwinden lassen, liegt auf der Hand; ich beschreibe das Instrument nur so, wie es jeder Arzt sich leicht selbst verfertigen kann. Von dem Kreuzpunkt hängt an einem Häkchen ein Loth herab. Ein Leistchen mit einer Kerbe in der Mitte von der Form des senkrechten Stabes und von der Mitte aus nach beiden Seiten hin gleichmässig graduirt, lässt sich auf den senkrechten Stab in beliebiger Höhe vermittelst der Kerbe aufklemmen.



Die beigefügte Figur veranschaulicht das Instrument. Um dasselbe zu benutzen, stelle ich den Kranken entkleidet vor mich hin und gebe ihm die Weisung, sich möglichst grade und bequem hinzustellen, womöglich mit geschlossenen Fersen. Es ist rathsam, dabei dem Patienten die Augen zu verbinden, denn andernfalls instruiren diese den Kranken stets über sein Gleichgewicht und gestatten ihm gewisse störende seitliche Schwankungen, welche verringert werden dadurch,

dass der Kranke sich auf sein Muskel- und Tastgefühl allein verlassen muss. Nachdem ich die beiden prominentesten Punkte der Sp. ant. sup. mit einem Dermatograph äusserlich markiert habe, lege ich das Instrument so auf die beiden Punkte dass selbige beiderseits dem oberen oder unteren Rande des Querbalkens entsprechen; der Kreuzpunkt liegt auf der linea alba. Das Loth instruirt uns sofort darüber, ob die beiden Spinae ungleich hoch stehen, indem es scheinbar seitlich abweicht. Der Grad dieser Abweichung richtet sich ganz nach der Höhendifferenz der beiden Spinae; es kommt dabei garnicht darauf an, ob die letztere durch Tiefer- oder Höherstellung nur einer Seite bewirkt wird, oder ob beide Momente dabei eine Rolle spielen, wie z. B. in der Coxitis; jedenfalls lässt ein Zurückgehen der Sp. in horizontale Stellung meistens — nicht stets — einen Rückschluss auf die Entwicklung der ätiologischen Momente zu. Bringt man nebenbei bemerkt das graduirte Querholz vom Kreuzpunkt so weit entfernt an, als die Entfernung der beiden Spinae von einander beträgt, so ist — bis auf einen unbedeutenden Fehler — die Strecke, welche bei seitlicher Beckenneigung das Loth auf dem Massstab angiebt, der absolute Werth der Höhendifferenz beider Spinae. Eine einfache geometrische Ueberlegung beweist dieses und zugleich, dass der einlaufende Fehler um so unbedeutender ist, je geringer die Schiefstellung. Die Bestimmung dieses absoluten Werthes ist jedoch nur selten von Belang; für die Praxis genügt es zu wissen, dass heute bei einer Distanz von 40 ctm zwischen Kreuzpunkt und Massstab das Loth nach links 3 ctm weit abweicht, um nach einigen Wochen ein Urtheil über eine etwaige Aenderung der Deviative zu gewinnen. Zur Veranschaulichung theile ich folgende von mir beobachtete Fälle mit:

Carl J., 9 Jahre alt, ein relativ kleiner, zart gebauter Patient kommt zu mir mit Erscheinungen rechtsseitiger Coxitis. Der Knabe hat Knie-Schmerz beim Gehen und hinkt auffällig. Das rechte Bein steht in leichter Flexion und Abduktion. Das Loth weicht auf dem applizirten Massstab in der Höhe der Malleolen 4 ctm nach rechts ab. Nach 6 Wochen, während welcher Patient mit Soolbädern, permanenter Extension und Leberthran behandelt wurde, legte ich das Mass wieder an, nachdem ich den Kranken hatte aufstehen und einige Tage umhergehen lassen. Es war noch eine Differenz vorhanden von $1^1/_2$ ctm, infolgedessen die eingeschlagene Behandlung noch fortgesetzt wurde; nach weiteren

6 Wochen war das Hinken ganz verschwunden, das Loth zeigte horizontale Stellung der Spinae an und Patient konnte als geheilt betrachtet werden.

Anna W., 5 J. alt, leidet auch an linksseitiger kongenitaler Hüftgelenksluxation. Die absolute Höhendifferenz der Sp. ant. sup. ergab fast 3 ctm, Patientin wurde in einer orthopädischen Heilanstalt lange Zeit behandelt. Ich sah dieselbe zum ersten Male wieder nach ca. $1^1/_2$ Jahren, das Kind hinkt zwar noch, jedoch ergiebt die Messung, dass die absolute Höhendifferenz nur 2 ctm beträgt. Der Femurkopf stand dabei ziemlich fest auf dem Darmbein, das Resultat war also günstig, und die Messung gab hierüber sofort eine geradezu mathematische Sicherheit.

Es würde mich zu weit führen, alle Krankheitszustände aufzuführen, in denen das Becken seitlich schief steht, desgleichen ist es Sache des einzelnen Beobachters, im konkreten Falle wohl zu erwägen, inwiefern und ob überhaupt eine wiederholte vergleichende Messung der Spinae ein reelles Bild von dem Grad resp. der Aenderung des Krankheitszustandes geben kann; ihren Zweck haben diese Zeilen erreicht, wenn in Folge derselben hinreichend Messungen vorgeschlagenen Art gemacht würden, welche über die Brauchbarkeit des Messinstrumentes ein definitives Urtheil ergäben. Dr. Taube.

Diphtherie-Statistik. Jahrelang haben wir die in unserer Privatpraxis vorkommenden Diphtheriefälle veröffentlicht, von den verschiedensten Seiten sind so günstige Resultate über die Behandlung der Diphtherie mit Cyanmerkur veröffentlicht worden, von den verschiedensten Seiten, sowohl homöopathischen als allopathischen ist auf die unzweifelhaft günstige Wirkung des Mercur cyanat. hingewiesen worden, so dass man eigentlich glauben sollte, dass überall dort, wo man Gelegenheit hat, Diphtherie in schweren Fällen zu behandeln, wenigstens des Mercur cyanatus gedacht und ein Versuch mit demselben angestellt würde. Dies aber sicher dann, wenn die geübte Behandlung keine glänzenden Resultate aufzuweisen hat. In dem therapeutischen Monatshefte April 1891, pag. 257, finden wir Folgendes: „Ueber Diphtherie. Mittheilungen aus der Strass- „burger Kinderklinik. Von Prof. O. Kohls. Es wurden daselbst „in dem Decennium 1879/1889 5071 Kinder behandelt, worunter „938 Diphtheriepatienten sich befanden, von denen 439 = 46,7 Proz.

„starben; tracheotomirt wurden 439 mit 271 = 61,8 Proz. Todesfällen. „An Hand dieses Materials werden die bei Behandlung der Diphtherie, der sie begleitenden Nephritis und den ihr folgenden „Blutungen gemachten Erfahrungen mitgetheilt.

„Für die Behandlung wird unterschieden zwischen der mem„branösen und infiltrirten Form (septische Erkrankungen sind „jeder Behandlung unzugänglich). Bei allen Fällen wird eine Eis„kravatte um den Hals gelegt und Inhalationen von verdünntem „Glycerin (1 : 4) oder 1 proz. Kochsalzlösung vorgenommen, ausser„dem bei der infiltrirten Form dreimal täglich Betupfung mit „5proz. Chinolinlösung, bei croupösen Auflagerungen ausgiebige „Pinselungen (alle 5 bis 10 Minuten) oder Inhalationen (15 bis „20 Gramm innerhalb 3 bis 4 Stunden) mit 5proz. Papayotin„lösung, bei letzterem Verfahren schwinden die Membranen in „kürzester Zeit. Ausserdem symptomatische Behandlung, bei hohem „Fieber laue Bäder oder Priessnitzsche Mittel, roborirende „Diät. Bei den Tracheotomirten war die Canülenentfernung oft „sehr schwierig, selten vor dem 10 bis 16 Tage möglich.

„Nephritis konnte fast in allen Fällen konstatirt werden, sie „schwand meist zugleich mit der Diphtherie und verlief stets acut „oder subacut günstig, schwere hiervon abhängige Symptome waren „nie vorhanden. Zwei Fälle von letal verlaufenden Nierenaffekti„onen, bedingt durch die Verstopfung der Harnkanälchen durch „die zersetzten rothen Blutkörperchen, welche sich bei der Be„handlung der Diphtherie mit chlorsaurem Kali entwickelten „(die Kinder hatten nur sehr kleine Dosen von Kali chloric. er„halten), bewogen den Verfasser, experimentell sowohl an Thieren „wie am Krankenbett festzustellen, wann durch Kali chloric. Ver„giftungssymptome eintraten. Seine Resultate sind, dass das nur „dann der Fall ist, wenn eine mangelhafte Ausscheidung „desselben stattfindet, ferner scheint das Kali chloric. speziell in dem „durch Einwirkung des diphtheritischen Virus, einer Art von Enzym, „veränderten Blute beträchtlich reduzirt zu werden und so bereits „in kleinsten Dosen giftig zu wirken, ein Vorgang, der durch etwa „bestehende Nephritis, sowie durch schlechten Ernährungszustand „des Patienten begünstigt wird. Es ist daher am besten, die innere „Anwendung des Mittels zu vermeiden, bei Kindern auch in „der Form der Gurgelungen und Irrigationen wegen der Gefahr „des Verschluckens."

Des weiteren wird noch über die Lähmungen gesprochen,

gegen welche in schweren Fällen Strychnininjektion und Elektrizität frühzeitig anzuwenden, empfohlen wird.

Es soll ja nicht verkannt werden, dass in die Krankenhausbehandlung vorwiegend die schwersten Fälle kommen und dass in Folge davon eine günstige Statistik nicht erwartet werden kann. Indess scheint uns, nach den Erfahrungen unserer eigenen Praxis, wo wir doch recht viele, recht schwere, ja schon aufgegebene Fälle mit homöopathischen Mitteln durchgebracht haben, dass die obige Mortalitätsstatistik eine auffallend ungünstige ist. Weshalb wurde niemals ein Versuch mit Cyanmerkur gemacht, Abneigung gegen die Anwendung innerer, ja selbst giftig wirkender Mittel konnte es nicht sein, da ja eine ganze Reihe von Mitteln angewendet wird, und Kali chloricum sogar zu dem Behufe, festzustellen, wann Vergiftungserscheinungen eintreten. Da hätte man doch eben so gut einmal den Versuch machen können, wie wenig Cyanmerkur nöthig ist, um eine günstige Beeinflussung der Diphtherie zu bewirken. Für den Kranken wäre dies Experiment jedenfalls weniger gefährlich gewesen. Oder sollte der Cyanmerkur, dessen Wirkungen auch seiner Zeit Prof. Schulz in Greifswald hervorgehoben und den er mit warmen Worten für die Diphtheriebehandlung empfohlen hat, nicht zur Kenntniss der im Strassburger Kinderhospitale behandelnden Aerzte gekommen sein? Das ist doch kaum glaublich. — Die Bemerkung „septische Erkrankungen sind jeder Behandlung unzugänglich“ ist nach meiner und der Kollegen Erfahrung nicht in dieser Allgemeinheit gültig. Mit homöopathischen Mitteln — Merc. cyan., Arsen. Acid. nitric. — sind schon recht schwere septische Fälle geheilt worden, obschon ja hier natürlich oft jedes Mühen fruchtlos ist. Aber von vornherein die Flinte ins Korn werfen, dazu sind auch in septischen Formen unsere Erfolge nicht angethan.

Wenn man den Muth hat, zehn Jahre hindurch jeden Fall von vornherein mit der Eiskravatte zu behandeln und dabei doch 46,7 Proz. Todesfälle verzeichnet, dann meine ich, konnte man doch auch einmal den Muth haben, ein homöopathisches Mittel anzuwenden. Sollte denn das Eis wirklich im Stande sein, die Entwicklung der Hitze, welche zum Theil ziemlich entfernt von der abgekühlten Hautpartie sitzt, zu hemmen? oder ist ein anderer Gedanke das treibende Prinzip bei der Eisanwendung? Mir scheint es unzweifelhaft, dass immer, wenn die Abkühlung hinreicht, die Pilzbildung zu hemmen, sie auch gleichzeitig die reaktive

Thätigkeit des gesunden Gewebes der Umgebung herabsetzt. Die Stimmen, welche der Eisbehandlung in den verschiedensten Krankheiten jeden Nutzen für die bessere und schnellere Heilung absprechen, mehren sich doch auch aus den Reihen der exakten wissenschaftlichen Schule stetig. Auch hier siud die Erfolge nicht derartig, dass wir der Eisbehandlung besondere Vortheile zusprechen können. Ueber Pinselungen und lokale Aetzungen bei Diphtherie ist so oft der Stab gebrochen, dass wir eigentlich nicht ein Wort darüber verlieren sollten. Was übrigens „ausgiebige Pinselungen (alle 5 bis 10 Minuten)" für das kranke Kind zu bedeuten haben, so sehe man sich nur solche Patienten an, wenn sich Jemand mit dem ominösen Pinsel nähert.

Kurzum, diese Veröffentlichung aus der Strassburger Klinik kann uns nur mit vermehrtem Vertrauen auf unsere bisherige Diphtheriebehandlung blicken lassen und Jeder, der unsere Mittel in Anwendung gezogen, wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, dass die homöopathische Behandlung der Diphtherie einfacher, bequemer und, was die Hauptsache, sehr viel erfolgreicher ist.

Dr. Sulzer.

Bücherschau.

Ein verkannter Wohlthäter. Auch ein Beitrag zur Kennzeichnung der Scholastik von Dr. med. Gustav Jäger, Prof. a. D., Stuttgart, W. Kohlhammer, 1891. Preis 1,50 M.

Unter obigem Titel tritt uns in zweiter gesammelter Auflage eine Zusammenfassung der drei bekannten Artikel des geschätzten Verfassers entgegen: 1. Gleich und Aehnlich, 2. Homöopathische Verdünnuug im Lichte der täglichen Erfahrung und 3. die Homöopathie. Urtheil eines Physiologen und Naturforschers. Wir können uns einer eingehenden Kritik enthalten, da der Inhalt der einzelnen Broschüre wohl den meisten Lesern bekannt sein wird und wir begrüssen die neue Auflage und Zusammenfassung als eine werthvolle Bereicherung unserer Literatur, die wohl geeignet

ist, auch einem grösseren, nicht streng in dem Reiche der Anhänger der Homöopathie stehenden Leserkreis ein anschauliches und überzeugendes Bild dieser Lehre zu entwerfen. Die drastisch-anschauliche Schreibweise des Verfassers ist besonders geeignet, auch in denjenigen Kreisen wenigstens mal ein Nachdenken über die Homöopathie anzuregen, welche schon bei dem Namen dieser Heilmethode eine gelinde Gänsehaut bekommen. Ob sie sich belehren lassen werden? Qui vivra, verra! Dr. Sulzer.

Das Bewusstsein. Grundzüge naturwissenschaftlicher und philosophischer Deutung von Emil Schlegel. Stuttgart, Frommanns Verlag, 1891. Preis 2 M.

Eigentlich ist eine Besprechung der vorliegenden Schrift eher für ein philosophisches Organ passend, als für eine nur den Zwecken der Homöopathie dienende Zeitschrift. Eine Motivirung aber findet sich wohl darin, dass der Verfasser ein langjähriger Mitarbeiter unserer Zeitschrift ist, uns durch persönliche Freundschaft nahe steht und endlich der Inhalt seiner Schrift ein derartiger ist, dass er jeden Gebildeten zu fesseln vermag und besonders durch seine Hinweise auf das medizinische Gebiet der Psychose, des Hypnotismus u. s. w. das Interesse des Mediziners in besonderem Maasse erregt. Wir müssen uns einer eingehenden Besprechung schon deshalb enthalten, weil eben die Deutung und Ausführung philosophischer Probleme sich nicht in wenigen Worten wiedergeben lässt. Schon was im ersten Kapitel: „Geistige Thätigkeit nach Naturbeobachtungen" gesagt wird, ist geeignet das Interesse jedes denkenden Naturforschers aufs Lebhafteste zu erregen. „Die Wechselbeziehungen von Lebenserscheinungen und Aussenwelt" sind in geistreichster Weise zur Grundbestimmung des Bewusstseinsbegriffes benützt. Wenn der Verfasser in der Definition des Instinktes zu dem Endresultate kommt „die Instinkte sind Selbsterscheinungen gewisser Grundrichtungen der Naturbeziehungen lebender Wesen", so haben wir eine klare Begriffsbestimmung, die für ähnliche Lebensvorgänge der Thiere bis zum Menschen hinauf passt.

Die Kapitel Pathologie des Bewusstseins und mechanischer Werth der Bewusstseinserscheinungen sind klassisch, natürlich ohne die Möglichkeit zu bieten, referirende Auszüge zu machen.

Jedem, der sich für philosophische Probleme interessirt, können wir das Studium dieser Schrift aufs Dringendste empfehlen. Ich glaube nicht, dass Jemand dieselbe ganz unbefriedigt zurücklegen wird. Freilich als eine Lektüre zum Nachmittagskaffee, wo bei duftender Havanna der Geist im Halbschlaf mit den Ringen des bläulichen Rauches ins Ungemessene dahintanzt, ist das Werk unseres Freundes Schlegel nicht geschaffen, ernstes Studium und gewissenhaftes Eingehen auf jede Zeile ist zum Verständniss und Genusse unbedingt erforderlich. Dr. Sulzer.

Berliner homöopathisches Krankenhaus.

In Betreff unserer Berliner Krankenhausfrage, bez. der Anregung einer möglichst zu erzielenden Gleichberechtigung unserer Heilmethode mit der Schulmedicin können wir berichten, dass auf eine bei Gelegenheit der Etatsberathung des Unterrichts-Ministeriums im Herrenhause vom Abgeordneten Freiherrn von Durant an den Unterrichts-Minister gerichtete Interpellation, derselbe eine Berücksichtigung unserer Heilmethode versprochen und vor Allem die unbedingte Berechtigung derselben als Heilfaktor öffentlich anerkannt hat. Die Frequenz der Poliklinik des Berliner Vereins homöopathischer Aerzte, sowie die vermehrte Anstellung homöopathischer Aerzte als Kassenärzte der Berliner Gewerks-Krankenkassen hat uns veranlasst, mit einer dringlichen Petition an den Berliner Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung vorzugehen, in welcher wir die Nothwendigkeit der Errichtung eines homöopathischen Krankenhauses in Berlin betonen. Unterstüzt wird diese Petition durch eine gleiche der hiesigen homöopathischen Laien-Vereine. Ferner ist an den Minister des Unterrichts eine erneute Petition des Kuratoriums des Vereins „Berliner homöopathisches Krankenhaus“ wegen Verleihung des Charakters einer juristischen Person an den Verein abgesandt worden. Ueber den Erfolg dieser Schritte werden wir seinerzeit Bericht erstatten. Gleichzeitig bringen wir den Aufruf des Vereins „Berliner homöopathisches Krankenhaus“, den wir im vorigen Heft veröffentlicht haben, in nochmalige Erinnerung und bitten die homöopathischen Aerzte dringend um Geldbeiträge und Sammlungen für das homöopathische Krankenhaus in Berlin. Dr. Windelband.

Die Homöopathie in Russland.

Eine historische Skizze für das jüngstverstrichene Quinquennium von 1886 bis 1891.

Von **Dr. C. Bojanus sr.**

In dem für den letzten 1886 in Basel abgehaltenen internationalen Weltkongress hatten wir in unserm historischen Ueberblicke leider nur über deprimirende Begebenheiten zu referiren, um so mehr deprimirend, als sie aus der Mitte des eignen Lagers und dem taktlosen Vorgehen des Herrn Dr. v. Dittmann hervorgehend, der Homöopathie unverschuldeter Weise ein Fiasko aufbürdeten, welches gerechterweise als unmittelbares Eigenthum des Herrn Dr. v. Dittmann in den Annalen der Geschichte verzeichnet werden muss.

Mit um so grösserer Genugthuung und um so muthigerem Blick in die Zukunft schicken wir uns jetzt an, in aller Kürze die Begebenheiten, die sich in dem verflossenen Quinquennium zutrugen, darzulegen — wir sagen in aller Kürze aus dem Grunde, weil ein grosser Theil derselben bereits in den Transactions of the forty second session of the American Institute of Homoeopathy 1889 erschienen und auch noch in der Zeitschrift des Berliner Vereins homöopathischer Aerzte, Bd. VIII, pag. 214 aufgenommen ist — wir verweisen also auf beide Artikel für diejenigen, welche sich dafür interessiren, in extenso mit der ganzen interessanten Angelegenheit bekannt zu werden.

Es liegt ausser allem Zweifel, dass mit dem Auftreten Dr. Brazol's und mit seinen öffentlichen, Discussionen unterworfenen, Vorträgen eine neue Aera für die Homöopathie in Russland begonnen und dass im Vergleiche zu dem vergangenen Quinquennium, in welchem der Homöopathie sowohl durch Feind als

Freund ein unverdientes Fiasco aufgebürdet wurde, dieses Fiasco, nach der stets gerechten Lenkung des Schicksals, mit seiner ganzen Wucht auf unsere Gegner sich lagert, denn die Opposition zu den drei am 10/22. Februar 1887 über das Aehnlichkeitsgesetz, am 10/22. November 1887 über die reine Arzneimittellehre und am 17/29. desselben Monates und Jahres über die Gabengrösse im Auditorium des Pädagogischen Museums in St. Petersburg gehaltenen Vorträgen*) — hat sich nicht nur in dem vollen Glanze ihrer Unwissenheit über den in Rede stehenden Gegenstand, sondern auch mit höchst unehrlichen Kunstgriffen und unlauteren Schlichen einer offenbar von unseren Gegnern gedungenen Person in der des Herrn Goldstein den Augen der Welt dargestellt. — Ein Herr Metschnikoff,**) der, wie er selbst sagt, sich nicht zur Homöopathie bekennt, beweist in seinem Artikel, dass Herr Goldstein mit so manchen Satzungen der Chemie unbekannt ist, dass also seine Opposition vollkommen ohne Werth und nichts weiter beweist, als dass das Recht auf seiten der Homöopathie liegt. Hier also erscheint der Herr Goldstein und seine Opposition von einem unparteiischen Sachkundigen beleuchtet.

Die nächste Folge von Dr. Brazol's Auftreten in St. Petersburg war die, dass er die Redaktion des Journals, welches bisher höchst bescheiden und farblos zu vegetiren fortgefahren hatte, übernahm, damit aber dem Journale einen Aufschwung gab, darauf eigenes, bewusstes Leben und eine nicht weniger bewusste Tendenz mit Recht Anspruch machen konnte, nicht allein, dass sein Inhalt in jeder Beziehung werthvoller und bedeutender, wurde auch sein Umfang grösser durch Aufnahme des ins Russische übersetzten Werkes von Ameke und später seit 1887 durch Zugabe zu jeder Nummer der nach und nach erscheinenden Uebersetzung der Domestic Homoeopathy von Louvie, letzter Auflage.

Eine zweite unvergleichlich wichtigere Wirkung aber rief schon der erste, wie oben erwähnt, im Februar 1887 gehaltene Vortrag Brazol's hervor, indem er in ganz Petersburg von sich sprechen machte und die dort erscheinenden Journale zwang, über denselben zu referiren, was auch in meistentheils verwerflicher, theils aber maliziöser, theils auch in alberner und dummer Weise

---

*) Homöopath. Bote 1887, pag. 88, 171, 810, 891. Jahrgang 1888, pag. 1, 80. — Zeitschrift d. Berl. Vereines homöopathisch. Aerzte, Bd. IX 1889, pag. 1 u. f.

**) Homöopath. Bote, Jahrgang 1888, pag. 110 u. f.

geschah. — Als nun aber Professor Manassein, Vorsteher des Hülfsvereins für unbemittelte Medizin-Studirende in seiner Engherzigkeit vom Fanatismus mit Blindheit geschlagen, die 425 R. (312 $) als den Ertrag des Vortrages, der, wie öffentliche Blätter im Voraus verkündet hatten, für diesen Hülfsverein bestimmt war, unter dem Vorwande zurückwies, er könne eine Summe Geldes nicht annehmen, deren Quelle die Propagation solcher Lehren sei, die denen, in welchen die Studenten gebildet werden, entgegengesetzt sind, brach in allen Journalen ein Sturm der Indignation aus, der sich hin und wieder in eben nicht verblümten noch weniger gewählten Ausdrücken in Bezug auf die Person Manassein's Luft machte.*)

Nachdem im November desselben Jahres Dr. Brazol seine beiden folgenden Vorträge gehalten hatte, so schlugen auch die Petersburger Journale einen anderen Ton an und nur ein oder zwei Journale äusserten sich noch feindlich; mit Sarkasmen und Malicen waren aber alle nicht mehr freigebig und es hatte den Anschein, dass man die Sache überhaupt mit anderen Augen anzusehen begann, wozu natürlich auch schon eo ipso die öffentliche Meinung beitrug, der die Journale keine Opposition machten, oder dieselbe als unpraktisch ansehend, nicht machen wollten.

Der vierte am 20. Februar 1890 gehaltene und bisher letzte Vortrag Dr. Brazol's „Ueber die Stellung der Homöopathie im Bereiche der Erfahrungswissenschaften"**), wurde unter Begleitung ganz besonderer unerwarteter Umstände gehalten. — Es hatten sich nämlich, wie das die Regel erfordert, vor dem Beginn des Vortrages 16 Opponenten gemeldet. Nach beendigtem Vortrage forderte der Präsident die Opponenten auf, ihre Plätze einzunehmen, allein es erwies sich, dass keiner von ihnen zugegen war und alle das Auditorium bei Zeiten verlassen hatten. Unter diesen Opponenten befanden sich: ein Professor der Physiologie, drei Professoren der Physik und Mathematik, ein Professor und Docent der Chemie und ein Professor der Naturwissenschaften. Ein Sturm von Beifallsbezeugungen einer- und gerechter Entrüstung andererseits brach nun von den höchst zahlreich vertretenen Zuhörern aus und es verlauteten Aeusserungen, die für die geflüchteten

*) Transactions of A. I. of H. 1889, pag. 107. — Homöopath. Bote 1887, pag. 240 u. f. — Zeitschrift d. Berl. Ver. homöop. Aerzte 1889, pag. 241.

**) Homöop. Bote 1890, pag. 1 u. f. — Zeitschrift d. Berl. Ver. homöop. Aerzte, Bd. IX, pag. 237. — All. homöop. Zeitung, Bd. 120, pag. 121 u. 155.

Opponenten nichts weniger als schmeichelhaft klangen. Charakteristisch bei dieser Gelegenheit war das Benehmen eines Professors der Physik und Mathematik, der nach beendigtem Vortrage sich an Dr. Brazol wendend, demselben mittheilte, dass er gegen die Homöopathie überhaupt nichts habe, sie aber dennoch nicht für eine Wissenschaft ansehen könne. Als ihm darauf Dr. Brazol den Vorschlag machte, das Catheder zu besteigen und die Opposition zu beginnen, wich er diesem Anerbieten unter dem Vorwande aus, er sei nicht vorbereitet. Noch an demselben Tage erhielt der Präsident des Pädagogischen Museums von dem Professor ein Schreiben, in dem er ihm den Vorschlag macht, es solle der Vortrag Dr Brazol's gedruckt und von ihm auch noch seine Thesen zu einer nochmaligen, öffentlichen Diskussion aufgestellt und bekannt gemacht werden, worauf ihm der Präsident den Bescheid gab, dass alles von dem Herrn Professor Vorgeschlagene längst schon, und namentlich mit der Veröffentlichung eines in extenso ausgearbeiteten Programmes über die Vorträge, noch vor Beginn des ersten derselben geschehen sei, wenn also damals der Herr Professor sich nicht die Mühe gegeben habe, davon Kenntniss zu nehmen, so sei es jetzt zu spät.

Hatten die Petersburger Journale schon vorher die Höhe ihres Tones herabgestimmt, so gingen sie jetzt in das leiseste Pianissimo über und mussten natürlich in die allgemein lautwerdende Entrüstung über das unmögliche Betragen der Opponenten mit einstimmen, wobei denn bei einigen derselben die Entrüstung eine ungeheuchelte zu sein, wenigstens den Anschein hatte, indem sie in der Weise sich äusserten, die Opponenten hätten nicht zu entgegnen verstanden, oder es sei überhaupt eine Entgegnung unmöglich gewesen, sie hätten also ihre Unwissenheit oder ihre Ohnmacht durch feiges Flüchten bemänteln wollen, was aber um so mehr Verachtung verdiene.

Während dem alle diese Begebenheiten in Petersburg, mithin also auch in dem ganzen civilisirten Theile Russlands das Ansehen der Homöopathie hoben, ihre Ausbreitung förderten und ihre Zukunft sichern halfen, spielte sich ein ähnliches Ereigniss in Warschau vor den Augen der höchst indignirten, orthodoxen, medizinischen Falkultät ab: Der Ordinarius der Klinik der Kaiserlichen Universität, Dr. Joseph Drzewiecki*), trat öffentlich zur

*) Homöopathischer Bote, 1890, pag. 294.

Homöopathie über und bekundete diesen Uebertritt ebenso öffentlich durch einen im Warschauer Rathhause am 13. April 1889 zum Besten der Agrarkolonien und des Verpflegungshauses für Handwerker gehaltenen Vortrag über Homöopathie, in welchem er in gedrängter Kürze und klarer, jedem Laien zugänglicher Sprache, die Grundsätze derselben darlegt und ihre Vorzüge als auf, durch Erfahrung und Naturgesetze gestützten Thatsachen beruhend, hervorhebt; der ganze Vortrag spiegelt die unumstösslichste Ueberzeugung des von der Wahrheit Durchdrungenen ab. Die Art und Weise, wie Dr. Drzewiecki zur Homöopathie überging, beweist nur zu deutlich den Einfluss der Lehrer auf die lernende Jugend, beleuchtet zugleich aber auch den Grund, warum der längst, besonders in Deutschland, beklagte Zuwachs an jungen Kräften ein so karger in unserm Lager ist und natürlich auch sein muss.

Als Student interessirte sich Dr. Drzewiecki besonders für die, sonst nur sehr wenig besuchten Vorlesungen des Professors Lutschkewitsch, der als Skeptiker vom reinsten Wasser, die Medizin sehr objectiv betrachtend, nie unterliess jeden seiner Vorträge mit den Worten zu schliessen: „Aus allem Gesagten, meine Herren, können Sie den Schluss ziehen, dass wir im Grunde gar nichts wissen“. Der Einfluss dieses Professors hatte nun die Wirkung, dass Dr. Drzewiecki alles von dem medizinischen Studium gebotene Wissens- und Bildungsmaterial mit sehr kritischen Augen betrachtete und auf diese Weise vor dem blinden Glauben in verba magistri geschützt wurde. Nach beendigtem Studium gezwungen, thätig und selbstständig an das Krankenbett heranzutreten, sah er sich bei der Wahl seiner Waffen für den Kampf mit der Krankheit leider nur darauf reduzirt, sich in einem Rezepttaschenbuche auf Grund der Diagnose Rath zu erholen, er musste auch noch sehen, dass seine Commilitonen und seine früheren Studiengenossen denselben Weg einschlagen mussten. — Als Ordinarius bei der therapeutischen Universitätsklinik angestellt und sich unter der Aegide des Professors Lambl befindend, musste er zusehen, wie dieser Herr eigentlich nur zwei Mittel allen Uebeln entgegenzusetzen hatte, Dct. Altheae und Inf. Chamomillae, zugleich aber auch einsehen, dass die Kranken, denen am wenigsten Arznei gegeben wurde, auch am Ehesten genasen. Zu dieser Zeit war er aber immer noch ein eifriger Gegner der Homöopathie, wurde aber von diesem Uebel dadurch befreit, dass er sehen musste, wie eine Basedow'sche Krankheit sich bei homöopathischer Be-

handlung so weit besserte, und zwar im Verlaufe von nur einer Woche, dass die Symptome des Herzens ganz beseitigt und der Exophthalmus bedeutend gebessert wurde, ferner aber auch sehen, wie ein an Bright'scher Nierenentartung vom allopathischen Areopag der Celebritäten als unheilbar erklärter und für unfehlbar dem Tode anheimfallender Kranker von dem verstorbenen Dr. Weniowsky vollständig hergestellt wurde. Das veranlasste ihn, das Studium der Homöopathie zu beginnen und je mehr er über dieselbe pro und contra las, desto mehr musste er sich von der Wahrheit ihrer Satzungen überzeugen und schliesslich ihre praktische, heilsame Verwerthung auch noch in ausländischen Hospitälern am Krankenbett beobachten.

Auf diese Weise gewann er den festen Grund und Boden auf dem er gegenwärtig, Dank der glücklichen Lenkung der Vorsehung, steht*). —

Mit diesem ersten öffentlichen Vortrage hat aber die in dieser Richtung begonnene Thätigkeit des Dr. Drzewiecki noch lange nicht ihr Ende erreicht. Am 5. Februar 1891 hielt er in Warschau einen zweiten Vortrag unter dem Titel: „Was herrscht über die Homoeopathie für eine Meinung und welche Stelle nimmt sie in der Reihe der exakten Wissenschaften ein?“ Von Seiten des Publikums wurde dieser Vortrag sehr günstig aufgenommen, wobei die traurige — übrigens schon längst zur Gewohnheit gewordene — Erfahrung sich abermals dadurch bestätigte, dass diejenigen, denen es nach Pflicht und Beruf obliegt, sich am meisten für dergleichen Vorträge zu interessiren, gar kein Interesse dafür haben, denn von allen Kollegen des Dr. Drzewiecky, denen er Freibillets vertheilte, erschien kein einziger; überhaupt waren nur 3 Aerzte, Rapporteure für Journale und sehr wenig Studenten gegenwärtig. — Was nun die Organe der Presse anlangt, so hatten diese, wie das in der Regel der Fall zu sein pflegt, nur Schmäh- und Schimpfworte, alte abgedroschene, unsinnige Einwürfe und banale Witzeleien aufzutischen. — Trotz aller dieser von der Facultät, den Aerzten, der Presse u. s. w. ausgehenden Hindernisse ist dennoch die Homöopathie in Polen sehr in der Ausbreitung begriffen.

Es ist die Absicht des Dr. Drzewiecki, noch in diesem Jahre die Gouvernementsstädte in Polen, Kelzui und Petrokow, zu be-

---

*) Briefliche Mittheilung vom 19/31. Januar 1891.

suchen, um dort Vorträge über Homöopathie zum Besten von Armen- und Hülfsvereinen zu halten*).

Da hier gerade so eben die Rede davon war, wie wenig sich Aerzte für das interessiren, was ihnen am nächsten liegen sollte, und ebenfalls hinsichtlich der Art und Weise, wie sich die Veranlassung zu Dr. Drzewiecki's Uebertritt construirte, welche deutlich den eminenten Einfluss der Lehrer auf die Richtung des kommenden Geschlechtes der Aerzte ausübt, ist es wohl am Platze, ein Pröbchen davon zu geben, wie Professoren die lernende Jugend über Homöopathie aufklären:

An einer grösseren Universität Russlands, die nicht mehr fern von ihrem hundertjährigen Jubiläum ist, tischt der Professor der Pharmakologie Dr. D.**) bei Gelegenheit einer historischen Skizze über seinen Gegenstand auch einige „Wahrheiten" über Homöopathie auf, denen wir, da das Ganze seiner Länge halber zu einem Referate nicht passt, folgende charakteristische Stelle entlehnen: Bei Besprechung der Ursachen, durch welche die Nihilisten ins Leben gerufen wurden, sagt er, dass in den 40er Jahren diese „Abtrünnigen" zugleich mit den Rademacherianern und den Homöopathen zu gewissem Ansehen gelangt seien. Die Frage, wie es möglich war, dass solche Missgeburten, wie er sie nennt, überhaupt im Schoosse der Medizin als Wissenschaft entstehen konnten, beantwortet er damit, dass ihr Entstehen mit der Zeit zusammenfällt, in der eifrig begonnen wurde, chemischen, physiologischen, ganz besonders aber anatomischen Studien überhaupt und einzelner Organe ganz besonders obzuliegen, daher denn von den Adepten der Wissenschaft auch verlangt wurden. Da nun aber ein Häuflein dieser Abtrünnigen, mit Priesnitz, Rademacher und Hahnemann an der Spitze, dergleichen Arbeiten zu mühsam und schwierig fanden, so erklärten sie, und Hahnemann ganz besonders, das Wesen der Krankheit liege in ihren Symptomen und nur diese müsse man genau aufzeichnen und beobachten, um sie dann mit den Mitteln, die auf sie einwirken, zu bekämpfen. Diese Mittel sind aber die Ursachen der Krankheit (damit will er die Prüfungen an Gesunden — indem er die wahre Bezeichnung umgeht — andeuten), deshalb wird auch von ihnen die Krankheit in höherem Grade gesteigert und so aus dem Organismus entfernt.

*) Briefliche Mittheilung vom 24. Februar 1891.

**) Homöop. Bote 1889.

Um diesen horrenden Unsinn und dieses Lügenkonvolut anschaulich zu machen, bedient sich dieser „Gelehrte“ des XIX. Jahrhunderts folgender Illustration, indem er sagt: Dieses Verfahren ist gleich dem eines umsichtigen Feldherrn, der den Schreck und die Furcht, den die Kanonenschüsse bei den Soldaten hervorrufen, durch Trommelschläge decken lässt, und auf diese Weise den Schreck aufhebt, d. h. also Similia similibus curantur oder treibe einen Keil mit dem andern heraus. Die Arzneien müssen nach Hahnemann, um nicht zu schaden, in sehr geringen Gaben zur Anwendung kommen; denn je geringer die Dosis, desto stärker die Wirkung, es muss dabei nur die Oberfläche des Mittels vergrössert werden. Wird z. B. ein Senfkorn ganz verschluckt, so bleibt es wirkungslos, zerrieben aber wirkt es auf den Geschmack; dasselbe geschieht auch mit den Arzneien, es folgt daraus, dass eine in Wasser gelöste Arznei wirksamer ist als eine ungelöste; wird 1 Tropfen Arznei in 29 Tropfen Alkohol gelöst und von dieser Lösung 1 Tropfen auf ein Glas Wasser genommen, so wird seine Wirkungskraft um Vieles gesteigert, weil dabei ihre Oberfläche und ihr Volumen sich bedeutend vergrössern. Um nun die Steigerung der Wirkungsfähigkeit des Mittels aufs Ungeheure zu bringen, wird ein Tropfen der Lösung mit 1000 Tropfen Wasser vermischt und dabei geschüttelt. —

Hahnemann behauptet, China mache Wechselfieber, dass das nicht wahr ist, haben mehrere Aerzte bewiesen, so wie denn überhaupt von nun an die Leute der Wissenschaft der Homöopathie den Rücken kehrten. Die Heilungen, welche die Homöopathen erzielten, beruhen auf Glauben, auf Zutrauen des Kranken zum Arzte und sind Naturheilungen.

Ferner identifizirt er die Homöopathie mit der Geheimnisskrämerei des Grafen Mattei und sagt, dass das Alles zusammen mit der Homöopathie nichts Anderes als merkantilische Spekulation sei und dass alle über Homöopathie erschienenen Werke ganz besonders durch ihre Sinnlosigkeit und Unkenntniss des menschlichen Organismus glänzen. Diese Unwissenheitsträger, fährt Prof. D. fort, ausgenommen, giebt es auch noch die Rademacheristen, (charakteristisch für den grossen Kenntnissträger D. ist, dass er die Anhänger Rademacher's das eine mal Rademacherianer, das andere mal Rademacheristen nennt) und diese kommen bei ihm in seinem Weisheitsurtheile eben so gut, oder so schlecht, wie die Homöopathen davon.

Ist es anzunehmen, ein auf menschlichen Verstand nur einigermassen Anspruch machender Schüler würde es wagen, ein Buch über Homöopathie in die Hand zu nehmen, nachdem ihm öffentlich von einem Professor — dem er Glauben zu schenken von selbst gezwungen ist — die Homöopathie in einer solchen Beleuchtung vorgeführt wurde?! Das aber gerade ist es, was die Herren brauchen, auch haben sie mit diesem edlen Betragen ihren Zweck nicht weniger vollkommen erreicht, als ihre Confratres im übrigen Europa, Virchow an der Spitze.

Von allen Seiten her gehen Klagen ein über Mangel an homöopathischen Aerzten, der bei der fortwährend wachsenden Zahl der nach homöopathischer Behandlung Verlangenden immer fühlbarer wird, ja sogar an den Orten, wo die Homöopathie seit Jahrzehnten eingebürgert gewesen, verringert sich die Zahl des sich zu ihr bekennenden Publikums nur deshalb, weil in ernsthaften Fällen der Laie sich selbst nicht traut und kein Sachkundiger vorhanden, der Hülfe zu leisten im Stande wäre. Dieses beweisen folgende uns auf unsere Anfrage eingegangenen Berichte.

Die Landstände von Bjelew im Gouvernement Tula, wo durch den verstorbenen Baron Tscherkassow die Homöopathie bereits seit 1869[1]) eingeführt war und ebenfalls damals schon aus Mangel an Aerzten die Geistlichkeit mit dem Geschäfte der homöopathischen Behandlung betraut wurde, haben wir am 31. Dezember 1890 die Nachricht erhalten, dass mit dem Tode des Baron Tscherkassow seit 1887 die homöopathische Behandlung ihr Ende erreicht habe.[2])

Hier also wiederholt sich der schon mehrere Male von uns betonte Umstand, dass die Verbreitung der Homöopathie seit ihrem Bestehen in Russland immer nur von einzelnen, entweder sehr energischen oder durch ihre soziale Stellung machthabenden Personen abhing.[3]) Wir wollen hier nur noch an den verstorbenen Kaiser Nikolaus I.[4]) erinnern. Alle diese Kämpfer, der Kaiser an der Spitze, mussten die Waffen strecken vor der medizinischen Hierarchie, deren Adepten alle — es geschieht Keinem Unrecht — zu ihrem Prototyp einen Professor D. oder einen Eichwald haben. Aehnliches hat sich aus denselben Gründen in Riga, wie uns mitgetheilt wird, zugetragen. — Nachdem schon vor

[1]) Bojanus, Geschichte der Homöopathie in Russland, pag. 186.
[2]) Offizieller Bericht vom 31. Dezember 1890, sub 2258.
[3]) Bojanus, Geschichte der Homöopathie in Russland, pag. 86.
[4]) Ibid., pag. 33.

längerer Zeit Dr. Brutzer und Henke in Riga, Dr. Landesen in Mitau, Dr. Knorre in Perrau, später Dr. Worms, Dr. Brauser und Dr. Meyer (seit 1889) in Riga gestorben, war der Zuwachs an homöopathischen Aerzten wie abgeschnitten, und der einzige Dr. Erdberg war es, der vor ein paar Jahren, nach dem Tode Brauser's, aus Petersburg nach Riga übersiedelte; ihm gesellte sich vor kurzem ein Dr. Rolssenn zu, der unlängst in Dorpat promovirte, und nun von Hause aus als Homöopath seine Praxis antritt. Kürzlich haben sich zwei s. g. Homöopathen in Riga niedergelassen, ein Dr. Tiling und ein Dr. Hirschberg, wackere Geschäftsleute alle Beide und medizinische Handelsmänner, denen es trotz permanenter Reklamen nicht gelingen will, Patienten anzuwerben.*)

Bei Alledem verbreitet sich die Homöopathie in den Ostseeprovinzen fast täglich immer mehr, was auch durch den Handverkauf in der Apotheke bewiesen wird, der sich trotz des Mangels an Aerzten in dieser ganzen Zeit nicht verringert hat. Wenn in der Verbreitung einer Lehre an untereinander vollständig verschiedenen Orten, die in keiner Beziehung und Verkehr miteinander bestehen, dieselben Verhältnisse und Bedingungen sich ihr hemmend entgegenstellen und sie trotzdem dennoch vorwärts dringt und Verehrer unter ihre Fahne sammelt, so kann man sicher sein, dass es lange währen wird, bevor sie zu einem Allgemeingut werden wird, um so mehr kann man aber auch, und gerade durch das langsame Vorgehen, überzeugt werden, dass ihr innerster Kern eine Wahrheit ist; denn nur Falsches und Lüge machen rasch Propaganda und werben schnell Massen an, weil sie es eben Vielen recht machen und dadurch gefallen.

Dasselbe, was sich in den Ostseeprovinzen zutrug, ging auch theils in den westlichen, an Polen grenzenden Provinzen, theils in Polen, und nicht nur hier, wie wir sehen werden, vor sich.

Von einem sehr intelligenten und gebildeten, aus Galizien übergesiedelten und s. Z. mit Dr. Kaczkowsky, Schreter und Bakody in Lemberg bekannten Geistlichen, W. Borowetz, der in einer Diöcese des Gouvernement Ljublin fungirt, wurde uns im Februar dieses Jahres auf unsere Anfrage Folgendes über den Stand der Homöopathie in seiner und der Umgegend mitgetheilt:

Sofort nach seiner Habilitation 1874 begann er zu seinem

---

*) Briefliche Mittheilungen aus Riga vom 10. Januar und 21. März 1891.

Kirchspiele gehörige Kranke homöopathisch zu behandeln und brachte es in nicht gar langer Zeit dahin, dass jetzt an die 10 seiner Kollegen seinem Beispiele gefolgt sind. Bei seiner Ankunft war in der Hauptstadt des Gouvernements Ljublin, gleichen Namens, nach dem Tode des Dr. Kopersky die Homöopathie so gut wie verschollen. Gegenwärtig hat sich die Homöopathie vorzüglich, natürlich immer nur in den Händen intelligenter Gutsbesitzer oder der Geistlichkeit, in den Kreisen Grubeschow, Tomaschow, Belgoray, Krasnostaw und Cholmsk verbreitet und theilweise auch befestigt. Unweit Grabeschow ist ein Laienpraktiker, ein gewisser Zagatschewsky, schon seit 15 Jahren sehr beschäftigt, hat sowohl unter den Gebildeten als auch im Volke einen ausgebreiteten Ruf und heilt manchen von den Allopathen ungeheilt Gelassenen oder für unheilbar Erklärten, was ihm viel Freunde macht. Am meisten verbreitet ist die Homöopathie in der Cholmsk-Warschauer Diöcese, wo man von den 400 dort angestellten Geistlichen jeden 10., höchstens jeden 15. als einen, die Kranken seines Kirchspiels homöopathisch behandelnden bezeichnen kann, ohne Gefahr zu laufen, einen Irrthum zu begehen. Das grösste Kontingent dieser Homöopathen gehört zu den aus Galizien übergesiedelten, das kleinere zu den von jenseits des Bug und das kleinste jenen an, die aus dem Innern Russlands herstammen. Im vorigen Jahre sind auf Anordnung der Redaktion der in Petersburg erscheinenden Kirchenzeitung, deren Abonnement für alle Geistlichen obligatorisch ist, 50 000 Exemplare einer Broschüre über Homöopathie vertheilt worden, die man ihres Inhaltes und der Art und Weise, wie sie verfasst, lange nicht loben kann, die indessen doch anregend wirkt.*)

Der gemeine Mann behandelt sich vorzugsweise homöopathisch und zwar aus dem Grunde, weil er immer von ihr Nutzen sieht und nicht viel Geld auszugeben braucht.

---

*) Diese Broschüre, eine Ausgabe des Vereins der Bekenner der Homöopathie in Petersburg, wurde, wahrscheinlich in Folge von Protektion irgend einer hochgestellten Person, mit der Zeitung umhergeschickt. Der Wratsch (Arzt), ein unter der Redaktion des Prof. Manassein erscheinendes, erzorthodoxes und der Homöopathie ebenso wie sein Redakteur erzfeindliches Blatt, macht in seiner No. 19 pag. 447 (1890) in höchster Entrüstung, besonders in Folge dessen, dass die Geistlichkeit bereits angefangen hat, die Regeln der Broschüre in Praxis anzuwenden, dem Synod (Ministerium des Cultus) Vorwürfe über ein solches Handeln in einer Frage, die nicht zu seiner Competenz gehört und meint schliesslich, es sei doch eigentlich Sache des Medizinalrathes, auf solchen Unfug ein Auge zu haben.

W. Borowetz ist gegenwärtig damit beschäftigt, die Dorfschulmeister für die homöopathische Behandlung zu interessiren, indem er ihnen den „Volksarzt Dr. Deriker's“ unentgeltlich vertheilt. Auch dieses Unternehmen beginnt nach und nach Früchte zu tragen.

Ausserdem befindet sich auch noch an der österreichischen Grenze, nicht weit von der Zollstation Dolgobischew, auf seinem Gute Radtsche, ein reicher Edelmann, Ebenberger, der schon seit mehreren Jahren eine ausgebreitete Praxis hat und nicht nur von den Landleuten, sondern auch von dem benachbartem Adel konsultirt wird.

In Warschau und seinen Umgebungen ist die Homöopathie, Dank den Bestrebungen des verstorbenen Dr. Weniawsky, unter dem Volke sehr verbreitet, besonders unter den Juden, die sich alle und meist nur homöopathisch behandeln lassen.*)

Im Gouvernement Moskau, in der 20 000 Einwohner zählenden Fabrikstadt Sserpuchow, hat der Apotheker sich bereits genöthigt gesehen, auch homöopathische Mittel anzuschaffen, um den Nachfragen danach zu genügen. In der Umgegend beschäftigen sich einige Edelleute mit der homöopathischen Praxis und haben bei zahlreichem Zudrange bedeutende Erfolge, besonders bei Kranken, die aus den Hospitälern der Landstände als Genesene oder als Unheilbare entlassen wurden. Auf der Tuchfabrik eines reichen Kaufmannes hat sich ein Feldscheerer (gleichbedeutend mit dem französischen Officier de santé), der seinen Lehrkursus in der Militair-Feldscheererschule in Moskau beendete, ein gewisser Ostrikow, von einem benachbarten Gutsbesitzer angeregt, mit einigen Werken über Homöopathie bekannt gemacht, hat ferner seinen Fabrikherrn dazu bestimmt, ihn mit einer homöopathischen Apotheke zu versehen, und seit August 1890 hat er begonnen sowohl im Hospitale, als auch ambulatorisch Kranke homöopathisch zu behandeln. Es werden also gegenwärtig im Kreise Sserpuchow an drei Orten Kranke homöopathisch behandelt: auf dieser Fabrik und auch noch bei zweien Gutsherren.**)

Ein merkwürdiger, aber sehr zu Gunsten der Erfolge sprechender Umstand ist der, dass im Gouvernement Moskau

---

*) Briefliche Mittheilung des Apothekers Frantzky in Warschau vom 23. Dezember 1890.

**) Briefliche Mittheilung vom 23. Dezember 1890 und 2. März 1891.

einige Kleinhändler (sogenannte Kulaký) die Unwissenheit, trotzdem aber den Drang des gemeinen Mannes zu dem einmal bewährt Gefundenen exploitiren, indem sie mit homöopathischen Arzneien handeln und behandeln und dabei den Leuten einbilden, nur sie seien im Besitze dieser Mittel und daher oft horrende Preise für die Arzneien ansetzen, die trotzdem doch Käufer finden. Das geschieht natürlich nur an Orten, die weit von jenen Punkten entfernt sind, an denen die Landleute mit den Erfolgen der Homöopathie bekannt wurden und wo ihnen die Arzneien unentgeltlich ertheilt werden. Grosse Entfernungen bei Zeit- und Geldverlust durch weite Fahrten sind die Ursache dieses Umstandes.*)

Auch im Gouvernement Nishny Nowgorod, im Kreise Lukojanow, sind fünf Gutsherren, meist hochgestellte Personen, mit der homöopathischen Praxis sehr erfolgreich beschäftigt. In der Stadt Nishny Nowgorod selbst ist seit 1863, als Schreiber dieses den Ort verliess und das dort bis dahin bestehende Apanagenhospital geschlossen wurde, jetzt kaum noch die Rede von Homöopathie.**)

In Kijew und seinen Umgebungen, so wie in den angrenzenden Gouvernements, verzeichnen sich dieselben Erscheinungen; es giebt viele Laienpraktiker in den kleineren Kreisstädten, und in den Dörfern und Kirchspielen ist es die Geistlichkeit, die sich der Sache angenommen hat. Der gemeine Mann, sowohl in den Städten als auf dem Lande, sucht sehr oft Hülfe bei der Homöopathie. Trotz der Anfeindungen von Seiten der Fakultät, die, wie wir sehen werden, sich gegen Alles auflehnt, was die Homöopathie fördern kann, nimmt die Zahl ihrer Anhänger immer zu und bemerkenswerth ist der Umstand, dass dieser Zuwachs immer nach einem Ausfalle von Seiten der Fakultät stattfindet.***)

In Odessa und dem Gouvernement Cherson, so wie im ganzen Südwesten dieses Theiles von Russland, besonders aber in den Gouvernements Jekaterinoslaw und Taurien ist ebenfalls derselbe Mangel an homöopathischen Aerzten fühlbar, dennoch ist aber die Homöopathie, besonders in den deutschen Kolonien der beiden letztgenannten Gouvernements verbreitet, auch fungirt in Jekate-

*) Briefliche Mittheilung des homöopathischen Apothekers in Moskau vom 5. Juni 1891.

**) Briefliche Mittheilung vom 2. März 1891.

***) Briefliche Mittheilung des Apothekers in Kijew vom 18. Dezember 1890.

rinoslaw auf seinem Gute der Dr. Skarjatin, der sowohl poliklinisch, als auch in den Dörfern Hülfsbedürftige behandelt.*)

Bevor wir weitergehen, müssen wir die Art und Weise der Verbreitung der Homöopathie betrachtend, den Hindernissen von Seiten der offiziellen Schule, von denen bereits die Rede war, auch noch folgende hinzufügen, um so mehr, da ihr Auftreten nicht etwa auf das Publikum im Allgemeinen — von dem noch unbestimmt, ob es für oder gegen die Agitation neigt —, sondern auf Congregationen gerichtet ist, die nicht allein mit gewisser administrativer Kraft vom Staate betraut sind, sondern auch schon aus mehr oder weniger Ueberzeugung solche Reformen einzuführen bestreben, welche alte, verrottete und ungenügende Institutionen umstossen sollen. Es ist sehr begreiflich, dass die offizielle Schule bei solchen Gelegenheiten besonders energisch vorschreitet, denn ist einmal die Homöopathie de facto in den Landständen eingeführt, so beginnt ihr offizielles Leben und legt so ihre Axt an den ohnehin schon morschen Stamm der sogenannten rationellen Schule. Es ist also ein Kampf ums Dasein, der als solcher mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, ohne Wahl, gekämpft wird und auch wohl nicht gut anders gekämpft werden kann.

Die Landstände von Nowgorod-Ssewersk im Gouvernement Tschernigow**) bestimmten an einem Versammlungstage 1886, da der Wunsch, die homöopathische Behandlung im Kreise auszuführen, rege geworden, sich über diesen Punkt bei den medizinischen Fakultäten Charkow's und Kijew's Rath zu erholen — die guten Leute wussten in ihrer Naivität nicht, dass sie mit diesem Schritt dasselbe thaten, was jemand gethan haben würde, wenn er seinem Mörder Messer oder Revolver in die Hand gegeben hätte. Beide Fakultäten äusserten sich natürlicher Weise absprechend — wäre es anders gewesen, so wäre man auch im Stande, Mohren weiss waschen zu können. — Wie die Fakultät in Charkow ihr Urtheil formulirte, ist nicht bekannt geworden, denn sie trat damit nicht an die Oeffentlichkeit. Die Kiewer Fakultät hingegen fand es für zweckmässig, öffentlich und in corpore in den „Kiewer Universitätsnachrichten", Dezember 1886 (reproduzirt im Kijewljanin No. 9, 1887), mit ihrem Gutachten über Homöopathie hervorzutreten. Dieses Gutachten, wie überhaupt

*) Briefliche Mittheilung des Apothekers in Odessa vom 8. Oktober 1890.
**) Offizielle Mittheilung vom 27. November 1890, sub. 8701.

alle bisher aus dem Lager der offiziellen Schule hervorgegangenen Urtheile, enthält nur Allgemeinplätze, abgedroschene, tausend und abermals tausende von Malen wiederholte, mehr oder weniger absurde Aussprüche, sowie wir sie oben aus dem Munde des Professors D. gehört haben, also ungefähr um mich kurz zu fassen, Folgendes:

Die Wirkung der homöopathischen Arzneien ist gleich Null.

Die Homöopathie ist eine Giftkur, denn mit ihren Mitteln können Vergiftungen veranlasst werden.

(Welch wunderbare Consequenz in diesen beiden Aussprüchen!)

Die meisten Homöopathen sind Laien.

Zuweilen haben sie günstige Resultate, das sind Naturheilungen.

Die Unwirksamkeit der homöopathischen Gaben ist die Ursache, dass alle Krankenhäuser, die in Folge des Einflusses hochgestellter Personen in die Hände der Homöopathen kamen, geschlossen werden mussten, weil die Kranken sich weigerten in diese Hospitäler aufgenommen zu werden.

Aus diesem und allen oben angeführten Gründen dürfen Landstände, als vom Staate geschaffene administrative Institutionen, ihre Pflicht, das Wohl des Volkes zu fördern im Auge habend, nicht daran denken, die homöopathische Heilmethode als herrschende bei sich einzuführen.

Das ist die Quintessenz des Gutachtens, zugleich aber auch noch das Testimonium paupertatis, welches sich die Herren Prof. Lösch, Sckorsky und Geibel mitsammt der ganzen Fakultät ausstellten, wie der „Kiewljanin“ in seinem Referate ausdrücklich bemerkt. In Folge dieses Gutachtens, weit mehr aber in Folge des Gesetzes, nach dem die Ausübung der homöopathischen Heilmethode nur Aerzten gestattet ist, konnten die Landstände sie nicht offiziell einbürgern und fassten in Anbetracht dessen, dass kein homöopathischer Arzt in Aussicht stehe, die Resolution, die Frage über Inauguration der Homöopathie als eine offene zu betrachten.

Wie voraussichtlich, konnten die Homöopathen Russlands solch einen Ausfall nicht mit Stillschweigen übergehen, und der Verein der Petersburger homöopathischen Aerzte liess am 21. März 1887 eine von allen Mitgliedern desselben in corpore gezeichnete Entgegnung in demselben Kijewljanin erscheinen. Derselben schloss sich noch die von einem Laien, dem Herrn N. Fedorowsky, mit dem wir weiter unten unsere Bekanntschaft machen werden,

verfasste, als Broschüre erschienene Schrift, unter dem Titel „Vor's allgemeine Gericht!“ an, in welcher er energisch und würdig die Homöopathie vertritt und die Unwissenheit der Fakultät scharfem Tadel unterwirft. Der Entgegnung des Vereins in corpore folgten nun auch einzelne Entgegnungen von Dr. Brazol, Ssoljansky (pseudonym) und Dr. Gabrilowitsch*). Alle diese Entgegnungen gingen darauf aus, der höchstlöblichen Fakultät den Staar zu stechen, der sie hinderte, ihre Unwissenheit und ihre Anmaassung zu sehen. Der Ton dieser Entgegnungen war theils ein sehr gemessener, ruhiger, würdevoller, wissenschaftlicher, theils aber ein sarkastischer und maliciöser. Die Folge davon war, dass die Fakultät sich vorab beruhigte und, wie das gewöhnlich der Fall ist, in vorsichtigem und umsichtigem Schweigen verharrte. Ein solches Benehmen ist ja auch in jeder Beziehung höchst praktisch, da die gelehrten Herren mit ihren Machinationen vorab schon ihr Ziel erreicht haben und von vornherein ihres Erfolges der Ausbreitung der Homöopathie — gleichviel mit welchen Mitteln, auch die dümmsten und schmutzigsten sind willkommen — Hindernisse in den Weg zu legen, durchaus sicher sind.

Ein gleiches Schicksal ist der Homöopathie in den Landständen der Kreise Gluchow und Ostjer im Gouvernement Tschernigow zu theil geworden; im ersteren kursiren einige homöopathische Apotheken, die, wie gemeldet wird, in vorkommenden Fällen benutzt werden**), im zweiten hingegen war die Sache von Hause aus auf eine ernstere Weise angefasst: Der Friedensrichter Herr Drak liess mehrere Apotheken an verschiedene Personen vertheilen, von denen nur einer, der Geistliche Burnewsky, verbreiteteren und von Erfolg gekrönten Gebrauch machte, die übrigen mit der Behandlung Betrauten erwiesen sich als zu diesem Geschäfte untauglich und so ist denn die Homöopathie trotz der Bemühungen Drak's, in diesem engen Kreise geblieben, den zu erweitern aus Mangel an Aerzten bei dem lebhaftesten Wunsche und der festen Ueberzeugung über die Vorzüge der homöopathischen Behandlung leider nicht gelungen ist.***)

Ganz dasselbe trug sich im Kreise Spask im Gouvernement

---

*) Homöopathischer Bote 1887 pag. 256, u. f.

**) Offizielle Mittheilung vom 12. Februar 1891 sub No. 2530.

***) Offizielle Mittheilung vom 18. Dezember 1890 sub No. 2530. Siehe auch für alles über Landstände Gesagte Transactions of the American Institute of Homoeopathy 1889, pag. 108.

Kazan zu, wo die Homöopathie sich seit 1870 eingebürgert hatte, nun aber, wie jüngst erhaltene Mittheilungen verlauten, mi dem Tode der sie Propagandirenden so gut wie verschollen ist. Das Alles sind die Folgen von dem Mangel an homöopathischen Aerzten, und die Resultate, welche von den „Männern der Wissenschaft" erreicht wurden, die der lernenden Jugend Begriffe über Homöopathie beibringen, von denen wir oben Proben genug gesehen haben und noch mehr zu sehen bekommen werden.

Den eklatantesten Beweis für alles bisher über die Ausbreitung der Homöopathie Gesagte, wie nämlich sie trotz aller ihr in den Weg gestellten Hindernisse, Verleumdungen u. s. w. immer mehr und mehr Terrain gewinnt, liefern die überall neu errichteten Apotheken. Hier tritt als Hauptfactor das Kapital mit seinen brutalen Forderungen auf, denen gegenüber alle der Homöopathie angedichtete Verbreitungsmittel aus dem Bereiche der Idealogie, des Glaubens, des Zutrauens der Kranken zum Arzte und der Naturheilungen in ihr Nichts zerfallen.

Die zweite in Moskau eröffnete Apotheke ist unter besonders günstigen inneren und äusseren Umständen ins Leben getreten:

Der Apotheker F. Wagner erkrankte im Februar 1884, damals noch conditionirend, an Typhlitis, aus der sich nach dem Gebrauche von Ol. Ricini eine Bauchfellentzündung entwickelte. Bei allopathischer Behandlung, die ein ganzes Jahr dauerte, traten sieben Recidive auf, was den alle Kräfte und Geduld Verlierenden in die Arme der Homöopathie führte, die ihn in ein paar Monaten, ohne dass bis jetzt ein Recidiv erfolgt wäre, herstellte. Dieses bewog Wagner, nach Leipzig zu gehen, dort gründlich die homöopathische Pharmacie zu erlernen und bei seiner Rückkehr die Regierung um die Concession zur Eröffnung einer zweiten homöopathischen Apotheke in Moskau anzugehen. Es scheint, dass diese Concession unter die schweren Geburten des Medizinalwesens eingereiht werden müsse, da es ein ganzes Jahr dauerte, bevor diese Concession ertheilt wurde und die Apotheke am 5. September 1887 eröffnet werden konnte. Dieselbe hatte im ersten Jahre eine Anzahl Rezepte von 3720 nebst einem Handverkauf von 4263 R., also einen Gesammtumsatz von 5857 R. aufzuweisen, im Jahre darauf stieg die Anzahl der Rezepte auf 4404, der ganze Umsatz aber auf 6857 R. und in diesem Jahre, also 1890, haben sich

Anzahl der Rezepte und Umsatz um ein ganzes Drittel gesteigert.*)

In demselben Jahre, im Oktober 1887, gründete der Apotheker Loevy, der 10 Jahre dem Geschäfte Flemming's in Petersburg vorgestanden hatte, die homöopathische Apotheke in Odessa mit Hülfe des Generalgouverneurs Roop, auf dessen Vorstellung über die dringende Nothwendigkeit einer homöopathischen Apotheke in Odessa die Concession zu derselben auch sofort aus dem Ministerium des Innern eintraf, sodass schon am 13. Oktober desselben Jahres die Apotheke eröffnet werden konnte. Die Umstände, unter denen die Apotheke ihren Wirkungskreis anzufangen genöthigt war, sind so ausnahmsweise wider alle Ordnung, dass sie hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, um so mehr, da sie die Leichtigkeit der Verbreitung der Homöopathie im Publikum, zugleich aber auch auf das Eklatanteste beweisen, dass, wenn ihre Ausbreitung nur langsam von statten geht — was als unbestrittenes historisches Faktum dasteht —, letztere nur ein Produkt der Intriguen, Machinationen und künstlich von Seiten der Fakultäten und allen Adepten der offiziellen Schule geschaffenen Hindernisse sein muss.

Zur Zeit der Eröffnung der Apotheke gab es nur einen homöopathischen Arzt in Odessa, den Dr. Rajewsky, der obgleich äusserst kenntnissreich und geschickt als Arzt und hochgebildet als Mensch, schon in hohem Alter stehend sich wenig mit der Praxis befassen konnte. Loevy sah sich daher darauf angewiesen, denen handkaufshalber die Apotheke Besuchenden zu erklären, dass die verlangten Arzneien, Ol. Ricini und dergleichen nicht nutzen, im Gegentheil aber Schaden verursachen, wobei er ihnen vorschlug, andere leicht einnehmbare und unschädliche homöopathische Mittel zu versuchen. Selbst mit der Arzneimittellehre bekannt, gelang es ihm bald Heilerfolge zu erzielen, die nach und nach in grösseren Kreisen bekannt wurden und immer mehr Patienten der Apotheke zuführten und sich auf diese Weise in derselben eine Poliklinik bildete, die von mehreren Kranken der besseren Gesellschaft, besonders solcher, die sich schon lange erfolglos allopathisch behandelt hatten, besucht wurde; unter diesen befand sich denn nun auch der an einer Iritis leidende und 10 Jahre hindurch fruchtlos, zeitweise — bei oft wiederkehrenden Recidiven allopathisch behandelte Bürgermeister

*) Briefliche Mittheilungen vom 27. Oktober 1890 und 12. April 1891.

(Stadthaupt) von Odessa, Kammerherr und Geheimrath Mavasly (der Nationalität nach Grieche). Loevy gelang es, ihn dauernd herzustellen (aber ein Jahr ist bereits ohne Recidiv verstrichen). Diese Kur machte Aufsehen und veranlasste den Generalgouverneur Roop und den Erzbischoff Nikanor*) sich ebenfalls der Homöopathie anzuvertrauen, den Geheilten aber bestimmte sie, die Gründung eines homöopathischen Hospitals auf eigne Kosten in Aussicht zu stellen.

Im August 1889 nachdem Loevy 1½ Jahre ohne Arzt die Homöopathie in Odessa aufrecht gehalten hatte, liess sich mein aus dem Auslande wiedergekehrter Sohn und einige Monate später auch noch ein Dr. Rshanitzin als praktischer Arzt nieder, so dass jetzt eigentlich nur zwei Aerzte (ein dritter nach Wunsch behandelnder ist nicht erwähnenswerth), die Homöopathie in Odessa ausüben.

Trotz des kurzen Bestandes der Apotheke hat sie doch im vorigen Jahre einen Umsatz von 18 000 R. mit einer Anzahl von 12 000 Rezepten aufzuweisen**). Einige Monate später, nämlich aber am 15. Juli eröffnete in Kijew der Provisor Ladislaus Lepkowsky eine homöopathische Zentralapotheke, nachdem er auf die Konzession zu derselben ganze 8 Monate gewartet hatte und die schon im 2. Jahre nach der Eröffnung eine Anzahl von 5 000 Rezepten mit einem Umsatze von 8 154 R. aufzuweisen hatte.

In Kijew prakticiren gegenwärtig 2 Aerzte, die sich öffentlich als Homöopathen bekennen, Dr. Hohenberg und Dr. Nadeshin.

Die schon seit 1868 in Warschau***) gegründete, jetzt im Besitze des Apothekers Frantzky stehende Apotheke begann damals mit einem Umsatze von 4 000 R., der nach und nach stieg und die Höhe von 8 000 erreichte, eine gleiche Steigerung erfuhr auch die Anzahl der Rezepte, die sich in den letzten 5 Jahren um das Doppelte vergrösserte, nehmlich von 3 auf 6 Tausend stieg. —

Ein Gleiches kann von der Apotheke in Wilna gesagt werden.

In Westrussland d. h. also in dem westlichen, theils an Polen, theils an die österreichischen Staaten grenzenden Provinzen, bestehen noch 2 homöopathische Apotheken, eine in Kowno, die

*) Seit dem im Dezember 1890 gestorben.

**) Briefliche Mittheilung.

***) Bojanus Geschichte der Homöopathie in Russland, Pag. 124.

andere in Schawly, eine stark bevölkerte Kreisstadt des Gouvernements Kowno. Bis jetzt habe ich trotz meiner seit Januar drei mal wiederholten Anfragen nur von dem Apotheker in Schawly eine Antwort erhalten, die dahin geht, dass die Ausbreitung der Homöopathie doch geradezu kolossal ist und dass das einzige Uebel an dem Mangel homöopathischer Aerzte liegt. Ohne die geringsten statistischen Data zu geben, ergeht er sich in Lamentationen über diesen Uebelstand. Der Apotheker in Kowno hat es für gut befunden, gar nicht zu antworten. Aus höherer Quelle habe ich in Erfahrung gebracht, dass die Apotheker jener Gegend und auch die in Polen selbst ansässigen aus ganz besonders commerziellen Rücksichten entweder gar keine statistischen Data angeben oder sie um wenigstens die Hälfte kleiner an Betrag und Umsatz angeben; dieses aber geschieht aus Furcht es könnte am Ende Jemand solch günstige Resultate sehen und Lust verspüren, eine zweite Apotheke an demselben Orte zu gründen und durch diese Konkurrenz das bestehende Monopol sehr unbequem und unlieb aufheben.

Die 1834 in Petersburg gegründete Apotheke als zentralhomöopathische hat in dem letzten Quinquennium, trotzdem, dass noch eine zweite von dem Vereine der Anhänger der Homöopathie gegründete Apotheke besteht, eine Steigerung von 10 auf 18 000 Rezepte bei einem Umsatze von 36 bis 40 000 R. aufzuweisen.

Die 1881 gegründete, also auch schon seit 10 Jahren bestehende Apotheke des Vereins der Anhänger der Homöopathie hat einen ähnlichen Zuwuchs an Rezepten von 12 bis 14 000 bei einem Umsatze von 29 000 R. im vergangenen Jahre gehabt. —

Die homöopathische Centralapotheke in Moskau wurde in den letzten Lebensjahren ihres Besitzers, der selbst leidend war und daher seinem Geschäfte nicht mehr die nöthige Aufsicht und Controlle angedeihen lassen konnte, von dem Verwalter derselben sehr nachlässig geführt, so dass das Zutrauen nicht nur der Aerzte, sondern auch des Publikums zum Schaden des Besitzers verloren gehen musste. Obgleich der neue Inhaber, ein Sohn des Verstorbenen durch neue und sehr zweckmässige Einrichtung der Apotheke und der Wahl eines in jeder Beziehung tüchtigen und gewissenhaften Verwalters dem Uebel schleunigst zu steuern suchte, so ist in den letzten 5 Jahren anfangs die Anzahl der Rezepte auf 9 000 mit einem Umsatze von 6 000 R. herunterge-

gangen und erst in den letzten 2 Jahren wieder auf 10 bis 12/m Rezepte mit einem Umsatze von 7/m gehoben. Dabei ist nun noch der Umstand in Anschlag zu bringen, dass die Konkurrenz sich sofort dadurch äusserte, dass die zweite neugegründete Apotheke die Preise der Medikamente um 16 und 20 pCt. herabsetzte[1]).

Die in Riga seit 30 Jahren bestehende und von 11 allopathischen Pharmaceuten collectiv gegründete Apotheke, befindet sich gegenwärtig unter der Verwaltung eines Herrn Arthur Junger. Auch hier hat sich der Mangel an homöopathischen Aerzten dadurch dargethan, dass der jährliche Umsatz seit 1886 gradatim von circa 16/m Rezepten mit einem Umsatze von circa 7/m auf 9/m Rezepte mit einem Umsatze von 5/m heruntergegangen, obgleich der Handverkauf, sowie die Nachfrage nach homöopathischen Arzneien aus dem Innern der Provinzen sich nicht im Geringsten vermindert hat[2]).

Haben wir, allem Vorangegangenen nach geurtheilt, von einer Seite her nur solche Begebenheiten zu verzeichnen, die hinsichtlich der Ausbreitung der Homöopathie durch vom Staate diplomirte Aerzte nur negative Resultate aufzuweisen hat, so bleibt uns der Trost, solche Nichterfolge nicht eigner Schuld, sondern nur den unlautern Machinationen und Intriguen der offiziellen Dunkelmänner zuschreiben zu müssen. Auf der andern Seite aber erblicken wir wieder solche Zeichen, welche auf das Eklatanteste darthun, wie nach und nach die neue Lehre beginnt — ich möchte sagen — zu einem Bedürfniss zu werden; dieses spricht sich nicht nur durch die beträchtliche Anzahl neu eröffneter Apotheken, wie wir soeben sehen, sondern auch durch das Entstehen neuer Vereine aus, von denen der eine in Kijew unter dem Namen des Vereines der Bekenner der Homöopathie, der andere in Odessa unter demselben Namen bereits in Thätigkeit getreten sind und zwei noch in nächster Nähe in Thätigkeit gesetzt zu werden Aussicht haben, einer in Charkow[3]) und einer in Warschau[4]).

Es sind jetzt überhaupt 4 Vereine, 2 seit längerer und 2 seit jüngster Zeit in Thätigkeit. — Da aus den früheren Berichten

---

[1]) Briefliche Mittheilung vom 5. Januar 1890.

[2]) Briefliche Mittheilung vom 21. März 1890.

[3]) Briefliche Mittheilung des Herrn Fedorowsky in Kijew vom 17. Februar 1890.

[4]) Homöopath: Bote 1889, Pag. 552. Der Arzt Homöopath, pag. 128. Mittheilung von L. Dolinsky, Wilna.

wir schon mit den beiden älteren Vereinen bekannt sind und der eine von den neu entstandenen ganz besonderes Interesse hinsichtlich der Wirkung bietet, den seine Eröffnung auf die medizinische Facultät in Kijew ausübte, so erlauben wir uns mit diesem Vereine, dem der Kijewer Bekenner der Homöopathie zu beginnen.

Auch dieser Verein wurde nicht etwa, wie es unsere Gegner gern erklären möchten, von Ideologen, Enthusiasten, Spiritisten u. s. w. gegründet, sondern nahm seinen Ursprung gerade aus dem gegnerischen Lager, aus der Ohnmacht der offiziellen Schule, Krankheiten zu heilen:

Ein Laie, Herr Nicolai Fedorowsky, der seit mehreren Jahren schwer krank im Schoosse der offiziellen Medizin und bei ihren gefeiertesten Adepten vergeblich Hülfe gesucht hatte, wurde zufällig mit der Homöopathie, anfangs nur theoretisch bekannt, später aber durch ihre Mittel vollständig geheilt. Dieses veranlasste ihn zu dem Wunsche, die von der Homöopathie erlangte Wohlthat auch anderen zugänglich zu machen, besonders aber dem Volke, er begann daher unter seinen Bekannten Kranke mit glänzendem Erfolge zu behandeln, die gleich ihm vergeblich auf Genesung von ihren Aerzten geharrt hatten. Seine eigenen Kräfte für das angeplante Werk nicht als ausreichend erachtend, besonders wenn er sein Ziel, auch auf das hülflose Volk derartige Wolthaten zu erstrecken, erreichen wolle, beschloss er einen Verein zu gründen. Vorab aber verfasste er eine Flugschrift über Volkssanitätswesen, die er in vielen tausenden von Exemplaren an alle Landstände abschickte. Es sei hier beiläufig bemerkt, wie er später 1888 auf einer Reise im Süden von Russland die Erfahrung machen musste, dass mehrere tausend Exemplare dieser Flugschrift, die dorthin befördert, spurlos verschwunden waren. Und das sollte ohne Zuthun und Wissen gewisser, guter, der „Wissenschaft" dienender Leute geschehen sein?!

Nur Kinder halten Märchen für Thatsachen! Dieser Verein bildete sich nun um einen Kern von Gründern, die alle zu den von Fedorowsky Geheilten gehörten und wurde, nachdem seine Statuten vom Ministerium bestätigt waren, am 17. Oktober 1889 eröffnet. Der Kürze wegen übergehen wir hier den Inhalt der Statuten, die von denen anderer Vereine nicht wesentlich unterschieden. Der Zweck des Vereines ist der, auf eigne Kosten ein stationäres Hospital und eine Poliklinik zu errichten, in denen

alle ohne Ausnahme, bei sehr geringem Kostenaufwande, Arme begreiflicherweise unentgeltlich behandelt werden.

Am 1. Januar 1891 zählte der Verein 5 Ehrenmitglieder, 21 Gründer und 85 wirkliche Mitglieder. Bisher beschränken sich die Mittel des Vereins nur noch auf die jährliche Beisteuer der Mitglieder, später aber werden noch andere Quellen, Konzerte u. s. w. herbeigezogen werden.

Am 9. November wurde die Poliklinik eröffnet und deren Thätigkeit dem Berichte nach in Aussicht stehen.

Diese ganze Begebenheit versetzte die Kijewer medizinische Fakultät in ganz besondere fieberhafte Aufregung, die in dem Auftreten eines Herrn Rodsajewsky zum Ausbruch kam, der, einfacher Docent, sich den — natürlich selbsterworbenen Titel — eines Assistenten des Katheders für Pharmakologie anhängt. Wir haben allen Grund zu der Vermuthung eines engen Connexes zwischen dem Auftreten dieses Herrn mit der Fakultät zu hegen, um so mehr, da uns in der Person des Herrn Goldstein*) ein vorgeschobener Kämpe bei den Vorträgen des Dr. Brazol bekannt geworden, besonders da dieser neue Streiter sich auf Autoritäten wie Fickel und Goldstein beruft — jedenfalls eine gewählte geistesverwandte Gesellschaft, die er sich erkor. Kaum war die öffentliche Anzeige in den Lokalblättern gemacht worden, als auch sofort eine Reihe von Artikeln dieses gelehrten Kathederassistenten im Kijewljanin erschien. Der Inhalt dieser Artikel zeigt, dass ihr Verfasser also doch wohl noch jugendlichen Aspiranten zu höheren Aemtern der akademischen Laufbahn zugezählt werden muss, für den es durchaus erforderlich ist, gefällig und biegsam den Wünschen anderer Höherstehender entgegenzukommen und sich ihnen anzupassen; er hat daher sich auch nicht gescheut, ziemlich umfassende, von ihm aber in seiner Weise aufgefasste und abgefasste Studien einiger Werke über Homöopathie zu machen, die nach den freilich verhunzten und je nach Bedürfniss und Zweck aus dem Zusammenhange gerissenen Citaten geurtheilt, gewisse Zeit und Mühe beanspruchen mussten. — Seiner langen Rede kurzer Sinn beschränkt sich auf Aussprüche wie z. B.: „die Granülchen, so nennt er die Streukügelchen“, sind theure

*) Zeitschrift des Berliner Vereins homöopathischer Aerzte Bd. VIII 1889, pag. 222 u. f.



patentirte Mittel, die Homöopathie ist der Empirismus der Unwissenheit, ist Charlatanerie, die Homöopathen scheuen sich vor ehrlichen öffentlichen Debatten" und das sagt dieser „gewissenhafte" Kathederassistent mit demselben Athemzuge, mit dem er Brazol's Vorträge citirt. „Es könnte die ganze, die Homöopathie betreffende Streitfrage nur durch einen aus Anhängern und Gegnern derselben gewählten Ausschuss entschieden werden. Die Homöopathen haben keinen Begriff von Physiologie und pathologischer Anatomie." Er führt aus dem Zusammenhange gerissene Sätze an, die er der Arzneimittellehre Hughes' entnimmt und so kehrt und wendet, dass sie dem nicht Sachkundigen als Widersprüche oder Aussprüche der Unwissenheit schienen. Er verspricht, die Neuralanalyse Jaeger's in seiner Weise kritisch zu beleuchten. Der Standpunkt, den er einnimmt, ist noch der der Causalität, der für ihn die Basis alles medizinischen Handelns ist. Um zu zeigen, welche Begriffe von Homöopathie und Aehnlichkeit unter dem Schädeldache dieses geharnischten Kathederassistenten nach edlem Zweck und Ziel formulirt werden, führen wir an, dass er, Müller's homöopathischen Hausarzt in der Hand bei dem Artikel „Vergiftung mit Atropin" ausruft, man müsse erwarten, dass nach dem Aehnlichkeitsgesetze die Heilung mit demselben Atropin in 15. oder 30 Potenz erzielt werde, was aber nicht der Fall ist, sondern auf dem gewöhnlichen wissenschaftlichen Wege durch Antidote und das führt er an, um den Unsinn der Homöopathen herauszustellen, welche die Causalität als unbekannte Grösse nicht anerkennen, hier aber dennoch ihr gemäss handeln. Solch einen Ausspruch öffentlich, schwarz auf weiss zu präsentiren, scheut er sich nicht einmal! Man muss wahrlich von dem Zwecke, den man verfolgt, durchdrungen und elektrisirt sein, um in dem Lichte zu erscheinen, mit dem dieser Ausspruch Geist und Moral des Verfassers so grell beleuchtet. Er sagt, er sei bereit, öffentlich aufzutreten und die Beweise dafür zu liefern, dass die Homöopathie ein Nichts, ein Hirngespinnst sei und doch als ihn Brazol zu seinem bevorstehenden Vortrage „Ueber die Stellung der Homöopathie im Bereiche der Erfahrungswissenschaften" einladet, antwortet er am 27. Februar 1890 im Kijewljanin Nr. 48, dass die Einladung zu spät gekommen sei und dass trotzdem er als vielbeschäftigter im Staatsdienste stehender Kathederassistent auch keine besondere Lust verspüre, eine Reise von 1 000 Kilometer zu machen, um eine dünne Wortbrühe zu

verkosten, die er später fix und fertig bei sich an Ort und Stelle viel bequemer geniessen könne*).

Herr Fedorowsky antwortete auf diese Ausfälle mit einer Reihe von Artikeln, die der Erläuterung des Wesens der Homöopathie und der Wahrheit über dieselbe gewidmet waren und nach und nach in dem Kijewskoje Sslowo (Das Kijewer Wort oder die Kijewer Rede) erschienen.

Dasselbe Blatt brachte ebenfalls die Entgegnung Brazol's sie ist eine sehr gehaltene, greift aber alle böswilligen Fälschungen und alle auf Unwissenheit beruhenden Aussprüche unbarmherzig an, so beweist er ihm z. B. die Fälschung aller der Pharmakologie von Hughes entlehnten Sätze und die hohle Beschuldigung, die Homöopathen hätten keinen Begriff von Physiologie und pathologischer Anatomie dadurch, dass gerade dem von ihm citirten Werke von Hughes der Vorwurf gemacht werden könnte, zu viel aus dem Gebiete dieser Wissenschaften herangezogen zu haben, dass er also das in diesem Werke Gelesene entweder nicht hat verstehen wollen oder nicht verstehen können. —

Er, sowie alle Gegner wählen zum Angriffspunkte immer nur die dogmatische, philosophische Seite der Homöopathie, ohne an den nächstliegenden Umstand zu denken, dass diese also je nach Zeit und Geit der Wandlung unterworfen ist, die experimentelle oder faktische Seite aber berühren sie nie, weil es bis jetzt noch Keinem gelungen, diese zu erschüttern, am Wenigsten aber dem Herrn Kathederassistenten; den ihm, Brazol, von Rodsajewsky gemachten Vorwurf, er habe, indem er sagt, dass den Allopathen keine leitende Maxime zu ihrem therapeutischen Handeln zu Gebote steht, ein falsches Urtheil ausgesprochen, weist er mit Citaten aus Leube, Wunderlich u. s. w. zurück, die dasselbe aussagen, und giebt dem gelehrten und besonders kampflustigen Kathederassistenten den Rath, er solle sich vorab mehr Kenntnisse über den von ihm traktirten Gegenstand anschaffen, um besser beschlagen auftreten zu können, als es geschehen.**)

Der Homöopathische Bote brachte die Entgegnung von Dr. Gabrilowitsch***). Es liegt nach oben Angeführtem auf der Hand, dass durch diese Entgegnungen die Inkompetenz des Herrn Kathederassistenten, seine Unwissenheit, sowie seine Unredlichkeit

*) Kijewljanin 1889 Nr. 245, 253, 254, 255 und 1890 Nr. 48.

**) Kijewskoje Salowo 21. Februar 1890, No. 894.

***) Homöopathischer Bote 1890, pag. 90 u. f.

auf das Eklatanteste aufgedeckt wurden; besonderes Verdienst darum hat sich Dr. Gabrilowitsch durch die Mühe erworben, die er sich gab, um zu zeigen, wie er die Citate aus Hughes's Werk, böswillig sie seinem unlauteren Zwecke anpassend, verkehrt und verdreht hat, und zwar bei der strengsten Beobachtung der Regeln der Höflichkeit in einer eleganten, stark mit satyrischem Pfeffer gewürzten Sprache die „Gelehrsamkeit“ und die „logische Consequenz“ des Herrn Kathederassistenten vortrefflich in ihrem wahren Lichte herausstellt.

Bald darauf, nachdem der Verein in Thätigkeit getreten war, veranstaltete man eine öffentliche, sehr zahlreiche Versammlung von Aerzten — ein meeting —, auf dem die Homöopathie zum Stichblatte der plattesten, von Unwissenheit strotzenden Ausfälle und groben Witze gewählt und schliesslich bestimmt wurde, eine Broschüre gegen die Homöopathie zu verfassen und dieselbe in vielen tausend Exemplaren an alle Landstände Russlands zu versenden. Dasselbe Versprechen giebt auch der eloquente Kathederassistent in einem von seinen Artikeln im Kijewljanin, worauf ihm Dr. Brazol in seiner Entgegnung antwortet, er freue sich schon im Voraus darauf, die kritische Beleuchtung dieser Broschüre in einer eigens zu diesem Zwecke verfassten Gegenschrift in derselben Quantität von Exemplaren an dieselben Landstände zur Beherzigung und zur Einsicht einzusenden. Bis jetzt steht — unseres Wissens — dieses Versprechen nur noch in Aussicht, und wir verharren noch in der Erwartung fernerer Attaquen von Seiten des geistreichen Kathederassistenten und des Verderben drohenden Areopags.

Der jüngere der beiden neuen Vereine, der in Odessa, trat ohne alle stürmische Manifestationen ins Leben; er begann im vorigen Jahre 1890 im Oktober sich zu bilden. Nachdem die Statuten verfasst, gingen dieselben in das Ministerium, wo sie auch am 26. Dezember 1890 bestätigt wurden, die Gründer desselben sind: Erzbischof Nikanow*), General der Infantrie C. Roop, Stadthaupt Kammerherr Geheimrath Marasly, Generalstabschef des 8. Armeecorps Graf Rosstowzow, Artilleriechef General Teplow, General Strandtmann, der griechische Generalconsul Wutschina, Wirklicher Staatsrath Burkowsky, der Präsident des Commerzgerichtes Kitsch, Stadthauptgehülfe Ligin, die Mitglieder des

*) Seitdem gestorben.

Stadtrathes Mintschjecky, Chari, Dosk, Tschishewitsch, die DDr. C. Bojanus jr. und Brazol.*)

Am 6/18. April 1891 fand, wie die „Moskowische Zeitung" am 13/25. April aus dem „Neurussischen Telegraphen" reproduzirt, die erste Versammlung statt, zu deren Präsidenten Stadthaupt Marasly, zum Schriftführer Graf Rostowzow gewählt wurden. Nach Verlesen der Statuten, sowie der Bestätigung von Seiten des Ministeriums, wurde zur Wahl des Präsidenten, sowie der übrigen beamteten Mitglieder geschritten. Zum Vereinspräsidenten wurde der General-Lieutenant Teplow, als Administrations-Mitglieder die Herren Wagner, Kowalsky, Bjosowsky, zum Schriftführer Dr. C. Bojanus jr., zum Kassirer Apotheker J. Loevy gewählt, als Mitgliederkandidaten aber die Herren Wutschina und Schischkin. Beim Schlusse der Versammlung erklärte Stadthaupt Marasly, er übernehme es, in Odessa ein homöopathisches Hospital zu gründen.

Der seit 1881 gegründete Verein der Anhänger (Posledowatelij) der Homöopathie hat in Folge einer Dotation, die von sämmtlichen Ingenieuren ausging, ein beträchtliches Kapital empfangen, welches nach und nach durch andere Dotationen hochgestellter Personen am 1. Januar 1891 zu einer Summe von 108,500 Rubel herangewachsen, den Zweck hat, ein Hospital im Namen und zum Andenken des verstorbenen Kaisers Alexanders II. zu gründen. Ausserdem wurde auch noch auf Allerhöchstem Befehl ihm eine Schenkung mit einem Grundstücke von 7800 □ Faden Flächeninhalt zur Erbauung des Hospitales gemacht. Es ist also dieser Verein der, welchem bis jetzt die meisten materiellen Mittel zu Gebote stehen, um den Zweck der ganzen Schenkung zu verwirklichen. Dem am 1. April 1891 in den Nowosty (Neuigkeiten) No. 91 erschienenen Jahresberichte und der dort gleichfalls veröffentlichten Abrechnung für das verflossene Jahr 1890 entnehmen wir Folgendes:

Der Verein hat eine Anzahl von 633 Mitgliedern, von denen: 14 Ehrenmitglieder, 56 Gründer und 563 wirkliche Mitglieder.

Auch in diesem Jahre war das von dem Vereine ein für allemal festgestellte Bestreben hauptsächlich auf die Apotheke, die Herausgabe populärer Schriften über Homöopathie und auf die Poliklinik gerichtet, die unter den Namen der Klinik des Heil. Erzengel Michael seit Gründung des Vereines fungirt. Im ver-

*) Homöopathischer Bote 1890, pag. 569.

gangenen Jahre betrug der Umsatz der Apotheke 29 m. Rubel, die Klinik wurde von circa 20,000 Kranken besucht. Unbemittelten Kranken wurden 7414 Besuche abgestattet und für 2232 Rubel Medikamente unentgeltlich vertheilt. Die Herausgabe von Büchern und Broschüren wurde in diesem Jahre mit einer Summe von 3500 Rub. bestritten und eine von den Broschüren unter dem Titel: „Kurze Belehrung über das Wesen der Homöopathie und Anleitung zu Hülfeleistungen in Abwesenheit des Arztes wurde in 50,000 Exemplaren hergestellt, von denen 41 m. mit offiziellen Journalen in die entferntesten Gegenden Russlands versandt*).

Spezielle Berichte über Krankenbewegung und therapeutische Erfolge sind bisher von diesem Verein nicht veröffentlicht worden.

Der älteste, seit 1868 bestehende, zugleich aber auch unbemittelte in Russland bestehende Verein homöopathischer Aerzte hielt am 29. März dieses Jahres im Saale des Petersburger Rathhauses seine jährliche Versammlung, der wir folgende Data entnehmen**):

Der Präsident des Vereines Dr. Brazol benutzte das Zusammenfallen des Versammlungstages mit dem Geburtstage Hahnemann's — 29. März (10. April) — um auf seine Verdienste um das Wohl der Menschheit hinzuweisen, welches sich durch vollständige Reform der bis auf ihn, mit mehr oder weniger barbarischen Mitteln umherschreckenden Medizin ausdrückt. Darauf wurde zur Wahl des Präsidenten der Versammlung und des Sekretärs geschritten, erstere fiel auf den Senator Markowitsch, letztere auf Herrn Annenkow.

Aus dem verlesenen Jahresberichte ist zu ersehen, dass der Verein über die mehr als bescheidene Summe von 4050 Rub. zu verfügen hat und überhaupt nur 158 Mitglieder zählt, von denen 58 Ehrenmitglieder, 28 wirkliche und 72 Hülfs- oder auxiliäre. — Da nun, nahm Dr. Brazol abermals das Wort — Zweck und Ziel des Vereines darin bestehen, ein stationäres Hospital zu gründen und die Mittel dazu, wie ersichtlich, lange nicht ausreichen, so schlägt er vor, einen Frauenwohlthätigkeitsverein zu gründen, welcher sich die Herbeischaffung der materiellen Mittel für diesen Zweck zur Aufgabe stellen müsste, was auch sofort einstimmig angenommen

*) Siehe oben pag. 19.

**) Nowoje Wremja (die neue Zeit) 31. März (12. April) 1891, No. 5419. Sün Otetschestwa (Sohn des Vaterlandes) 30. März (11. April). Nowosti (die Neuigkeiten) 30. März (11. April) 1891, No. 89.

wurde und die Frauen A. K. Kochowsky, M. K. Carpentier, O. C. Klokow, O. C. Wolkow und O. A. Teplow ihre Bereitwilligkeit erklärten, sich an diesem Vereine zu betheiligen.

Schliesslich wurde noch der Minister des Innern Durnowo zum Ehrenmitgliede erwählt. Bericht über die Krankenbewegung in der Poliklinik und die Resultate stehen noch in Aussicht.

Die bisher am längsten thätigen Vereine sind es auch, welche über das meiste poliklinisch-statistische Material zu verfügen haben; die in Warschau bestehende Poliklinik des Dr. Kutschinsky ist weniger besucht und Privatunternehmen.

Also 4 Polikliniken — welche verschwindend kleine Zahl im Vergleich zu einer Bevölkerung von 100 Millionen!

Im Ganzen hat sich die Krankenbewegung in diesen Polikliniken in den verflossenen 5 Jahren gesteigert, so z. B. sind in der Poliklinik des Vereins homöopathischer Aerzte vom 1. Oktober 1887 bis zum 1. Oktober 1888, 3241 Kranke verzeichnet, vom 1. Oktober 1888 bis zum 1. Oktober 1889, 4489 Kranke behandelt worden*).

In der Poliklinik des Dr. Kutschinsky in Warschau bewegt sich die Anzahl der jährlich behandelten Kranken zwischen 800 und 900.

Noch müssen wir eines Privatunternehmens erwähnen, des von Dr. v. Dittmann am 1. Juni 1890 unweit Petersburg an der Hesnigsovser Eisenbahn eröffneten Sanatoriums Halila für an Tuberkulose Leidende, in welchem den Kranken nach Wunsch und Belieben mit jeglicher Behandlungsweise, allopathisch, homöopathisch und auch mit dem Tuberculinum Kochii aufgewartet wird, wie er in seiner eleganten Reklame sagt, die in vielen Tausenden von Exemplaren mit öffentlichen Blättern zusammen vertheilt wurde. Es liegt auf der Hand, dass es sich um ein kommerzielles Geschäft handelt, mit dem man, eingedenk seiner früheren Versündigung an der Homöopathie, dieselbe hätte verschonen können, da dergleichen Unternehmen unseren Gegnern Waffen in die Hände geben, die in solchen Fällen nie gegen die Personwahl, aber immer gegen die Homöopathie gerichtet werden.

Würdig und ähnlich der Bedeutung nach, schliesst sich dem Ausfalle des Kijewer Kathederassistenten auch noch folgende in Russland noch nicht dagewesene Begebenheit an, die nämlich eines öffentlichen Vortrages über Homöopathie begleitet von einer

*) Homöop. Bote 1887, pag. 970 und Homöop. Bote 1889, p. 556.



durch Opponenten veranstalteten Diskussion, der sich die Aufgabe gestellt hatte nichts mehr und nichts weniger zu beweisen, als dass die Homöopathie ein Unsinn sei oder wie der Titel ausdrückt:

Die Homöopathie als Lehre und Irrung.

Dieser Vortrag wurde von einem ehedem an der englischen Gesandtschaft angestellten Dr. Carrick am 20. Dezember 1890 vor einem zahlreichen Auditorium des Pädagogischen Museums in Petersburg gehalten. Die dem Vortrage zu Grunde gelegten Thesen waren:

1) Hahnemann's Theorie „Similia similibus curantur" Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt, ist nicht stichhaltig und wird weder durch das physiologische Experiment, noch durch Beobachtung am Krankenbette bestätigt.

2) Die Resultate der Behandlung mit minimalen Dosen, d. h. mit homöopathischen sowohl, wie durch das Riechenlassen an Arzneien, sind gleich denen, die bei Absens jedweder Behandlung sich herausstellen.

3) Hahnemann's Psoratheorie als Grundlage der meisten chronischen Uebel aufgefasst, ist falsch und unbewiesen.

4) Die Wirkungsfähigkeit der Arzneien wird durch Verdünnen und Schütteln verringert und nicht, wie Hahnemann behauptet, gesteigert.

5) Nicht eine einzige aller von Hahnemann aufgestellten Thesen kann zu der Höhe eines Gesetzes erhoben werden.

Trotz seines Versprechens hat Dr. Carrick seinen Vortrag bisher, also nach fast einem halben Jahre, nicht erscheinen lassen, es wurde daher das Referat über den Vortrag, so wie die Veröffentlichung der stenographischen Aufzeichnung der Debatten bis Mitte April hinausgeschoben.

Der „Arzt-Homöopath"*) macht in seiner Januarnummer bekannt, dass die Einzelheiten über den Vortrag des Dr. Carrick „Die Homöopathie als Lehre und Irrung", in welchem er sie als Karrikatur herausstellte, im Februar erscheinen werde, was aber nicht stattfand. Bei dem Erscheinen eines Theils der stenographischen Aufzeichnung am 15. März schickte die Redaktion des Journals die Bemerkung voran, dass sie sich zu der Veröffent-

*) Wratsch-Homeopat (der Arzt-Homöopath), ein seit 1890 an Stelle des Homöopathischen Boten (Homeopatitschesky Westnik) in Petersburg erscheinendes Journal.

lichung dieser Aktenstücke ohne auch zugleich den Vortrag selbst zu bringen, aus dem Grunde genöthigt sah, dass bis jetzt Dr. Carrick sein Versprechen nicht erfüllt habe, sein Eigenthumsrecht auf niemand übertragen wolle und dass die Veröffentlichung seines Opus wohl für immer ein frommer Wunsch bleiben dürfte.

Der Homöopathische Bote macht in seinem Dezemberheft 1890 zu dem Vortrage des Dr. Carrick die Bemerkung, dass derselbe den trivialsten und talentlosesten Schmähschriften zugezählt werden müsse, welche überhaupt diese Literaturspezies charakterisiren. Einer ernsthaften Bedeutung entbehrt dieser Vortrag vollkommen und ist nichts weiter als eine schlechte Kompilation veralteter anderer Schmähschriften, abgeschriebener, abgedroschener Aussprüche.

Wir schicken diese Bemerkung voran, damit der Leser einigermassen mit dem Inhalte des Vortrages vertraut werde. Obgleich es nic t schwer ist, aus der Opposition, besonders des Dr. Brazol, sich den ganzen Vortrag zu rekonstruiren, so kann doch hier, wegen Mangel an Raum, von der Reproduktion der mehrere Druckbogen starken Entgegnung, sowie von der dem Vortrage vorangegangen Rede des Präsidenten des Pädagogischen Museums, eben sowie seines Schlusswortes nur insofern die Rede sein, als es möglich ist, den Sinn und den Zweck derselben in Kürze wiederzugeben.

Gleich im Beginne seiner Entgegnung wies Dr. Brazol dem Vortragenden nach, er habe die Worte Hahnemann's falsch citirt, mit welchen dieser die Wirkung der China auf seine Person ausdrückt und zugleich betont, sie habe ein ihm gewohntes Wechselfieber hervorgerufen. Die Situation bei dieser Gelegenheit war eine überaus komische, namentlich dadurch, dass Dr. Brazol den Vortragenden ersuchte, er möge auf das Werk hinweisen, dem er diese Worte entnommen hat. Dr. Carrick antwortete, dass er sich dessen nicht mehr erinnere; da er nun aber seinen Vortrag nicht frei gehalten, sondern von einem Manuscripte abgelesen hatte und er dieses nach beendigtem Vortrage, während der zwischen diesem und den Debatten üblichen Zwischenzeit im Nebenzimmer hatte liegen lassen, so wurde er gebeten, dasselbe herbeizuschaffen. — Er blieb so lange aus, dass die Anwesenden schon zu vermuthen begannen, er sei dem Beispiele seiner tapferen Genossen auf Dr. Brazol's viertem Vortrage gefolgt und habe sich ebenfalls im Stillen aus dem Staube gemacht; schliesslich, als er wieder in den

Saal trat, musste er eingestehen, dass er die Worte Hahnemann's nicht ihm, sondern seinem Gegner, dem Dr. Rodger in dessen Werke „Die Therapie der Gegenwart“ entnommen habe. Nachdem er ihm, gestützt auf den Inhalt des Vortrages, umständlich, ausgiebig und handgreiflich bewiesen, Dr. Carrick habe von dem Gegenstande, den er zu seinem Vortrage gewählt, gar keinen, wenigstens keinen auch nur im Entferntesten klaren und mit seinem Wesen im Einklange stehenden Begriff, erörterte er ihm, wie und weshalb er in die Kathegorie der Gegner eingereiht werden müsse, die eine vollkommen untergeordnete und im höchsten Grade bedeutungslose Stelle einnehmen, und wenn es bisher keinem, auch nicht dem geistreichsten Widersacher gelungen, wodurch und auf welche Art es auch sei, die Grundpfeiler der Homöopathie zu erschüttern, so konnte ihm begreiflicherweise eine solche Aufgabe am wenigsten gelingen, es sei daher sein Ausfall ein durchaus verfehlter und habe nur auf seinen Verfasser eine Rückwirkung, die ihn in einem eben nicht rosigen Lichte erscheinen lässt. — Er habe, ebenso wie alle seine Vorgänger, ausser Acht gelassen, dass er, gleich ihnen, seinen Originalen immer nur die theoretische Seite der Homöopathie angreife, dass aber diese, je nach Zeit und Zeitgeist, der Wandelbarkeit unterworfen; die praktische, thatsächliche, experimentelle Seite der Homöopathie hingegen erschüttern wollen, sei ein Unternehmen, das nur einem Originalkopfe entspringen konnte, der entweder über oder unter die Grenzen der gesunden Vernunft einen Griff thut; die Copie von einem solchen Originale kann begreiflicherweise nur als höchst lächerlich erscheinen. Wenn es ihm hätte gelingen können, dieser Aufgabe gerecht zu werden, so hätte er unbestritten zu den berühmtesten Männern seines Jahrhunderts gerechnet werden müssen.

Den von Dr. Carrick aufgestellten 5 Thesen*) stellte Dr. Brazol folgende Antithesen gegenüber:

1) Die von Hahnemann aufgestellte Maxime: Similia similibus curantur, Aehnliches heilt Aehnliches, ist sowohl durch das physiologische Experiment als auch durch Beobachtung am Krankenbette vollkommen bestätigt, ferner aber auch noch: Das Erforschungsprinzip der Wirkung der Arzneistoffe und die darauf gegründete Pharmakologie Hahnemann's steht als unantastbar da. Controlprüfungen und den neuesten Untersuchungen zu Folge ist sie im Allgemeinen als vollkommen bewährt bewiesen.

*) Siehe oben.

2) Die Resultate der Behandlung mit minimalen Dosen nach den Prinzipien der Homöopathie sind lange nicht mit denen zu vergleichen, die bei Absens jedweder Behandlung erlangt werden, denn die homöopathische Behandlung ist eine aktive, nicht eine passive, ein blosses Zusehen.

3) Die Psoratheorie Hahnemann's als Grundlage der meisten chronischen Krankheiten betrachtet, gehört als pathologische Theorie nicht zum Wesen der Homöopathie, hat aber als praktisch leitender Anhalt nichtsdestoweniger wichtige Bedeutung für die Behandlung einiger chronischer Krankheiten.

4) Die Wirkungsfähigkeit des Arzneistoffes hängt nicht nur von seiner physischen und chemischen Beschaffenheit, sondern auch von seinem molekulären Zustande ab. Ebenso wie seine physische und chemische Wirkungskraft bei Verdünnen u. s. w. abnimmt, ebenso kann seine dynamische oder molekuläre zunehmen.

Die Entgegnung Dr. von Dittmann's war eine sehr ruhige und gehaltene, er beginnt mit dem Hinweise darauf, die praktische Seite der Homöopathie sei es, die ihre Anhänger seit nunmehr schon fast 100 Jahren sich um sie zu gruppiren veranlasste, sie ist es, die ihr eine immer mehr sich festigende und ausbreitende Stellung erworben hat, und berührt nun in Bezug darauf die therapeutisch-statistischen Data mehrerer Krankenhäuser und weist auch noch auf den Umstand hin, dass in den Gegenden Amerikas, wo das gelbe Fieber herrscht, es nicht einen einzigen allopathischen Arzt giebt, wie dieses von einem aus Amerika zum Kongress 1881 nach London gekommenen Arzte öffentlich mitgetheilt wurde.? (Red.) Als Beweis für die Wirksamkeit minimaler Dosen führt er die bekannten Chemie und Physik entlehnten Thatsachen, sowie die Beobachtungen Darwin's über die Drosera und schliesslich auch noch die Tuberkelbazillen an, die so mörderisch wirken, obgleich sie erst bei einer Vergrösserung von 1000 linear sichtbar sind.

Dr. Carrick macht sich in seiner Entgegnung auf diese Opposition die Sache sehr leicht, indem er auf sich als das schuldlose Opfer einer Masse Anklagen hinweisend behauptet, alles ihm Entgegnete sei nicht wahr, das von ihm Gesagte behalte nach der Opposition denselben Werth wie vor derselben, so bleibe Hahnemann derselbe Geheimmittelkrämer, die China mache kein Wechselfieber, das habe er selbst in Mailand gesehen, wo alle auf der Chininfabrik Arbeitende von der Krankheit verschont blieben, während fast alle übrigen Einwohner und die der Umgegend von

ihr ereilt wurden*), auch sei dieses von vielen Berühmtheiten bewiesen. Er begreift nicht, was die von seinem Gegner gebrauchte Phrase, die molekuläre Energie nehme zu, bedeuten solle.**) Die von Dr. Brasol angeführte Statistik ist falsch, Arsenik hat nicht die geringste Beziehung zu Cholera. Die Statistik der homöopathischen Behandlung der Rinderpest ist auch falsch, er weiss ganz genau, dass 1867 in England von 56 homöopathisch behandelten Kühen alle 56 fielen.

Schliesslich macht er einige maliciöse Bemerkungen zu der Art und Weise von Brasol's Opposition und meint, er hätte sich wohl seinen Kollegen gegenüber einer grösseren Höflichkeit befleissigen können.

Nun erklärte der Präsident in seinem Schlussworte, er könne unmöglich ein Resumé der Debatten geben, er kann nur das Dasein einer zwischen beiden Lagern bestehenden Kluft bestätigen und wünschen, es möge dieselbe sich einst zum Wohle der Menschheit ausgleichen.

Den ferneren im Journal erschienenen Ergänzungen Dr. Brasol's zu seiner Opposition können wir freilich nur den Hauptinhalt entlehnen; da nun aber das Opus des Herrn Dr. Carrick wohl schwerlich das Licht der Welt in einer andern als in der Form der verb à volant, in der es bereits erklungen, erblicken dürfte, so müssen wir ganz besonders an die Stellen uns halten, welche zur Reconstruction dieses von Unwissenheit strotzenden, von der Lüge diktirten, schülerhaft abgelesenen Machwerkes am meisten geeignet sind.

Dr. Brasol weist darauf hin, dass er in allen bereits gehaltenen Vorträgen und bei den Diskussionen sich streng an die Regeln der Höflichkeit gehalten habe und auch mit demselben Vorsatze in Erwartung einer wissenschaftlich durchgeführten, wahrheitstreuen kritischen Beleuchtung der Homöopathie zu hören, das Auditorium betreten habe. — Da er nun aber statt dessen von Hause aus dazu verurtheilt gewesen sei, nichts weiter als Hohn und Spott, abgedroschene, abgetragene, obendrein nicht einmal eigene, sondern fremde, trivialen Schmähschriften Anderer entlehnte s. g. Witze anhören zu müssen, die von dem Vortragenden andächtig, ohne mit seinen Augen das Heft zu verlassen, abgelesen wurden, da er

*) Welch' bewunderungswürdiges tiefes Wissen und welch' klare Begriffe über Homöopathie! (Ref.).

**) Sein Wissen ist federleicht, sein Begreifen bleischwer. (Ref.).

sah, dass dem Vortragenden alles Verständniss von der Entwicklung der Homöopathie seit Hahnemann vollkommen abgeht, da er anhören musste, die Homöopathen seien dasselbe was irreguläres Truppenvolk ist, mit denen zu sprechen er verschmähe, Hahnemann sei ein Charlatan und ein Säufer, seine Pathogenesien aber nichts weiter als Symptome seines Katzenjammers, da — ich gestehe es — bekennt er, empörte sich mein Inneres angesichts der Gewissenlosigkeit, mit welcher der Vortragende an seinen Gegenstand herangetreten ist, ich gebe daher sehr gern zu, dass meine Rede mehr ins Schneidige verfiel, als es Herrn Dr. Carrick und mir angenehm sein konnte — die anormale Lage der Opposition war die veranlassende Ursache.

Dr. Carrick sagt, man beschuldige ihn, die homöopathische Arzneimittellehre und ihre Dosologie in der Karrikatur dargestellt zu haben —, das sei aber nicht seine, sondern ihre Schuld, darauf antwortete ihm Dr. Brasol mit dem Ausspruche Lichtenberg's: Mein Gott, wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstossen und es klingt hohl, ist es dann allemal im Buche?!

Nachdem ihm Dr. Brasol für die erneuerte Behauptung, China mache kein Wechselfieber, die palpabelsten Beweise des Gegentheils geliefert hatte, erklärte er ihm, man könne die Logik, mit der er sich beharrlich auf seine Autoritäten beruft, mit der vergleichen, wenn ein eines Mordes Angeklagter durch 2 Augenzeugen überführt, 20 andere Zeugen aufstellen würde, die bei Verübung des Mordes abwesend waren.

In der Absicht sein Auditorium zu belustigen, hat Dr. Carrick, betont Dr. Brasol, die der homöopathischen Pharmakologie entnommenen Symptome der Belladonna und anderer Narcotica ins Lächerliche gezogen, und als ihm die Hohlheit dieses Gebahrens bewiesen wurde, hatte er keine andere Antwort als die, er wisse sehr gut, dass z. B. Opium furchtbare Symptome erzeuge, freilich aber in ganz anderen Gaben als den minimalen; — er weiss also noch nicht, dass die Pathogenesen Produkte grosser s. g. physiologischer Gaben sind.

Dr. Carrick's wiederholter, total grundloser Behauptung, Arsenik habe in seinen Prüfungssymptomen nicht das Bild der Cholera aufzuweisen, begegnet Dr. Brasol mit einer Masse von Gegenbeweisen aus verschiedenen Werken über Pharmakologie und schliesst mit den Worten Virchow's: „Es bedarf keiner weiteren Ausführung, wie sehr der Befund auch im Darme mit Arsenik

Vergifteter demjenigen der Cholera gleicht“, wodurch nicht allein die symptomatische, sondern auch die pathologisch-anatomische Aehnlichkeitsbeziehung des Arseniks zur Cholera auf das Evidenteste bewiesen wird.

Hinsichtlich der Statistik betont Dr. Brasol den Umstand, dass die von ihm angeführte eine aus einer und derselben Cholera-periode stammende mit der Allopathie verglichen ist, sie also mit dem von Dr. Carrick angeführten Umstande, dass bei Beginn der Epidemie alle sterben und vor ihrem Schlusse alle genesen, nichts gemein hat, selbst dann nicht, wenn dieser Ausspruch auf Richtigkeit Anspruch machen könnte.

Bei seinen Geständnissen versteigt sich Dr. Carrick in die höchsten Regionen der Naivität, er weiss und begreift nicht, was das für ein Ding ist, die molekuläre Energie, damit also liefert er den Beweis für die Dürftigkeit nicht nur seiner medizinischen, sondern auch noch der Kenntnisse, welche die allgemeine Bildung ausmachen.

Dr. Brasol schliesst mit folgenden Worten: Ein Theil des Publikums war auf eine ruhige Widerlegung der Lehre Hahnemann's gefasst und schickte sich an, der vollkommenen Niederlage der Homöopathie beizuwohnen; getäuscht in Hoffnung und Erwartung durch die offenbare Incompetenz des Vortragenden, drückte sich der Unmuth ob des erlittenen und erlebten Fiasko's in einer Gruppe mir sehr wohl bekannter Aerzte in ohnmächtigem Zischen und Schreien aus. Uns konnten dergleichen Manifestationen nicht aufregen, die Geschichte der Homöopathie hat ganz andere Anläufe der Intoleranz und des Obscurantismus aufzuweisen. Die Lehre Hahnemann's ist aber einem soliden Boden entsprungen, birgt in sich einen gesunden Kern, hat Lebenskraft genug zu unbegrenzter Verbreitung — das Alles kann aber nie und nimmer weder durch Zischen noch durch Schreien vernichtet werden. —

Alle Journale, die überhaupt Referate über Dr. Carrick's Vortrag brachten, haben sich in ihrem Urtheile gegen Dr. Carrick, den einige einen Unwissenden nennen, gestellt, nur ein Journal, die Nowoje Wremja (Neue Zeit), äussert sich zu Gunsten Dr. Carrick's, weil der Reporteur derselben ein Bruder des Chemiker Goldstein ist, der Brasol auf allen seinen Vorträgen opponirte und aus verwandtschaftlichen Rücksichten schon ein persönlicher Feind Dr. Brasol's sein musste. — Der Eindruck, den der Vortrag im Publikum erzeugte und sein Urtheil über denselben waren durchaus

nicht zu Gunsten Dr. Carrick's, selbst Aerzte — Allopathen — äusserten sich ungleich mehr für Dr. Brasol, die Gruppe freilich ausgenommen, die durch Freibillets gewonnen*) und von Parteigeist getrieben, die übernommene Funktion als Claqueurs durchführen musste.

Dass Dr. Carrick seinen Vortrag bis jetzt nicht hat erscheinen lassen und wie verlautet überhaupt auch nicht die Absicht hat ihn durch die Presse zu verbreiten, spricht in jeder Beziehung zu seinen Gunsten, dennoch aber liegt sein Inhalt, die Tonart in der er gesprochen und der edle Zweck, den er verfolgte, klar vor Augen. Ein Urtheil über denselben fällen wollen, ist überflüssig, die einzigen sich dabei aufwerfenden Fragen wären: warum Dr. C. den Splitter in seines Bruders Auge sieht, ohne seines eigenen Balkens ansichtig zu werden? Er wirft Hahnemann vor, mit einem Arzneimittel gehandelt, d. h. Geschäfte getrieben zu haben, sollte Dr. Carrick vollen Ernstes die naive Absicht haben, oder er es sich einzubilden, seine Kumis-Anstalt in Oerenburg verfolge wissenschaftliche oder gar philanthropische Zwecke.

So weit uns Dr. Carrick bekannt, hat er auf uns den Eindruck eines ernsten, hoch in den 40-ger Jahren stehenden Mannes gemacht, der sich einer gewissen günstigen sozialen Stellung erfreut — wie konnte ein solcher Mann in der Rolle eines Schülers gegen eine ernsthafte wissenschaftliche Frage auftreten. — Der Wissenschaft ist es freilich noch nicht gelungen zu zeigen, wo der gesunde Menschenverstand aufhört und der kranke beginnt. —

Wem wäre wohl der mächtige Einfluss der Mode auf die menschliche Gesellschaft unbekannt? Sie hat sich ja seit undenklichen Zeiten in die Pharmokologie der offiziellen Schule eingebürgert, und erstreckt ihre Netze auch noch auf andere Gebiete der Rationellen; so sehen wir wie gegenwärtig das Vorträgehalten gegen Homöopathie ebenfalls zur Mode wird, hinter deren Coulissen aber die durchweg berechtigte Besorgniss majorum gentium der medizinischen Hierarchie nur dem Auge entgeht, welches nicht tiefer zu blicken vermag.

Kaum hatte Dr. Carrick mit dem „Siegerblick“ das Katheder verlassen, von dessen Höhe herab er die Homöopathie so erfolgreich vernichtet hatte, so erstanden ihm zwei neue kühne und geistesverwandte Kampfgenossen in Nowgorod**) in der Person des

*) Es waren deren über 100 vertheilt worden, wie es hiess.

**) Nowgorod am Wolchow nicht zu verwechseln mit Nishny Nowgorod a. d. Wolga.

Herrn Gretschischtschew und in Charkow in der des Privatdozenten — diesesmal kein Kathederassistent — Orschansky*).

Von dem Nowgoroder Kämpfer, pro gloria et patria, hat die Redaktion des Journals**) bis jetzt nichts Genaueres in Erfahrung bringen können, verspricht aber die Resultate ihrer Erkundigungen im nächsten — Maihefte zu bringen. Von den Charkower Koryphaeen wird Folgendes berichtet: Von vorne herein giebt dieser Herr Veranlassung zu verschiedenen für ihn eben nicht sehr günstigen Vermuthungen, da er den Vortrag unter der Bedingung hielt, dass derselbe nicht stenographirt werde, also der gelehrte Herr scheint zu wissen was „Scripta manent“ heisst. Als besonders charakteristisch für diesen Dozenten so wie für seinen Vortrag dürfte der Umstand sein, dass er ungefähr $1^1/_2$ Wochen vor seinem öffentlichen Auftreten gegen die Homöopathie bei einem ihrer Laienanhänger — Charkow hat keinen homöopathischen Arzt — einem Herrn R., sich einige Schriften über Homöopathie ausbat, er bekam also Dr. Brasol's Vorträge, einige Jahrgänge des homöopathischen Boten und noch ein Paar Broschüren von untergeordnetem Werthe. Mit diesem gründlich in 10 Tagen durchstudirten reichhaltigen Materiale bestieg er das Katheder, von dem herab die Donnerworte: „Similia similibus bestätigt sich weder durch das Experiment noch durch die Beobachtung, der unglückliche Hahnemann war ein Opfer seiner Zeit, in der die Aerzte umherirrten, wie der Schiffer ohne Compass, die Homöopathie hält sich nicht durch die Logik des Verstandes sondern durch die des Gefühls.“ Nach seiner ihm besonders charakteristischen Logik haben einige Lebensversicherungsgesellschaften ihre Prämien für die sich homöopathisch Behandelnden nicht deshalb herabgesetzt, weil die Homöopathie das Leben länger erhält, sondern deshalb, weil an die Homöopathie nur Gesunde glauben können. Würde nicht vielleicht dieser gelehrte Dozent erklären, zu welcher Sorte von Logik dieser Nonsens gerechnet werden muss. — Ein Nichthomöopath, der diesen Vortrag anhörte, äussert sich folgendermaassen:

„Ich bin kein Homöopath und kenne die Homöopathie nicht, der Vortrag aber hat mir seiner Leichtfertigkeit halber einen sehr unangenehmen Eindruck hinterlassen; für einen öffentlich Vortragenden ist es unschicklich so selbst über Quacksalber und Hexen zu sprechen.“

---

*) Der Arzt. Homöopath 1891., pag. 176.

**) Ibid. pag. 178.

Der beklagenswerthe Mangel an homöopathischen Aerzten ist in der verstrichenen fünfjährigen Periode durch den Tod einiger Kollegen noch um so fühlbarer geworden, so starb in Warschau am 20 Juni 1887 Dr. Thaddaeus Wenjawsky*) in einem Alter von 70 Jahren. — Er war 1817 in Ljublin geboren und Bruder der bekannten Violin- und Claviervirtuosen Heinrich und Joseph, die beide ihm im Tode vorangingen. — Nach beendigtem Gymnasialcursus in seiner Vaterstadt bezog er die Universität Wilna und später, als diese aufgehoben wurde, Moskau, wo er zu den Universitätskameraden Schreibers dieses gehörte. — Nach absolvirtem Kursus in Moskau kehrte er heim und wurde in der Stadt Schterbrshetschino, Gymnasial-, später aber Oberarzt an dem Hospitale des Grafen Zamoisky. Als strebsamer, denkender und nicht im Schlendrian sich bewegender Arzt wuchs seine Unzufriedenheit mit dem von ihm ausgeübten therapeutischen Verfahren und er begann in der Literatur sich nach etwas Besserem umzusehen, wobei er bei einigen ihn sehr interessirenden Werken über Homöopathie stehen blieb. In seiner Stellung als unumschränkter Herrscher eines Hospitals, das über namhafte Mittel zu verfügen hatte, bot sich ihm die Gelegenheit zu Versuchen von selbst, um sich bald von der Wahrheit der neuen Lehre zu überzeugen. Dieses veranlasste ihn seine in jeder Beziehung günstige Stellung zu verlassen und nach Wien, Paris und Leipzig zu gehen, wo er vollends die nöthigen Kenntnisse zur Ausübung der Homöopathie sich erwarb. Heimgekehrt habilitirte er sich auf seinem Gute unweit Grubischow (Gut Ljublin) wo er eine Menge homöopathisch Gesinnter vorfand und ihm auch sogleich eine ausgiebige Praxis entgegentrat. Dieser Wirkungskreis genügte ihm indessen doch nicht, er siedelte 1865 nach Warschau über, wo ihm eine Abtheilung im Hospitale der Fakultät**) für die homöopathische Behandlung eingeräumt wurde, die später aber wieder einging***). Bei einer ausgedehnten Praxis nahm er auch noch lebhaften thätigen Antheil an der Poliklinik des Dr. Kutschinsky, zog ein Jahr vor seinem Tode nach Kijew, um in der Nähe seiner einzigen dort verheiratheten Tochter zu sein, kehrte indessen bald darauf wieder nach Warschau zurück, wo er sein behäbiges und nützliches Leben beschloss, aufrichtig von Allen die ihn kannten, betrauert.

*) Homöop. Bote 1887. pag. 809.

**) Geschichte der Homöopathie in Russland pag. 124.

***) Ibidem pag. 127.

Am 1. Januar 1888 starb an Lungenentzündung in einem Alter von 78 Jahren Dr. Johann Goldenberg[1]). Er war 1810 in Berlin geboren, hatte in Breslau studirt und habilitirte sich 1836 in Moskau als Arzt am 3. Gymnasium. 1843 wurde er dem Oberarzte an den für die Deportirten nach Sibirien bestimmten Staatsgefängnisse als Consultant zugezählt. Er war der erste sich in Moskau habilitirende, die Homöopathie ausübende Arzt und wurde in Anbetracht seiner bekannt gewordenen Erfolge 1850 von dem Kurator des Moskauer Lehrkreises mit der Behandlung des im 2. Gymnasium unter den Schülern ausgebrochenen Scharlachs beauftragt. Seine ärztliche Thätigkeit in Moskau erstreckt sich auf 45 Jahre — beinahe ein halbes Jahrhundert!

Am 24. August 1888 starb in Riga der vielbeschäftigte und als trefflicher Arzt und und Chirurg weit und breit in den Ostseeprovinzen und den benachbarten Gouvernements bekannte Dr. Brauser[2]). Biographische Notizen haben beim besten Willen nicht herbeigeschafft werden können.

Am 10. Oktober 1888 starb in St. Petersburg 71 Jahre alt einer der ältesten Homöopathen Petersburgs plötzlich an Herzruptur Dr. Gottlieb Hering[3]). Im Jahre 1841 absolvirte er seine Studien an der medizinischen Militair-Akademie und war bis 1883 als Polizeistadtarzt angestellt. Schon im Beginne seiner allopathischen Praxis hatte er sich den Ruf eines geschickten Kinderarztes erworben, war aber dennoch mit seiner therapeutischen Handlungsweise nicht zufrieden und wandte sich daher der Lehre Rademacher's zu, 1856 aber wurde er mit der Homöopathie bekannt, welche ihm von Hause aus glänzende Kuren auszuführen gestattete, so dass er bis an sein Ende ihr treuer Anhänger und Vertreter wurde. Nach Gründung des Vereines homöopathischer Aerzte wurde er sofort Mitglied und später volle 9 Jahre hindurch Präsident derselben. Ein vortrefflicher Kollege, treuer Anhänger der Homöopathie, gefällig und stets bereit dem Bedürftigen Hülfe zu leisten, hatte er sich die Liebe seiner Patienten und die Achtung seiner Kollegen erworben.

Am 10. Juni 1889 starb in Odessa in einem Alter von 78 Jahren Dr. Nikolai Radetzky[4]). Er war 1811 in Jelatma — Gou-

---

[1]) Homöopath. Bote 1888 pag. 66.
[2]) Ibidem pag. 715.
[3]) Ibidem pag. 714.
[4]) Homöop. Bote 1889 pag. 479.

vernement Tambow geboren, in Petersburg im Kadettenkorps erzogen und begann als Offizier seine militärische Thätigkeit am Kaukasus, wo er mit dem bekannten Dichter Lermontow enge Freundschaft schloss; nachdem er seinen Abschied genommen, studirte er in Moskau Medizin und trat 1854 als Arzt in die Reihen der Krimmarmee. Im Jahre 1856 nach dem Friedensschlusse verliess er den Dienst und unternahm Reisen in Europa sowohl als auch im Oriente, wobei er seine medizinischen Studien fortsetzte, indem er in Göttingen, Paris und London Vorlesungen besuchte. — Nach Russland zurückgekehrt habilitirte er sich in Odessa, nahm Dienst an der russischen Handels- und Dampfschifffahrtgesellschaft, den er lange bekleidete, bis er schliesslich auch diesen aufgab und sich ganz der Privatpraxis hingab. — Radetzky war ein durch und durch gebildeter Mensch und Arzt von hohem Wissen, er sprach fast alle lebenden europäischen und einige orientalische Sprachen, war Mitglied vieler literarischer Vereine und hielt einige Zeit hindurch an der medizinischen Fakultät in Odessa Vorlesungen über Hygiene und Physiologie. Mit der Homöopathie wurde er vor circa 30 Jahren bekannt und war bis an sein Ende ihr treuer Anhänger und Vertreter. Ein plötzlicher Tod ereilte ihn, als er gerade damit beschäftigt war, seine zahlreichen Handschriften zu ordnen, deren grösster Theil leider in den Händen unberufener Erben verloren ging, so dass nur unbedeutende Werke nachgeblieben.

1) Ueber das homöopathische Aehnlichkeitsgesetz und die Wirkung minimaler Gaben.
2) Auf wessen Seite ist Wahrheit?
3) Der Kampf ums Dasein oder der Darwinismus im Bereiche der Wissenschaft und der Medizin.

Ausserdem erschien 1886 in Odessa eine ausgezeichnete populär gehaltene Broschüre unter dem Titel: Die Selbsthilfe oder die Behandlung der Diphterie ohne Arzt und ohne theure Apotheken, vermittelst homöopathischer Arzneien.

Dr. Radetzky war ein eifriger Anhänger und Verfechter der Homöopathie, wir verlieren in ihm nicht nur einen ausgezeichneten Arzt und Gelehrten sondern auch einen durch und durch edlen und sympathischen Menschen von seltener Herzensgüte, der von Allen, die ihn kannten, tief betrauert wird.

Am 24. September 1889 starb in Petersburg in hohem Alter Dr. Johann Stern. Er war in Mitau geboren, studirte in Dor-

pat, wurde bald darauf mit der Homöopathie bekannt, der er auch bis an sein Ende treu anhing. Nachdem er mehrere Jahre bei den Apanagen — irren wir nicht in Wjatka — thätig gewesen, habilitirte er sich in den 60. Jahren in Moskau, wurde aber bald darauf Hausarzt des Fürsten Woronzow, welchen Posten er 15 Jahre hindurch theils in Petersburg theils auf dem Gute des Fürsten in der Krim bis 1 oder 2 Jahre vor seinem Tode — er hatte nicht mehr Kraft zu ärztlicher Thätigkeit — bekleidete.

Im Oktober 1889 starb in Riga Dr. Meyer, der aus Mitau übergesiedelt war, so dass gegenwärtig Mitau keinen homöopathischen Arzt hat.

Im Juni 1890 starb in Shitomir Dr. Uljanitzky, an dessen Wittwe wiederholt biographischer Notizen halber geschrieben wurde, ohne dass eine Antwort erfolgt wäre.

Im April 1891 starb in Lublin der in Polen am meisten bekannte homöopathische Arzt Dr. Anton Rimarkiewitsch*). Er wurde 1824 geboren, studirte in Berlin, machte sein Staatsexamen in Warschau und wurde 1872 während seines Aufenthaltes in Wien mit der Homöopathie bekannt, der er, nachdem er sie gründlich studirt hatte, ein eifriger Anhänger bis an sein Ende war. Als praktischer Arzt in Warschau hatte Dr. Rimarkiewitsch eine seine Kräfte weit übersteigende Praxis, die seine Gesundheit dermassen untergrub, dass er sich genöthigt sah nach Lublin überzusiedeln, wo er auch bald darauf starb.

Er war als geist- und kenntnissreicher Arzt weit und breit bekannt, von Allen geliebt und geachtet, selbst von allopathischen Kollegen, die sich sonst gewöhnlich den Homöopathen gegenüber feindlich verhalten.

Was nun die Literatur anlangt, so wäre es unrecht nicht einzugestehen, dass sie, in Anbetracht der im Ganzen geringen Anzahl des lesenden Publikums, eine ziemlich reichhaltige ist.

Der bisher von Dr. Brasol redigirte Homöopathische Bote — das einzige in Russland im Dienste der Homöopathie stehende Journal — hat seit Januar 1891 zu erscheinen aufgehört, da Dr. Brasol aus Mangel an freier Zeit der Redaktion desselben vorzustehn nicht mehr vermochte und es erscheint statt dessen seit dem 15. Januar monatlich einmal in der Stärke von 2 bis 3 Druck-

*) Der Arzt-Homöopath 1891, pag. 179.

bogen der „Arzt-Homöopath“ unter der Redaktion des Dr. Genike, im Verlage des Apothekers Flemming.

Von sonstigen, theils Uebersetzungen theils Originalwerken, sind im Verlaufe dieser Periode erschienen:

Uebersetzungen:

Ameke, Die Entstehung der Homöopathie u. s. w.
Müller, Clothar, Homöopatischer Hausarzt. 7. Auflage.
Burnett, 50 Gründe, die mich veranlassten Homöopath zu werden.
Heinigke, Die Homöopathie vor Gericht.
Laurie, Domestic Homoeopaty.
Heyward, Die Erkältung als Ursache der Hälfte aller unserer Krankheiten.
„ Die Therapie der Gegenwart.
Harry Huddey, Anleitung zur homöopathischen Veterinär-Praxis.
Hahnemann, S., Organon, übersetzt nach der 5. Auflage von Shorokin.

Originalwerke:

Dr. Brasol, Vorträge über Homöopathie.
1. Ueber das Aehnlichkeitsgesetz.
2. „ die homöopath. Dosen.
3. „ die homöopath. Pharmakologie.
4. „ die Stellung der Homöopathie unter den Erfahrungswissenschaften.
Antwort des Vereins homöopath. Aerzte der medizinischen Fakultät in Kijew.
Dr. Genick, Vademecum für homöopath. Aerzte.
Hempel, Die homöopath. Behandlung der Hunde und der Hausvögel.
Prof. A. Butlerow, Der Antimaterialismus in der Wissenschaft.
Dr. Rajewsky, Die Selbsthilfe oder die Behandlung der Diphtherie ohne Arzt u. s. w.
Dr. Gabrilowitsch, Die Cholera und ihre homöopath. Behandlung.
Dr. Kutschinsky, Die syphilitischen Krankheiten und ihre homöopath. Behandlung.
Dr. C. Bojanus, sr., Wie und warum ich Homöopath wurde.
N. Fedorowsky, Vors allgemeine Gericht. Antwort der medizinischen Fakultät in Kijew.
D. J. Drzewiecky, O Homeopatyi, öffentliche Vorlesung, polnisch.

Die gegenwärtig in Russland homöopathisch praktizirenden Aerzte sind, so weit es möglich war ihre Anzahl und die Art und Weise ihrer Thätigkeit zu bestimmen, folgende:

Die mit einem * bezeichneten praktiziren auch allopathisch und von denen, deren Name mit einem Fragezeichen versehen, ist es ungewiss, ob Ort und Namenangabe richtig sind:

Achtiurka	Gouv.	Charkow	Wojutzky.
Belgorod	„	Kursk	Lobatschewsky.
Borowitschy	„	Nowgorod	Orlow*.
Bratzlaw	„	Podolien	Tscherwinsky.
Dorogobush	„	Smolensk	Schor?
Hapsal	„	Estland	Hunnius*.
Grubischew	„	Lublin	Mazurkiewitsch?
Gorodistsche	„	Kijew	Neumann, Ssikorsky.
Jelisawetgrad	„	Jekaterinosl.	Goldenberg?
Kanzeropol	„	„	Sskarjatin.
Karatschew	„	Orel	Ossipow.
Kerensk	„	Pensa	Frinowsky*.
Kirilow	„	Nowgorod	Solotilowa* (Frau).
Koseletz	„	Tschernigow	Koslowsky.

Kijew, Hohenberg, Nadeshdin, Toritschnew (Feldscheerer), Karabanowitsch (Feldscheererin), Grenewitzky (Provisor).

Kowno, Doroschinsky.

Kupiansk	Gouv.	Charkw	Makarow?
Lodz	„	Petrokow	Siw.
Lomsha			Dlushnewitsch.
Lutzk	„	Wolhynien	Ilokewitsch.
Mohilew	„	„	Gutowsky?

Moskau, N. Bojanus jr., Trifanowsky, Lantzky, Trischatny Strupp.

Odessa, Rshanizin, C. Bojanus jr., Malinsky*.

Orel, Lebedinsky.

Ostrow	Gouv.	Lomsha	Podgoretzky?
Ponewesh	„	Kowno	Schimkewitsch.
Riga	„	Liefland	Erdberg, Rolssen.
Rowno	„	Wolhynien	Kwitkowsky?
Rübinsk	„	Jaroslaw	Landau?
Ssaratow			Lossew.
Starokonstantin.	„	Wolhynien	Uschtschapowsky.

Shitomir, Name unbekannt, weil unlängst habilitirt[1]).
Schawli Gouv. Kowno Lotzkewitsch?
Skwira „ Kijew Omeljanowsky?
St.-Petersburg, Adams, Brandt, Brasol, v. Dittmann, Gastfreund, Genicke, A. Hempel, W. Hempel, Heesen, Hubbenet, Klauss, Krutulewsky, Lentzky, Ripke, P. Ssolowiew, W. Ssolowiew, Stetkewitsch, Thomson und See, beide Zahnärzte.
Tauroggen Gouv. Kowno Michailowsky.
Tiflis, Reichenbach, Krusenstern.
Warschau, Kutschinsky, Drzewiecky.
Wilno, Wrublewsky.

Rückblick.

Bei Betrachtung aller Begebenheiten des verflossenen Quinquenniums können wir uns des Gedankens nicht erwehren, es sei in Russland gleichsam eine Periode der Kreuzzüge gegen die Homöopathie eingetreten; sehen wir nicht, wie der medizinische Peter von Amiens, der Professor Eichwald, glorreichen Andenkens, anfangs ganz schüchtern unter den schirmenden Fittigen der Polizeigarde den ganzen Reigen der in Anwendung gezogenen neuen Taktik eröffnet[2]). Einen würdigen Nachfolger erblicken wir in der Person des Docenten Dehio, nunmehr Professor in Dorpat[3]). Ihm eben so würdig zur Seite steht der Professor D.[4]) mit dem an die lernende Jugend gerichteten Aufklärungsbestreben über Homöopathie.

In diesem Jahre verzeichnen wir eine plötzliche Verstärkung der Streitkräfte in den drei obengenannten Koryphäen, welche die verderbendrohende Geissel schwingend gegen die Homöopathie daherziehen. Ganze Fakultäten, wie die in Kijew und Charkow, erhoben sich gegen die Ausbreitung der Homöopathie, und die nicht sprechenwollenden oder könnenden Kathederdunkelmänner schleudern ihre vergifteten Gänsekiele durch öffentliche Blätter mit der Absicht, dasselbe Ziel zu erreichen.

Tantae ne animis coelestibus irae!

Zu gleicher Zeit aber sehen wir, dass der einerseits fanatisch geführte Kampf auf das vage Treiben und Streben des kleinen,

---

[1]) Briefliche Mittheilung aus Kijew.
[2]) Transactions of the internat. homoeop. Conv. Bosb. 1886, p. 80.
[3]) Ibidem, pag. 71.
[4]) Siehe oben.

von der Wahrheit und der Gerechtigkeit seiner Sache beseelten und durchdrungenen Häufleins, gleichsam wie an eine mächtige Verschanzung anprallend statt Siege zu feiern, eine Niederlage nach der andern erfährt und dadurch das Aufblühen der jungen Kräfte fördernd ein Ziel erreicht, das den ungeplanten und mit allen möglichen, auch den unlautersten Waffen, angestrebten Mitteln vollkommen entgegengesetzt ist.

Das klare belehrende öffentlich gesprochene Wort verbreitet Licht in die künstlich geschaffene und mit allen Kräften unterhaltene Finsterniss. Die lernende Jugend beginnt in der bethörenden Irrlehre die wahre Absicht der lehrend lähmenden Dunkelmänner zu begreifen. Das Alles gestattet einen hoffnungsvollen Blick in die obwohl noch ferne Zukunft, in der einst die Macht des Obscurantismus von dem Lichte der Wahrheit gebrochen wird.

In vielen Landesständen regt es sich für Homöopathie, es bilden sich neue Vereine, neue Apotheken. Das Reich der neuen Lehre gewinnt immer mehr und mehr an Areal, Dank der eingetretenen Bewegung gehen wir hoffnungsvoll einer besseren Zukunft zum Wohle der Menschheit entgegen und stimmen mit Zuversicht in unseres grossen Dichters Worte:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!"

Zur Neugestaltung der Materia Medica.

Der schon seit langer Zeit und von den verschiedensten Seiten gestellten Forderung, unsere Materia Medica einer Reinigung, Sichtung und Neugestaltung zu unterziehen, ist man seit Jahren in Amerika gerecht zu werden bemüht gewesen. Dr. Konrad Wesselhoeft in Boston gebührt das Verdienst, zuerst die Sache in praktische Bahnen geleitet zu haben. Verschiedene, nach strengen Grundsätzen geleitete Neuprüfungen, wie auch Umarbeitungen längst geprüfter Mittel haben wir auch in diesen Blättern veröffentlicht. In den Fällen, wo die ursprünglichen Prüfer-

berichte noch vorhanden sind, ist ja eine Umarbeitung oder Sichtung möglich; in den meisten Fällen jedoch wird eine neue Prüfung unumgänglich sein, wenn man wirklich brauchbare, allen Anforderungen entsprechende Resultate erzielen will. Wie schwierig eine Mittelprüfung in ihrer praktischen Ausführung ist, weiss jeder, der einen Versuch damit, und wenn auch nur bei sich selbst, gemacht hat. Die objektiven Symptome, auf welche in den älteren Prüfungen meist viel zu wenig Werth gelegt ist, lassen sich verhältnissmässig leicht feststellen. Viel schwieriger ist es mit den subjektiven Symptomen, deren wir indess zu einer feineren Mittelwahl in ausgiebigster Weise benöthigt sind. Mit Recht sagt Dr. Wesselhoeft: Eine vollständige Gleichmässigkeit lässt sich nie erreichen, da die verschiedenen Prüfer je nach ihrer persönlichen Veranlagung ein und derselben subjektiven Empfindung den verschiedenartigsten Ausdruck verleihen werden. Nach unserer Ansicht ist es unbedingt nöthig, dass eine Oberleitung jederzeit in der Lage ist, die beobachteten Symptome, sowohl objektive, wie subjektive, auf ihre Bedeutung zu untersuchen, und dieselben bei den verschiedenen Prüfern auf ihre Gleichwerthigkeit oder ihre Unterschiede zu sichten. Dass ein derartiges Unternehmen für den beschäftigten praktischen Arzt unmöglich ist, wird jedem einleuchten. Ein Lehrer der Arzneimittellehre jedoch könnte mit seinen Schülern, welche natürlich, ihrem Bildungsgrade entsprechend, ein vorzügliches Beobachtungsmaterial abgeben, begreiflicher Weise höchst zielbewusste, zuverlässige und erfolgreiche Prüfungen anstellen. Fast klassisch zu nennende Prüfungen hat in den letzten Jahren Herr Professor Hugo Schulz in Greifswald, der ja dem Namen nach nicht zu unserer Schule gehört, mit seinen Schülern gemacht. Verschiedene dieser Prüfungen sind ja auch seiner Zeit in diesen Blättern veröffentlicht worden. Wenn z. B. bei der Prüfung von Ferrum sesquichloratum der Verbrauch von noch nicht einem halben Gramm im Verlauf von vier Wochen genügt, „um vier kräftige junge Leute gründlich aus ihrem physiologischen Gleichgewicht zu bringen,“ so möchten wir dringend wünschen, dass mit noch kleineren Mengen Prüfungen angestellt würden. Es wurde eine halbprozentige wässerige Eisenlösung benutzt. Interessant wäre es, festzustellen, ob und welche Erscheinungen zur Beobachtung gelangten, wenn noch viel stärkere Verdünnungen gebraucht würden. Jedenfalls treten feinere subjektive Unterschiede nur bei Prüfungen mit möglichst kleinen Gaben auf. Ein abgeschlossenes, vollständig

erschöpfendes Bild einer Mittelwirkung ist nur so zu erlangen, dass dasselbe aus den Prüfungserscheinungen mit den allerfeinsten Gaben bis herab zu den massivsten Dosen und selbst Vergiftungserscheinungen zusammengestellt wird. Merkwürdig ist dabei, dass manche in kleinen Dosen entschieden physiologische Prüfungserscheinungen ergeben, während starke Dosen kaum irgend welches Material zum Ausbau einer unseren Zwecken dienenden Materia Medica bieten. So wird man niemals ein nur einigermassen brauchbares Bild der Sulfurwirkung erhalten, wenn man die Flores sulfuris loti theelöffelweise giebt, wie ja manche Hämorrhoidarier solche Dosen Jahr aus Jahr behufs Stuhlregulirung einnehmen. Entschiedene Wirkungen beobachtet man aber von dem regelmässigen Einnehmen nur weniger Tropfen des Spiritus sulfuris, — in absolutem Alkohol löst sich Sulfur bekanntlich nur in ganz geringen Mengen. — Diese Wirkungen sind oft so auffallend, dass z. B. bei einer hier angestellten Prüfung einer der Prüfer nach drei- bis viermaligem Versuche sich entschieden weigerte, „von dem Teufelszeug noch ferner einzunehmen."

Gewissenhafte und gut geleitete Nachprüfungen bleiben für unsere Materia Medica von unabweisbarer Nothwendigkeit, wenn wir wirklich alle Spreu vom Weizen sondern wollen.

In Amerika ist die Neugestaltung der Materia Medica von verschiedenen Seiten in Angriff genommen. Im allgemeinen ist der von Dr. Wesselhoeft in Boston vorgezeichnete Weg mit geringfügigen Aenderungen angenommen worden. Im Folgenden geben wir die Bearbeitungen von zwei Mitteln, erstens von Aloe, welche Dr. Wesselhoeft selbst angefertigt hat, und zweitens die von Argentum nitricum, welche der Medical investigation club of Baltimore herausgegeben hat. Beide Arbeiten beginnen mit polemischen Auseinandersetzungen, in welchen der geschätzte Leser die angeblichen Verbesserungen und Unterschiede dieser beiden Methoden findet. Uns scheint der Unterchied nicht von zu schwer wiegender Bedeutung zu sein. Jedenfalls möchten wir davor warnen, in dem Streben, für die verschiedenen Prüferangaben einen möglichst kurzen zusammenfassenden Ausdruck zu finden, zu weit zu gehen, weil das Individuelle sich gar zu leicht dabei verwischt, und bei sehr ähnlichen Mitteln die feineren Unterschiede sehr leicht zurücktreten.

Dr. Sulzer.



Aloe.

Eine kurz gefasste Pathogenese, kritisch gesichtet und zusammengestellt von Dr. Konrad Wesselhöft, Boston.

(Nach einer synoptischen Tabelle des Dr. Lantzius-Beninga.)

Diese, wie auch frühere Analysen, die unter des Verfassers Leitung angefertigt wurden, richten sich nach Allen's Encyclopädie, und zwar, weil hier bei Anfertigung synoptischer Auszüge die Verantwortlichkeit derer, die sich dieser Arbeit unterziehen, geringer ist, als wenn sie die Cyclopaedia of drug Pathogenesy benutzen. Letztere ist in erzählender Form gehalten und verlangt Trennung und Klassifizirung, eine Aufgabe, welche, obschon noch das geringere von verschiedenen unvermeidlichen Uebeln, und selbst für Erfahrene sehr schwer, nicht wohl Anfängern übertragen werden kann.

Ein anderer Grund für den gegenwärtigen Gebrauch von Allen's Werk erwächst aus dem Bestreben des Verfassers, durch die Methode der kritischen Sichtung die Wirksamkeit hoher und höchster Potenzen zu beweisen.

Der Verfasser ist seit vielen Jahren bestrebt, zu zeigen, wie verhängnissvoll der Mystizismus in unsern Reihen ist. Nichtsdestoweniger verlangt die Gerechtigkeit einen augenscheinlichen Beweis, welcher, wie Verfasser jetzt überzeugt ist, leicht durch die Methode kritischer Sichtung, welche von ihm eingeführt ist, beigebracht wird. Und hierin liegt ein weiterer Grund für den Gebrauch von Allen's Werk, welches Prüfungen von hohen und niederen Verdünnungen, Tinkturen und Rohstoffen enthält, und so das nöthige Material liefert, um die Ergebnisse zu vergleichen. Seitdem er die Prüfungen von Curare und Xanthoxylum (im Jahre 1884) unternahm (siehe Publications of the Massachusett's Homoeopathic Medical Society, vol. VIII.), ist dieses des Verfassers Bestreben gewesen. Hieraus entsprang der Plan, welcher 1886 vorgelegt wurde, und dem viele seitdem folgten.

Wenn die Sichtung und die Aufdeckungen, welche bis jetzt von dem Verfasser und seinen Mitarbeitern veröffentlicht sind, den Lesern nicht nutzbringend für das therapeutische Handeln zu sein scheinen, so sind sie uns doch Dank schuldig für die offene Darlegung der Irrthümer, an welchen bisher alle Prüfungen gekrankt haben. Es war eben die Ueberzeugung von dem Vorhandensein solcher Irrthümer, welche zu der Veröffentlichung der Cyclopaedia of drug Pathogenesy führte. Was früher vermuthet wurde,

ist jetzt wohl bekannt. Die zahlreichen synoptischen Tabellen, welche vom Verfasser, Dr. Sutherland und zahlreichen anderen hergestellt sind, haben gezeigt, dass die Prüfer hoher Verdünnungen oft die grösste Symptomenliste liefern, aber dass dieselben sehr wenig übereinstimmend sind, und dieses sollte doch das charakteristische Merkmal einer zuverlässigen Prüfung durch mehrere Personen sein. Wenn die Prüfer von geringerer Empfänglichkeit waren, haben sie keine Wirkungen zu verzeichnen, wie die leeren Rubriken in den Tabellen zeigen. Auch trifft es durchaus nicht immer zu, dass Prüfer mit grösseren Dosen lange Symptomenlisten haben. Einige haben sie, andere nicht. Aber es ist nicht schwierig, zu beweisen, dass diejenigen, welche überhaupt etwas beobachteten, übereinstimmen, und brauchbare Berichte lieferten. Während alle Prüfer, welche in Allen's Werk aufgeführt sind, Material für die nachfolgende Zusammenstellung geliefert haben, ist doch blos das, was übereinstimmt, beibehalten, während das, was unbedeutend, vage und nicht übereinstimmend ist, ausgelassen wurde.

Wenn man Allen's Pathogenesis von Aloe mit derjenigen von Dr. Hughes vergleicht, so findet sich kein wesentlicher Unterschied, welche die praktische Brauchbarkeit der weiter unten folgenden Zusammenstellung beeinträchtigen könnte. Die Prüfer, welche zu Dr. Allen's Pathogenese von Aloe beigetragen haben, werden auch in der Cyclopaedia of Drug Pathogenesy gefunden, ausgenommen die Prüfer B. S., A. B. J. Williamson und N. J., es sei denn, dass sie unter einer anderen Bezeichnung dort aufgeführt sind. Und wenn sie wirklich ausgelassen sind, so ist dieses aus guten und genügenden Gründen geschehen. Andererseits enthält Dr. Hughes Werk einige Namen, welche nicht in Dr. Allen's Werk sind, wie Cullen, A. W. Woodward, Pereira und andere, deren Beobachtungen zu allgemeiner Natur sind, um den Namen „Prüfungen" zu verdienen, so dass nichts verloren noch gewonnen ist, wenn sie aus der Analyse ausgeschlossen werden.

Das Wort Tabelle (chart) hat Bemerkungen hervorgerufen, welche wiederholt gezeigt haben, dass der Gegenstand nicht verstanden, oder dass er falsch gedeutet worden ist. Zum Zwecke einer Sichtung ist irgend eine synoptische Anordnung des zu prüfenden Materials von grossem Vortheil, und jemand, der niemals Gebrauch davon gemacht hat, kann kein massgebendes Urtheil darüber abgeben. Wenn unser Material so angeordnet ist, dass es uns möglich ist, das Ganze, gleichsam wie aus der Vogelperspek-

tive, auf einmal zu übersehen, man nenne es nun eine Tabelle (chart) oder wie immer man will, so kommt der Leser auf einen Blick zur Kenntniss des allgemeinen Werthes des Materials, welche er auf keinem andern Wege erlangen kann. Grade wie der Erforscher eines neuen Landes keine Gelegenheit verliert, um die höchsten erreichbaren Punkte zu besteigen, anstatt sich mühsam durch dunkle Wälder, Sümpfe und dichtes Unterholz zu arbeiten, eine Mühe, welche er grösstentheils vermeiden kann, wenn er erst einen klaren Ueberblick gewonnen hat. Anfängern rathe ich dringend, synoptische Tabellen (synoptical charts) zu benutzen, um sie später nach Bedarf zu verwenden. Was die geprüfte Menge und Gabengrösse angeht, so sehen wir deutlich in Dr. Hughes Werk, dass die Prüfer, welche bei ihm genannt werden, dieselben sind, welche in Dr. Allen's Werk namhaft gemacht werden, und dass dieselben Gabengrössen von der 1. Dezimalverreibung oder Verdünnung bis zu Dosen von 1 bis 30 Gran des Urstoffes benutzt haben, — ein Umstand, der ungenügend in Dr. Allen's Werk mitgetheilt wird.

Indem wir unsere Tabelle vor uns ausbreiten, sehen wir z. B. dass No. 3 (B. S.) sehr wenig Symptome aufzeichnet und J. M., ein Mädchen, das die Tinktur prüfte, keine Wirkungen verzeichnet, während No. 5 (A. B. I.) eine lange Symptomenliste liefert vom Riechen an der 30. Potenz, welche allein durch ihre Ueberfülle ein oft nicht übereinstimmender Bericht von allgemeinen Empfindungen ist. Die Prüfungen der Tinktur bei derselben Person (A. B. II und III) hingegen sind vielmehr übereinstimmend und brauchbar.

Beim Zusammenziehen der Prüfungsresultate darf ein Umstand nicht aus den Augen gelassen werden, nämlich die Vergleichung der Werthe. Es ist hierbei zu unterscheiden, ob die Prüfer sich verschiedener Ausdrücke bedienen, um dieselben oder verschiedene pathologische Zustände zu bezeichnen; ferner ist zu unterscheiden, ob die Prüfungen übereinstimmend oder verschieden sind, ob doppeldeutig, vage oder unbrauchbar.

Für den Augenblick giebt es keinen andern Weg, als das althergebrachte Schema zu benutzen, nämlich nach den verschiedenen Körpertheilen. — Wie in früheren Analysen, werden Prüfer, die übereinstimmende brauchbare Beobachtungen lieferten, mit denselben Zahlen aufgeführt werden, wie in Allen's Encyclopädie. Indem wir diesen Weg verfolgen, ist eine absolute Genauigkeit unmöglich, da die Uebereinstimmung im Ausdrucke selten und unzuverlässig

ist. Die Uebereinstimmung in der Bedeutung der Aussagen der Prüfer ist die Hauptsache, um eine brauchbare Pathogenese zu erhalten.

Folgendes mag als Erläuterung für die Art und Weise dienen, in welcher analytische Ergebnisse erlangt werden können.

Da verschiedene Prüfer natürlich dieselben Beobachtungen durch verschiedene Worte ausdrücken, die Uebereinstimmung in der Bedeutung jedoch vollständig klar ist, so müssen jene der Deutlichkeit und Kürze halber in einen Satz zusammengefasst werden, der den Sinn des Ganzen wiedergiebt.

Neben der Methode, übereinstimmende Aussagen in einen Satz zusammenzuziehen, besteht noch eine andere, welche sich von selbst ergiebt. Indem man Gruppen aufstellt, zu welchen verschiedene Prüfer übereinstimmende Beobachtungen geliefert haben, kann man entweder die Worte jedes Prüfers gesondert für sich stellen, welches indess einen unnöthigen Raum einnehmen würde, oder man kann das Hauptsymptom voran stellen, und dann die näher bestimmenden oder einschränkenden Angaben hinzufügen, die man von den verschiedenen Prüfern, die zu dieser Gruppe beigetragen haben, erlangt hat. Darauf notirt man die Anzahl der zu der Gruppe beitragenden Prüfer, wie es in dem Auszug geschehen ist und durch folgendes Beispiel erläutert werden mag: Angegriffenheit (peevishness) ist ein den Meisten oder Allen gemeinsamer Ausdruck, (2, 3, 4, 7, 8), während die wechselnden Ausdrücke, wie Abneigung gegen geistige Arbeit, Reizbarkeit, schlechte Laune, Unzufriedenheit, man fühlt sich unglücklich etc. die gleichbedeutenden, wenn auch verschieden lautenden Ausdrücke der Prüfer sind.

Absolute Genauigkeit ist unerreichbar, da auch die verschiedenen Bearbeiter einigermassen in ihrer Interpretation gleichbedeutender Symptome abweichen, indem einige ein Symptom als gleichwerthig zulassen, welches andere verwerfen. Infolge davon werden sie auch abweichen in Feststellung der Prüferzahl bei jeder behandelten Gruppe. Desshalb wird man zugeben, dass es besser ist, wenn jeder Praktiker seine Materia Medica für sich selbst zusammenstellt, da er selbst ja in manchen Einzelheiten von einer Zahl anderer abweichen wird, ebenso wie diese unter sich Unterschiede zeigen. Dieser Vorschlag wird angenommen werden, sobald die Arztwelt sich für die beste Methode entschieden hat, welche bei den Analysen anzuwenden ist.

Diese Einleitung, hoffe ich, wird das Verständniss für die Art und Weise erleichtern, wie die folgenden Auszüge entstanden sind. Auf den ersten Blick sehen sie den kurzen Auszügen ähnlich, welche man so häufig findet, aber bei denen wir nicht wissen können, wie sie gemacht sind, oder warum gerade diese und keine anderen Symptome ausgewählt waren. Bei vorliegenden Analysen hingegen ist die Methode, wie sie angefertigt wurden, vollständig klargelegt, und der Leser wird nicht bezweifeln, dass jede Gruppe, welche weiterhin aufgestellt wird, das Resultat einer Vergleichung aller angestellten Prüfungen ist, und einer Auswahl von nur denjenigen, welche übereinstimmen, da alle abweichenden, nicht übereinstimmenden Symptome ausgelassen sind.

Symptomatologie der übereinstimmenden Wirkungen von Aloe.

Geist und Gemüth.

Heitere Stimmung, Glücksgefühl, Zufriedenheit (1, 6, 8, 22)*). Angegriffenheit, Verdrossenheit, Druck im Kopfe, Abneigung gegen geistige und körperliche Arbeit, Reizbarkeit, schlechte Laune, Unzufriedenheit, sich unglücklich fühlen (2, 3, 4, 7).

Kann Besuche nicht ertragen; menschenscheu (4, 7).

Angst, sich schnell zu bewegen; auch mit Blutwallungen; Furchtsamkeit, Ruhelosigkeit (12, 14, 17, 19, 20).

Kopf.

Drücken abwärts, auswärts; dumpf, begleitet von Stichen, dumpfe Schmerzen und Flimmern (2, 4, 6, 8, 12, 20, 25) oder Verwirrtheit mit Druck, dumpfer Schmerz (2, 4, 7).

Kopfschmerz mit Schwindel, in Anfällen, periodisch (8, 12, 14) oder mit Schlagen und Klopfen von Blutandrang (12, 14, 17, 25).

Die am häufigsten angegriffenen Theile waren Stirn und Scheitel, weniger häufig Hinterkopf und Schläfengegend.

Die Bedingungen, unter welchen die Schmerzen auftreten, waren unsicher und verschieden. Nach dem Essen, beim Gehen und in der Sonnenhitze werden angegeben.

Augen.

Nummer 1, 2, 4, 6, 7, 8, 13, 20, 27 liefern Augensymptome,

---

*) Möglicherweise ist dies ein Heilerfolg, da es namentlich bei Prüfer No. 6 betont ist, dessen hochgradige Verdiesslichkeit etc. sich beim Gebrauch von Aloe in Zufriedenheit, Vergnügtheit, Fehlen der gewohnten Schlaflosigkeit und Wiederkehr der Arbeitslust verkehrte.

aber dieselben sind überall verbunden entweder mit den Kopf- und Geistessymptomen, oder mit solchen der Verdauungsorgane. Es besteht bei ihnen keine Uebereinstimmung als Augensymptome.

Ohren.

Aehnliche Bemerkungen muss man zu den Ohrensymptomen machen, welche beobachtet wurden bei 1, 2, 4, 6, 7, 14, 15, 20, 27, wie z. B. Zwicken, Knistern, Benommenheit, Rauschen, Klappern, Pochen, knallendes Zusammenstossen.

Nasenschleimhaut.

Nasenbluten, Neigung dazu, oder es tritt dann und wann auf, 2, 6, 7, 20.

Schnupfen, fliessend, mit Wundheit, Niesen, Brennen, Schwindel, (7, 8, 14, 27).

Gesicht.

Symptome wurden beobachtet bei 1, 2, 4, 5, 6, 7, 8, 14, 20, 27. Nummer 7, der die Tinktur prüfte, berichtet krankhafte Blässe, dann Hitze und trockene Lippen, Bläschen auf den Lippen mit Schwellung und Schorf oder Röthe, Risse und Trockenheit der Lippen (7, 8, 14, 20).

Mund und seine Theile.

Uebereinstimmende Symptome sind beobachtet bei 1, 2, 6, 7, 11, 15, 20, 21. Diese waren: bitterer, widerlicher Geschmack; saures Aufstossen; kein Appetit, Wundheit der Zunge und der inneren Backe; Röthe und Trockenheit der Zunge. Cariöse Zähne sind schmerzhaft; stechende Schmerzen, die Ränder der Zähne scheinen scharf (5, 7).

Hals und Kehle.

Beobachtungen bei 1, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 15, 20, 27, in deren Berichten eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung besteht. Diese sind Kratzen, welches Husten verursacht; Heiserkeit und Trockenheit, Rauhheit und Schmerzhaftigkeit mit Husten beim Schlucken (1, 5, 7, 11, 15, 27). Druck, Vollheit, Gefühl von Anschwellung, Schmerz vom Magen aufsteigend beim Schlucken; beide von diesen Gruppen treten auf in den hinteren Theilen des Rachens (Pharynx) oder Gaumens (3, 4, 6, 7, 8).

Der Sitz der obigen Symptome ist der hintere Theil von Rachen (Pharynx) und Gaumen. Die Bedingungen ihres Auftretens sind beim Erwachen und beim Schlucken.

Gastrische Symptome.

Nummer 1, 2, 4, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 15, 17, 20 beobachteten Symptome in einem hohen Grade von Uebereinstimmung. Die ausgeprägteste Wirkung ist grosser oder vermehrter Appetit, nur in zwei Fällen ging dem Hunger verminderter Appetit und Verlust des Appetites (für Fleisch) voraus (1, 4, 6, 7, 8, 11, 13, 17).

Durst (auf Bier) beim Erwachen in der Nacht oder Erwachen mit trockenem Munde (1, 7, 15, 20); Uebelkeit in zwei Fällen (1, 12); Aufstossen ist bedeutend häufiger, reichlich, entweder sauer, leicht, von Gas, oder bitter; unmittelbar nach der Arznei (2, 6, 12, 14, 17) mit vorausgehendem Druck oder begleitet von demselben; Vollheit im Magen.

Die Regio epigastrica und die Umgebung der Nabelgegend sind der vorwiegende Sitz von Empfindungen.

Die Bedingungen des Auftretens sind, soweit wie berichtet, beim Gehen; nach dem Frühstück wird der Druck erleichtert beim Abgange von Blähungen.

Bauch.

Empfindliche Schmerzen im ganzen Leibe; Stiche, windend, schneidend, kneifend, unter den Rippen (Hypochondrien), um den Nabel herum, im Epigastrium, oft mit Schauer, grosse Auftreibung, Abgang von vielen Blähungen, die heiss und stinkend sind. Dieser Abgang erleichtert die Schmerzen, welche aufwärts in die Brust oder in die Seiten (Leber-, Milzgegend), oder abwärts drängen; oder mit vorausgehendem Rumoren im Bauche; vor dem Stuhlgang, oder mit Blähungen, den Stuhl begleitend, der schleimig und reichlich ist (1, 2, 3, 4, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14, 17, 20, 25, 27).

Bedingungen: Die Bauchsymptome erscheinen am Morgen, begleitet von dem Wunsche, sich zu krümmen, welches erleichtert. Verschlimmerungen treten ein nach Essig und nach dem Essen. Besserung in der Luft.

Stuhl und Rektum.

Blos Nummer 16, 19 und 21 verzeichnen unter den 27 Prüfern keine Symptome. Die Gleichmässigkeit und Uebereinstimmung unter den übrigen Vierundzwanzig ist auffallend, und sie berichten Folgendes: die Schmerzen im After sind stechend und schneidend, aber noch häufiger besteht Brennen und Wundheit im After und Rektum. Sehr lautes Poltern im Bauche geht oft dem Stuhlgang voraus. Der Stuhl, welcher folgt, ist weich und schleimig, oder

flüssig und sehr reichlich, gewöhnlich leicht, oder der Stuhl ist zuerst hart, dann lose; bei vielen Prüfern ging Drängen und Gurgeln (Rumoren) in den Eingeweiden voraus. Die Stühle zeigten Neigung, sich oft zu wiederholen. Dann wieder ist das Drängen gefolgt von reichlicher Entleerung starker Blähungen, die häufig heiss sind. Oder häufiger Drang zum Stuhle während des Urinlassens und dem Abgange der Blähungen, wobei der Stuhlgang leicht fortstürzt. Indess mit oder ohne Stuhlgang, alle Prüfer berichten über Brennen, Hitze und Wundheit im Rektum, schmerzhafte und blutende Hämorrhoiden, (viel Blut im Stuhlgang).

Von den näheren Umständen sei bemerkt, dass die Stühle bald nach der Mahlzeit auftreten. Die Zeit des Auftretens derselben ist bestimmt durch die Zeit, in welcher das Mittel genommen war; wenn überhaupt irgend eine Besonderheit besteht, so ist es für das Auftreten der Stuhlgänge am Morgen.

Harnorgane.

Vermehrter Drang zum Urinlassen; muss schnell gehen; kann ihn kaum zurückhalten, (erwacht früh zum Harnlassen). Hauptsächlich bestätigt durch 6, 7, 8, 10, 14,. Der Urin ist reichlicher und gewöhnlich blass nach dem Stuhlgang (6, 10, 17), oder häufig, tiefgelb, vermindert oder nicht vermehrt (7, 13, 27). Mehrere berichten von vielem wolkigen Urin, auch von Brennen im Blasenhals beim Urinlassen. Als Zeit des Auftretens wird der Nachmittag angegeben von zwei bis fünf Uhr (6, 7).

Symptome wurden beobachtet durch Nummer 5, 6, 7, 8, 10, 11, 13, 14, 15, 17, 18, 19, 20, 27.

Geschlechtsorgane.

Pollutionen im Schlaf, Erektionen, Ziehen in der Harnröhre, vermehrter Trieb (4, 5, 6, 7, 13), die Regel kehrt nach Unterbrechung von drei Monaten zurück. Abort (reichlicher Blutfluss, Schleim, drückendes Ziehen im Uterus), die Regel ist reichlich, stark fliessend, langanhaltend, sechs Tage, und zu früh. (Uebereinstimmend bei 14, 20, 27). Das Ganze bestätigt durch 4, (5), 6, 7, 13, 14, 20, 27.

Athmungsorgane.

Kratzen in der Kehle, trockener Husten, heisere rauhe Stimme; Gefühl wie beim Schnupfen, Frostigkeit (1, 2, 7, 27), Keuchen; „Blutspeien, erschwertes Athmen (3, 14, 20).“ Der Ausdruck, den

die letzten drei Prüfer gebraucht haben, zeigt, dass die Quelle dieselbe ist, und dass dieses keine unabhängigen (bestätigenden) Beobachtungen sind.

Wiederum wird der Morgen zweimal als Zeit des Auftretens erwähnt.

Herz und Puls.

Puls sehr langsam und schwach, oder vier bis sieben Schläge in der Minute vermindert; oder unterdrückt, mit Kälte in den Beinen (7, 17). In der Mehrzahl der Berichte finden wir eine Vermehrung der Herzthätigkeit; Herzklopfen; im Bett schlägt das Herz schneller. Häufig giebt es einen sehr heftigen Schlag, der den ganzen Körper erschüttert (mit Schmerzen von der Praekordialgegend zum Schulterblatt). Puls voller und beschleunigt (8, 12, 13, 14, 20).

Brust.

Nummer 2, 4, 7, 8, 25 berichten Symptome, welche sich alle in folgendem Ausdruck zusammenfassen lassen: Zusammenschnüren, Stiche, Druck, namentlich in der rechten Seite der Brust, um die Brustwarze und Schulter; versetztes Athmen bei Bewegung nach dem Bücken.

Nacken und Rücken.

Nummer 2, 3, 10, 14, 19, 20 berichten übereinstimmend über Schwere, Druck, Stiche im Sakrum und Lumbargegend beim Bewegen, beim Aufstehen am Morgen. Diese Erscheinungen begleiten die Bauch- und Darmsymptome, in Verbindung mit denen sie von Belang sind.

Ober- und Unterglieder.

Empfindungen an diesen Theilen wurden nur von vier Prüfern beobachtet, und deren Angaben sind zu vage und allgemein gehalten, um brauchbar zu sein.

Haut.

Symptome wurden berichtet von 1, 4, 8, 20, 25. Von diesen berichten 4, 8 Finnen am Vorderarm; unter dem Kinn. Der ganze Körper von Nummer 25 juckt. Die Hautvenen bei Nummer 1 verschwinden, während sie bei Nummer 20 erweitert sind.

Fieber.

(Folgendes vergleiche man mit den Symptomen unter Herz und Puls). Nummer 1, 2, 4, (5), 6, 7, 8, 14, 20 berichten folgende

übereinstimmende Beobachtungen: Frostigkeit und Kälte; Schaudern und Kälte; Kälte mit Leibkneifen und während des Stuhles (2, 8).

Fieber mit heftigem Durst; Hitze in verschiedenen Theilen, namentlich im Gesicht und in der Kopfhaut (20).

Frostigkeit, Schaudern, abwärts kriechend in der Rückenhaut; kalte Hände, Füsse und Beine, welche den Schlaf hindern (1, 2, 4, 6, 7, 8). Auch Frostigkeit nach dem Essen, Abends und beim Aufstehen.

Schlaf.

Symptome werden berichtet von 1, 2, 6, 7, 8, 17, 25 und können dieselben folgendermassen zusammengefasst werden: Schlaflosigkeit am Abend und vor Mitternacht, oder frühes Aufwachen, drei bis fünf Uhr Morgens (6, 7, 25). Lautes Gähnen, Schläfrigkeit, Gleichgültigkeit (7, 8). Grosse Schläfrigkeit Morgens und Mittags, kann sich nicht ermuntern; während des Schlafes jagt eine Vision die andere, oder wirre Träume; sich drängende Gedanken (er schläft schlecht, geistig aufgeregt) 7, 8, 25.

Eine neue wissenschaftliche Materia Medica, gegründet auf reiner Pathogenese

von dem Medical Investigation Club zu Baltimore.

Argentum nitricum.

In dem Berichte über die halbjährige Versammlung der homöopathisch-medizinischen Gesellschaft zu New-York, der in der Oktobernummer dieses Journals veröffentlicht wurde, bezieht sich folgende Notiz auf die Abtheilung für Materia Medica jener Gesellschaft: „Die Abtheilung legte drei Schriftstücke vor, welche Analysen von Arzneimitteln enthielten, nach einer Methode die jüngst von verschiedenen Schriftstellern in North-American Journal of Homoeopathie und Hahnemannian Monthly angenommen ist. Unter den verschiedenen Schriftstellern in North-American Journal of H. sind gemeint die Dr. Dr. Wesselhoeft, Allen, O'Connor und andere. Unter den Schriftstellern in Hahnemannian Monthly sind die Mitglieder des Investigation Club of Baltimore gemeint.

Es mag ja eine gewisse verwirrende Aehnlichkeit bestehen zwischen den Arbeitsplänen, nach welchen die in dem North-American J. of H. veröffentlichten Artikel, und denen, welche im Hahnemannian Monthly veröffentlicht sind, bearbeitet wurden. Da

jedoch weder der Arbeitsplan, noch das Resultat identisch sind, benutzen wir diese Gelegenheit, um die in obiger Notiz enthaltene Unklarheit aufzuhellen. Wir thun dieses, indem wir einfach die beiden Arbeitspläne neben einander stellen und ihre charakteristischen Unterschiede so deutlich definiren, dass die Arztwelt künftig jeden Irrthum leicht vermeiden kann.

Beide Methoden sind synthetisch, und beide haben denselben Zweck, nämlich, die homöopathische Materia Medica zu fördern, dieselbe von zwecklosem Material zu reinigen, sie von klinischen Symptomen und eingebildeten Erfolgen zu befreien und schliesslich dem Arzte eine Materia Medica zu schaffen, welche ein klares Bild der reinen Arzneimittelwirkungen giebt. Mit anderen Worten, das Ziel beider Studienpläne ist das, den Weizen von der Spreu zu trennen, das Wahre vom Falschen, und aus dem bestehenden Chaos eine rein pathogenetische Materia Medica herauszuschälen.

Mit Ausnahme einiger weniger würdiger Männer, deren Konservativismus sie bewahrt vor der mühsamen Geistesarbeit, die die Bedingung jeder fortschreitenden Erkenntniss ist, ist die grosse Mehrzahl der ärztlichen Praktiker völlig durchdrungen von der Nothwendigkeit einer solchen Reform der Materia Medica und wünscht, dass das vorgesteckte Ziel so bald als möglich erreicht werde.

Von den beiden in Frage kommenden Studienplänen ist der eine von Dr. Konrad Wesselhoeft, der andere vom Medical Investigation Club aufgestellt. Obschon das Ziel bei beiden dasselbe ist, zeigt jedoch die Methode, dasselbe zu erreichen, gewisse Unterschiede. Dr. Wesselhoeft bedient sich so weit als möglich der Original-Prüferberichte und empfiehlt als Quellen hierfür Dr. Allen's Encyclopaedia und Dr. Hughes' und Dr. Dake's Cyclopaedia of drug Pathogenesy. Er empfiehlt dann, jedes individuelle Symptom aufzuschreiben, indem man die Berichte anordnet in parallelen und senkrechten Kolumnen. Man beginnt mit den Gemüthssymptomen, und geht so das ganze Hahnemann'sche Schema durch. So werden alle ähnlichen Symptome horizontal nebeneinander gebracht und können bequem verglichen werden. Jede Karte, sagte er, ist viele Quadratfuss gross, so gross, wie der „Boden eines mittelgrossen Zimmers.“ Nur Symptome, welche bei drei oder mehr Prüfern beobachtet sind, sollen benutzt werden. Nachdem alle aufgenommenen Symptome verglichen sind, werden sie zusammen-

gefasst, so dass der Charakter jeder Gruppe ähnlicher Symptome in einem einzigen Satze klar und knapp ausgedrückt wird. Wir finden z. B. bei einer Totalsumme von fünfzig Prüfern irgend eines Arzneimittels, dass dreissig Prüfer übereinstimmende Gemüthssymptome, und dass drei gleiche Magensymptome haben. Beide Klassen von Symptomen werden nun zusammengezogen und an die ihnen zukommende Stelle des Schemas gesetzt. Da jedoch über den relativen Werth beider keine Bemerkung gemacht wird und infolge davon beiden ein ganz gleicher Werth beigelegt wird, so erhalten wir durch diese Symptomatologie keinen Einblick in das allgemeine Gebiet der Mittelwirkung. Keine Grenze ist gezogen weder für die Zubereitung, noch für den Grad der Dosirung des Arzneimittels, welches nach dieser Methode gebraucht wird.

Um es zusammen zu fassen: 1. Allen's Encyclopädie und Hughes' und Dake's Cyklopädie werden empfohlen als Grundlage.

2. Prüfungen von Arzneimitteln, die nach allen Methoden von Verdünnungen und in allen Potenzen zubereitet sind, werden zugelassen, so dass „weder die Anhänger der hohen, noch die der niederen Potenzen Ursache haben, sich zu beklagen, dass die Methode unehrlich sei."

3. Jedes Symptomen-Schema ist so angeordnet, dass es einige Quadratfuss Raum bedeckt, „ungefähr die Grösse eines mittelgrossen Zimmers".

4. Nur Symptome, welche bei drei oder mehr verschiedenen Prüfern beobachtet sind, werden benutzt.

5. Da keine Zahlen beigefügt werden, welche die Menge der Prüfer anzeigen, von denen das zusammengezogene Symptom erlangt ist, so sind alle Symptome in der Synthesis infolge davon ganz gleichwerthig nebeneinander gestellt (reduced to a dead-level value). (? S. oben Aloe. Ref.)

6. Folglich, da kein allgemeines Wirkungsgebiet des Arzneimittels aus der zusammengestellten Symptomatologie gewonnen werden kann, so wird dem Arzneimittel keine bestimmte und wohl umschriebene Individualität aufgeprägt.

Dieses sind die herrvorragenden Merkmale der Methode, welche Dr. Wesselhoeft für den Neuaufbau der homöopathischen Materia Medica aufgestellt hat. Im weiteren Verfolge jedoch haben Dr. T. F. Allen und verschiedene andere New-Yorker Aerzte diesen Plan geändert. Diese Aenderung ist klar gelegt in den Studien über Gelsemium sempervirens und Actaea racemosa,

welche beide für die Homoeopathic Medical Society of the County of New-York unter dem 11. April 1889 niedergeschrieben sind, und die einige Monate später in dem North-American Journal of Homoeopathie veröffentlicht wurden.

In der Vorrede zu Gelsemium (welches von Dr. H Cox O'Connor bearbeitet ist) sagt Dr. Allen, dass „Symptome nicht als vollwerthig aufgenommen sind, wenn sie nicht bei ungefähr 25 Prozent aller Prüfer beobachtet worden sind." Ein anderes Merkmal, das nicht in Dr. Wesselhoeft's Plan stand, ist von Dr. O'Connor hinzugefügt worden, nämlich die Exponentzahl, welche die Zahl der Prüfer angiebt, bei denen das betreffende zusammengefasste Symptom beobachtet wurde. Weiterhin fusst diese Studie über Gelsemium auf Dr. Allen's Encyklopädie allein.

Die Studie von Actaea racemosa von E. A. Porter, A. M., M. D. und W. S. Pearsall M. D. schöpft aus beiden Werken, aus Allen und Hughes und Dake, und lehnt sich an Dr. Wesselhoeft's Originalplan. Die Exponenten fehlen.

Nach der Arbeit der New-Yorker Aerzte zu schiessen, ist der Riesenkarte des Dr. Wesselhoeft die einfache und praktischere Symptomen-Gruppirung nach dem Schema Hahnemann's in fortlaufender Reihenfolge vorgezogen worden. Dr. Wesselhoeft's Methode mit Dr. Allen's Aenderung kann demnach wie folgt zusammengefasst werden:

1. Allen's Encyklopädie und Hughe's und Dake's Cyclopädie werden als Grundlage empfohlen mit Bevorzugung von Allen's Werk.

2. Prüfungen von Arzneimitteln etc. etc. wie oben.

3. Symptome, welche beobachtet sind in einigen Fällen bei nicht weniger als 25 Prozent, in andern bei nicht weniger als 8 Prozent der Prüfer, oder allenfalls in einigen andern Fällen bei nicht weniger als drei verschiedenen Prüfern (ohne Rücksicht auf das Prozentverhältniss) werden benutzt, um die endgültig zusammengefassten Symptome festzustellen. (Diese Verhältnisse in Betreff der aufgenommenen Symptome sind alle benutzt worden; aber es ist unmöglich, bei der gegenwärtigen Lage der Sache, festzustellen, welches schliesslich angenommen werden soll.

4. Nach den veröffentlichten Arbeiten zu urtheilen, ist der Exponent weder angenommen noch verworfen, sondern wird von jedem Bearbeiter einer Symptomatologie je nach Gutdünken angewandt. Der Exponent ist also nicht charakteristisch für diese Methode.

5. Folglich da der Exponent mitunter angegeben, mitunter ausgelassen wird, werden einige der nach dieser Methode bearbeiteten Arzneimittel eine gut bestimmte Individualität haben, andere nicht.

6. Wir glauben im Vorstehenden eine korrekte Auseinandersetzung der Methode gegeben zu haben, welche Dr. Wesselhoeft zum Neuaufbau der homöopathischen Materia Medica angegeben hat, und zwar sowohl mit wie ohne die angegebenen Veränderungen. Da wir so seine Methode auseinandergesetzt haben, können wir jetzt im Gegensatz dazu eine Darlegung des Planes geben, auf welchen das Werk des Medical Investigation Club fusst.

1. Da die Cyclopaedia of Drug Pathogenesy die beste vorhandene Sammlung pathogenetischer Mittheilungen enthält, so haben wir diese als unser Hauptquellenwerk angenommen und nehmen daraus das Material für unsere Studien, indem wir hinzufügen, was immer von anderen Mittheilungen erreichbar ist aus irgend welchen Quellen von genügender Zuverlässigkeit.

2. Keine Prüfungen, welche mit Präparaten über der 12. Dezimalverdünnung gemacht sind, werden benutzt, und „Fluxions-" verdünnungen sind durchaus ausgeschlossen.

3. Kein Arzneimittel wird benutzt, das nicht bei wenigstens zehn verschiedenen Personen geprüft worden ist.

4. Kein Symptom wird angenommen, das nicht bei zwei oder mehr Prüfern beobachtet wurde, und in der Schlusszusammenfassung hat jedes Symptom einen Exponenten, welcher die Zahl der Prüfer anzeigt, von denen dasselbe beobachtet ist.

Durch diese Anordnung werden zwei Vortheile erreicht: erstens die Möglichkeit, den prozentualen Werth jedes zusammengezogenen Symptoms auszurechnen, da die Gesammtzahl der Prüfer an der Spitze jeder Symptomatologie aufgeführt ist, und zweitens die Möglichkeit, sofort einen Ueberblick zu haben über den relativen Werth der verschiedenen Symptome. So vermeiden wir die fatale Gleichmacherei, unter welche ein den Durchschnitt ziehendes Werk über homöopathische Materia Medica alle Symptome bringt.

Bei obigen Bemerkungen ist es unser Bestreben gewesen, den springenden Punkt beider Methoden hervorzuheben, derjenigen, auf welche das jüngst von einigen Schriftstellern in dem Nord-American Journal of Homoeopathie veröffentlichte Arbeit fusst, und derjenigen, welche in dem Hahnemannian Monthly von dem Medical Investigation Club veröffentlicht ist, zur Grundlage hat. Nachdem

wir, wie wir hoffen, unsere Absicht erreicht haben, wollen wir jetzt eine andere Beleuchtung der Resultate versuchen, welche wir bei Anwendung unserer Klarlegung der synpthetischen Methode zum Wiederaufbau der homöopathischen Materia Medica erlangt haben, nämlich bei:

Argentum nitricum.

Geschichtliches.

Diese Substanz ist ein Salz, welches entsteht, wenn metallisches Silber und Salpetersäure aufeinander einwirken. Schon seit mehreren Jahrhunderten geschieht desselben Erwähnung, wer jedoch zuerst diese Verbindung hergestellt hat, ob sie durch Zufall oder durch Nachdenken zu Stande kam, darüber berichtet die Geschichte nichts. Diese Substanz wird sehr viel angewandt im Kunstgewerbe, und ist namentlich von grossem Werthe in der Photographie, in der es angewandt worden ist von den ersten Anfängen an, etwa um das Jahr 1827 (?). Silbernitrat findet ausgedehnte Anwendung in der Zusammensetzung von unauslöschlicher Tinte. Der Hauptgebrauch dieses Mittels in der alten medizinischen Schule ist der als Aetzmittel, aber in beschränktem Masse ist es auch innerlich verordnet in Dosen von dem Bruchtheile eines Grans gegen Dysenterie, Epilepsie, Tabes dors., Chorea und Athembeschwerden.

Die erste homöopathische Prüfung des Silbernitrats wurde von Hahnemann angestellt, welcher sich der 15. Verdünnung bediente, indessen nur wenige Symptome beobachtete. Die Prüfungen von Dr. J. C. Müller und Genossen enthalten die besten Berichte bis jetzt, und sie sind bei diesem Werke benutzt worden. Die homöopathische Tinktur und ihre Verdünnungen wurden vorwiegend gebraucht. Verreibungen wurden für ungeeignet gehalten in Rücksicht auf die Wirkung, welche Argentum nitricum auf organische Substanzen ausübt und wodurch ein unreines Präparat entstehen würde. Bibliographie. — British Encyclopaedia, Appleton's Encyclop. Phillipp's Mat. Med. and Therapeutics, Hughes's Pharmacodynamics, Encyclop. of Drug Pathogenesy, Boericke und Tafel's American Homoeopath. Pharmacop.

Bemerkungen über Prüfungen.

Die 12 Prüferberichte von Arg. nitr., die sich in der Cyclopaedia of Drug Pathogenesy finden, sind in dieser Symptomatologie benutzt worden.

Die erste Gruppe umfasst die Prüfungen von J. C. Müller und vier Personen, welche ihre Prüfungen unter seiner Leitung ausführten. Eine von diesen Personen war eine Frau 30 Jahre alt, eine ein Knabe von 7 Jahren, während das Alter der beiden andern, welche Männer waren, 22 und 32 Jahre betrug. Sie wendeten die erste, zweite und sechste Dezimalverdünnung in Wasser an. Eine andere Gruppe besteht aus vier Männern, Dr. Lembke und drei anderen, welche wahrscheinlich auch Aerzte waren. Diese brauchten sämmtlich die Kristalle von Silbernitrat in Wasser gelöst.

Dr. E. P. Brewer liefert den Bericht einer unfreiwilligen Prüfung, wo ein junger Mann von 21 Jahren einen Gran Silbernitrat drei Tage lang zweimal täglich nahm.

Endlich liefert Dr. J. H. Clarke eine Prüfung an sich selbst, bei welcher er die sechste Centesimalverdünnung gebrauchte, und ebenso eine Prüfung bei einem jungen Manne von 18 Jahren, welcher die dritte Dezimalverdünnung gebrauchte.

Weiterhin haben wir die Berichte über vier Vergiftungsfälle, betreffend zwei junge Männer, eine Frau von 58 Jahren und ein Kind von 15 Monaten. Bei einem der Männer waren nur wenige Symptome, die Haut betreffend, bemerkbar.

Toxikologie.

Die Giftwirkungen des Silbernitrats sind schnell und unangenehm, und einige Fälle von Vergiftung sind, namentlich bei Kindern, eingetreten, weil häufig Stücke von Höllenstein in den Häusern vorräthig sind, die wirklich kleinen Stücken von Kandis gleichen. Wenn es in giftiger Dosis genommen ist, bewirkt es Erbrechen mit einem Gefühl von Trockenheit und Brennen in Mund und Kehle, bald gefolgt von Magenschmerzen. Der Einfluss des Giftes geht weiterhin auf das Nervensystem, wie man beobachtet hat bei einer Reihe von Krämpfen, welche mitunter beschränkt sind auf eine Gruppe von Muskeln, erweiterte und unempfindliche Pupillen, Unempfindlichkeit der Haut und Schwinden des Bewusstseins. Der Zustand des Patienten scheint sich nun zuweilen zu bessern, der Patient kann sogar einschlafen, aber nur, um bald wieder rauh aufgeweckt zu werden durch den Anfall einer ähnlichen Symptomenfolge — der Tod ist nahe. Wenn nicht thatsächlich das beste Gegenmittel, gewöhnliches Kochsalz, immer so nahe zur Hand wäre, würden zweifelhaft mehr Todesfälle durch dieses Gift beobachtet werden.

Allgemeiner Wirkungskreis.

Argentum nitr. scheint seine Wirkung an erster Stelle auf die Schleimhäute der Augen, des Mundes und des oberen Theiles der Luftröhre, der Eingeweide und der Urethra auszuüben, indem es Congestionen und Entzündung dieser Theile bewirkt, die begleitet sind von all den Erscheinungen, welche man gewöhnlich bei solchen Zuständen dieser Schleimhäute beobachtet.

Ein sorgsames Studium der Symptomatologie wie auch der Vergiftungserscheinungen des Silbernitrats überzeugen uns namentlich, dass sein Einfluss auf das Nervensystem entschieden feststeht. Neben andern Symptomen werden wir hierauf hingewiesen durch die ungewöhnliche Prostration, welche bei mindestens der Hälfte aller Prüfer auftrat, oft in Begleitung anderer Symptome in verschiedenen Körpertheilen. Dies scheint durch den Einfluss des Mittels auf die Nervencentren verursacht zu sein, und hierin liegt der Unterschied von der Schwäche bei Arsen, welche augenscheinlich von einer molekularen Zerstörung der Gewebe herrührt.

Symptomatologie.

(Prüfer 16: Männer 12, Frauen 2, Kinder 2).

Allgemeines.

Konvulsivische Bewegungen 2 — zitternde Schwäche 3; tagsüber 2. Müdigkeit 3; Kraftlosigkeit 2; allgemeine Prostration 2.

Geist und Gemüth.

Die Geistesthätigkeiten sind langsam, so dass fortgesetztes Denken Anstrengung erfordert: geistige Anstrengung ist lästig und es besteht eine Neigung der Gedanken, von einem Gegenstand zum andern überzuspringen 2.

Neigung da zu sitzen und zu brüten 2.

Kopf.

Gefühl von Verwirrung im Kopf 4; schmerzhaft 3; beim Erwachen gefühlt 2.

Schwindel 4.

Kopfschmerzen 6; sehr heftig 3; quälend und dumpf 2; reissende Schmerzen; Gefühl von Ziehen mit Drücken 2; der Kopf ist schwer und voll, besonders im Vorderkopf 3; begrenzt auf die Stirn 5; ebenfalls in den Seiten des Kopfes 2; Kopfschmerz beim Erwachen 3; Verschlimmerung bei Bewegung 3.

Die Kopfhaut juckt 2.

Augen.

Die Lider sind durch Schleim verklebt 2.

Die Konjunktiva ist entzündet und sehr roth 3.

Die Augen sind nach dem Gebrauche empfindlich und schmerzhaft 4; Gefühl von Brennen 2; Gefühl von Stechen in den Augen 2.

Thränenfluss 2.

Ohren.

Schiessender Schmerz im rechten Ohr 2.

Klingen in den Ohren 2.

Nase.

Heftiges Jucken in der Nase 2; Niesen 2; Vermehrung des Schleimes 3.

Gesicht.

Heftige Schmerzen im Gesicht 6; schiessend 3 — in die Backen 2; Schmerzen in der linken Infra-Orbitalgegend 3.

Mund.

Der Mund ist innen dunkler gefärbt 2; fleckenweise zerfressen 2.

Die Lippen sind trocken oder pergamentartig 2.

Die Zähne schmerzen leicht 3: die Backzähne 2.

Belag auf der Zunge 5: weiss 3; gelb an der Wurzel 2.

Die Zunge ist trocken 3; die Spitze roth und schmerzhaft 3 — brennend 2.

Die Papillen sind verlängert oder vergrössert 4; an der Seite der Zunge 2.

Die Zunge schmerzt 2. — Vermehrung des Speichels 4.

Veränderungen im Geschmack 5.*)

Hals.

Im Halse Gefühl von Trockenheit 3; von Weh 2.

Gefühl von Trockenheit im Pharynx 2; von Wehthuen 3.

Die Anwesenheit von Schleim verursacht viel Räuspern und Spucken 3.

---

*) Dies ist folgendermassen ausgedrückt: Die Nahrung schmeckt wie Stroh; fader Geschmack im Munde nach dem Aufstehen; vorwiegend metallischer Geschmack im Munde; bitterlicher Geschmack oder wie Seife und Wasser; vorwiegend bitterer Geschmack.

Kitzeln oder Prickeln im Halse verursacht einen Thränenfluss 3; verursacht zeitweise Husten 2.

Gefühl beim Schlucken, als ob ein Splitter im Schlunde steckte 2.

Magen.

Grosser Hunger 3; der Appetit ist vermindert 3. — Durst 2.

Aufstossen 3: häufig 2, heftig 2.

Uebelkeit 4: mit einem Gefühl von Schwäche 2.

Schmerzen im Magen 3; Gefühl von Druck 5.

Bauch.

Schmerzen in oder in der Nähe der Leber 6; Empfindlichkeit 2; Schmerzen in oder in der Nähe an der Milz 3.

Unbehaglichkeit im Leibe 2; Empfindlichkeit 2; Schmerzen 7; (Kolik 2).

Blähungen mit Poltern 4.

Stuhl.

Diarrhöe 8: wässerig 2, weich 3, breiig 2, schleimig 2, schleimig und stinkend, grünlich und schleimig 2, reichlich 2; während der Nacht eintretend 5 — zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang 3; während des Tages 2; Stühle schmerzlos 2, mit vorhergehender Kolik 2, sich entleerend mit einer Menge geräuschvoller Blähungen 3, mit Poltern in den Eingeweiden 4.

Harnorgane.

Gefühl in der Urethra von Hitze 2, Weh 2, Schwellung 3.

Stechende oder schiessende Schmerzen in der Urethra 3.

Häufiges Harnlassen 6: stark drängend 2, Brennen während und nach dem Harnlassen 2.

Die Menge des Harns ist vermehrt 3: blass an Farbe 2.

Respirationsorgane.

Husten 3: kurz 2, trocken 2, heftig 2, hervorgerufen durch Kitzeln in der Kehle 3.

Viel Schleim in Trachea und Pharynx 3.

Brust.

Ein Gefühl von Druck auf der Brust: derselbe verursacht Seufzen 2.

Schmerzen in der linken Seite der Brust 2.

Herz.

Druck in der Gegend des Herzens 2. — Herzklopfen 6.

Rücken.

Gefühl von Ermüdung und Schwäche im Rücken 2; Schwere und Ziehen in der Lumbargegend 2.

Schmerzen im Rücken 5; in der Gegend des Schulterblattes 2, in der Lumbargegend 3, in der Gegend des Sacrum 4.

Glieder.

Zittern der Glieder 2; Gefühl von Müdigkeit und Ermattung 5 (wie nach einer langen Reise 3).

Schmerzen in den Schultern, verschlimmert durch Bewegung 2; Schmerzen in der Achsel 2; Ellbogen 2; Handgelenk 2; Finger 3 — schiessend 2.

Heftige reissende Schmerzen in den Beinen 3.

Schlaf.

Schläfrig während des Tages 4; gegen Abend 2.

Unruhiger Schlaf 7: mit Umherwerfen 3; mit lebhaften Träumen 6

Haut.

Juckende Pickel, verschieden in der Form 2.

Gelbe Blasen auf einem rothen Grunde 3: mit Brennen 2.

Die Haut erscheint schieferfarben oder bräunlich.

Jucken auf dem Kopf 2.

Frost, Hitze, Schweiss.

Frostigkeit 3: in der Nacht, mit Schweis 2.

Hitzegefühl 2.

Schweiss während der Nacht ohne Frost 2.

Therapeutische Anwendung.

Die allgemeinen Charakteristika von Argentum nitricum, oder diejenigen Eigenthümlichkeiten der Wirkung dieses Arzneimittels, welche bei einer so grossen Anzahl von Prüfern beobachtet worden sind, dass sie als charakteristisch angesehen werden können, sind erstens einè Neigung, die Schleimhäute zu affiziren, und zweitens grosse allgemeine Abgeschlagenheit mit Schwäche und Müdigkeit in den Gliedern, welche beschrieben wird als ein Gefühl, das nach einer langen Reise entsteht.

Krankheiten des Nervensystems. — Hülfe ist von Arg. nit. bei Nervenkrankheiten zu erwarten, besonders wenn sie im Gehirn oder Rückenmark entstehen, wie z. B. bei nervöser Abspannung, Chorea und Epilepsie. In den Fällen. wo es sich wahrscheinlich nützlich erweisen wird, besteht eine träge Geistesthätigkeit, so dass fortgesetztes Denken besondere Anstrengung erfordert, welche lästig ist, und der Geist zeigt Neigung, von dem Gegenstande abzuschweifen.

Auch besteht eine schmerzhafte Eingenommenheit des Kopfes mit Schwere, namentlich in der Stirn; Schwindel, Erweiterung und träge Reaktion der Pupillen; Unempfindlichkeit der Haut; Zittern der Glieder; lokale und allgemeine Krämpfe; die Herrschaft über die Gedanken geht verloren. Oft findet man ferner, dass der Patient sich müde und angegriffen fühlt, als ob er sich zu sehr angestrengt hätte, während dieses durchaus nicht der Fall ist. Es besteht zwar Zittern der Glieder zugleich mit Schwäche, doch ist zu bemerken, dass inkoordinirte Bewegungen nicht in der Symptomatologie auftreten, ausgenommen in den Fällen, wo Krämpfe entstehen. Die Krankheiten, welche am wahrscheinlichsten von Arg. nitr. beeinflusst werden, sind diejenigen, in denen das Nervensystem geschwächt ist und man einen allgemeinen Verlust des Tonus bemerkt.

Bei Neuralgieen bringt dieses Mittel Erleichterung, wenn die Schmerzen längs irgend welcher Nervenbahnen schiessen; indess die heftigsten Schmerzen sind immer im Kopf.

Der Kopfschmerz ist gewöhnlich am heftigsten in der Stirn, kann aber auch in den Schläfen seinen Sitz haben. Der Schmerz ist gewönlich weniger scharf, als vielmehr niederdrückend mit einem Gefühl von Schwere und Vollheit und der Empfindung von Druck. Dieses Elendsgefühl ist heftiger am Morgen beim Erwachen und steigert sich durch Bewegung. Mit diesen Symptomen ist oft ein Verwirrtsein im Kopfe verbunden, mit Schwindel. Bei der von den Prüfern bemerkten allgemeinen Schwäche liegt es nahe, dem Arg. nitr. Heilwirkung zuzuschreiben bei Ueberarbeitung (brainfag) und bei den Kopfschmerzen der Gelehrten und Geschäftsmänner.

Krankheiten der Augen. — Die Augensymptome waren sehr ausgesprochen bei den Prüfern, wo die Augen überhaupt affizirt waren, indem unzweifelhaft eine Entzündung der Conjunktiva hervorgerufen wurde. Stechen in den Augen mit

Schmerzen und Thränen waren Symptome, die sehr bald beobachtet wurden. Nach Gebrauch der Augen werden sie empfindlich gegen Licht mit Erneuerung der Schmerzen und des Brennens. Die Conjunktiva ist sehr injizirt und sondert Schleim ab, der die Lider verklebt. Diese Symptome weisen hin auf den Gebrauch von Arg. nitr. bei Conjunktivitis, besonders, wenn dieselbe eine eiterige Form annimmt.

Krankheiten der Verdauungswege. — Uebelkeit und Schmerzen mit Empfindlichkeit, verbunden mit grosser Schwäche sind Symptome, welche viele Krankheiten dieser Theile begleiten, und die gleichfalls Symptome von Arg. nitr. sind. Die Zunge ist trocken und weiss belegt, gelb an der Wurzel und roth an der Spitze, welch letztere weh thut und schmerzt. Die Papillen an der Seite der Zunge sind verlängert und verdickt. Der Speichelfluss ist vermehrt und der Geschmack verdorben, während ausgesprochener Durst besteht, indess das hervorstechendste Symptom ist der Durchfall.

Die Stühle sind weich, mitunter wässerig, hell oder grünlich an Farbe, gemischt mit Schleim oder schlemmigen Massen, ziemlich reichlich mit starkem Gestank. Sie sind schmerzlos oder es geht leichte Kolik voraus; sie sind häufiger des Nachts, besonders in der Zeit von Mitternacht bis Sonnenaufgang. Flatulenz ist eine ausgesprochene Erscheinung; es besteht Kollern in den Eingeweiden und die Stühle entleeren sich mit einer Menge geräuschvoller Blähungen.

Indem wir diese Symptome bei Diarrhöe festhalten, ebenso die oben erwähnte allgemeine Abgeschlagenheit und hinzufügen die Ruhelosigkeit, den Durst, den Verlust des Appetites, die Uebelkeit und die Empfindlichkeit des Leibes, so bietet sich uns ein Bild der Cholera infantum, welches allen geläufig ist und das oft durch Arg. nitr. gehoben wurde.

Wir sehen oft Fälle, namentlich bei künstlich ernährten Kindern, welche während des Sommers Anfälle von Durchfall haben, von denen sie niemals völlig zu genesen scheinen, bald wird es besser, bald schlechter, bis die Sache in ein Hydrocephaloid ausartet. In diesen Fällen wird Arg. nitr. wohlthätig einwirken und die Gesundheit wieder herstellen, vorausgesetzt, dass die begleitenden Umstände günstig sind.

Krankheiten der Harnorgane. — Gelegentlich kommt es vor, dass eine starke Einspritzung, welche gegen eine Gonorrhöe

in die Harnröhre gemacht wird, die Blase erreicht und eine mehr oder weniger heftige Entzündung von Harnröhre und Blase erregt. Wenn ein solcher Zustand von der besagten oder einer andern Ursache herrührt, und in der Harnröhre ein Gefühl von Weh, Hitze und Schwellung besteht mit stechenden und schiessenden Schmerzen, dann kann man Arg. nitr. gebrauchen, namentlich dann, wenn drängendes und häufiges Urinlassen besteht mit Brennen in der Harnröhre bei und nach dem Harnlassen, während die Menge des entleerten Urins vermehrt ist.

Fünfjährige Erfahrungen in der neuen Behandlung der Schwindsucht mittels ihres eignen Virus vermuthlich auf gleicher Basis mit Koch's Methode

mit 54 Fällen

von

I. Compton Burnett Dr. med.

Mit Bewilligung des Autors, im Auszug deutsch von Dr. **Renner**, Marylebone Road London.

Vorbemerkung d. Red. Nach der Beleuchtung der Koch'schen Methode und ihrer bisherigen Erfolge und Misserfolge von unserm Kollegen Kröner bringen wir unsern Lesern nachstehenden Auszug von Dr. Burnett's Veröffentlichungen über seine Erfahrung in der Behandlung der Schwindsucht mit ihrem eigenen Virus als einen Beitrag zur Klärung der hoch bedeutsamen Tuberculosenfrage, die zur Zeit die medizinische Welt mit Recht bewegt und die geeignet ist, einen vollständigen Umschwung in der Auffassung der Schulmedizin in Bezug auf die Wirksamkeit spezifischer Heilmittel hervorzubringen, beziehentlich schon gebracht hat. Wir geben Dr. Burnett's Mittheilungen ohne jede Kritik und ohne einen Kommentar. Scheint derselbe mit seiner Gabengrösse etwas stark in's Extrem sich zu verlieren, so können wir nach unsern eignen Erfahrungen und Versuchen, die wir mit Verdünnungen der Koch'schen Präparate in relativ kräftigeren Gaben, den 6. bis 10. Dezimalen in Fällen von Lungenphthise gemacht haben, die im Ganzen sehr ungünstig ausgefallen sind und zweifellos diesen un-

günstigen Ausfall der noch zu grossen Gabe verdanken, — der Anwendung noch viel verfeinerter Gaben mit voller Ueberzeugung das Wort reden und werden weitere Versuche in diesem Sinne auch fortführen, deren Veröffentlichung wir einer späteren Zeit, nach Sichtung und Klärung des vorhandenen Materials, vorbehalten. Dr. Windelband.

„Ubi morbus ibi remedium“

In der Vorrede sagt Vf., dass er seit 5 Jahren Bacillenvirus in der Praxis angewandt und im Allgemeinen mit grossem Erfolg.

Die Anwesenheit von Bacillen in seinem Präparat, welches er Baccillinum nennt, ist von Dr. Heath, einem Bacteriologen, nachgewiesen worden. Es wird aus der natürlichen Krankheit hergestellt und in hoher Potenz angewandt und ist frei von den unleugbaren Gefahren der Koch'schen Injections-Methode.

Verf. machte zunächst einige Versuche an sich selbst mit Pillen 30.C. Wirkung: Konstant heftiger Kopfschmerz, schlimmer Tags nach dem Einnehmen bis zum 3. Tag anhaltend. Schlimmer von 30. als von der 100. Potenz. Der Schmerz sass tief drinnen und nöthigte zum ruhigen Fixiren. Der Schmerz kehrte wochenlang von Zeit zu Zeit wieder. Auswurf: nicht visciden, leicht sich lösenden, dicken Schleimes von den Athmungswegen, nach 1—2 Tagen heller Klang der Stimme. Nicht so konstant war windige Dyspepsie und kneipende Schmerzen unter den Rippen der rechten Seite und der Mammilarlinie. Schliesslich gestörter ängstlicher Schlaf. Etwas Husten 3 mal aber sehr gering, gerade hinreichend den sich fast von selbst lösenden Schleim heraufzubringen. Einer der ersten Fälle vorgerückter Phthise wurde völlig geheilt. Patientin nahm 30 Pfd. Körpergewicht zu. In einem Falle von Urinfistel rettete das Bacc. dem Patienten das Leben. In den folgenden Fällen wurde während der Behandlung kein anderes Medikament verabreicht.

Fall 1.

1885 betr. ein von 3 Aerzten wegen Hydrocephalus aufgegebenes Kind, der Kopf hatte den hydroc. Typus; P. Nachts abwechselnd schlaflos und delirirend, Tags spricht P. wirre. Diagnose der Aerzte: tuberc. Meningitis mit Erguss, woran ein kleiner Bruder bereits gestorben war. P. litt an Ekzem und war zweimal erfolglos geimpft worden, worauf das Ekzem fast verschwand. Ein

heftiger pustulöser Ausbruch Lepra und Ekzem traten auf Behandlung auf, nach 6 Monat gesund entlassen. Das Heilmittel war das Schwindsuchtsgift in hoher Potenz. Dauernde Heilung nach 6 Jahren konstatirt.

Fall 2.

Knabe, alt 3. Nachts Diarrhoe, heftiges Fieber, brennend heisse Hitze im Kopf. Augen aufwärts gedreht, rollend und bebend. Bac. in hoher Potenz. Nach 1 Std. Ruhe, Schlaf, Schweiss, in kurzer Zeit geheilt.

Fall 3.

P. 20 Monat alt, Bruder von Fall 2. Hohes Fieber, rastlos beständiges Aufschreien. Bald Collaps-Erscheinungen, fötider Geruch des Körpers. Viele Verwandte waren an Schwindsucht gestorben, einer an Tub. der Gehirnhäute. Nachdem andere Mittel im Stich gelassen, Phthisegift infinitesimal mit Milchzucker. Nach 10 Minuten Schlaf, rapide völlige Heilung.

Fall 4.

1890. Mädchen alt 12. Gross mit phthis. Habitus. Lästiges Hüsteln seit Monaten, der gewöhnl. homöop. Behandlung trotzte. Lange Finger, mandelförmige Nägel, langer Hals, indurirte Halsdrüsen. Phth.-Gift in hoher Potenz. Nach 10 Tagen hörte der Husten auf, in einigen Wochen ganz wohl und in gutem Ernährungszustand. Phthis. in der Familie.

Fall 5.

1887. Mädchen 15 Jahre, gross, grosse Tonsillen, chronischer Schnupfen bes. Morgens. Sprache dick, Hühnerbrust. Menses reichlich, Handteller feucht, schwitzt stark über der Nase, Frostbäulen, fröstelig. Milz stark geschwollen. Dämpfung über rechte Lungenspitze. Da Pat. von der Impfung gelitten, gab Verf. seinen beliebten Arbor vitae. Keine Besserung. Darauf Phthis vir. 30. alle 12 Tage. Nach 2 Monaten war die Dämpfung geschwunden, Thorax nahm bessere Gestalt an. Allgem. Befinden vortrefflich. Kein Rückfall. P. nahm im Ganzen 48 Kügelchen der 30. Potenz.

Fall 6.

1887. Frau 38 J., schwanger, quälender Husten bes. Abends und Morgens. Leukorrhoe. 3 Schwestern an Phthise gestorben im Alter von 28, 32, 40. Infiltration der rechten Lungenspitze.

4 Mal geimpft. Thuj. 30*). Puls 3. Bellis perennis 3. Sepia 12. Hepar 6. Thuj. 30. Nux v. 3 ohne Erfolg. Dann 1888 Phth. virus. Im März 1889 Erkältung mit etwas Husten. Im Oktober wieder das Virus. Im April 1889 geheilt.

Fall 7.

Juli 1887. Frau 30 J., vorgerückte Phthise, sehr abgemagert, Menses aufgehört. Zwei Schwestern ähnlich zu Grunde gegangen. War 4 Mal geimpft worden, daher erst Thuja, Calc. hypoph., Card. mariae dann das Virus. P. verlor ihren Husten und Auswurf fast ganz, nahm einige Pfunde zu und lebte 2 Jahre frei von den gewöhnlichen Symptomen. Doch P. wurde hydropisch und starb nach 2 Jahren — granulöse Leberatrophie. Doch hatte sie häufig Blutungen.

Fall 8.

17jähr. Mädchen, deren Schwester an Lungenschwindsucht gestorben. Sehr anämisch, blass, fast weiss, grosse Schwäche. Dyspnoe, Menses unregelmässig, Abendfieber — Virus 30 am 4. Oktob. — Nov. 1. Besserung, kein Abendfieber. — Wurde ganz gesund nur neuralgisch und anämisch nach Mangan ac. 1, inc. Zac. 1, Ferr. ac. 1 völlig geheilt, gesund und stark.

Fall 9.

Phth. Habitus. Bruder starb an Phthis. Vir. 10⁰ in seltenen Gaben.

Fall 10.

Kaufmann, Familienvater. 1888 mit Phthise-Fistula. Indurirte Halsdrüsen. Vater starb an Phth. Behandlung auch mit anderen Mitteln. Resultat: Geheilt.

Fall 11.

Knabe 2 J. 8 M. 2 Geschwister an Gehirntub. unter gleichen Erscheinungen gestorben. P. ist kopflos, klagt und stöhnt und ist schlafsüchtig. Alle Drüsen geschwollen, heiss; Urin, roth, sandig. Schädel hydrocephalisch. Schlimmer Arm nach Impfung 4 Monate lang. Diagnose: Tubercul. Acon. und Chamom 30. — April 30. Besser, Schlaf gut, Urin besser, Pulsat. 1. Mai 14. Urin normal. Keine Schlafsucht. Objectiver Befund unverändert. Darauf Ord. das Virus.

---

*) Zur Erklärung: Verf. hegt die Ansicht, dass eine grosse Anzahl komplizirter Erkrankungsformen, welche den gewöhnlichen homöop. Mitteln nicht weichen, auf Vaccinosis beruhen. Als Mittel gegen letztere dient ihm die Thuja occidentalis.

Den 11. Juni Schlaf ruhig. Abmagerung, Urin normal. Um die vermuthete Vaccinosis zu heilen Thuj. 30. — 11. Juli besser, schreit häufig auf. Glonoin 2. und Acon. 2.

18. Juli Schlaf schlechter, Ord. Virus 30. in seltenen Gaben.

22. Aug. Appetit besser, Schlaf gut, keine Tagesschläfrigkeit mehr, Urin roth, P. unruhig, kräftiger. Die Halsdrüsen besonders linker Seits weit schlimmer. Puls. 3 und Calc. c. 12.

17. Oktob. Schlimmer, schreit fürchterlich im Schlaf. Darauf erhielt P. nur das Virus; am 7. Jan. 1889 geheilt entlassen. Ende des Jahres wurde bedeutende Körperzunahme konstatirt, wohl in Folge der Heilung der Tuberkulose.

Fall 12.

Mädchen alt 6 J., erkrankte im Frühjahr 1888 (Vater leidet an chron. Schwindsucht) — mit Fieber, Abmagerung, Leibschmerz, rastlose Nächte. Die Inguinal. und Halsdrüsen beiderseits geschwollen und verhärtet. Der Hausarzt hegte wenig Hoffnung auf Genesung.

27. Juli Virus 30 alle 9 Tage.

27. Aug. war fast wohl, jetzt Fieber, schreit im Schlaf auf, Erdbeerzunge, Virus 100 alle 9 Tage.

2. Nov. Bedeutend besser, kein Aufschreien im Schlaf. Die Drüsen fast ganz gut. Thuj. 30. — Blieb wohl.

28. Mai 1890. Vir. 100. Blieb wohl. Etwas Magenstörung durch Puls. 1 und Ars. 5 beseitigt. Ist jetzt gesund.

Fall 13.

Grosser dicker Herr aus der Provinz, mit rother Gesichtsfarbe. Mutter starb jung an Phthise, Vater an Pneumonie; einzige Schweser phthisisch. P. acquirirt häufig bei kalter Witterung Pneumonien, hustet und wirft viel aus. P. schwitzt s. stark, trinkt viel, ist schlaflos und hat beständig Fieber, Halsdrüsen stark geschwollen. Nach 3 monatl. Behandlung mit dem Bacillenvirus schläft er jetzt gut. Die Drüsen nicht mehr fühlbar. Temp. normal. Kein Husten, kein Auswurf. Die Gewebe sind nicht mehr so wasserhaltig.

Fall 14.

Ein ähnlicher Fall, nur ohne Fieber. Hier war die Behandlung, da das Virus nicht den schlagenden Erfolg hatte, mit Puls. Spir. gland. querc. u. Acet. Lobeliae verbunden. — Heilung.

Fall 15.

Junge Dame, alt 19., Juli 1889. Hektisch, kurzathmig, kurzes Hüsteln, scrophulöse Narben am Hals, dunkle Haut, feinste Rasselgeräusche in beiden Lungen, amphorisches Geräusch in der rechten mit vermehrte Stimmresonanz. Eine grosse weiche Drüse am Halse links. Starkes endocardisches Geräusch, am besten an der Herzspitze hörbar.

12. Juli. Trit. Jodoform 3 in 4 gran Dosen. Nach 2 Monaten entschiedene Besserung, Gewichtszunahme, Hektik jedoch unverändert.

9. Oktob. Bac. virus C. in seltenen Gaben — wie das auch für alle folgenden Fälle gilt. Darauf Vir. C. C.

Vollständige Genesung. Physik. Untersuchung fand jedoch nicht statt.

Fall 16.

Knabe 7 J., Frühjahr 1890. Mit Fieber, Russische Influenza, Abmagerung, Hinfälligkeit, Furchtsamkeit. Drüsen stark geschwollen, da er von der Impfung stark gelitten hatte. Thuj. 30. Sabina 30. Dann Bacill. virus C. Wurde ganz gesund, mit Zunahme des Körpergewichts.

Fall 17.

Herbst 1889. Dame 56 J. Tuberculöse Synovitis des linken Knies. Mutter an Schwindsucht gestorben, desgleichen 6 Geschwister. Nach 2 monatl. Bacill. virus C frei von Schmerz und fähig, ohne Stock 1—1½ Stunde zu gehn. Jetzt ganz gesund.

Fall 18.

Knabe 8 J., aus schwindsüchtiger Familie. Nachtschweisse, gekerbte Scheidezähne, alle Drüsen indurirt u. geschwollen, aufgetriebener Leib, knirscht Nachts mit den Zähnen, empfindlich gegen Erkältung, Schweisse am Rücken und Hinterhaupt, Kopf gross, Stirn vorgewölbt, häufig Fieber und Durchfall. Bac. vir. 2 Monate lang heilte.

Fall 19.

Kaufmann 26 J., 9. September 1889 von phthis. Habitus und Familie, litt an Hämorrhoiden, Constipation. Er ist lang, dünn,

hat langen dünnen Hals und ist vorwärts gebeugt. Geheilt nach 3 monatl. Behandlung mit Bacill. virus. Gebrauchte Thuj. für Vaccinosis. Hydrast. Canad O gtt. v. 2 × tägl., welches Letzere nach Bacill. virus zur Hebung der Ernährung ausserordentlich wirkt. Bac. virus hat eine begrenzte Wirkungssphäre und häufig müssen andere Mittel nachträglich gegeben werden.

Fall 20.

Frau 35 J., Mutter von 3 schwindsüchtigen Kindern. Ihr einziger Bruder starb an Schwindsucht. 3 mal Abortus, schien an excessiver Menstruation zu Grunde gehen zu wollen, höchst abgemagert. Virus C, darauf Chelidonium majus O und Thuj. 30 heilte. Ist nun gesund und in gutem Zustand.

Fall 21.

Tochter der obigen, 7 J. Glieder stockdünn, r. Lunge s. flach, die Rippen der r. Seite eingefallen, Halsdrüsen verhärtet, Erdbeerzunge, Milz geschwollen, reizbar und rastlos; Virus 2 Monate lang, darauf Calc. phos. 3. Geheilt entlassen am 14. Mai 1890.

Fall 22.

Babi, Bruder d. obig. 11. Spt. 1889. Abgemagert, alle Drüsen fühlbar, geschwollen, Mesenterialdrüsen, offenbar tuberkulös erkrankt, Durchfälle. — Elaterium 3, Jod. 2, Thuj. 30 besserte, aber noch Diarrhoe und Schweisse. Nach Bac. vir. ganz gesund. — Calc. phos. 3. 2 Monate lang. 24. Februar 1890 berichtet, dass Knabe gedeiht.

Fall 23.

Schriftsteller 50 J., im Herbst 1889; klagt über furchtbare Schmerzen im Kopf, fast absolute Schlaflosigkeit und tiefe Adynamie. Geschwister meist an Gehirnwasser gestorben. Seine r. Lunge ist verhärtet — vermuthlich in Folge geheilter Cavernen, da er Jahre lang an Blutspeien gelitten hatte. Den Kopfschmerz beschreibt er als wie von einem engen eisernen Ring, die Hände zittern und er hat das Gefühl wie von feuchten Kleidern auf der Wirbelsäule. In weniger als einem Monat nach Beginn des Virus hörten alle diese Symptome auf und P. ist jetzt in guter Gesundheit und Arbeitskraft.

Fall 24.

Knabe 15 Monate. Anfangs Oktob. 1889. Dunkel, verdriesslich, still, schwarze Augen, fett, reizbar, constipirt, schreit im

Schlaf und ist Nachts rastlos. Seine kleine Schwester starb 2½ J. alt an Gehirnschwindsucht. Bekam erst Thuja, dann Bac. Virus C. Zuerst machte ihn dies nach Aussage der Mutter sehr krank, dann trat Besserung ein. Darauf Calc phos. 3. Im Mai 1890 leichter Rückfall. Bac. Vir. C. C. heilte dauernd.

Fall 25.

Dame 28 J., Mutter eines Kindes. 21. Okt. 89. Stark abgemagert, hatte während der letzten 2 Monate 10 Pfund an Gewicht verloren. Schwindsucht in der Familie. Die Mutter hatte Typhus gehabt, von dem sie sich nie ganz erholt hatte. Pyrogenium 5. gtt. V. 3 mal tgl. Dabei nahm sie 3½ Pfund zu. P. hatte keinen Husten, obgl. d. r. Lungenspitze verdichtet u. schmerzhaft ist. Schmerz auch in der Gegend der l. Lungenbasis, Stimmresonanz ungleich. Die Dämpfung an der r. Lungenspitze nahm ab und die Stimmresonanz wurde ziemlich gleich.

Nux. vom. 1 gegen Indigestion. 18. Nov. hatte sie weitere 2 Pfund zugenommen. Die ausgesprochene hektische Röthe führte zu Bac. Virus C.

4. Dcb. 1½ Pfund Zunahme, hektische Röthe geschwunden.

1. Jan. 1890. 3 Pfund Zunahme, schwache Indigestion. Thuj. occid. 30 (Impfung?)

29. Jan. 5 Pfund Zunahme. Etwas hekt. Röthe, Virus C.

12. Febr. 2½ Pfund Zunahme. Bedeutende Besserung. Hydrast O.

14. März. 4½ Pfund Zunahme, noch Dyspepsie vom Typhus her, daher Pyrogenium 5.

8. April. 2 Pfund Zunahme. Wohl.

Fall 26.

Fräulein 26 J. Nov. 1889. Im Anfangsstadium der Schwindsucht. Beide Schwestern und Mutter sind schwindsüchtig. Beide Eltern der Mutter starben an Schwindsucht Dyspnoe, schnelles Athmen, Gewichtsverlust, fettige Haut. Virus 2 Monate lang, dann Hydrast Canad. O etc. Den folgenden Mai geheilt. Ist jetzt wohlbeleibt und in guter Gesundheit.

Fall 27.

Kaufmann 28 J. unverheirathet letzten Sommer beginnende Schwindsucht. Mutter † an Schwindsucht, Bruder daran leidend. P. hatte einen Ausschlag über dem Kehlkopf. Zinc. acet. 3 gtts. V. 3 stündlich heilte den Ausschlag, die Haut war dunkel. Chron.

Diarrhoe, feinste Rasselgerausche mit reichlichem Auswurf. Jris versic. 30 heilte die chron. Diarrhoe, aber der Auswurf blieb profus. War früher an Fistel operirt, Bac. virus 2 Monate fortgesetzt heilte völlig. 8—10 Pfd. Gewichtszunahme. Jetzt hat P. geheirathet mit ärztl. Zustimmung.

Fall 28.

Mädchen 7 J., vom Lande, Oktober 4. 1889, Phthis. incipiens Husten am schlimmsten 6 Uhr Morgens. Schneidezähne eingekerbt P. dünn und schmächtig. Cervical- und Inguinaldrüsen bedeutend vergrössert und verhärtet. Erdbeer-Zunge. Verblieb 3 Monate unter Bac.-virus-Behandlung in 8 tägigen Zwischenräumen, Heilung vollständig. — Später auch Thuja. —

Fall 29.

Commis 34 Jahre, Frühjahr 1890. Dunkel, Hühnerbrust, in schlechtem Zustand, seit 3 Wochen krank. Haemoptyse. Beschleunigte Athmung. Vater starb an Lungenkrankheit; nach Acet. lobel. Bacill. vir. C ohne Erfolg starb P. in wenigen Wochen.

Bei florider Phthise ist das virus nutzlos.

Fall 30.

Student 22 J., vor 2 Jahren etwas Husten, beschleunigte Athmung, Fieberanfälle keine Abmagerung aber Apathie und Müdigkeit. Die gewöhnlichen Mittel und Bac. virus und Luftveränderungen verhinderten nicht, dass er langsam ohne zu leiden zu Grunde ging.

Fall 31.

Herr über 50 J., dessen einziger Bruder an Schwindsucht gestorben, und 3 Tanten väterlicherseits desgl., litt an Darmblutungen, Husten und Abmagerung. Unter dem virus nahm P. zu, Husten und Blutung hörten auf. Die Abmagerung hörte nach der zweiten Dose schon auf.

Fall 32.

Merheir, Kaufmann 30 J. anfangs April 1890. War 1877 von einem Pferd auf's Knie geschlagen worden. Das Knie blieb geschwollen nnd schmerzte zuweilen. Diagnose Tuberculose des Knie's. Eine Operation sollte daher vorgenommen werden. 10 seiner 15 Geschwister waren an Schwindsucht gestorben. Er selbst spie Blut und hatte schwächende Schweisse.

Bac. vir. 2 Monate lang heilte völlig bis auf die letzte Spur von Empfindlichkeit und Schwellung, welche durch Bellis perennis O gtts. VI beseitigt wurden.

Fall 33.

Dame 30 J. in vorgerückter Phthise. Unter Bac. virus nebst einer Reihe anderer Mittel heilten nach einander 2 Cavernen, nicht aber eine dritte an der Basis der linken Lunge und P. starb an Erschöpfung.

Fall 34.

Fräulein 29 J. rastlos, bleich und mager, Tuberculose in der Familie. Das Virus heilte in 6 Wochen. Pulsatilla besserte die schwache Verdauung, die erweichten Knochen wurden hart und gerade.

Fall 35.

Knäblein im Mai 1885. Geschwister an Gehirntuberculose gestorben. Auf dem Kopf viele Krusten, Stirn ausgebuchtet, stets schlechte Nächte und grosse Neigung für Salz. — Einreiben mit Oel. Psor. 30., Calc. carb. 30., Thuja 30. Dann Virus 30 beseitigte alle Symptome, Heilung nach 5 Jahren als dauernd constatirt.

Fall 36.

Dame 30 J. 1885. Skrophulöse Narbe am Hals. Litt seit fast 3 Jahren an Diarrhoe. Zunge roh und roth. Nach Virus Zunahme von $15^1/_2$ Pfund.

Fall 37.

29jährige Frau, seit 4 Jahren in Behandlung wegen Schwindsucht der linken Lunge, genas völlig nach 2monatlicher Virus-Behandlung.

Fall 38.

August 1886 13j. Mädchen von phthis. Habitus und erblicher Phthise. In der rechten Lungenspitze fehlte das Athmungsgeräusch gänzlich; Stimmresonanz verstärkt. Schmerzen in der linken Seite, profuse Schweisse. Nach Virus 30 einen Monat lang bedeutende Besserung, hat keine Schweisse mehr. Nach 1—2 monatlicher Pause wurde das Virus wiederholt und P. vor 3 Jahren geheilt entlassen. Befindet sich z. Zt. wohl.

Fall 39.

10jähr. Mädchen März 1887. Grosse Abmagerung ohne Fieber. Nach anderen Mitteln im Februar 1888 Virus 30 einmal wiederholt. Jetzt in blühendcr Gesundheit.

Fall 40.

Fräulein 30 J., August 1887. Mutter an Schwindsucht gestorben. Zunehmende Abmagerung, enorme Leber, langwierige Dyspepsie, zeitweilig Fieber, trockner harter Husten. Eine Reihe von Mitteln besserte die Symptome, nicht aber die Schwindsucht und das abendliche Fieber. 3 monatlicher Gebrauch des Virus heilte — nach Ablauf eines Jahres bestätigte Gewichtszunahme und gesundes Aussehen.

Fall 41.

Mädschen 14 J. November 1887, lang und dünn mit ausgesprochener Schwindsucht. Zweimal starke Lungenblutung. Der äussere Theil der rechten Lungenspitze gedämpft, kaum irgend ein Athemgeräusch wahrzunehmen, schuppige Augenlider, sehr vergrösserte Tonsillen. Nach Virus einmal intercurrirende Pleuritis mit Lungenblutung — aber völlige Herstellung. Bei genauer Untersuchung der Brust konnte jüngst weder an der Lungenspitze, noch am Sitz der intercurrirenden linksseitigen Pleuritis irgend etwas Krankhaftes entdeckt werden.

Fall 42.

10jähr. Knabe, Sommer 1888, mit Unterleibsschwindsucht. Alle Drüsen fühlbar und indurirt, Leib aufgetrieben, die Milzgegend vorgewölbt, Schwester jüngst an Gehirntuberkulose und viele der Familienmitglieder an Schwindsucht gestorben. Während der einjährigen Behandlung 3 mal einen Monat lang Virus. P. wurde wohl und fett.

Fall 43.

6 jähr. Mädchen, August 1888, beginnende Tuberkulose, schlaflos, knirscht mit den Zähnen, Diarrhoe, Mangel an Appetit, übler Geruch des Athems, eingekerbte Zähne, Schmerz nach dem Essen. Erbrechen des Genossenen, verhärtete Drüsen, Erdbeer-Zunge, höchst reizbar und unartig, zurückgebliebenes Wachsthum, Magerkeit. Nach 4 monatl. Virusbehandlung (nebst 1—2 Gewebsmitteln) wurde P. nach 9 monatlicher Behandlung ohne irgend welches Krankheitssymptom entlassen und die Heilung dauert an.

Fall 44.

22jähr. Frau, zart, am 2. Oktober 1888: seit 7 Wochen unangenehmes Hüsteln mit viel Auswurf, Schmerz in der rechten Lunge, abendliches Fieber, Leber und Milz vergrössert. Der Husten schlimmer Morgens nach dem Frühstück. Ein leichter Kropf. Bruder leidet an Darmschwindsucht, Virus C sechs Wochen lang brachte Heilung.

Fall 45.

Frau V. 40 J. Nov. 1888. Fast alle Familienmitglieder an Schwindsucht gestorben. P. offenbar schwindsüchtig. Hohes Fieber namentlich Abends, grosse Unruhe und Reizbarkeit, Verstimmung und Aufregung. Zunge sehr roth, chron. Diarrhoe, kein Appetit, binnen 6 Wochen 14 Pf. Gewichtsverlust. 6 Wochen virus 30 heilte. Das Fieber hörte nach der zweiten Gabe auf, darauf die Diarrhoe und P. war bald wohlgenährt.

Fall 46.

Mädchen 18 J. Herbst 1888 mit altem Erguss in d. l. Pleura nach schwerer Pleuropneumonie. Die Rippen dieser Seite stark auswärts gebogen, Athmung und Puls beschleunigt. Zähne schmutzig und verfärbt. Herzaction gestört, wenig und unruhiger Schlaf. Melancholische Gemüthsverstimmung. Menses selten. Zu Lichen ruber und Fieber geneigt. Virus 2 Monate lang bewirkte gründliche Heilung, doch mussten noch andere Mittel zur Beseitigung der nicht schwindsüchtigen Erscheinungen angewandt werden.

Fall 47.

7jähr. Mädchen. Dezember 1888 mit tuberkulöser Erkrankung des linken Knies. Hinkte seit 11 Monaten. Das Knie ist stark geschwollen und schmerzhaft, Zähne tuberkulös*). Viele Fälle von Schwindsucht in der Familie. Vater hatte Rückenmarkserkrankung. Nach einem Monat Virus 30 hatte die Schwellung des Knies um ein Drittel abgenommen und das Gelenk war beweglicher. Nach 2 Monaten ganz wohl. Der Rest der Schwellung wurde durch Herbarum mater 3 trit. beseitigt.

Fall 48.

Schwere chron. Hüftgelenks-Entzündung geheilt mit Verkürzung durch Virus neben orthopädischer Behandlung.

Fall 49.

Mann 20 J. Febr. 1889 mit ausgesprochener Phthise mit Lungenhämorrhagien. Unter Virus nahm das Gewicht in einigen Monaten um 18 Pfd. zu. Im Oktober trat jedoch acute Kehlkopfschwindsucht ein, gegen welche das Virus keinen Einfluss hat und Pat. starb.

---

*) Verf. versteht darunter mehr oder minder rudimentäre Zähne mit Löchern in der äusseren Fläche, auf klinische Beobachtung gestützt. Unter Virusbehandlung gewinnen die Zähne eine gute Farbe, die oberflächlichen Höhlen reinigen sich und verschwinden theilweise.

Fall 50.

Fräulein 40 J. 26. Oktob. 1885, mager und schwindsüchtig. Athmung kaum wahrnehmbar, chron. Fieber, Husten, Appetitmangel. Das Virus heilte völlig.

Fall 51.

Mädchen 11 J. Ringwurm auf dem Kopf. Zähne rudimentär, nicht über das Zahnfleischniveau hervorragend. Alle Geschwister der Mutter an Schwindsucht gestorben. Nach vergeblicher Anwendung der gewöhnlichen Mittel 5 Monate lang Virus. Resultat: die vorher fühlbaren Drüsen nicht mehr fühlbar, der Ringwurm verschwand, die Rippen nahmen eine bessere Gestaltung an, Athmung auffallend besser und, mirabile dictu, die Zähne waren gewachsen. P. ist jetzt ganz wohl und hat leidliche Zähne.

Verf. hat die Erfahrung gemacht, dass Ringwurm durch das Virus schnell geheilt werden kann und dass zugleich das Allgemeinbefinden sich bedeutend bessert.

Fall 52.

14jähr. Knabe. Seit einem Jahr Bluthusten. Eine Lungenspitze krank, hatte Pneumonie. Brust flach, Athmung beschleunigt. Nach Virus völlig geheilt, nach 4 Jahren Heilung bestätigt.

P. wurde vor der Kur von der Sonne stark gebräunt, aber seitdem nicht mehr. Aehnliches hat Verf. wiederholt beobachtet.

Schlussbemerkungen.

1. Das Gift des Schwindsuchtsprozesses, das Bacillen-Virus, heilt prompt die frühen Stadien der tuberkulösen Schwindsucht in allen Körpertheilen: Gehirn, Lungen, Haut, Gelenke etc.

2. Das Virus ist innerlich in hoher Potenz zu geben.

3. Es darf nicht in zu häufigen Dosen gegeben werden, alle 6—10 Tage ist die Regel.

4. Niedere Verdünnungen sind unzulässig; nie unter der 30. Selbst diese veranlasst zuweilen schwere konstitutionelle Störungen. Verf. geht jetzt selten unter die 100ste.

5. In einem gewissen noch nicht ermittelten Stadium hilft das Virus nicht mehr.

6. Insofern die Krankheit, welche das Virus heilt, dem Effekt einer vollen Gabe desselben ähnlich ist, wirkt das Mittel homöopathisch. Es ist das pathologisch-homöopathische Simillimum der zu heilenden Krankheit.

7. Theoretisch gesprochen, hört der Nutzen des Virus auf, wenn die Krankheit durch Quantität oder Ausdehnung aktiv infektiös geworden ist und das homöopathische Verhältniss in das identische übergeht. Die Bacillen dürfen nicht numerisch die Oberhand gewonnen haben. Es ist daher nicht die Dauer der Krankheit, als vielmehr ihre Intensität, welche entscheidend wirkt.

8. Die Widerstandsfähigkeit des Organismus in der Schwindsucht ist von der grössten Bedeutung. Das Virus schliesst daher nicht die Anwendung diätetischer und hygienischer Mittel aus. Namentlich ist möglichste Hebung der Ernährung von der allergrössten Wichtigkeit.

Gedanken über eine neue Pathologie.

Vortrag, gehalten auf der 59. Versammlung des Central-Vereins homöopathischer Aerzte Deutschlands

von Dr. Leeser, prakt. Arzt in Bonn.

M. H.! Wir Homöopathen wissen längst, dass unsere Therapie sich nicht in Einklang bringen lässt mit der heutigen, auf pathologisch-anatomische Grundlagen sich stützenden und von pathologisch-anatomischen Gesichtspunkten ausgehenden Pathologie. Da nun, wie Niemand von Ihnen bezweifeln wird, unsere Therapie sich auf ein Naturgesetz — similia similibus curantur — stützt, und jede Therapie aus Causalitätsgründen nothwendig eine causale sein muss, so folgt daraus, dass eine Pathologie, die für unser zweifellos richtiges therapeutisches Handeln keine Unterlage bietet, also auch eine Pathologie auf anatomischer Grundlage, wie sie heute gelehrt wird, falsch sein muss, womit selbstredend nicht gesagt werden soll, dass die ihr zu Grunde liegenden Thatsachen falsch sind, sondern nur die aus diesen Thatsachen gezogenen Folgerungen. Wir müssen von einer Pathologie, d. h. einer Erklärung der physiologischen Lebensvorgänge unter abgeänderten Bedingungen, die uns genügen und die Grundlage für unser therapeutisches Handeln abgeben soll, in erster Linie verlangen, dass sie uns den Schlüssel liefert für das Verständniss der zahlreichen Symptomenbilder, nach welchen wir die Arzneimittel auszuwählen gewohnt sind, eine Forderung, welche uns die moderne Pathologie

mehr als schuldig bleibt. Eine diesen unseren Ansprüchen gerecht werdende Pathologie dürfte zugleich auch die tiefe Kluft zwischen Theorie und Praxis in der Homöopathie, deren Vorhandensein von Niemand mehr beklagt werden kann, als von uns Homöopathen, überbrücken und die Homöopathie auf die wissenschaftliche Höhe bringen, welche ihr nach ihren therapeutischen Erfolgen längst gebührt.

Wenn ich jetzt den Versuch mache, Ihnen, m. H., meine Gedanken über eine neue Pathologie zu entwickeln, so dürfen Sie kein abgeschlossenes, in allen Theilen fertiges Ganzes von mir erwarten. Ich kann Ihnen nur gewissermassen einen ersten Entwurf zu einer allgemeinen Pathologie vorlegen, nur in groben Umrissen die Gesichtspunkte andeuten, nach welchen eine solche zu schaffen ist, zu deren Ausarbeitung es vielleicht eines Menschenlebens bedarf. Von einer speziellen Pathologie müssen wir überhaupt vorläufig absehen; denn eine solche, die selbstredend nicht nach Krankheitsnamen, sondern nach Symptomengruppen klassifizirt sein müsste, zu schreiben, gehört heutzutage, wo uns noch die wichtigsten und unerlässlichsten Vorkenntnisse in Anatomie und Physiologie fehlen, zu den Unmöglichkeiten.

Sehen wir zunächst einmal, auf welche Weise die, wenn ich mich so ausdrücken darf, künstlichen Krankheiten, d. h. die durch Arzneimittelprüfungen am Gesunden hervorgerufenen Symptomenbilder zu Stande kommen. Was uns bei den Arzneimittelprüfungen zunächst auffällt, ist die sog. spezifische Wirkung der Arzneien, d. h. die konstante Beziehung, welche die einzelnen Arzneistoffe zu gewissen Organen und Geweben besitzen. Wie ist dieselbe zu erklären? Etwa durch eine chemische Affinität der Arzneistoffe zu gewissen Organen etc.? Schwerlich; denn einmal sind die Quantitäten der zu den Prüfungen an Gesunden verwandten Arzneistoffe viel zu gering, um unverändert im Blute zirkuliren und an den verschiedensten Stellen des Organismus chemische Verbindungen eingehen zu können, und auf der anderen Seite macht das konstante Auftreten gewisser Symptome an den verschiedensten Stellen des Körpers das Vorhandensein zahlreicher Angriffspunkte im höchsten Grade unwahrscheinlich, da die Zahl der Angriffspunkte im umgekehrten Verhältnisse zur Konstanz der Symptome steht. Wenn es weiterhin sogar fraglich ist, ob überhaupt die Arzneistoffe in mittlerer Dosis in die Säftemasse, oder vielmehr — von der Mundschleimhaut aus — in die Blutzirkulation gelangen

— an eine Aufnahme von der Magenschleimhaut aus ist gar nicht zu denken, da die natürliche Magensäure ihre Wirkung schon von vornherein illusorisch machen würde —, so ist eine Wirksamkeit infinitesimaler Dosen, wie 30. und 200. Potenzen, von der Blutbahn aus schon ganz und gar ausgeschlossen. Vergleichen wir damit die zweifellos festgestellten Heilungen von Neuralgien und anderen Erkrankungen durch Riechenlassen an niederen und höheren Potenzen, so giebt es eben nur einen Weg, auf den die verfeinerten Arzneistoffe bei ihren Wirkungen im Organismus angewiesen sind, die Nerven, welche einzig, namentlich im krankhaft gereizten Zustande, den hohen Grad von Empfänglichkeit besitzen, der für so unendlich schwache Reize vorausgesetzt werden muss. Wer einmal einen gründlichen Zahnschmerz oder eine mit grosser Lichtscheu verbundene Augenaffektion gehabt hat, wird am besten den Unterschied in der Reizempfänglichkeit gesunder und kranker Nerven zu würdigen wissen.

Von den peripheren Endigungen der Nerven der Mund- oder Nasenschleimhaut kann die Arznei auf entfernte Körpertheile aber nur reflectorisch, durch Vermittelung eines Nervenzentrums wirken, wie dies ja bei vielen Giften schon festgestellt ist, ein Vorgang, der übrigens jedem mit den Gesetzen der Physiologie Vertrauten hinlänglich geläufig ist. Warum sollen nun die grösseren, krankmachenden Dosen der Arznei bei der Prüfung am Gesunden ihre Wirkung nicht in denselben Bahnen enthalten, den wir für die infinitesimalen Gaben derselben Arznei als einzig möglichen erachten können, zumal nach dem Aehnlichkeitsgesetz, von dem wir ja ausgegangen sind, sowohl die krankmachenden, als auch die heilenden Dosen denselben oder einen ähnlichen Angriffspunkt haben müssen, wegen der Uebereinstimmung oder grössten Aehnlichkeit der Symptome? Wir werden daher wohl nicht fehlgehen, wenn wir die Symptome, welche eine Arzneiprüfung am Gesunden uns liefert, auf die Alteration eines Nervenzentrums, oder, wenn Sie wollen, einer zusammenhängenden Gruppe von Nervenzentren beziehen. Die Einheit des Angriffspunktes bedingt zugleich die Constanz der Symptome — simplex sigillum veri. Die Frage, ob nun das Nervenzentrum unmittelbar von den peripheren Nervenendigungen aus reflektorisch, wie bei den infinitesimalen Heildosen, oder mittelbar durch Vermittelung der Blutzirkulation, durch die krankmachende Arznei ergriffen wird, ist hierbei ziemlich irrelevant und lohnt sich vorläufig nicht der ein-

gehenderen Diskussion. Die Hauptsache bleibt eben die konstante spezifische Einwirkung auf ein gewisses Zentrum, von dem aus alle von der Arznei getroffenen Stellen gewissermassen beherrscht werden, in welchem alle die Nervenfasern zusammenlaufen, welche von der Arznei alterirt, resp. in deren Verbreitungsgebieten Veränderungen des subjektiven, wie objektiven Befindens zu beobachten sind. Welches Zentrum von einer bestimmten Arznei alterirt wird und an welcher Stelle des Zentralorgans dasselbe liegt, kann man eben nur eruiren, indem man zunächst sämmtliche Nervengebiete feststellt, in welchen nach Einwirkung der Arznei Symptome auftreten, und dann sämmtliche affizirte Nervenfasern zentralwärts bis zu ihrem gemeinschaftlichen Knotenpunkte verfolgt. Es ist dies die Aufgabe der speziellen Pathologie; wie weit wir aber von der Lösung dieser Aufgabe bei dem heutigen Stande der Nervenanatomie und Physiologie noch entfernt sind, wissen Sie. Erst wenn wir sagen können: die Wirkung dieser oder jener Arznei beruht auf einer Reizung oder Lähmung dieses oder jenes Nervenzentrums, erst dann haben wir eine rationelle Pathologie, auf die unsere Therapie sich in causaler Weise stützen kann.

Wie Sie sehen, m. H., habe ich bisher, ohne Ihnen einen andern als indirekten Beweis zu erbringen, angenommen, dass die Wirkung, welche wir von der Arznei bei der Prüfung am Gesunden sehen, in einer Alteration des Zentrums gewisser Nervengruppen bestehe. Für die grosse Mehrzahl der subjektiven Symptome, welche auf Störungen in der sensiblen Sphäre zu beziehen sind, ist dies ohne Weiteres einleuchtend; denn die Vorstellung, dass nach Einverleibung eines Giftes durch reflektorische Reizung eines Nervenzentrums Schmerz oder durch reflektorische Lähmung Anästhesie hervorgerufen wird, ist uns hinlänglich geläufig. Aehnlich verhält es sich mit den Störungen der Motilität, wo Zuckungen der Muskeln, resp. Krämpfe den Lähmungen gegenüberstehen. Es giebt indess ausser den genannten noch eine grosse Menge sog. Funktionsstörungen, welche wir als Folge der Arzneiwirkung auftreten sehen. Wenn wir von den Störungen der Sekretion absehen, die sich mit den motorischen Störungen auf eine Stufe stellen lassen, indem die Drüsen ebenso wie die Muskeln gewissermassen als Endorgane der Nerven anzusehen sind, so bleiben uns noch die sog. trophischen Störungen, die Ernährungsstörungen im engeren Sinne, der einzelnen Organe und Gewebe übrig, welche in den leichtesten Fällen ohne anatomisch sichtbare Veränderung,

höchstens mit vorübergehender Anämie oder Hyperämie verbunden, verlaufen, in den höheren Graden indess zu anatomischen Veränderungen der Organe, von der einfachen Entzündung bis zu den schwersten Formen der Degeneration und Nekrose führen können, wie zur Leberverfettung nach Phosphorvergiftung und zur Gangrän der Zehen beim Ergotismus. Schliesslich beobachten wir noch einen Vorgang, der ohne anatomische Veränderung einhergeht, als Wirkung von Arzneien, die Fiebererscheinungen. Um mit letzteren zu beginnen, so wissen wir, dass in der Medulla oblongata ein Zentrum für die Wärmeregulirung existirt, welches wie alle anderen Zentren reflektorisch erregt werden kann; die Fiebererscheinungen, welche wir bei der Einwirkung verschiedener Arzneien auf den gesunden Organismus auftreten sehen, — ich erinnere Sie an die berühmte Chinaprüfung Hahnemann's — sind offenbar auf eine Alteration des genannten Zentrums zurückzuführen. Dürfen wir nun aber auch die genannten, nach Einverleibung von Arzneistoffen auftretenden, anatomischen Veränderungen in letzter Linie auf eine Alteration der trophischen Nervenzentren der betreffenden Organe beziehen? Gewiss; ich wüsste wenigstens nicht, was dem entgegenstehen sollte. Dass Ernährungsstörungen der Organe und Gewebe von Nerveneinflüssen abhängig sind, ist ein keineswegs neuer Gedanke, wenngleich die moderne Pathologie sich bislang mit den sog. trophischen Nerven nicht hat befreunden können. Gleichwohl giebt es — ganz abgesehen von den experimentellen Beweisen, denen ich schon wegen der zu grossen Störungen des physiologischen Lebensvorgangs keine unbedingte Beweiskraft zuerkennen möchte — eine Anzahl klinisch beobachteter Erkrankungsfälle, bei deren Erklärung selbst die enragirtesten Vertreter der Cellularpathologie die Wahrscheinlichkeit des Einflusses trophischer Nerven zugeben müssen. Hierhin gehören das klinische Bild des Herpes zoster, die in keinem Verhältnisse zu der einfachen Inaktivitätsatrophie stehende hochgradige Atrophie der Muskeln bei gewissen Rückenmarkserkrankungen und peripheren, besonders traumatischen Lähmungen, ferner die zuerst von Charcot beschriebenen Fälle von akutem Decubitus bei Gehirn- und Rückenmarksblutungen und anderen die Continuität der Nervenfasern unterbrechenden Herderkrankungen. Die genannten drei Beispiele von Entzündung, Atrophie und Nekrose, verursacht durch primäre Erkrankung trophischer Nerven oder Centren, zeigen Ihnen, m. H., hoffentlich zur Genüge, dass eine primäre Alteration trophischer

Centren auch anatomische Veränderungen der Organe und Gewebe verschiedenster Art, von den leichtesten bis zu den schwersten, im Gefolge haben kann. Wenn es daher, wie man zugeben muss, trophische, d. h. die Ernährung regulirende Nerven für gewisse Organe und Gewebe giebt, so ist nicht einzusehen, weshalb es nicht für alle Organe und Gewebe derartige die Ernährung beeinflussende Nerven geben sollte, ja letzteres ist sogar im höchsten Grade wahrscheinlich.

Wir hätten uns demnach die trophischen Nerven, deren grösster Theil im Sympathicus verläuft, indess zentralen Ursprungs ist, als Regulatoren für die normale Ernährung und somit auch Funktion der Organe und Gewebe vorzustellen, mit je einem Centrum im Gehirn, Medulla oblongata oder Rückenmark zusammenhängend. So wissen wir, dass im verlängerten Mark auch z. B. ausser dem bereits erwähnten Centrum für die Wärmeregulirung, und zwar am Boden des vierten Ventrikels, das Ceutrum für die Regulirung der Zuckerbildung, resp. Ausscheidung und daneben das Centrum für die Harnsecretion liegt; ausserdem haben hier die Centren für die rhythmischen Athembewegungen, für die Regulirung der Herzthätigkeit, für die Schling- und Kaubewegungen, das Krampfcentrum, das vasomotorische Centrum und das Bewegungscentrum für den Dilatator pupillae ihren Sitz. Alle diese Centren stehen entweder direkt oder indirekt einerseits miteinander und andrerseits auch mit dem Grosshirn in Verbindung, wodurch sich der Einfluss der verschiedenen Geistesthätigkeiten und Gemüthsbewegungen auf die betreffenden Funktionen erklären lässt. Nehmen wir nun eine ähnliche Verbindung der verschiedenen trophischen Centren, untereinander sowohl, als mit den übrigen Centren und denen des Grosshirns an, so erlangen wir dadurch das Verständniss einerseits für die Einwirkung der verschiedenen Gifte auf die Geistes- und Gemüthssphäre, welche sich nicht ohne Weiteres aus den verschiedenen Blutfüllungszuständen des Gehirns wie Anämie und Hyperämie ergeben, und andrerseits auch für die bei vielen Arzneiprüfungen beobachteten Thatsachen, dass nach Geistesanstrengung, nach Aerger, Schreck, Gram und anderen Gemüthsbewegungen gewisse Symptome auftreten, schon vorhandene sich verschlimmern oder sich bessern und verschwinden, je nachdem vom Gehirn aus ein fördernder oder hemmender Einfluss auf die durch das Gift afficirten Centren ausgeübt wird.

Bewirkt also eine Arznei je nach ihrer Qualität und Quantität, in einem Centrum oder in einer Gruppe zusammenhängender Nervencentren, sei es auf reflektorischem Wege durch Vermittelung peripherer Nerven, sei es durch Benutzung des Blutkreislaufs, vermöge ihrer spezifischen Affinität zu diesen Centren oder Ganglien, einen Reiz- oder Lähmungszustand, so ergeben sich als unmittelbare Folge davon sensible, motorische, sekretorische und funktionelle Störungen in den verschiedensten Körpertheilen und Organen, die event. mit Fiebererscheinungen verbunden sein können. Je nach dem Grade der Alteration der trophischen Centren sehen wir sodann leichte, mit Anämie oder Hyperämie verbundene Functionsstörungen oder schwerere Ernährungsstörungen der einzelnen Organe und Gewebe, von der einfachen Entzündung bis zur Gangrän auftreten. Somit würden sämmtliche am gesunden Organismus bei einer Arzneiprüfung auftretenden Symptome sich ohne grosse Schwierigkeit und in zwangloser Weise durch unsere Annahme von der primären Einwirkung der Arzneistoffe auf ein Centrum oder gewisse Gruppen von zusammenhängenden Centren des Centralnervensystems erklären lassen.

Merkwürdiger Weise — und das ist eine Thatsache, die den zum ersten Male mit der homöopathischen Therapie praktisch sich beschäftigenden Arzt stutzig macht — decken sich nun die bei den einzelnen Kranken vorhandenen Symptome manchmal bis in's Einzelne mit den Symptomenbildern der Arzneiprüfungen, während sie mit der klinischen, auf pathologisch-anatomische Grundlagen sich stützenden Diagnose nur eine entfernte Aehnlichkeit besitzen, oder nur einzelne Symptome, gewissermassen nur den groben Umriss, gemein haben. Da drängt sich uns denn doch unwillkürlich der Gedanke auf, ob nicht den klinisch vorkommenden Krankheitsfällen, resp. Symptomengruppen ebenfalls eine primäre Affektion gewisser Centren in letzter Linie zu Grunde liegt, welche wir uns durchaus nicht als anatomische Veränderung, vielmehr als eine physiologische Alteration, als einen Reizungs- oder Lähmungszustand vorzustellen hätten. Dieser Gedanke gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit, wenn wir bedenken, dass — wie uns die tägliche Erfahrung am Krankenbette lehrt — durch das homöopathisch indicirte Mittel in infinitesimalen Gaben, welche einzig und allein auf die Nerven wirken können, in kürzester Zeit alle jene Symptome, welche uns ein Krankheitsfall bietet, zum Verschwinden gebracht werden können. Offenbar muss ein gemein-

samer Angriffspunkt für die Arznei und die krankmachende Ursache gegeben sein, als welche wir soeben die Alteration der Nervencentren kennen gelernt haben. Denn was man im gewöhnlichen Leben als Krankheitsursache bezeichnet, ist nicht die prima causa, sondern die accidentelle Schädlichkeit, die Veranlassung, woher es auch erklärlich, dass dasselbe Symptomenbild durch die heterogensten äusseren Einwirkungen zu Stande kommen kann, von denen jede von einem anderen Punkte aus dasselbe Centrum in einen Alterationszustand zu versetzen im Stande ist. So kann das der Belladonna entsprechende Symptomenbild das eine Mal durch das Scharlach- oder durch das Diphtheriegift, das andere Mal durch das Typhusgift, durch das Gift des Puerperalfiebers, ferner durch Gemüthsbewegungen verschiedener Art, Geistesanstrengung, Erkältung, Erhitzung oder Erschütterung hervorgerufen sein, indem alle die genannten accidentellen Schädlichkeiten auf das primo loco veränderte, im Zustande geringerer Widerstandsfähigkeit befindliche Centrum einwirken, wobei je nach der Qualität der Veranlassung bald dieser, bald jener Theil der Belladonnasymptome in den Vordergrund tritt. Welches ist aber, werden Sie fragen, die prima causa morbi, die eigentliche Ursache der Alteration resp. geringeren Widerstandsfähigkeit des betreffenden Centrums? Ich glaube, m. H., dass wir nicht fehlgehen werden, wenn wir für letztere den sog. Genius epidemicus verantwortlich machen, unter welchem wir die gesammte Wirkung der uns umgebenden Temperatur-, klimatischen, athmosphärischen und tellurischen Verhältnisse auf den Organismus verstehen. Halten wir diesen Standpunkt fest, so wird mit einem Male der ganze pathologische und therapeutische Process unserem Verständnisse näher gerückt: Der Genius epidemicus wirkt mittels der sensiblen Organe des Körpers alterirend auf ein Nervencentrum ein. Je nach dem Hinzutritt der verschiedenen accidentellen Schädlichkeiten gestaltet sich das Krankheitsbild in so fern verschieden, als das eine Mal diese, das andere Mal jene Symptome oder Symptomengruppen mehr in den Vordergrund treten, wonach die Krankheit ihren Namen erhält — a potiori fit denominatio. Wirken Krankheitsursache und -veranlassung in gleicher Weise auf mehrere Individuen ein, so kann je nach der verschiedenen constitutionellen Beschaffenheit der Betreffenden das Krankheitsbild in einzelnen Symptomen auch quantitative Abweichungen zeigen; in ihrer Gesammtheit decken sich indess alle jene verschiedenen Symptome auch bei den verschiedenen Individuen

mit den Symptomen eines Arzneimittels. Diese Arznei ist zugleich diejenige, welche dem Genius epidemicus homöopathisch entspricht, d. h. welche, indem sie mit ihm denselben centralen Angriffspunkt hat, in möglichst ähnlicher Weise auf den Organismus einwirkt und aus diesem Grunde auch die durch jenen in erster Linie hervorgerufenen Krankheitssymptome heilt. Mit anderen Worten: Das homöopathische, nach der Symptomenähnlichkeit gewählte und daher nach dem Aehnlichkeitsgesetz heilende Mittel paralysirt im Körper den Einfluss des Genius epidemicus als prima causa morbi, unbekümmert um die etwa vorhandenen accidentellen Schädlichkeiten, und überlässt es dann der Restitutionskraft des Organismus, sich der letzteren zu entledigen.

M. H.! Ich denke, Sie nehmen die soeben gehörten Ausführungen für das, was sie sein sollen, für eine Hypothese, die dazu dient, uns das Wesen der pathologischen und therapeutischen Prozesse im Organismus verständlich zu machen, das täglich durch unsere Erfahrung am Krankenbette aufs Neue bestätigte Heilgesetz similia similibus curantur wissenschaftlich zu erläutern und begründen. Für Manchen, der sich mit dem non liquet begnügt, mag eine derartige Hypothese als müssige Spielerei erscheinen, solange nicht jeder Satz mit zwingenden Beweisen belegt werden kann; für denjenigen indess, der in das Wesen eines Lebensvorgangs eindringen möchte, sind solche Hypothesen insofern keineswegs überflüssig, als sie die Richtung vorschreiben, in welcher sich die Forschung weiter erstrecken muss. Aber ganz abgesehen von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit hat eine solche Hypothese ihre wissenschaftliche Berechtigung und Anspruch auf Diskussion, so lange sie logisch begründet, so lange sie nicht von einer einfacheren, umfassenderen in den Hintergrund gedrängt ist und so lange sie mit den wissenschaftlich festgestellten Thatsachen nicht im Widerspruch steht. Sobald mir Jemand die logische Unhaltbarkeit meiner Hypothese nachweist oder mir eine bessere bietet, die in einfacherer, zwangloserer Weise alle die besprochenen Vorgänge erklärt, bin ich selbstverständlich gern bereit, die meinige zu Gunsten der neuen zurückzuziehen. Es erübrigt mir daher nur noch, Ihnen, m. H., den Nachweis zu liefern, dass diese meine Hypothese mit den bis jetzt festgestellten Thatsachen über den Verlauf der pathologischen Prozesse in Einklang zu bringen ist.

Wenn wir die im Organismus vorkommenden pathologischen Vorgänge im Allgemeinen betrachten, so finden wir, dass sich

sämmtliche Abweichungen von dem physiologischen Zustande in drei Kategorien eintheilen lassen, die auch nur dem Grade nach verschieden sind: 1. Reizzustand, 2. Entzündung, 3. Entartung. Es fragt sich nun, ob diese drei verschiedenen Stadien des pathologischen Prozesses sich ebenfalls durch unsere Annahme von der primären Alteration eines Centrums im Centralnervensystem erklären lassen.

Was zunächst die pathologischen Reizzustände betrifft, die sich physiologisch als Funktionsstörungen, anatomisch als Anämie oder Hyperämie der Organe und Gewebe kennzeichnen, so bietet es keinerlei Schwierigkeit, dieselben auf eine Alteration eines Nervencentrums zu beziehen. Es ist zum Theil auch experimentell hinlänglich festgestellt, dass centrale Reizung sensibler, motorischer und sekretrorischer Nerven auf der einen Seite Gefühlsalterationen vom leisesten Kitzel bis zum stärksten Schmerz, überhaupt Veränderungen des Tast-, Temperatur- und Gemeingefühls, ferner Veränderungen des Gesichts, Gehörs, Geschmacks und Geruchs hervorruft und auf der andern Seite Muskelbewegungen in den verschiedensten Formen und Abstufungen, sowie Sekretionen aller Art, von Speichel, Magensaft, Galle, Harn u. s. w. bewirkt. Ebenso wie ferner Reizung des vasomotorischen Centrums Anämie oder Hyperämie hervorrufen kann, wird auch durch centrale Reizung der eigentlich trophischen Nerven in den betreffenden Organen eine funktionelle, resp. Ernährungsstörung erzielt werden können. Aus der die Funktionsstörung eines Organs gewöhnlich begleitenden Anämie oder Hyperämie lässt sich auf einen Zusammenhang der trophischen und vasomotorischen Centren schliessen; ob indess die vasomotorischen Nerven bei einzelnen Organen einerseits mit den trophischen, andererseits mit den sekretorischen identisch sind, muss vorläufig noch dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich liegen aber die Centren für die verschiedenartigen Nerven der einzelnen Organe so nahe bei einander — wie ja auch die verschiedenen Nerven desselben Organs gewöhnlich in denselben Bahnen verlaufen, — dass die Reizung eines Centrums ohne gleichzeitige Alteration des anderen wohl zu den Ausnahmen gehört.

Zu den pathologischen Reizungszuständen rechne ich auch jenen Vorgang im Organismus, der ohne anatomische Veränderung, oder höchstens mit vorübergehender Anämie oder Hyperämie, auftritt, das Fieber. Das Fieber ist nicht die Folge des entzündlichen Prozesses, weil es kein der Entzündung spezifisch anhaftender

Faktor ist, indem es einerseits häufig bei der Entzündung fehlt und andrerseits sich oft zeigt, wo keine oder noch keine Entzündung vorhanden ist, wie z. B. in dem der Entzündung bei Infektionskrankeiten voraufgehenden Reizungsstadium.

Samuel gelangt in seiner Arbeit „Ueber die Entstehung der Eigenwärme und des Fiebers“ (p. 128) zu folgendem Ergebniss: „Alle, auch die heterogensten Fieberursachen erzeugen dieselbe causa proxima im Blute; dies zeigt die gleiche Art der Funktionsstörung. Es ist kein Gift, welches im Blute entsteht, es ist eine Hyperproduktion nervöser Reizstoffe, deren Produktion bereits physiologisch unaufhörlich stattfindet und das Spiel der unwillkürlichen nervösen Centren unterhält.“ Also auch hier wieder eine centrale Reizung, nämlich des Centrums für die Wärmeregulirung, welches, wie bereits erwähnt, mit einer grossen Anzahl von Centren zusammenhängt, wodurch auch die sonst unverständliche Thatsache aufgehellt wird, dass bei reizbaren Individuen durch Schmerz, Aufregung und sogar durch Gemüthsbewegung echtes Fieber entstehen kann, wie wir dies häufig bei Wöchnerinnen, in Fällen, wo jegliche Infektion ausgeschlossen ist, zu beobachten Gelegenheit haben.

Wie steht es nun mit der zweiten Form der Ernährungsstörung, der Entzündung? Wir wissen, dass als Ursache der Entzündung die Alteration der Gefässwände, d. h. eine Veränderung des Endothels der kleinen Gefässe und eine Permeabilität ihrer Wandungen, als deren Folge eine Auswanderung von weissen Blutkörperchen in die Umgebung allseitig konstatirt ist, angesehen wird. Welches aber die Ursache der Alteration der Gefässwände, die prima causa der Entzündung ist, darüber ist man sich noch keineswegs klar. Cohnheim (Vorlesungen über allgemeine Pathologie, Bd. I p. 240) sagt: „Möglich, dass auch hier Nerven im Spiel sind, oder dass Nerven wenigstens in den Vorgang der Transsudation eingreifen können, wie das bei einer Anzahl Sekretionen längst über allen Zweifel festgestellt ist.“ Es wird Sie demnach nicht mehr befremden können, m. H., wenn ich die Ursache für die der Entzündung zu Grunde liegende Gefässalteration in der primären Alteration derjenigen trophischen Nervencentren suche, welche die Ernährung der Gefässe reguliren. Die trophischen Nerven für die Gefässe müssen andere sein, als die vasomotorischen, da man nach Reizung dieser wohl Anämie oder Hyperämie, nie aber Entzündung auftreten sieht. Dass andererseits aber diese trophischen Gefässnerven mit den trophischen Nerven der betr.

Organe identisch sind, ist höchstwahrscheinlich, da zwischen einfacher Funktionsstörung und Entzündung eines Organs nur graduelle Unterschiede vorhanden sind und es im Wesentlichen mehr auf die Stärke des primären Reizes, auf das Centrum ankommt, ob nur eine Funktionsstörung oder eine regelrechte Entzündung daraus entsteht. Zu der Alteration des trophischen Centrums kommt erst sekundär die spezifische entzündungserregende Schädlichkeit, wie Erkältung, Infektion u. dergl. hinzu, welche der Entzündung erst ihren spezifischen Charakter verleiht. Dass die sog. chronische Entzündung sich von der akuten nur durch die längere Fortdauer des Reizes unterscheidet, wird Ihnen Allen geläufig sein.

Den Uebergang von der Entzündung zu der dritten Form der Ernährungsstörung, der Entartung, bilden auf der einen Seite die Bindegewebsneubildungen mit nachfolgender Schrumpfung, die Endprodukte chronischer Entzündungen, wie wir sie bei der Lebercirrhose und interstitiellen Nephritis finden, auf der andern Seite die Nekrose, welche überall da auftritt, wo die ernährenden Blutgefässwandungen so hochgradig verändert sind, dass eine Wiederherstellung der Zirkulation, wie bei der Entzündung, unmöglich geworden ist. Dass hier ebenso wie bei der Entzündung die Gefässalteration vom Nervensystem aus bewirkt werden kann, ist einleuchtend, nur hätten wir uns bei der Nekrose vielleicht eine Lähmung des trophischen Gefässnervencentrums gegenüber der Reizung desselben bei der Entzündung zu denken. Dass zwischen Entzündung und Nekrose alle möglichen Uebergänge bis zur Verschmelzung beider — wie bei der Diphtherie — stattfinden, erklärt sich am einfachsten durch die verschieden starke Alteration des trophischen Gefässnervenzentrums. Wir haben bereits von der akuten Form des Decubitus bei Hirn- und Rückenmarksblutungen gesprochen und solche als Beweis für die Existenz trophischer Nerven angeführt; dass auch andere Formen der Nekrose, wie z. B. die senile Gangrän auf primäre Alteration des trophischen Centrums zurückzuführen ist, wird uns am ehesten aus dem Vergleich dieser Erkrankung mit dem Ergotismus verständlich.

Zu den übrigen Formen der Entartung, die wir noch zu besprechen haben, gehören die Atrophie und die amyloide und die fettige Degeneration. Verschiedene Formen der Atrophie weisen schon, wie bereits früher erwähnt auf die Existenz trophischer Nerven unabweisbar hin, so die Atrophie der Muskeln nach peripheren Nervenlähmungen, die bedeutend hochgradiger ist als die

einfache Inaktivitätsatrophie z. B. aus cerebraler Ursache, wo nur die motorischen Nerven gelähmt sind, ferner die gekreuzte halbseitige Atrophie und die sog. circumscripte Atrophie, die am häufigsten auf einer Gesichtshälfte beobachtet wird. Das aus der Atrophie der Haarbälge hervorgehende Ausfallen der Haare bei vielen Krankheiten ist auch auf ein Ergriffensein der trophischen Nervencentren zurückzuführen, zumal sich der Haarschwund oft genau an das Verbreitungsgebiet eines peripheren Nerven hält. Atrophie eines Organs tritt überhaupt in allen Fällen ein, wo die Gewebszellen nicht fähig sind, das Material, selbst wenn dieses in hinreichender Menge zugeführt wird, genügend zu verarbeiten, d. h. es in sich aufzunehmen, sich zu assimiliren, es zu spalten, zu oxydiren u. s. w. Dass diese Fähigkeit der Gewebszellen durch die trophischen Nerven beherrscht wird, können wir wohl ohne Weiteres annehmen, und so erklärt sich die Atrophie eines Organs als unmittelbare Folge einer dauernden, hochgradigen Alteration seiner trophischen Nerven. Von diesem Gesichtspunkte aus wird es uns auch verständlich, wie die anderen Formen der Entartung, die amyloide und die fettige Degeneration, in letzter Linie von Nerveneinfluss abhängig sein können, eben durch Hemmung der Oxydationsprozesse in den Gewebszellen. Die akute gelbe Leberatrophie und gewisse Formen des Icterus gravis, Krankheiten, bei denen wir eine ausgesprochene fettige Degeneration vorfinden, sehen der akuten Phosphorvergiftung auf ein Haar ähnlich, wodurch wir wohl zu dem Schlusse berechtigt sind, dass ebenso, wie die letztere, jene in einer ursprünglichen Alteration trophischer Centren ihren Grund haben.

Wir können demnach, wie Sie gesehen haben, alle pathologischen Prozesse von der einfachen Funktionsstörung bis zur Nekrose durch unsere Hypothese erklären. Im Grunde genommen bilden alle die genannnten Ernährungsstörungen nur verschiedene Stadien ein und desselben Prozesses, der mit der geringsten Alteration des trophischen Centrums, der Reizung, anhebt und mit der stärksten, der Lähmung, endet.

Eine besondere Kategorie der Entartung, die wir zum Schlusse noch kurz besprechen müssen, bilden die Geschwülste, Carcinome, Sarkome, Fibrome etc., welchen eine embryonale Anlage zu Grunde liegt. Das Charakteristische ist eben hier, dass die im Embryonalleben während der Bildung der Organe und Gewebe sog. versprengten Keime längere oder kürzere Zeit, ohne Symptome zu

erregen, liegen bleiben, um dann plötzlich mit verschiedener Schnelligkeit zu wachsen. So lange nämlich die betr. Organe und Gewebe normal ernährt sind und regelrecht funktioniren, wird dieses Wachsthum hintangehalten und der Keim bleibt latent. Erst wenn die Umgebung der Geschwulstanlage widerstandsunfähiger geworden ist, wenn der sog. physiologische Widerstand der Gewebe fortfällt, kann der mit einer embryonalen Wachsthumsfähigkeit ausgestattete Keim diese ungehindert entfalten, wodurch allein die Geschwulst den bösartigen Charakter erhält. Dass diese Widerstandsunfähigkeit der Gewebe ebenfalls auf eine Alteration der trophischen Centren zu beziehen ist, bedarf nach dem Gesagten wohl keiner besonderen Betonung, und giebt uns dieser Umstand auch zugleich die Erklärung an die Hand, wie es möglich ist, dass auch sog. bösartige Geschwülste homöopathisch geheilt werden können, wenn es eben gelingt, den physiologischen Widerstand in den Organen und Geweben wiederherzustellen.

Wir sind am Schlusse unserer Erörterungen. Wie Sie sehen, m. H., eröffnet uns unsere Hypothese von der primären Alteration der trophischen Nervencentren nicht nur einen Einblick in das Zustandekommen der Arzneiwirkung bei Gesunden und Kranken, sondern erklärt auch in einheitlicher Weise die sämmtlichen im Organismus vorkommenden pathologischen Prozesse. Sache der speziellen Pathologie würde es nun sein, bei jedem einzelnen Krankheitsfalle oder Symptomencomplexe festzustellen, welche Nerven sich mit ihren Centren in alterirtem Zustande befinden, welcher Art diese Alteration ist und wo der für die verschiedenen alterirten Centren gemeinschaftliche Punkt, das — wenn ich mich so ausdrücken darf — Hauptcentrum, der gemeinsame Angriffspunkt für die Krankheitsursache einerseits und für die Arznei andererseits, sich befindet.

Casuistisches.

Von Dr. **Kröner**, prakt. Arzt in Potsdam.

Nachstehende Krankengeschichten bieten zwar nichts Neues, sondern bestätigen lediglich unsere alten Mittelindikationen. Gerade desswegen aber glaube ich, dass sie einiges Interesse beanspruchen dürften, denn ich habe blos solche Fälle aufgezählt, bei

welchen das betreffende Mittel mir wirklich angezeigt erscheint. Bekennen will ich gerne, dass ich nicht immer von selbst auf die gegebene Arznei verfallen bin, sondern mir manchmal in v. Bönninghausen's therapeutischem Taschenbuch Raths erholt habe, — ein Buch, für dessen Empfehlung ich Koll. Hesse in Hamburg zu Dank verpflichtet bin und das ich seither mit vielem Nutzen verwende. Speziell bei Magenfällen habe ich es öfters zu Rathe gezogen und bin selten im Stich gelassen worden.

1. Fall. Frl. M. G. 25 J. Magenleidend seit Jahren. Sie hat durch Arsenic. alb. und Polygala amara (O) noch am meisten Erfolg erzielt, ohne dass jedoch ihre Beschwerden sich dauernd gehoben hätten. Im März 1891 erhielt sie von mir Lycopod. 5, das mir auch sonst zu passen schien, besonders mit Rücksicht auf reichliche Uratniederschläge im Harn. Kein Erfolg. Ich stellte nun ein möglichst genaues Examen an, dessen Resultat ich hier mittheile.

Gleich nach dem Essen, manchmal auch ohne vorhergegangene Mahlzeit, stellt sich ein Drücken, Brennen, Stechen im linken Hypochondrium ein. Dauer dieses Zustandes ¼ Stunde und länger. Der Leib wird aufgetrieben, Blähungen gehen ab; der Stuhlgang ist im allgemeinen verzögert. Oft eine Viertelstunde, auch länger, heftiges Luftaufstossen. Fortwährend Gefühl wie von einem Reif um die Taille. Zunge mässig belegt. — Der Appetit ist gut, sie fürchtet sich aber vor den Folgen und isst daher nur wenig. Die Speisen haben den richtigen Geschmack. Verlangen nach Saurem; sie trank früher oft Essig, dagegen hat sie einen Widerwillen gegen Eier. Besonders schlecht vertragen werden Kartoffeln, Brot, Milch. Ihr Zustand bessert sich durch Lösen der Kleider; am wohlsten ist es ihr im Bett; Verschlimmerung tritt ein bei nassem, kaltem Wetter. Abends fühlt sie sich weniger gut, als den übrigen Theil des Tages über. Oefters klagt sie über Kopfschmerz, der meist im Hinterkopf festsitzt, aber auch nach vorne zieht; seine Dauer beträgt oft mehrere Tage. Menstruation regelmässig, ohne Beschwerden, aber sehr schwach.

Der grosse Vorzug des v. Bönninghausen'schen Werkes vor allen anderen Repertorien besteht darin, dass durch vier verschiedene Schriftarten angegeben wird, ob ein Symptom für ein bestimmtes Mittel mehr oder weniger charakteristisch ist. In Fällen wie der vorliegende, der eine Menge von Symptomen, dabei aber wenig charakteristische enthält, gehe ich folgendermassen zu

Werke. In einer horizontalen Kolumne notire ich die einzelnen Symptome, vorne stehen vertikal geordnet die im „therapeut. Taschenbuch" angegebenen Mittel. Horizontale und vertikale Linien werden gezogen und in die gebildeten Rechtecke bekommt jedes Mittel nach seinem Rangwerth für das betreffende Symptom die Ziffer 4—1, beziehungsweise 0, wenn ein Mittel das fragliche Symptom nicht aufweist. Es sei mir gestattet, die Prozedur an der folgenden Tabelle zu veranschaulichen, die ich speziell für den in Rede stehenden Fall entworfen habe.

	Magen.	Zusammenschnürungsgefühl.	Menstruation schwach.	Hinterkopf.	Bettruhe bessert.	Kleiderlösen bessert.	Verlangen nach Säure.	Schlimmer Abends.	Schlimmer durch nasskalte Luft.	Schlimmer durch Brot.	Schlimmer durch Kartoffeln.	Schlimmer durch Milch.	Verstopfung.	Summa.
Aconit	3	1	2	2	1	0	0	3	0	0	0	0	2	14 — 6
Arsenik	4	1	0	1	2	0	3	3	0	0	0	1	2	17 — 5
Baryta carb. . . .	3	0	2	2	1	0	0	1	1	0	0	0	2	12 — 6
Bryon.	4	2	1	1	4	3	3	3	1	4	0	3	4	33 — 1
Calcar. carb. . . .	4	1	1	2	1	4	0	3	4	0	0	2	4	26 — 3
Caustic.	3	1	3	1	3	3	0	4	0	1	0	0	2	21 — 4
China	3	3	0	2	1	1	1	1	2	1	0	2	2	19 — 2
Cocculus	3	3	3	1	3	0	0	3	0	0	0	0	4	20 — 6
Helleborus	3	1	0	1	1	0	0	4	0	0	0	1	1	12 — 6
Ignatia	4	0	2	3	1	0	2	3	0	0	0	0	1	16 — 6
Kali carb.	3	2	4	2	1	0	2	3	1	2	0	2	3	25 — 2
Lycopod.	3	3	3	2	3	4	0	4	3	0	0	3	4	32 — 3
Natr. carb.	3	1	0	3	1	0	0	3	2	0	0	0	1	14 — 6
Natr. mur.	3	2	3	1	2	0	0	2	0	3	0	1	2	19 — 4
Nux. vom.	4	4	1	3	3	4	0	1	1	3	0	0	4	28 — 3
Phosphor	4	2	3	2	2	0	3	4	1	1	0	0	3	25 — 3
Pulsatilla	4	2	4	2	2	1	2	4	2	4	0	2	2	31 — 1
Rhus	3	4	1	2	3	0	0	3	4	3	0	0	2	25 — 4
Sepia	3	3	2	3	2	3	2	4	1	3	3	2	3	34
Silicea	3	2	3	3	3	0	0	3	1	0	0	1	4	23 — 4
Stannum	3	3	0	2	1	3	0	3	1	0	0	0	3	19 — 5
Sulfur	4	2	4	3	2	1	3	3	3	3	0	0	4	32 — 2
Sulf. acid.	3	2	0	1	1	0	0	4	2	2	0	0	3	18 — 5
Veratrum	4	1	1	1	2	0	4	1	3	0	3	1	3	24 — 2

Die Tabelle ist einerseits nicht vollständig, insofern von den im Bönninghausen unter „Magen" angegebenen Mitteln nur die mit der Ziffer 3 und 4 berücksichtigt sind, bloss aus dem Grunde, um die Tabelle nicht zu umfangreich werden zu lassen. In praxi

wird es ja oft genug vorkommen, dass ein Magenmittel, welches Bönninghausen erst in dritter oder vierter Linie bringt, doch das indizirte ist. Andrerseits gestaltet sich die Tabelle in der Praxis wesentlich kürzer dadurch, dass man gleich von vornherein eine ganze Reihe von Mitteln unberücksichtigt lassen kann, so von den hier aufgezählten Aconit, Arsenicum, Baryta u. s. w. Je genauer die Mittelkenntniss ist, desto weniger Mittel werden sich zur engeren Wahl stellen, je weniger der einzelne mit den Feinheiten der Arzneimittellehre vertraut ist, desto grösseren Nutzen wird er von einem derartigen planmässigen Vorgehen haben.

Man möge mich nun aber nicht so verstehen, als ob ich ohne Weiteres dasjenige Mittel wähle, welches die meisten Points aufweist. Die Polychreste werden immer höhere Zahlen ergeben, als die seltener gebrauchten Mittel, und doch wird oft genug eines von diesen dem fraglichen Fall mehr entsprechen. Auch werden die letzteren, eben weil ihre Symptomatologie nicht so genau erforscht ist, mehr Nullen ergeben als jene. Desshalb ist es, will man sich nicht durchaus im Bereich der Polychreste bewegen, nothwendig, die einzelnen Symptome nach ihrer Wichtigkeit abzuschätzen, und in dieser Hinsicht sind besonders die seltener vorkommenden von grossem Werth. Ferner sind auch positive Angaben im Bönninghausen öfters cum grano salis zu verstehen. So z. B. wenn unter der Rubrik „Monatliches zu früh“ auch die Pulsatilla steht, so sind wir im Gegentheil geneigt, zu frühzeitigen Eintritt der Menses als Kontraindikation für dieses Mittel zu betrachten. Kurz, es liegt mir nichts ferner, als einer witzlosen mechanischen Anwendung des v. Bönninghausen'schen Buches das Wort zu reden; im Gegentheil wird der Arzt seine Urtheilskraft doppelt nöthig haben, wenn er nicht dem Schlendrian blossen Symptomendeckens verfallen will.

In dem vorliegenden Falle nun ergiebt Sepia die höchste Ziffer (34), und alle Symptome treffen auf dieselbe zu. Das Mittel schien mir auch durch die Gemüthssymptome und den nervösen Habitus der Patientin indizirt zu sein. Ich gab Sepia 0012, dreimal täglich 3 globuli, mit promptem und vollständigem Erfolg. Bis jetzt, 1/4 Jahr nach der Verabreichung des Mittels, ist Pat. von Magenbeschwerden frei.

2. Fall. Frl. A. H., 20 Jahre alt, kräftig entwickelt, etwas chlorotisch. Magenleidend seit 3 Jahren. Eine halbe bis eine Stunde nach dem Essen beginnen drückende Schmerzen im Epi-

gastrium, welche nach dem Kreuz durchziehen. Einigemale hat sie Milch wieder erbrochen. Stuhl verstopft, mit öfterem vergeblichem Stuhldrang.

Mit Rücksicht auf den Eintritt der Schmerzen ½—1 Stunde nach dem Essen und dem vergeblichen Stuhldrang gab ich Nux vom. 03, dreistündlich 3 Tropfen.

4 Wochen später: Die Magenschmerzen haben sich gleich gelegt, kehrten aber nach Aussetzen der Medizin wieder. Der Stuhl war und blieb regelmässig, mit wenig Neigung zur Verstopfung. Ord. Nux vom. 012, täglich einmal. Da nach 3 Tagen noch kein Erfolg eingetreten ist, wieder Nux 3, worauf die Magenschmerzen nachlassen. Dafür stellen sich ziehende Schmerzen in der Unterbauchgegend ein, gegen welche einige Gaben Colocynthis 3 sich hilfreich erweisen. Nachdem die Leibschmerzen nachgelassen haben, wieder Nux vom. 12, einmal täglich. Die Magenbeschwerden haben sich nicht wieder eingestellt.

Ein Fehler war es wohl, so rasch von der zwölften Verdünnung abzugehen; vielleicht war auch Colocynthis überflüssig, jedenfalls war Nux das indizirte Mittel und der Erfolg bei dem drei Jahre dauernden Leiden ein sehr schöner.

3. Fall. A. W. Arbeiter, 54 Jahre. Mager, zu Zorn und Aerger geneigt. Seit 8 Wochen Magenbeschwerden. ½—¾ Stunden nach dem Essen beginnen Stiche im linken Hypochondrium, welche nach rechts und nach hinten ausstrahlen. Dieselben gehen nach einiger Zeit in ein anhaltendes Drücken über. Besonders auffällig treten die Beschwerden Morgens nach dem Kaffee auf, in weniger hohem Grade nach dem Mittagessen. Leibschneiden über dem Nabel. Zunge ziemlich rein, Zungengrund weiss belegt. Hungergefühl ohne Appetit. Stuhl sehr verzögert, Pat. nimmt seit längerer Zeit energisch Abführmittel. Vergeblicher Stuhldrang. Vor 8 Tagen zeigten sich schmerzende Haemorrhoidalknoten. Besonders schlecht vertragen werden Brot und Kartoffeln.

24/3. Nux vomica 05, zweistündlich, später seltener, drei Tropfen.

5/4. Die Beschwerden haben durchweg nachgelassen. Zunge rein; Stuhlgang besser, lässt sich wenigstens durch Klystier erzielen. Noch immer Ziehen vom Magen nach dem Rücken, manchmal stundenlang dauernd. Nux vom. 05 dreimal täglich.

1/9. Pat. erzählt, dass er seine Beschwerden unter dem Gebrauch der zweiten Arznei vollständig verloren habe und sich bis jetzt vollkommen wohl fühle.

4. Fall. H. K. 63 Jahre alt. Ziemlich grosser kräftiger Mann. Magenleidend seit ca. 2 Jahren, hat in dieser Zeit um 46 Pfund (!) abgenommen. Die Kleider des Pat. lassen diese Angabe als durchaus glaubwürdig erscheinen. Seine Beschwerden sind folgende: Appetitlosigkeit, Ekel vor allen Speisen, besonders vor Saurem und Fettem. Zunge belegt, viel fauliges Aufstossen, Wasseraufschwulken. Druckgefühl im Epigastrium, nach hinten durchziehend. Gefühl von Stehenbleiben der Speisen im Magen; dieselben kommen öfters nach 16 Stunden noch hoch. Zeitweise drückende Schmerzen in Magen und Därmen. Sodbrennen. Stuhlverstopfung, Exkremente wie Schafkoth. Friert viel, Kältegefühl im Bauch, im Kreuz und in den Armen. Hat vergeblich Nux vom., Plumb., Phosphor eingenommen.

Das lange Verweilen der Speisen im Magen musste an Magenerweiterung denken lassen, die Untersuchung des Abdomens gab übrigens keinen Anhaltspunkt für diese Diagnose. Aufblähung des Magens zum Zweck genauerer Untersuchung wurde nicht vorgenommen.

28/1. Carbo vegetabilis 0030, Morgens und Abends 3 glob. Massgebend für diese Wahl war das faulige Aufstossen, die Abneigung gegen Fett, das Kältegefühl in den inneren Theilen.

2/2. Alle Symptome wesentlich besser. Zunge reiner, Appetit befriedigend, keine Magensäure, kein Sodbrennen, kein Wasseraufschwulken, kein fauliges Aufstossen mehr. Druck im Epigastrium bedeutend leichter, Leibschmerzen weniger, ebenso das Kältegefühl im Leib. Ord. ead.

13/2. Appetit gut. Ab und zu kommt noch etwas fauliges Aufstossen, besonders Abends und beim Liegen. Kein Frieren mehr. Stuhl täglich spontan, noch fest und in kleinen Ballen. Repet.

28/2. Meldet sich gesund.

Pat. bekommt noch ab und zu Wasseraufschwulken, besonders nach Aerger. Carb. veg. leistet dabei immer gute Dienste. Sonst fühlt er sich vollkommen wohl. Wie wäre der Arme in den Händen eines Magenspezialisten mit Magenausspülungen und dergleichen malträtirt worden!

5. Fall. Frau M. 34 Jahre. Magenleidend seit Weihnachten. Das Leiden begann mit Drücken in der Magengegend, Brechneigung und Würgen.

3/6. Status praesens. Kleine, ziemlich wohlgenährte, grazil gebaute Frau. Zunge weiss belegt. Appetit gut. Besonders wenn Pat. Hunger hat, bekommt sie Schmerzen im Epigastrium, die nach dem Kreuz durchgehen. Essen bessert für den Augenblick, aber einige Stunden nachher fangen die Schmerzen wieder an. Luftaufstossen ohne besonderen Geschmack bessert die Beschwerden. Schmerzen beginnen oft im Hypogastrium, ziehen nach oben und erregen Brechwürgen; ihre Dauer beträgt meist nur einige Minuten. Unter dem Sternum, an der Ansatzstelle des 4. Rippenknorpels, ein permanenter Druck, ebenso in beiden Hypochondrien. Oefters in der linken Achselhöhle ein Kneifen und Drücken, (Irradiation vom Magen?). Besonders schlecht vertragen werden Kaffee, Bier, Kuchen, Gemüse, besonders blähende. Die Beschwerden sind im Allgemeinen schlimmer Abends zwischen 5 und 6 Uhr. Stuhlverstopfung mit vergeblichem Drang.

Ich schwankte zwischen Lycopodium und Nux vomica. Die Verschlimmerungszeit, sowie das einfache Luftaufstossen sprach für Lycopodium, die Verschlimmerung durch Kaffee und Bier, (welche sich übrigens auch bei Lycopodium findet), sowie besonders das häufige Brechwürgen gab den Ausschlag für Nux. Bönninghausen giebt unter dem Symptom „Verschlimmerung durch Hunger" Nux nicht an, jedoch erwähnt Farrington (pag. 161), dass die Schmerzen öfters bei leeren Magen sich verschlimmern.

11/6. Zustand viel besser. Aufstossen, Magendrücken, Druck in beiden Hypochondrien und unter dem Sternum sind vollständig verschwunden, Aufstossen fast vollständig weg. Stuhl noch verstopft, aber weniger hartnäckig; auch der Drang zum Stuhl ist besser. Ord. ead.

6/7. Das Magenleiden ist andauernd gehoben.

6. Fall. R. A. 37 Jahre alt. Magenleidend seit einigen Jahren. Als Geschäftsmann muss er täglich Bier trinken, doch jetzt selten mehr als 3—4 Glas. Appetit gut. Kalte Speisen isst er lieber als warme. Abneigung insbesondere gegen Fische, auch für Rindfleisch hat er keine besondere Neigung. Saures isst er gern, verträgt es auch zuweilen. Kaffee kommt nach einer halben Stunde wieder zurück. Morgens erwacht er mit einem gelinden Druck auf den Magen; eine halbe Stunde nach dem Essen beginnt

ein zusammenschnürendes Gefühl im Epigastrium, bis zur Brust hinaufziehend und manchmal zu wirklichem Schmerz sich steigernd. Manchmal ist der Hals roh und wund, mit brennendem Schmerz beim Aufstossen. Viel Blähungen. Stuhl verstopft. Rauchen erzeugt brennendes Aufstossen. Druck im rechten Hypochondrium, war früher schlimmer, ist aber durch eine Karlsbader Kur besser geworden. Leicht ikterische Färbung. Leberdämpfung, besonders im Bereich des linken Lappens, etwas verkleinert, Milzdämpfung eher etwas zu gross, das Organ selbst nicht palpabel.

Also anscheinend ein geringer Grad von Lebercirrhose, womit auch der Umstand harmonirt, dass Pat. ziemlich viel Bier getrunken hat. Obgleich die subjektiven Beschwerden nicht gerade bestimmt für Nux vom. sprechen, verordnete ich dieselbe doch in Hinsicht auf die Leberaffektion, und zwar in vierter Verdünnung, dreimal täglich zu nehmen.

Nach 10 Tagen stellt sich Pat. als von allen Beschwerden befreit vor. Nur wenn er nach dem Essen sitzt, bekommt er noch Vollheitsgefühl im Magen, erleichtert durch Aufstossen. Die Gesichtsfarbe ist natürlicher geworden. Nux vomica in seltenen Gaben verordnet.

7. Fall. Zum Schlusse noch eine Krankengeschichte, welche zeigt, dass v. Bönninghausen's Taschenbuch auch gelegentlich im Stiche lassen kann.

Herr T., 31 Jahre alt. Klein, ziemlich schmächtig und schwächlich gebaut. Magenleidend seit zwei Jahren. Die Krankheit begann ohne bestimmt nachweisbare Veranlassung vor zwei Jahren (vielleicht ist Erkältung in ätiologischer Hinsicht anzuschuldigen) mit kurzem Husten, Brechwürgen, Angstgefühl, starkem Herzklopfen. Sein früherer Arzt hat ihn zuerst auf Herzleiden, später auf Magenleiden erfolglos behandelt. Die Beschwerden, die er jetzt hat, sind sehr mannigfaltiger Natur, im Einzelnen wechselnd, im Grossen und Ganzen aber ziemlich konstant. Seine augenblicklichen Klagen sind folgende: Stimmung hypochondrisch, bald apathisch, bald wieder gereizt. Appetit sehr wechselnd, oft Hunger ohne Appetit. Leerheitsgefühl in der Magengegend in nüchternem Zustand, nach wenig Essen fühlt er sich gleich voll. Starke Luftauftreibung des Abdomens, Blähungen gehen selten ab, dafür besteht starkes Luftaufstossen. Stuhl etwas verstopft. Manchmal bitter brennender Geschmack im Munde, besonders nach dem Essen. Brechwürgen, manchmal Erbrechen von Schleim. Pulsation in der

Herzgrube, drückendes Gefühl wie von einem Fremdkörper im Hals, Oefters Schwindel.

Am konstantesten sind zwei Erscheinungen ausgeprägt: erstens eine ausserordentliche Mattigkeit, „er könnte den ganzen Tag schlafen, er ist müde zum Zusammenbrechen“, zweitens ein eigenthümlicher Aufregungszustand im Körper. Es fängt eine Unruhe unten in den Beinen an, welche sich nach oben zieht; im Hypogastrium ballt es sich zusammen wie von Luft, er hat das Gefühl, wie wenn alles voll Luft wäre; das Gefühl steigt nach oben und erregt starkes Herzklopfen; die Blähungen setzen sich auf der Brust fest und erzeugen Beängstigung. Dabei ist objektiv keine besondere Aufblähung des Leibes wahrzunehmen. Nachts kommt ein Angstgefühl über ihn, so dass er sich aufrichten muss. Die linke Seite scheint ihm mehr krank zu sein als die rechte; öfters klagt er über Klopfen in der ganzen linken Seite.

Die Beschwerden verschlimmern sich durch kaltes Trinken, viel Essen, durch Sprechen und Bewegung, sie werden besser durch absolute körperliche und geistige Ruhe. Im allgemeinen fühlt er sich schlechter von 5—6 Nachmittags.

Wie man sieht, eine grosse Mannigfaltigkeit von Symptomen, die sich schwerlich unter einem Mittel vereinigen lassen dürften. Klar dürfte es ferner sein, dass es sich nicht um eine organische Affektion des Magens handelt, ja nicht einmal um ein Magenleiden im engeren Sinne, sondern um eine allgemeine Neurasthenie mit vorwiegender Betheiligung des Verdauungstractus. Patient ist Landwirth und hat schwer zu arbeiten.

Es wäre vielleicht ein Leichtes gewesen, das Leiden zu heben, wenn ich den Pat. zur Erholung hätte irgend wohin schicken können. Da er aber zu Hause unabkömmlich ist, musste ich suchen, auf andere Weise fertig zu werden. Ich verordnete eine Reihe von Mitteln vergeblich: Arsenic., Nux, China, Lycopodium. Bönnighausen liess mich im Stich. Endlich wurde ich durch Farrington auf Kali carbonicum geführt, das einerseits die Schwäche, andererseits die nervöse und vasomotorische Aufregung hat, und auf das auch eine Reihe der Magen-Darmsymptome zutraf. Ich gab es in 15. Potenz, täglich 2 mal, und von diesem Augenblick an besserte sich der Zustand stetig. Die allgemein nervösen Symptome, Mattigkeit und Aufregung haben sich ganz erheblich vermindert; die Magenbeschwerden kehren noch manchmal in geringerem Grade wieder, doch berichtet Pat. als erfreuliches Zeichen,

dass er jetzt wieder Appetit auf eine Cigarre habe. Da er weder in seiner Beschäftigung, noch in seiner übrigen Lebensweise irgend welche Aenderung vorgenommen hat, Suggestionswirkung auch bei der Erfolglosigkeit der früheren homöopathischen Arzneien ausgeschlossen erscheint, so wüsste ich wirklich keinen anderen Heilfaktor zu nennen, als das zuletzt verabreichte Kali carbonicum. Ich für meinen Theil aber habe mir die Worte hinters Ohr geschrieben, mit welchen Farrington seine Vorlesung über dieses Mittel schliesst: „Sie sehen also, dass Kali carb. ein bei vielen Leiden indizirtes Mittel ist. Es ist ein Mittel, das in der Praxis oft vernachlässigt wird, aus ganz demselben Grunde, wie manche andere Mittel, weil nämlich der hastige und nachlässige Arzt in Routine verfällt."

Ischias und ihre homöopathische Behandlung.

Von **Dr. med. E. Weber, Köln.**

Vortrag, gehalten am 10. August 1891 in der Festsitzung des Central-Vereins.

Die Neuralgieen in den sensiblen Verzweigungen des Plexus sacralis und zwar insbesondere des Nerv. cut. femoris posterior und des Nervus ischiadicus werden insgemein mit den Namen Ischias, Ischialgia, Malum ischiadicum bezeichnet.

Der Sitz dieser Neuralgie umfasst die hintere Oberschenkelfläche, sammt dem untern Theil des Gesässes (n. c. f. p.) Kniekehle, Kniegelenk und die Haut an der vordern und äussern Fläche des Unterschenkels, des ganzen Fusses, mit Ausnahme des vom nervus cruralis. bezw. Saph. major versorgten inneren Fussrandes.

Zum Plexus sacralis gehören auch noch die Nervi pudendo-haemorrhoidales mit Verbreitung in Aftergegend, Damm und äusseren Geschlechts-Theilen. Die Neuralgieen dieser Verzweigungen bleiben hier aber unbesprochen.

Die Neuralgieen an der vorderen und inneren Schenkelfläche, um die Kniescheibe, auf der innern Seite des Unterschenkels und am innern Fussrande bis zur 1. Zehe gehören dem Gebiete des Nerv. cruralis an und gehen gewöhnlich unter dem Namen Ischias antica. Dieselben treten an Häufigkeit und Heftigkeit weit hinter die Ischias postica oder kurz Ischias zurück.

Die Aetiologie, soweit die Erfahrungen reichen, weist weit überwiegend auf Gelegenheitsursachen hin, denen das stärkere Geschlecht ausgesetzt ist, und finden wir darum die Ischias viel häufiger beim schwer arbeitenden männlichen Geschlecht im mittleren Lebensalter, als bei Weibern und Kindern.

Im Einzelnen lassen sich die Erkrankungen zurückführen auf örtliche Durchkältungen, auf Durchnässung bei erhitztem Körper, ferner auf mechanische Ursachen, wie Traumen, Quetschungen durch Fall aufs Gesäss und bei Weibern ausserdem, aber selten, durch schwere (Zangen-) Entbindungen; des weiteren auf Geschwülste im Becken, also Kothanhäufung im S. rom., Vergrösserungen und Verlagerungen des Uterus, Ovarialtumoren, auf Erkrankungen der Lenden- und Kreuzwirbel, auf venöse Stauungen.

Die Neuralgie isch. ist meistens einseitig, weil es die örtliche Ursache ebenfalls zu sein pflegt. Es kann jedoch bei sehr starken Schmerzen durch Vermittlung des Rückenmarks zu einer Ueberstrahlung nach der andern Seite kommen.

Nur bei der auf Tabes dorsalis zurückzuführenden excentrischen Neuralgie des N. isch. finden wir beide nervi ischiadici gleichmässig und gleichzeitig angegriffen.

Als besondere Schmerzpunkte gelten:

1) die Austrittsstelle des N. i. durch das grosse Hüftloch,
2) die Kniekehle (N. fib.),
3) das Capit. fibulae (fib.),
4) beide Malleoli cruris,
5) für den Nervus cut. fem. post. der untere Rand des Glutaeus maximus.

Die Schmerzen werden in Haut, Muskeln und Knochen gefühlt. Meistens sind sie abwärtsziehend, auch ortswechselnd, entweder beständig oder remittirend, auch intermittirend, aber nicht in regelmässigem Typus. Sie sind drückend, umklemmend, ziehend, reissend, blitzartig zuckend, brennend, kriebelnd; die Muskulatur fühlt sich wie an den Knochen abgeschlagen, oder klamm, mit und ohne Kontraktionen, das Bein kühl oder gelähmt oder centnerschwer; nach längerer Dauer des Schmerzes tritt auch wohl Muskelschwund ein. Die Verschlimmerungs- und Besserungsbedingungen bezüglich der Zeit und sonstiger Umstände, wie Ruhe, Bewegung, Kälte, Wärme, Druck, Berührung sind sehr mannigfaltig und bedürfen bezüglich der Mittelwahl der vorzüglichsten Beachtung. Alle diese in den verschiedenen unter gemeinsamem Namen laufenden Einzel-Krank-

heitsbildern vorkommenden Symptome und Symptomen-Verbindungen entsprechen natürlich ebenso verschieden gearteten krankhaften Vorgängen in der Zellenstruktur des leidenden und leitenden Nervenstrangs und seiner Verzweigungen.

Leider vermögen wir uns von den dabei zu Grunde liegenden Vorgängen im Körper nur insoweit eine Vorstellung zu machen, als wir die Angriffsrichtungen der Krankheit aus den verschiedenen Schmerzarten und begleitenden Umständen in manchen Fällen erkennen können. Wie sich die physikalische Anordnung der Du Bois Reymond'schen Doppelmolekule bei den Schmerzen verhält, davon haben wir nicht einmal eine Ahnung.

Wir wissen aber, dass jedes sogenannte Symptom nicht eine zufällige Erscheinung darstellt, sondern eine mit seiner auch unbekannten Ursache gesetzmässig verbundene Thatsache. Wenn wir Symptome sammeln, so sammeln wir Thatsachen. Darin unterscheidet sich aber die Homöopathie von allen bisher bekannten Therapieen, dass sie die Symptomatologie auf einen ganz neuen Fuss gestellt hat, indem sie dieselbe bis in die feinsten Unterschiede hinein für die Therapie vermittelst der darauf zugeschnittenen Pharmakodynamik zu verwerthen lehrt.

Vielfach verlästert und auch wohl hier und da zu einer schwindelerregenden Symptomenspalterei übertrieben, bleibt diese Symptomatik uns unentbehrlich für die Mitteldiagnose. Und wenn dem Auffinden des richtigen Mittels oft genug ein mühevolles Suchen vorauszugehen hat, so sind wir doch mit einem Schlage dem planlosen Hineingreifen in einen charakterlosen Wust von Arzeiverordnungen überhoben und auch in schwersten Fällen noch befähigt, zu einem befriedigenden therapeutischen Ergebniss zu gelangen, wo unsere gefällig verwischende oder erbarmungslos in's Zeug gehende ältere Stiefschwester in der Medizin längst versagt hat. Unsere Prognose ist darum eine eminent hellere, als die der alten Schule. Wie müssen wir nicht noch nachträglich den Anatomen Hyrtl bedauern, wenn er in seiner topographischen Anatomie erzählt, 2 Jahre lang von der qualvollen Ischias Cotunni gepeinigt worden zu sein, da er sich nach einem angestrengten Spaziergang auf eine kalte Steinbank gesetzt habe. Die Zeit, sagt Hyrtl, die alle Schmerzen heilt, hat ihn noch vor der Erfindung des Ohrenbrennens von mir genommen, und fügt hinzu: Stahlgrau ist alle Theorie! —

Der Chirurgie lassen wir ihren vollen und verdienten Antheil zur Behebung der mechanisch wirkenden Ursachen, die ausserhalb

des Bereichs arzneilicher Einwirkung von vorne herein liegen oder im Laufe der Erkrankung hinausgerückt sind. Nur ist die Breite des Konkurrenzgebietes zwischen uns und der Chirurgie auch bei der Ischias eine grössere, und auch da, wo die mechanische Therapie im weitesten Sinne des Wortes uns unentbehrlich war, kann der homöopathischen Beihülfe und Nachhülfe ein dankbares Feld übrig bleiben. Denn mit der Hebung der ursprünglichen Ursache oder einer nur mechanisch zu entfernenden Complikation sind die unterdess selbständig gewordenen Folgezustände nicht immer gehoben, sondern erwarten erst ihren arzneilichen Anstoss, der sie auf der Genesungsbahn, auf welche die Chirurgie sie gesetzt hat, weiter treibt. Wir sind in der bevorzugten Lage, unter uns in der Person unseres heut. Vorsitzenden den ausgezeichneten Chirurgen anwesend zu haben, der sich berufen gefühlt hat, bei vollster künstlerischer Beherrschung seiner Domäne auch der Homöopathie ihr unveräusserliches Recht zuzusprechen.

Wir dürfen, um auch andern Heildisziplinen unsererseits gerecht zu bleiben, nicht stillschweigend vorübergehn an den Erfolgen, welche die Lehre Rademacher's auf ihren Wegen und mit ihren Arzneien unstreitig zu ihrem Ruhme zu verzeichnen hat. Wir erinnern uns auch an die auf Rademacher's Grundsätzen weiter ausgebaute Weihe'sche Lehre, welche bislang unerschütterlich das Ziel in's Auge gefasst hält, die erweiterte Rademacher'sche Erfahrungsheillehre und Hahnemann's Homöopathie als zwei Verbündete zu erweisen, die auf getrennten Wegen marchirend am Ziele mit einander verschmelzen, also dass die auf 2 Wegen gefundenen Heilpotenzen aequivalent und daher auswechslungsfähig seien. Weiter ab liegt uns persönlich die elektrische Therapie. A priori muss diese Methode als eine leistungsversprechende betrachtet werden. Jedoch ist bei der symptomatischen Mannigfaltigkeit der Neuralgieen nach unserer Ansicht die Anzahl der für die Elektrotherapie wirklich passenden Fälle eine enger begrenzte, als die Elektriker es zugeben mögen.

Wenn wir noch von der sog. arzneilosen naturgemässen Heilmethode sprechen sollen, so sind wir durchaus nicht gewillt, diese als ein Verfahren anzuerkennen, was sich uns gegenüber als eine Specialität zu brüsten hätte. Was darin vernünftig und zweckmässig ist, liegt in unseren Vorschriften für eine gesundheitsgemässe, die Genesung nicht durchkreuzende Lebensführung entweder eingeschlossen oder in derselben Richtung, und ausserdem ist die

Homöopathie im strengsten Sinn des Wortes ein naturgemässes Heilverfahren. Die von einem sich etwas laut geberdenden Anhang jener Richtung zur Alleinpacht beanspruchten Lebensfaktoren, Licht, Wärme, Luft und Wasser und die Nährstoffe gehören in das allen ärztlichen Schulen und volksthümlichen vernünftigen Gebräuchen gemeinsame Gebiet der Hygieine. Der grundsätzliche Verzicht seitens der Aerzte jener Richtung und insbesondere seitens der nichtärztlichen Anhänger, die uns die 30. Verdünnung des Arseniks noch als einen Giftpopanz vorhalten, auf die naturgemässe Verwendung von Arzneistoffen enthebt sie allerdings der Prüfung derselben an Gesunden und am Krankenbette, beraubt sie aber der Erfolge, die wir in den mannigfachsten Krankheitszuständen, so auch bei der Ischias von unsern homöop. Potenzen so oft als klassische Zeugen beschwören können. Allerdings in dem Wettkampf mit der gewaltthätigen Dame „Akademische Medizin", welche mit Gift und Messer den Feldzug gegen das feindliche Heer der Krankheiten führt und dabei systematisch ihren besten Verbündeten im feindlichen Lager, die Genesungsbestrebungen des Organismus mit zu Boden schlägt, hat die Naturheilmethode leichteres Spiel. Nur auf diesem düstern Untergrunde schmerzensreicher und kostspieliger Allopathie hat sich die Erscheinung eines Pfarrer Kneipp wie eine Lichtgestalt abheben können. Wir Homöopathen, die wir jenem aussergewöhnlich begabten, merkwürdigen Manne weit näher stehen, würden ihm solches Relief nicht gegeben haben.

Sehen wir uns nun unseren Arzneischatz für die Ischialgie an, so könnten wir wegen der Ueberfülle der auf solche neuralgische Affektion hinweisenden Symptome zunächst in die grösste Verlegenheit bezüglich der Mittelwahl hineingerathen. Die Pharmakodynamik der meisten geprüften Arzneien führt Schmerzempfindungen an den unteren Extremitäten auf, deren Sitz mit grösserer oder geringerer Deutlichkeit auf das Verbreitungsgebiet des N. isch. hinweist. Und wenn wir noch hunderte von weiteren Arzneien durchprüfen wollten, so ist die Wahrscheinlichkeit nicht geringer, dass sich auch hunderte von neuen ischialgischen Symptomen ergeben würden. Unsere Sprache reicht aber jetzt schon nicht aus, die Fülle von solchen Symptomen scharf und eindeutig zu unterscheiden. Viele lauten identisch, ohne es in Wahrheit zu sein. Aehnlich muss es sein bezüglich der natürlichen Krankheitsursachen der Ischialgie, deren verschlungene Kette von Vor-

gängen zwischen Ursache und Endwirkung wir in der Mehrzahl der Fälle nicht nachweisen können und wo wir also unvermögend sind, das unterscheidende primum movens aus der Endwirkung zu begreifen. So wären wir bei der Masse der Prüfungssymptome, von denen unter Umständen jedes einmal das wohlbestimmende sein könnte, nicht im Stande, im gegebenen Falle mit auch nur annähernder Sicherheit die Mittelwahl zu treffen, wenn wir nicht weitere Hülfsmittel hätten, die uns aus der Verlegenheit, dem embarras de richesses herausreissen könnten.

Da haben wir nun zunächst den aus der Prüfung sich ergebenden Gesammtcharakter der einzelnen Arznei zur Vergleichung mit der Konstitution des an Ischias Erkrankten heranzuziehen. Identisch lautende Pulsatilla- und Nux-Symptome hören dann auf identisch zu gelten, denn sie sind auf verschiedenem Boden gewachsen. Ferner haben wir an den die Schmerzen begleitenden Erscheinungen einen neuen Anhalt. Ein Brennschmerz, der mit Aufregung, Unruhe und Angst begleitet ist, kann wohl auf Arsen. hinweisen, nicht aber auf den ähnlich lautenden Schmerz von Sulfur, der diese zwangsläufige Kombination nicht hat.

Das zeitlich verschiedene Auftreten einer und derselben Schmerzempfindung, sowie die besondern Bedingungen, unter denen die Besserung oder Verschlimmerung erfolgt, sind sogar in dem Masse als wahlbestimmend in dem Einzelfall von Ischias anzuerkennen, dass wir die Vernachlässigung dieser Besonderheit bei der Arzneiwahl von vorn herein mit einem Fehlgriff würden büssen müssen. Dann haben wir manchmal Gelegenheit, bei herrschenden offenbaren Epidemieen oder zu Zeiten, wo ein verborgener genius epidemicus fast alle gleichzeitigen Erkrankungen unter die Heilgewalt einer einzigen Arznei stellt, die Ischialgie als eine Theilerscheinung gleicher Ursache und also auch als Gegenstand desselben epidemischen Heilmittels kennen zu lernen.

Schliesslich wird uns bei der nun schon enger gewordenen Wahl die Erforschung der wahrscheinlichen ersten Ursache der Erkrankung weiter helfen und uns auch zur Auffindung der richtigen und damit hülfreichen Arznei hinleiten können. Das alte Schema quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando, kann auch hier die Führung abgeben.

Nun aber haben dazu die durch das Leitmotiv der Aehnlichkeitsbeziehung gewonnenen Erfahrungen und Bestätigungen einen reichen Schatz in unserer Literatur hinterlegt, von dem wir schon

getrost zehren können, wenn wir dabei immer im Bewusstsein behalten, dass dieser Schatz nicht so ohne weiteres als zahlbare Münze zu betrachten sei, mit der wir unsere therapeutischen Bedürfnisse bestreiten könnten. Namentlich gilt dies von einer etwaigen Gewöhnung, bestimmte wenige Mittel von vornherein als Atouts anzusehen. Denn auch beim Kartenspiel kann eine geringschätzige Nebenkarte das Spiel gewinnen.

Wenn wir nun die Mittel herausgreifen, welche in der Literatur und Praxis bei der Ischialgie eine Hauptrolle spielen, so sind am häufigsten angeführt

Colocynthis, Rhus und Puls.,

darnach folgen Arnica, Lycop., Merc., Nux vom., Sepia und als seltener zur Anwendung gekommen und auch wohl seltener berufen Amm. mur., Ars., Bry., Canth., Card., Cham., Colch., Conium, Ferr., Gelsem., Gnephal, Graphit, Kalium jod., Phos., Natr. salicyl, Silicea, Sulf., Tereb., Veratr., Zinc. und andere.

Es liesse sich noch eine ganze Reihe anderer anführen, aber wo sollten wir das Ende finden, da unter Umständen jedes Mittel einmal helfen kann.

Die Hauptanzeigen der in erster Linie genannten Mittel stellen sich nunmehr wie folgt:

1. Colocynthis hat reissend und blitzartig herabschiessenden Schmerz, dem Laufe des Nervus ischiadicus folgend bis in den Fuss herab. Derselbe kann ungemein heftig auftreten, den Erkrankten zum Stöhnen und Schreien, auch bis zur ohnmachtsartigen Schwäche bringen und entspricht also grade den allerschlimmsten Fällen. Das Hüftgelenk scheint wie mit eisernen Klammern an Becken und Kreuzbein angeschraubt. Die Muskeln sind betheiligt mit Klammschmerz und auch mit Krampf. Bewegungen sind erschwert durch Lähmungsempfindungen und äusserst schmerzhaft. Nach Ablauf des Anfalls bleibt Taubheitsgefühl zurück und nach längerer Dauer der Erkrankung Abmagerung des erkrankten Beines.

Bewegung und Kälte verschlimmern, Ruhe und Wärme lindern. Der Charakter der Neurose ist hier am schärfsten ausgesprochen.

2. Rhus. Zum Unterschied von der Colocynthis-Neuralgie nehmen die Schmerzen hier ihren Ausgang von den Gelenkbändern und Muskeln und stellen sich dar als Verrenkschmerz, Steifigkeit in den Gelenken, — das Bein wie von Holz — Klamm, Schwere,

Uebermüdung, Lähmigkeit, Taubheits- und Eingeschlafenheitsgefühl in den Muskeln.

Darum entspricht Rhus sowohl der Ischias rheumatica als auch den Schmerzen im Gelenk nach aktiver und vorzüglich passiver Ueberdehnung des Bandapparats, sowie den Schmerzen in den Muskeln nach überangestrengter Arbeit derselben. Die zwischen den Muskelfasern angehäuften oder zurückgedrängten, stockenden Ausscheidungsprodukte der Fibrillen bilden ein schmerzhaftes und zugleich lähmendes Hinderniss für die Zusammenziehung der Muskelbäuche und nur eine behutsam fortgesetzte Bewegung vermag allmählich den für die Lymphgefässe bestimmten Ringstrom der Säfte in Gang zu bringen. Aehnlich muss es den vergewaltigten Gelenkbändern ergehen, die unter anfänglich gesteigerter Schmerzhaftigkeit erst nach länger fortgesetztem Biegen und Glätten ihre Geschmeidigkeit wiedererlangen.

Darum muss die Ruhe während der Nachwirkung der Schmerzursache und der Anfang des Uebergangs in die Bewegung verschlimmern, die behutsam fortgesetzte Bewegung bessern. Andererseits muss im Falle der für Rhus passenden Ischias rheumatica die äussere Wärme, welche der unterdrückten Hautthätigkeit Vorschub leistet, eine Erleichterung bringen.

3. Pulsatilla. Diese als Blutmittel so scharf bestimmte Arznei kann die Ischialgie beherrschen, welche von der Stauung eines nur langsam sich aufwärts bewegenden, dunklen, dickflüssigen Blutes im venösen Gefässsystem, inbegriffen die Capillaren, ihren Ausgang genommen hat, also als Ischias venosa betrachtet werden kann.

Die Schmerzen erreichen darum auch nie einen überwältigenden Höhegrad, sodass die Puls. erfahrungsgemäss fast nur für mildere Formen der Ischias in Anspruch genommen wird. Vorherrscht der Müdigkeitsschmerz mit dem Charakter der Schwere, auch als Summen im Bein und vorzüglich im Unterschenkel, Zerschlagenheitsschmerz und Ziehschmerz, der keine Ruhe verträgt. Alles was die venöse Stauung und die daraus naturgemäss entstehende Anschwellung unterhält und begünstigt, wirkt hier verschlimmernd. Darum wird Ruhe, hängende Lage des Beines, Stehen nicht ausgehalten. Dagegen schieben bei der Bewegung die wechselnden Kontraktionen der Muskulatur den zögernden venösen Blutstrom rascher aufwärts und entlasten dadurch nicht

allein die gedrückte Nervenfaser, sondern erleichtern zugleich die Nachströmung des arteriellen Blutes. Aehnlich wirkt von aussen her eine mässige Kälte. Durch ihre zusammenziehende Kraft auf das Stromgebiet der Haut treibt sie das Blut, dem die vis a terge hier doppelt mangelt, in den lebhafteren Strom der tiefer im Inneren verlaufenden Venenzweige hinein, während Zimmer- oder Bettwärme das Gegentheil bewirken. Auch das Wandern, Ueberspringen der Schmerzen geht nicht innerhalb der Venenbahnen vor sich, sondern beruht auf örtlichen Stasen in der Blutbahn. — So lassen sich die Verschlimmerungs- und Besserungsbedingungen dieser Ischias venosa unschwer mit dem allgemeinen Charakter der Pulsatillawirkungen in vergleichende Uebereinstimmung bringen.

Es ist mir merkwürdig erschienen, dass die genannten drei Mittel, Puls., Coloc., Rhus von drei verschiedenen Angriffsörtern her, als da sind Blutstrom, Nervenstamm, Gangwerk, ihre Wirkung entfalten, und somit verglichen mit der Dampfmaschine ihr tertium comparationis finden in Speisung, Spannkraft und Triebwerk, den 3 Elementen unserer Motoren. Doppelt merkwürdig, weil bei sechs von mir verglichenen Autoren unter sechs verschiedenen Reihen von Ischias-Mitteln nur diese drei Mittel je sechsmal aufgeführt werden, also offenbar als die Hauptrepräsentanten der Ischias-Mittel betrachtet werden dürfen. Es würde darum angehen, diesen 3 Haupttypen die anderen genannten Mittel anzugliedern, obschon auch hier überfliessende Grenzen bei Leibe nicht ausgeschlossen werden dürfen. Zum vergleichenden Studium würden demnach 3 Reihen gebildet werden können.

1. Die Colocynthis-Reihe mit Arsen., Chamomilla, Gelsemium, Gnephalium u. a. m.
2. Die Rhus-Reihe mit Arn., Bry., Nux vom. u. a.
3. Die Pulsatilla-Reihe mit Sepia, Belladonna, Ferr., Sulfur, welch letzterer Reihe dann als Ergänzungen im erweiterten Sinne tiefer gehender Ernährungsstörungen anzufügen wären, Graphites, Lyc., Merc. u. a. m.

Alle diese genannten Mittel, wie überhaupt alle diejenigen, welche gelegentlich zur Anwendung berufen sein können, lassen sich nicht in dem Grade, wie die drei besprochenen Hauptrepräsentanten Col. Rhus, Puls., als lokale Spezifica ansprechen. Vielmehr erscheinen sie mir bei der Ischias mehr zufällig angebracht da, wo sie durch eigenthümliche und allgemeinere, von besonderem Orte unabhängige Beziehungen zu bestimmt gezeichneten Gewebs-Alterationen, die

auch im Bereich der Ischias vorkommen können, zur Wahl aufgerufen werden.

So wird der Arsenik weniger durch seine verhältnissmässig sparsamen ischialgischen Symptome zur Heilung der Ischias berufen sein, als vielmehr da, wo die nachmitternächtliche Steigerung der Schmerzen, die begleitenden Angsterscheinungen, das auffallende Sinken der Kräfte beim Schmerz, auch die Empfindungen eines Glutstromes durch die Nerven ihn unter Zurückhaltung aller andern Mittel indiziren.

So hat die Arnica, sogar in Hochpotenz, den Vorzug vor Rhus, wenn es sich um Quetschungen, Zerreissungen mit Blutaustritt im Bereiche des Hüftnerven handelt und die der Arnica zugehörigen charakteristischen Symptome der Unruhe, des Bewegungsdrangs, der Hypersensibilität dabei zum Ausdruck kommen.

So spielt die Sepia eine führende Rolle, wo die Ischias auf Trägheit und Träger des venösen Blutlebens, insbesondere auf Plethora im Pfortadersystem gegründet ist.

Nux vomica, wo ihre abdominellen und spinalen Symptome sich in Aehnlichkeit bei dem Krankheitsbilde wiederfinden.

So ist Lycopodium, nach Hirschel eins der beachtenswerthesten Mittel, bei der Ischias angezeigt durch seine reissenden, ziehenden, zuckenden Schmerzen, durch seine zuckenden, schüttelnden, spreizenden und tonischen Muskelkontraktionen, die mir centralen Ursprungs zu sein scheinen und Erstarrung, Lähmigkeit, Muskelschwund nach sich ziehen. — So ist Jodkalium angezeigt als Antidot bei Ischialgia mercurialis und — abgesehen von frischen Rheumatalgien — in chronischen Fällen seinerseits wieder Mercur*)

*) Dass es eine Neuralgie mercurialis giebt, darüber fand ich in Trinks (Arzneimittellehre H. II. 1. S. 151) folgende aus Dietterich („Mercurialkrankheiten") ausgezogene Darstellung: Nach dem Laufe irgend eines Bewegungsnerven empfindet der Kranke einen ziehenden reissenden Schmerz. Derselbe kann auf eine bestimmte Stelle fixirt sein, häufiger aber wandert er zu verschiedenen Stellen längst dem Verlauf der ergriffenen Nerven. Hat das Uebel einige Monate gedauert, so verlässt nicht selten jener Schmerz die Nerventheile, welche er bis jetzt inne hatte, und springt auch auf andere über, vorzüglich bei grossen Schwankungen in den Barometerständen. Er macht deutliche Intermissionen, die jedoch keinen bestimmten Typus haben. Wenn er eine kurze Zeit ausgesetzt hat, so bedarf es nur eines kühlen Lüftchens oder einer Anstrengung oder einer Erhitzung des Kranken, und er meldet sich wieder an. Die Nässe vertragen solche Kranken gar nicht, am besten trockene Wärme und trockene Kälte. Die elektrische Thätigkeit derselben ist so verändert, dass sie in der

heranzuziehen, wo dessen tiefeingreifende auf Cirrhose der Nervenstränge hinsteuernde Wirkung in dem Krankheitsbilde der Ischias ihre Zeichen lokalisirt wiederfindet.

Weiter haben wir bei Ischias, sofern sie auf Wirbelerkrankung zurückzuführen ist, Calc., Natr. mur., Pho., Silicea, Sulfur und andere verwandte Konstitutionsmittel zu Gebote stehen, durch deren regenerirende Kraft die chirurgische Beihülfe ergänzt oder auch unnöthig gemacht werden kann.

Wir können hier nicht alle die Mittel aufrufen, die schon den praktischen Beweis ihrer Brauchbarkeit geliefert haben. Wenn wir Coloc., Rhus und Puls. an die Spitze gestellt haben, so bedeutet dies nur insofern eine Rangordnung, als nach der Erfahrung diese Mittel bisher am häufigsten in Wahrheit angezeigt gewesen zu sein scheinen. Keiner von uns wird aber darüber im Zweifel sein, dass die Therapie bei uns erstarren und vereisen, veröden müsste, wollten wir diese Arznei in der Gesellschaft aller übrigen gewissermassen zu bevorrechtigten Ehrenmitgliedern ernennen, die bei jeder Gelegenheit den Vorrang zu beanspruchen hätten. Gerade die selten berufenen, aber in ihrer Wirkungssphäre unersetzlichen Arzneien bilden die Aristokratie unter den Ischiasmitteln und die wahren Aristokraten unter den Homöopathen sind die, welche diese seltenen Mittel am richtigen Ort zu gebrauchen verstehen.

Die homöop. Therapie wird vorläufig noch lange eine Kasuistik von Einzelfällen bleiben, bei denen Krankheits- und Mittelcharakteristik zusammen stimmen. Auch das berühmteste Mittel muss jedesmal im Einzelfall auf seine Anwendungsberechtigung hin geprüft werden und unweigerlich vor der bescheidendsten Arznei zurücktreten, sobald diese ihre grössere Homöopathicität erweisen kann. Nur dadurch kann dem Schlendrian, welcher der Mehlthau für die Ausbreitung der Homöopathie ist, der Eingang versperrt bleiben, aber auch nur dadurch bleibt die Ausübung der homöop. Heillehre eine nie versiegende Quelle der Arbeitsfreudigkeit.

Zum Schluss mögen hier noch einige Beispiele homöopathischer Ischiasheilungen Platz bekommen, aus denen die Nothwendigkeit,

---

grössten Hitze sich behaglich fühlen, und wenn andere Leute bei 28° R. zur Kühlung den Schatten suchen, so stellen sich jene mit dem grössten Vergnügen den heissen Sonnenstrahlen bloss.

die Befolgung und das Ergebniss des Gesetzes des Individualisirens zur Darstellung gebracht worden ist.

Dieselben sind s. Z. in der Allg. homöopath. Zeitung zum Abdruck gekommen und daraus hierher herübergenommen.

1. Arsenik.

Herr M., 60er, robuster Constitution, hat sich stets einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut, will angeblich noch nie Krankheitshalber einen Tag zu Bett gelegen haben. An einem Tage empfand er die ersten Anzeichen von Ischias im linken Bein. Die folgenden acht Tage brachten zunehmende Verschlimmerung.

Es bestanden vorherrschend:

1. Sehr deutliche Verscblimmerung Nachts.
2. Masslose Aufregung; muss beständig die Lage wechseln, kann nicht im Bett, noch auf dem Liegesessel ausdauern.
3. Wärme und warme Einhüllungen rufen wesentliche Erleichterung hervor.

Die regelmässige Wiederkehr der Anfälle, die Zeit der Verschlimmerung und die Besserung bedingenden Umstände leiteten die Wahl auf Arsenik.

Einige Gran der 3. Verreibung werden in Wasser aufgelöst, alle halbe Stunden während des Anfalls, sonst 2stündlich davon zu nehmen.

Die Nacht darauf kommt der Anfall etwas später, kürzer, weniger heftig. Es wird mit Arsenik fortgefahren. Die Besserung hält an und am 7. Tage erklärt sich Patient für gesund. Kein Rückfall. —

(Allg. hom. Ztg. 118, S. 29 ff., Dr. W. Martin in Pittsburg).

2. Rhus.

Ein starker, 40 Jahre alter Mann liess mich rufen am 17. April 1887. Schon vorher hatte er einige rheumatische Schmerzen in den Beinen gehabt, die sich aber von selbst wieder verloren. Vor einigen Tagen begab er sich zu einem Begräbniss, wobei er so zu sagen fünf Stunden ununterbrochen gegangen war und sich so sehr ermüdete. Während des Gehens hatte er noch keinen Schmerz empfunden, aber gleich wie er nach Hause kam, klagte er besonders über das linke Bein. Die Schmerzen nahmen rasch zu und wurden so stark, dass er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte und förmlich heulte. Das kranke Bein wurde in erwärmte Tücher geschlagen, ohne dass er davon Erleichterung verspürte.



Ich zögerte keinen Augenblick, ihm Rhus zu verordnen, zweistündlich 1 Theelöffel. Die Besserung durch Gehen, Verschlimmerung in der Ruhe und die Uebermüdung als Ursache bestimmten mich dazu.

Gegen 4 Uhr Nachmittags nahm er die erste Dosis. Andern Tages finde ich ihn viel ruhiger, trotzdem er noch eine schlechte Nacht gehabt hatte. Dieselbe Behandlung. Andern Tages viel weniger Schmerzen. Nur noch ein Gefühl von Eingeschlafenheit empfindet er in dem linken Bein. Nun macht die Besserung solche Fortschritte, dass überhaupt nur 8 Tage vergangen sind, bis er seine gewohnten Beschäftigungen wieder aufnehmen konnte.

(Ibidem).

3. Colocynthis.

Eine junge Frau leidet nach Ueberstehung eines typhoiden Fiebers an rechtseitiger Ischias. Nachdem ihr Arzt mehrere Monate sie vergeblich behandelt, sollte sie fortan nur noch Morphium nehmen.

Sie empfand in der Lendengegend, in der Hüfte und im Schenkel ein sehr schmerzhaftes Ziehen und Reissen, welches in unregelmässigen Zeiträumen wiederkehrte und bei der geringsten Bewegung sich steigerte. Im Liegen und in der Ruhe waren die Schmerzen viel erträglicher, ebenso wenn sie den Schenkel an den Leib zog. Nach einem Anfall blieb in den kranken Theilen ein Gefühl von Schwäche und Eingeschlafenheit zurück. Sie empfing Colocynthis 3, 10 Tropfen in ein Glas Wasser, löffelweise zu nehmen.

Da nach 48 Stunden keine Besserung eingetreten war, die Zeichen aber fortfuhren auf Colocynthidis hinzuweisen, erhielt sie Tinctura Colocynthis, 6 Tropfen in ein Glas Wasser, 2stündlich 1 Löffel voll. Dabei nahmen die Anfälle an Häufigkeit und Heftigkeit ab und waren nach einigen Wochen ganz verschwunden. —

(Ibidem).

4. Rhus

(Riechen an Rhus 6. Centesimaler Verdünnung).

Dr. Weber hatte im November 1873 ein Hüftweh zu behandeln bei einem Arbeiter. Dasselbe bestand seit 4 Wochen; es war hervorgegangen aus einem heftigen Anfall von Rheumatismus des rechten Lendenmuskels. Der Schmerz begann im rechten Gesäss, strahlte von dort aus zur Kniebeuge mit einem strammenden Gefühl als wenn die Sehnen zu kurz wären, endigte dann an den

Knöcheln, dieselben wie mit einem eisernen Reif einschnürend. Er war begleitet von dem Gefühl, als wenn das ganze Bein zu dick wäre; dazu gesellte sich eine entsprechende Empfindung von Taubsein und Kriebeln des Fusses. Der Schmerz besserte sich durch äussere Wärme, verschlimmerte sich durch äussere Kälte. Stiegen die Schmerzen auf eine bedenkliche Höhe, so wurde der Unterschenkel von selbst eiskalt. Das Gehen fiel dem Kranken sehr schwer, setzen wollte er sich nicht, weil ihm das Aufstehen einen fast unerträglichen Schmerz verursachte, der erst durch fortgesetzte Bewegung wieder erträglich wurde. Sonst war der Mann vollkommen gesund. Aller Wahrscheinlichkeit nach war das Leiden entstanden durch Erkältung bei schwitzendem Körper. Der Mann arbeitete nämlich den ganzen Tag in einer chemischen Fabrik am Feuer, war dabei leicht gekleidet und bei einem Gang vom Ofen weg in kalte Räume zu einer Erkältung ganz besonders disponirt. Die bisherige Behandlung war erfolglos geblieben, nur hatte er bei der Anwendung von blasenziehender Arznei vorübergehende Besserung gespürt. In Erinnerung an die vor einiger Zeit von Dr. Landesmann aus Genf veröffentlichten Heilungsgeschichten, die so gerechtes Aufsehen erregten, wollte W. hier auch einmal einen Versuch machen mit Riechen an homöopathische Arznei. Der Fall schien ihm um so geeigneter, als er das ganze Leiden als eine reine Neurose des Hüftnerven betrachten durfte. Der Erfolg übertraf jede Erwartung, oder vielmehr er bestätigte an seinem Theil in eklatanter Weise die Richtigkeit des Landesmann'schen Verfahrens. Um aber in dem Patienten eine solche Erwartung nicht aufkommen zu lassen, fragte ihn W., ob er wohl mit der Erkältung auch einen Schnupfen erworben habe. Um in dieser Hinsicht seine Geruchsfähigkeit zu prüfen, wolle er ihm etwas zu riechen geben. Er schüttete darauf einige Tropfen Rhus 6. in die Hand und liess den Kranken einige Mal kräftig daran riechen. Er hatte aber kaum Zeit das Arzneifläschchen wieder an seinen Platz zu setzen, als ihm der Patient plötzlich zurief, es sei ihm so merkwürdig in seinem kranken Bein geworden. Auf die Aufforderung sich näher zu erklären, versicherte er, es ströme ihm ungewohnte Wärme und ein ganz neues Leben durch das kranke Bein von oben herab. Es sei ihm dasselbe viel leichter, erscheine ihm auch nicht mehr dick und die Schmerzen seien auf ein kleines Mass beschränkt. Dies war um 11 Uhr Vormittag. Der Patient wurde nun vorläufig entlassen mit dem Auftrage, am folgenden Tage wiederzukommen.

Er ging dann nach Hause, lud einen schweren Sack auf einen Schubkarren, fuhr denselben in die Stadt und trug ihn auf den Schultern in einen Keller ohne viel Beschwerden. Und alles dies nach dem einfachen Riechen an der richtig gewählten homöop. Arznei, während er sich noch vorher unter grossen Schmerzen mühselig langsam nach der Wohnung des Arztes hingeschleppt hatte. Die Wirkung von Rhus hielt ungeschwächt vor bis zum Nachmittag 4 Uhr, von wo wieder eine Steigerung der Beschwerden stattfand bis zum Abend, die jedoch lange nicht den alten Grad erreichte, was um so mehr auffallen musste, als er bis 10 Uhr Abends mit schwerer Arbeit in der Fabrik beschäftigt war. Am folgenden Vormittage wurde der Versuch mit Rhus wiederholt mit sofortigem Erfolg. Die Schmerzen vergingen unter dem überaus wohlthätigen Gefühl, als lebe das ganze Bein wieder auf. Patient erhielt nun ein Fläschchen Rhus 6. mit der Anweisung, dreimal täglich ordentlich daran zu riechen. Nach 5 Tagen kam er wieder und gab an, dass nur sehr selten und in ganz geringer Weise etwas schmerzhafte Steifigkeit am Fussgelenk und oberhalb desselben eintrete. Um diesen letzten Rest zu beseitigen erhielt er Rhus 3 dreimal täglich 3 Tropfen zu nehmen. Da in Folge der Arbeit, die ihn den ganzen Tag am Feuer stehend hielt, sich im Laufe der Zeit Wehadern am Unterschenkel gebildet hatten, so wurde ihm ausserdem eine Binde verordnet. Nach weiteren 8 Tagen konnte Patient melden, dass er von Schmerzen und Beschwerden nicht das Geringste mehr spüre.

Allg. hom. Ztg. Band 89, S. 123 ff., Dr. Weber.

5. Bryonia 200.

Ein Mann von 52 Jahren, von guter Konstitution erkrankte in den ersten Tagen des November 1877 an Schmerz in den Gelenken. Nach einigen Tagen trat ein sehr heftiger Schmerz an der hinteren Seite des Ober- und Unterschenkels hinzu, der sich bis in die Gesäss- und Kreuzbeingegend erstreckte. Er war von Lähmungsgefühl in den befallenen Theilen begleitet. Aeusserlich nichts Abnormės. Appetit schlecht, viel Durst und hartnäckige Verstopfung. Nach viermonatlicher, fruchtloser allopathischer Behandlung bestand folgender Zustand: Decubitus an der linken Kreuzbeingegend mit Unmöglichkeit der Bewegung, bleiches Gesicht, tiefes Seufzen, zuweilen Aufschreien. Sehr lebhafter, lanzinirender Schmerz im Bereiche des rechten Nervus ischiadicus. Sämmtliche Aeste waren befallen. Der Schmerz bestand fortwährend, zwischen-

durch mit heftigeren Anfällen. Er wurde beim leisesten Drucke und der geringsten Bewegung verschlimmert; bei den Paroxysmen allgemeines Zittern. Das Bein war halb flektirt; die Hautfarbe nicht verändert; leichte Atrophie. Vollständiges Unvermögen, das Bein zu bewegen. Appetit war schlecht, der Durst lebhaft, die Zunge belegt und es bestand hartnäckige Verstopfung, durch Purgantien nicht zu überwinden.

Urin war klar; häufige Neigung zum Uriniren. Puls hart; Gemüthsstimmung sehr deprimirt. Ordination: Bryonia 200, 6 Kügelchen in 10 Esslöffeln Wasser gelöst, alle 4 Stunden ein Löffel. Nach acht Tagen konnte der Kranke das Bett verlassen und sich mit sehr wenig Schmerzen umherbewegen. Schmerzen in den Carpo-metacarpal-Gelenken, mit ödematoser Schwellung, die jetzt auftraten, beseitigte rasch Rhus toxicod. 200; Sulphur 200, 6 Globuli in 2 Esslöffeln Wasser, auf einmal nüchtern zu nehmen, beendigte die Heilung. Am 20. Tage der Kur war Patient ganz genesen.

Allg. hom. Ztg. Bd. 103, S. 4, 5. Referat aus Bibliothèque homoeopath. aus El criterio medico übersetzt.

6) Graphites — Natrum muriaticum.

Prinz E. leidet seit 5 bis 6 Jahren an Schmerzen im Verlaufe des linken N. ischiadicus, welche in mehr oder weniger heftigen, Wochen oder Monate dauernden Paroxysmen auftreten. Es wurden die verschiedensten Mittel oder Heilverfahren erfolglos dagegen angewendet. Vor vier Jahren wurde auf meine Veranlassung eine Kur in Teplitz gebraucht; die Schmerzen besserten sich während derselben und verschwanden gegen Ende der Kur gänzlich. Nach Vollendung derselben aber ging Patient mit der freilich unbegreiflichen Zustimmung des Teplitzer Badearztes nach Heringsdorf und nahm dort 14 kalte Seebäder. Seitdem waren die ischiadischen Schmerzen häufiger und stärker aufgetreten und nur selten fühlte sich der Patient ganz schmerzfrei. Am 7. Mai d. J. wurde ich früh eiligst zum Kranken gerufen, da derselbe aber auf seinem Schlosse ausserhalb Dresden's wohnte, konnte ich erst gegen Abend diesem Ruf Folge leisten. Bei meiner Ankunft erfuhr ich, dass Patient bereits seit vierzehn Tagen an heftigen Schmerzen im linken Beine gelitten hatte, seit dem vorangegangenen Abend aber die Anfälle kaum noch zu ertragen gewesen wären. Patient klagt über grosse innere Hitze im ganzen linken Bein und heftige Stiche,

in der Hüfte, und zwar treten die heftigsten Schmerzen früh und Abends ein. Im Bett wurden kalte Stellen mit Vorliebe aufgesucht; Patient erwachte früh stets unter Schweiss und sehr starken Schmerzen, welche nur durch kalte Waschungen des Beines Linderung fanden. Während der schmerzhaftesten Anfälle war immer starker Drang zur Bewegung vorhanden, welche indessen verschlimmernd wirkte. Aeusserer Druck und Sitzen erleichterten. Ausstrecken des kranken Beines und Gehen verschlimmerten, letzteres und Stehen riefen stets einen neuen Anfall hervor. Patient, welcher an Stockungen im Pfortadersystem leidet, ist von korpulentem fettem Habitus, blondhaarig und von bleicher Gesichtsfarbe. Da bereits bei früheren Anfällen anscheinend passende homöopathische Arzneimittel den Dienst versagt hatten, so entschloss ich mich dieses Mal besonderes Gewicht auf die Konstitution des Patienten zu legen und verordnete Graphit in 30. Dec. Dil. gtt. 2. Sacch. lact. 0,5. M. f. pulv. D. t. dos. 4. S., jedes Pulver in 4 Esslöffel aufzulösen und je eins in 24 Stundeu zu verbrauchen. Der Erfolg war überraschend. In der siebenten Stunde Abends nahm Patient die erste Gabe und schon der Abendanfall, wie auch der nächste Morgenanfall traten viel gelinder auf. Die Berichte vom 9., 11. und 14. Mai meldeten fortschreitende Besserung, dann aber trat ein Stillstand derselben ein und eine wiederholte Gabe Graphit blieb erfolglos. Am 20. Mai erhielt Patient Natrum muriat. 30. dos. 3; wenige Tage darauf verschwanden die Schmerzen vollständig, ohne bis jetzt wiedergekehrt zu sein.

Allg. hom. Ztg. Band 107, Seite 123. D. Elb.

Nach mündlicher Mittheilung von Dr. Elb am 10. 8. 91 hat sich erst nach Ablauf mehrerer Jahre ein Rückfall gezeigt, der indess sehr leicht gewesen sein muss, da er nach kurzdauernder Massirung wieder beseitigt war.

7. Arsenik.

Das Leiden bestand bei der 41 jährigen Patientin seit 3 Monaten; vier Schmerzpunkte liessen sich konstatiren: 1) an den letzten Lendenwirbeln, 2) an der Hinterbacke, 3) unterhalb des mittleren Drittels des Oberschenkels, an der hintern Seite, 4) am Malleolus externus. Die Schmerzen, welche von einer bedeutenden Angst begleitet sind, machen nur Remissionen, am Tage sind sie erträglich, in der Nacht wüthen sie heftig. Dieselben sind lanzinirend, reissend, nagend, oft blitzartig das ganze Glied durch-

fahrend; sie werden durch Liegen auf dem schmerzende Beine in etwas gelindert. Jede Bewegung erhöht dieselben auf das Höchste und ruft zuweilen Ohnmacht hervor. Das ganze Bein ist atrophisch; die Differenz beträgt mit dem gesunden verglichen fast 3 Ctm. in der Circumferenz an der Wade, 1 Ctm. am Oberschenkel. Diese Atrophie entstand schnell in den letzten Wochen.

Bryonia 6. und 30. im Wechsel mit Plumbum 30. und 200. waren ohne Erfolg. Arsenicum 2. Cent. Verreibung in Auflösung 3 stündlich 1 Esslöffel.

Sofortige Besserung und Heilung innerhalb fünf Wochen; auch die Atrophie war vollständig geschwunden.

Allg. hom. Ztg. Band 109, S. 126. Referat aus Art médical.

8. Nux vomica 30. Verdünnung.

Frau H. v. G., eine hohe Siebzigerin, leidet seit Anfang Februar v. J. an in häufigen Anfällen auftretenden Schmerzen in der Kreuzbeingegend, welche nach der rechten Hüfte ausstrahlen. Appetit gering, Stuhl unregelmässig. Kräfteabnahme. Bisher waren von dem Leibarzte der Patientin Abführmittel, aber nur mit sehr vorübergehender Erleichterung im Befinden gereicht worden. Ein aus der benachbarten Universität herbeigerufener klinischer Lehrer hatte Salycilsäure verordnet, indem er hoffte, dass, da Laxantien nicht geholfen hätten, eine rheumatische Erkrankung vorliege, wogegen er nichts Besseres wüsste. Die Beschwerden aber waren anderer Ansicht und blieben, und die Patientin kam immer mehr an Kräften herab. Am 20. Mai wurde ich telegraphisch an das Krankenbett berufen und die von mir vorgenommene Untersuchung ergab Koprostase als Ursache der Beschwerden. Ich verabreichte Patientin am Abend 5 Globuli Nux vomica 30 Centes. Dil. in Wasser gelöst auf einmal zu gebrauchen. Bereits am anderen Morgen traten mehrmalige reichliche Stuhlentleerungen ein, wobei alte Fäkalien abgingen. Hierauf blieb der Stuhl regelmässig, nach 3 Tagen waren alle Beschwerden beseitigt, und am vierten Tage nach meinem Besuche war Patientien von dem fast 4 Monate währenden Kranksein befreit und nahm alle ihre früheren Lebensgewohnheiten wieder auf. Nux vom. war im Ganzen eine Woche gebraucht worden, trotzdem ist bis jetzt, ein halbes Jahr später, wie mir ein vor wenigen Tagen eingelaufener Bericht ihres allopathischen Leibarztes bestätigte, ein Rückfall bei der Patientin nicht eingetreten. Dieser Fall lehrt uns wieder, dass auch im

höheren Alter ein treffend gewähltes Medikament in hoher Verdünnung von schlagender Wirkung sein kann, was oft in Zweifel gezogen wird.

Allg. hom. Ztg. Band 110, S. 11. Dr. Elb.

9. Arnica 200. Verdünnung.

Herr L., Oberst a. D., ein Mann von 65 Jahren, robuster Konstitution, hat vor 3 Monaten beim Fahren auf der Strasse eine angestrengte Bewegung mit dem rechten Bein gemacht, um einen Fall aus dem Schlitten bei schlechtem Wege zu verhüten. Seit der Zeit fühlt er im rechten Hüftgelenk einen besonders Nachts sich verschlimmernden, bohrenden, reissenden und zugleich wandernden Schmerz, der zu verschiedenen Zeiten der Nacht auch verschiedene Stellen der Extremität heimsucht, also nicht im Hüftgelenk fixirt, sondern bald in der Wade, bald im Knie, im Schienbein oder im Fusse auftritt. Besonders schwer ist es ihm, beim Niederlegen eine passende Lage zu finden, und er muss sich daher viel hin und her wälzen, bis er mit Mühe schlecht einschläft, um dann bald wieder aufzuwachen, dieselbe Prozedur vorzunehmen und eine neue Lage ausfindig machen zu können. Am Tage und beim Bewegen ist der Schmerz am erträglichsten. Alle bisher angewandten Mittel, Einreibungen und Schmieren hatten keinen Einfluss auf das Uebel.

Am 2. April 1864 bekam er Arnica 30., täglich Einmal beim Schlafengehen einzunehmen. Als er am 10. April wiederkam, berichtete er, dass gar keine Veränderung in seinem Befinden vorgegangen und dass die Schmerzen mit derselben Heftigkeit fortdauerten. Er bekam Arnica 200. 8 Körnchen in 4 Unzen Wasser, täglich vor dem Schlafengehen Einen kleinen Löffel voll davon einzunehmen.

Am 28. April meldete er, dass die Schmerzen vollständig geschwunden seien, und dass er bereits seit 14 Tagen ausgezeichnet schlafe; es sei nur noch eine gewisse Unbequemlichkeit zurückgeblieben, die er nicht näher beschreiben könne und die ihm wie Schwäche erscheine, besonders in der Wade. Arnica 200. wiederholt.

Am 17. Mai meldete er, dass er gesund sei.

Allg. hom. Ztg. Band 80, S. 58, Dr. Bojanus. Aus Hencke-Riga prakt. Bearbeitung der Arnica.

10. Pulsatilla.

Ein sonst gesunder Mann von einigen 30 Jahren, Thorwärter bei der Eisenbahn, leidet seit 3 Monaten an linksseitiger Ischias

posterior. Der Schmerz ist theilweise fortwährend, theils anfallsweise schlimmer, geht von der Gegend des Sitzknorrens, jedoch im Weichen, in die Kniekehle hinab, wo er am empfindlichsten ist, zum äusseren Knöchel, manchmal auch bis in die Füsse. Er ist empfindlich beim Gehen, besser im Stehen, wenn er dabei auf dem andern Beine ruht, am schlimmsten im Sitzen. Er kann nicht auf der linken Seite liegen, wohl aber auf der anderen und am besten auf dem Rücken, den Kopf tief. Verschlimmerung tritt Nachts nicht ein. In dem leidenden Bein hat er das Gefühl grösserer Wärme, auch öfters Laufen, Krabbeln und Bewegen im ganzen Beine bis in die Zehen. Er versichert, mit allen allopathischen Aerzten des Ortes, welche äussere Mittel anwandten, gedoktert zu haben. — Unter den verschiedenen Mitteln, welche hier in Wahl kommen konnten, entschied ich mich in Rücksicht auf die Umstände der Verschlimmerung und Besserung (Sitzen und Rückenlage) für Pulsatilla und der Erfolg war ein höchst befriedigender. Nach einer Woche berichtete der Patient, dass er in den ersten 2 Tagen eine heftige Verschlimmerung bemerkt, sogar Nachts (ich hatte die 2. Verdünnung gegeben), dass dann eine allmählige aber bedeutende Besserung eingetreten sei. Am 6. Tage war er frei von Schmerz und konnte sitzen, ohne dass mehr als ein Kriebeln, wie von Einschlafen, in der Achillessehne, Sohle und Spanne der Füsse eintrat. Nach nochmaliger Wiederholung der Pulsatilla ist der Patient bis jetzt (über Jahresfrist) von allen Beschwerden frei geblieben.

Neue Zeitschrift für Homöop. Klinik von Hirschel. Bd. 4, S. 28.

Ein Engländer (Herr M . . .) litt an einer Ischias; in London, Amsterdam, Paris und Frankfurt a. M. wurde er erfolglos behandelt. In Mailand ersuchte er mich um Hülfe; ich fand den rechten Ober- und Unterschenkel ganz abgemagert, ich möchte fast sagen skelettirt. Ich gab ihm Puls. VI alle 24 Stunden, bald nahm der Schenkel an Kraft und Umfang zu. Calc. carb. u. Silic. beendigte die Kur in Zeit von 3 Monaten. (Schade, dass der Verfasser keine für Puls. besonderen charakteristischen Zeichen angiebt. Red.)

Allgemeine homöopathische Zeitung. Bd. 16, S. 78.

Die Besprechung des ausgeführten Krankheitsthemas musste leider gegen Wunsch und Erwartung der Vortragenden über's Knie gebrochen werden, da noch ein 3. Vortrag in die für das Gebotene zu kurz bemessene Zeit eingepresst werden musste. So ging dem

Vortragenden gerade das verloren, was ihm als der eigentliche Lohn für seine Arbeit vorgeschwebt hatte, eine (durch Mittheilungen aus den eigenen Erfahrungen und Urtheilen) lebendig bethätigte Theilnahme der Anwesenden, denen der Gegenstand des Vortrags seit einem Jahre bekannt war.

Es sei aber die kurze Besprechung hier inhaltlich mitgetheilt.

Dr. Windelband vermisst unter den aufgezählten Mitteln Iris versicolor (zur Colocynthis-Reihe zu stellen Ref.).

Dr. Kunkel, hat bei Ischias, durch Ueberanstrengung erzeugt und von lähmiger Schwäche begleitet, Causticum mit Erfolg angewendet.

Dr. Kröner empfiehlt ausserarzneilich die Massage. Bei auch nur vermutheter Obstipation lässt er Oleum Ricini oder eine Eingiessung vorausgehen.

Dr. Leeser weist dem Veratrum eine besondere Wichtigkeit zu.

Dr. Reis hält einen Riecherfolg Leesers von Veratrum für einen Suggestionseffekt. Er selber bekennt sich zu der Anschauung, dass die Ischias eine crux medicorum sei, bei der man leicht Fiasko machen könne. Er selber sei lange Zeit ein Opfer der Ischias gewesen, bei der ihn die Homöopathie, die Naturheilmethode, die Massage, die Elektrizität im Stiche gelassen hätten und nur ab und zu angewandte Einspritzungen von Morphium ihm einige Ruhestunden verschafft hätten, wenn die Schmerzen so arg geworden seien, dass er das Leben fast nicht mehr hätte ertragen können. Die Massage habe nur verschlimmert und er meine, man könne dadurch wohl Neuritis erzeugen. Er sei das Leiden losgeworden, ohne selber zu wissen, was ihm eigentlich geholfen habe.

Geh.-R. Dr. Mayländer räth, die mechanische Behandlung mehr zu berücksichtigen. Von 168 Ischiasfällen seien 151 durch unblutige Nervendehnung, die ersten Dehnungen in Chloroformnarkose geheilt worden.

Pharmaceutisches.

Von Dr. W. Sorge.

In der Pharmakopoea homoeopathica polyglottica von Dr. W. Schwabe 1880 lese ich unter Araneinum (Epeira diadema): „die durch Aufstechen des Hinterleibes des Thieres erhaltene

Flüssigkeit zur Verreibung". Diese Vorschrift halte ich für einen schweren Fehler der genannten Pharmacopoe aus folgenden Gründen:

Vor Allem halte ich Thiergifte überhaupt nicht für geeignet zu Verreibungen; durch die mindestens ½ stündige Verreibung wird das Gift zu lange und von allen Seiten der Einwirkung des Sonderstoffes der Luft ausgesetzt, welche auch im verschlossenen Glase, dem Standgefässe, noch in reichlicher Menge zwischen den Giftheilchen zurückbleibt: man muss daher mit Recht befürchten, dass der wirksame Bestandtheil der Verreibung bald verändert werde und verderbe.

Für alle Thiergifte halte ich den Spiritus dilutus, gebildet aus gleichen Volumtheilen Alkohol von 96% und Aqua destillata für das gesundeste Aufbewahrungsmittel; dass diese Gifte in mässiger Lösung eine Zeit lang unversehrt bleiben, wird bewiesen durch Vergiftung der verletzten Thiere, in deren Blut sich die Gifte verbreiten; dass aber sehr starker Spiritus das Gift theilweise zur Gerinnung bringt und so verändert, muss wenigstens für möglich gehalten werden. — Für Lachesis, Krötengift, Apisin und Araneïn bleibt daher der Spiritus dilutus das beste Auflösungsmittel, wie ich auch für Apisin und Lachesis durch langjährige Erfahrung erprobt habe. —

Araneïn ist in einer kleinen Giftblase enthalten, welche mit dem Kieferfühler in Verbindung steht. Der Kieferfühler jeder Seite, in der Nähe der Stirn beginnend, endigt in eine Klaue, welche mit einer Rinne versehen ist. Mit diesen Kieferklauen verwundet die Spinne, drückt dann das Gift aus der Giftblase in die Rinne, aus welcher es in die geschlagene Wunde gelangt (vide Claus, Jahrbuch der Zoologie 1883, S. 445). Das Giftbläschen jeder Seite hängt mit einer kleinen länglichen Drüse zusammen, welche das Gift bereitet. Der Hinterleib der Spinne hat in der Nähe des Afters die Spinndrüsen, aus welchen die Spinnfäden heraus gepresst werden, die mit dem Gift aber garnichts zu thun haben; ein Stich in den Hinterleib bringt Saft aus dem Verdauungskanal, aus dem Darm, aber kein Spinnengift. Besser schon ist die Vorschrift zur Bereitung einer Tinktur aus Aranea diadema „das lebend zerquetschte Thier zur Tinktur nach § 4." — Der § 4 schreibt vor: „Tinktur bereitet mit 5 Theilen starken Weingeistes." Den „starken Weingeist" muss ich missbilligen, vor Allem aber die Bereitung der Tinktur aus dem ganzen Thiere. Der

Darmkanal der Spinne birgt zweifellos eine Masse Stoffe, abhängig von ihrer jeweiligen Nahrung; der Saft derselben und das Blut sind an Masse dem Inhalt der kleinen Giftdrüsen ausserordentlich überlegen; das eigentliche Gift wird verhüllt und vielleicht auch verändert. —

Man bedarf zum Sammeln des Giftes nur den Vorderkörper der Spinne, bis zum Einschnitt, welcher den dicken Hinterleib absetzt. Man sammelt nur die grossen, dicken Weibchen von Epeira diadema (Kreuzspinne); welche wenn auch nicht ausschliesslich, doch vorzugsweise mit Gift versehen sind, während die Männchen viel kleiner sind; die Sammlung muss geschehen an sonnigen Herbsttagen. Am 6. und 13. September d. J. habe ich Spinnengift gesammelt in folgender Weise:

In ein Cylinderglas mit weiter Oeffnung, mit eingeriebenem Glasstöpsel, der vorher sorgfältig gereinigt und dann mit Aqua destillata und Spiritus dilutus gut ausgespült war, goss ich 10,5 gr Alkohol von 96% und 9 gr. destillirtes Wasser. Am Vormitttag des 6. September von 10 bis 11 Uhr fing ich im Grunewald 8 Kreuzspinnenweibchen mittelst einer passenden kleinen Zange und warf dieselben in das Cylinderglas, in welchem sie bald starben. Eine Stunde später zog ich eine Spinne nach der anderen heraus, schnitt den Hinterleib ab, den ich fortwarf und gab nur die Vordertheile der Thiere in den spiritus dilutus des Glases zurück. Nachmittags 4 Uhr zerrieb ich diese Spinntheile in einem kleinen Porzellanmörser sorgfältig und goss den Brei in das Cylinderglas zurück. Nach täglichem Umschütteln goss ich am 8. Tage die klare Flüssigkeit ab und filtrirte den Rest durch schwedisches Filtrirpapier, welches ich vorher durch destillirtes Wasser und spiritus dilutus sorgfältig durchspült hatte. Ich habe ungefähr 16 gr einer Auflösung des Spinnengiftes gewonnen, von gelblicher Farbe, hell klar, mit eigenthümlichem, fast wie Honig riechenden Geruch, auf Lakmuspapier stark sauer wirkend.

Am 17. September unternahm ich Vormittags von 10 bis 11 Uhr bei hellem Sonnenschein die zweite Spinnenjagd. Aus Furcht, es könne Darminhalt von zerdrückten Spinnen mit in die Giftlösung gelangen, fing ich jede Spinne ohne Zange, indem ich sie mit dem Glasstöpsel sammt einem kleinen Theile ihres Gewebes in das Cylinderglas hineindrückte. Etwas Schwefeläther auf vorher sorglich ausgespülter Watte betäubte und tödtete endlich die Thiere. Eine Stunde später liess ich den Aether verdunsten

sammelte die Vordertheile der Körper, goss nun erst spiritus dilutus darauf und stellte die Tinktur fertig wie vor 8 Tagen. Diesmal hatten 20 Spinnen ihr Gift an eine Tinktur von ungefähr 16 gr abgegeben. Diese 2. Lösung sieht etwas dunkler gelb aus, scheint noch stärker sauer zu sein als die erstere.

Diese 2. Auflösung des Spinnengiftes, weil inhaltreicher, wählte ich zur chemischen Untersuchung.

Einer Mischung einiger Tropfen der Giftlösung mit etwas Aqua destillata fügte ich zu von einer Lösung von Hg. bichlorat. corros. in 100 Theilen Spiritus dilutus: die Flüssigkeit blieb jedoch klar, zeigte aber nach Erhitzung mittelst einer Spiritusflamme eine weisse Trübung, offenbar Hg. chlorür (Calomel).

Eine Lösung der Gifttinktur in etwas Aqua destillata, welche noch schwach sauer war, machte ich durch Ammoniak schwach alkalisch, fügte dann etwas von gelöstem Silbernitrat zu. Die Mischung blieb jedoch klar, wurde aber durch Erwärmung braun, offenbar von Silberniederschlag.

12 Tropfen der Gifttinktur in etwas Aqua destillata erwärmt, so dass der kleine Inhalt von Spiritus verflog, zugefügt 5 bis 6 Tropfen Schwefelsäure und nun die Mischung zum Kochen erhitzt: das aus dem Probirgläschen strömende Gas angezündet, brannte ziemlich lange mit bläulicher Flamme, offenbar Kohlenoxyd = CO.

Etwa 20 Tropfen der Gifttinktur mischte ich mit etwas Aqua destillata, fügte etwas Quecksilberoxyd (HgO) hinzu und kochte. Es gelang mir nicht, metallisches, schwarzes Quecksilber als Niederschlag zu erhalten.

Aus dem Erfolg der 3 ersten Versuche schliesse ich auf Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung der Säure im Gift mit der Ameisensäure (Acidum formicum); aus des 4. Versuches Erfolglosigkeit schliesse ich auf Mangel an Uebereinstimmung oder auf Schwäche der Säure im Vergleich zur reinen Ameisensäure. Die Hälfte meines Vorrathes hätte ich vielleicht opfern müssen, um auch hier Erfolg zu haben; dazu konnte ich mich nicht entschliessen.

Wenn als sehr wahrscheinlich angenommen wird, es sei die Säure in dem Gifte wirkliche Ameisensäure, so habe ich das Wesen des Giftes noch keineswegs ergründet: zunächst spricht dagegen Farbe und Geruch. Recht wohl können neben freier, ungebundener Säure noch andere Stoffe bestehen, welche die

Eigenthümlichkeit des Giftes bedingen. So sehen wir im menschlichen Harn neben freier Harnsäure gleichzeitig die Hippur-Säure auftreten, besonders nach Genuss von Früchten, namentlich von Reine Claude (vide Deubener & Vogel, Analyse des Harns, 1858, Seite 269).

Wir finden die Citronensäure in den Citronen, Johannisbeeren, Preisselbeeren, Tamarinden frei neben anderen und verschiedenen stickstoffhaltigen Substanzen.

Die Aepfelsäure kommt reichlich vor in den Aepfeln, in der Vogelbeere (sorbus aucuparia), in den Früchten der Schleehen u. s. w. neben anderen Säuren und anderen Stoffen, welche die Eigenthümlichkeit des Apfelsaftes, des Schleehensaftes u. s. w. bedingen.

Welche Stoffe im Spinnengift, neben der Ameisensäure, die Eigenthümlichkeit des Giftes begründen, das analytisch festzustellen, müsste ich einem Meister in der organischen Chemie überlassen. Für uns homöopathische Aerzte ist der beachtenswertheste Unterschied derjenige, welcher in der physiologischen Prüfung hervortritt.

Bufo cinereus auf S. 94 der Pharm. hom. polyg. wird vorgeschrieben: Reizung der Rückenhaut durch Induktionsstrom, Abstreifen des Giftes durch Hornmesser und Verreibung 1 : 1000.

Ende April 1889 ertappte ich ein Pärchen in copula, nahm es gefangen und überliess es seinem Genuss noch ein paar Tage in einem weiten Glase. In der nächsten Woche fing ich noch 2 Kröten dazu und dachte nun ernstlich daran, mich ihres Giftes zu bemächtigen.

Ein Thier nach oben erwähnter Vorschrift mit mässigem, inducirtem Strome behandelt, gab gar kein Gift.

Am 8. Mai wurden 3 Thiere durch Stechen, kleine Stösse und scharfes Streichen wiederholt und anhaltend geärgert und gaben ihr Gift aus Rückenhaut und Parotis von sich; es wurde mittelst kleiner Hornlöffel gesammelt, mit feinem, reinem Rohrzucker vermischt und sofort verrieben. Etwa 20 gr dieser Verreibung, in wohl verschlossenem Glase aufbewahrt, habe ich jetzt noch unberührt stehen; ich schätze das Verhältniss des unwägbaren Giftes zum Zucker etwa 1 : 1000.

Am 18. Juni behandelte ich 2 Kröten mit starkem, inducirtem, elektrischem Strome und erreichte diesmal Ausspritzen einer weisslichen, schaumigen Flüssigkeit auf der ganzen Rückenhaut und an den Parotiden, schabte mit kleinem Hornlöffel und wischte mit

ganz reiner Watte ab, welche ich in verdünnten, reinen Spiritus von ungefähr 35% warf. Nach 8 Tagen drückte ich die Watte tüchtig aus, liess absetzen und erhielt so eine Tinktur, welche etwas trübe war und einen schwach bräunlichen Schimmer zeigte, welcher wohl von dem Abschaben der Haut mit dem Hornlöffel stammte. Ich schätzte das Verhältniss des Giftes zum lösenden Mittel auf ungefähr 1:1000. Das in copula gefangene Männchen hat mir verhältnissmässig das meiste Gift geliefert; aus meiner späteren Sammlung von 8 bis 9 Stück konnte ich die Geschlechter nicht mehr unterscheiden. Aus der fertig gestellten Tinktur bereitete ich sofort einige erste Verdünnungen im Verhältniss von 1 zu 50 Spiritus dilutus.

Da die Thiere bei mechanischer Reizung mehrfach aus den Parotiden spritzten, so erwachte mein Bestreben, diese fortgeschleuderte Flüssigkeit zu erwerben. Meine Gehülfin hielt reine Watte in einiger Entfernung von der Umgebung des Kopfes und fing so zahlreiche Spritzungen auf; diese Watte wurde ebenso wie die mit Rückenhautabsonderung getränkte in verdünnten Spiritus geworfen und wie oben zur Tinktur ausgezogen. Dies geschah am 29. Juni. Diese zuletzt erworbene Tinktur halte ich für die stärkere wegen des Parotidengiftes; von ihr habe ich sofort nach Fertigstellung mehrere erste Verdünnungen in dem Verhältniss 1:20 bereitet, mit Spiritus dilutus. Alle angefertigten ersten Verdünnungen sind heut noch hell und klar. Die Tinktur vom 29. Juni ist ebenfalls trübe, aber ohne bräunlichen Schimmer.

Beide Tinkturen untersuchte ich in diesen Tagen und fand sie scheinbar unverändert, trübe und mit geringem Bodensatz. Beide Tinkturen färben das blaue Lakmuspapier roth, haben aber keinen besonderen Geruch. Der Gedanke lag nahe, auch das Krötengift auf seinen Gehalt an Acidum formicum zu untersuchen; ich stellte die Untersuchung an, wie oben beschrieben beim Spinnengift: die Einwirkung auf Hg. chlorid war sehr schwach, etwas stärker die auf Silbernitrat, auffallend stark aber die Entwickelung von CO auf Zusatz von H^2SO^3 im Erwärmen. Desshalb bin ich genöthigt anzunehmen, dass auch im Krötengift Ameisensäure enthalten ist; über noch andere darin vorhandene Stoffe habe ich keine Vermuthung. — Vergessen darf ich nicht, hervorzuheben, dass jedes Thier vor seiner Reizung gut abgewaschen und abgetrocknet wurde.

Von beiden Tinkturen habe ich in diesen Tagen die oberen

$^{2}/_{3}$ abgegossen und mit etwas mehr Alkohol versetzt, so dass jede Lösung jetzt wohl 50% reinen Spiritus enthalten mag. Sollten aber die Tinkturen beargwohnt werden, so verdienen doch die ersten noch vorräthigen Verdünnungen volles Vertrauen.

Dr. Bojanus hat durch sehr hohe Verdünnungen ausgezeichnete Erfolge erzielt; mir schien in 2 Fällen durch die 8. Dezimal-Verdünnung der Tinktur Verschlimmerung einzutreten.

Auch Apisinum, Bienengift, wird auf S. 60 zur Verreibung empfohlen, was ich, wie oben begründet, durchaus nicht billigen kann; vergessen wird die Vorschrift, die Bienen nur aus einem neu sich bildenden Schwarm, oder überhaupt zur Schwärmzeit zu fangen.

Im Sommer 1890 nahm ein Förster von einem Schwarme ungefähr 200 Bienen in ein Cylinderglas mit weiter Oeffnung, in welches ich einige Gran reinen Alkohols gegossen hatte. Noch an demselben Tage wurden sämmtliche crystallhelle Giftbläschen am Stachel herausgezogen und der meist anhängende Darm sorgfältig entfernt. Die Giftbläschen wurden in einem kleinen Porzellanmörser unter etwas verdünntem Alkohol sorgfältig zerquetscht und verrieben und dann mit Spiritus dilutus übergossen. Nach täglichem Umschütteln goss ich nach acht Tagen ungefähr 20 gr ab von einer hellen, klaren Lösung Bienengift, welche blaues Lakmuspapier stark roth färbt und einen eigenthümlichen Geruch hat. Ich schätze das Verhältniss des Giftes zum lösenden Mittel etwa 1:200.

Den beiden homöopathischen Apothekern, den Herren Fr. Schubert in Dessau und Dr. Wilh. Schwabe in Leipzig, welche Beide mein Vertrauen besitzen, werde ich in den nächsten Tagen den grössten Theil meiner Vorräthe an Spinnen-, Kröten- und Bienengift zu gleichen Theilen zuschicken.

Lachesis sammelte ich im Mai 1882 von einer grossen, lebenden Schlange; ich habe damals in der Allg. homöop. Ztg. darüber berichtet; ich sandte meinen Vorrath an Herrn Fr. Schubert, behielt nur zurück eine Lösung, welche ich mit No. 2 (1:100) also 1:1000 bezeichnet habe; diese zweite Centesimalverdünnung wirkt heut noch sehr stark auf blaues Lakmuspapier. Auch von dieser Lösung des Lachesisgiftes werde ich an Herrn Dr. Will. Schwabe 5 gr senden.

Ueber die ganze Einrichtung der Pharmakopoe von Dr. W. Schwabe muss ich mir noch einige Worte erlauben; ich würde sehr wünschen,

dass es keine polyglottica wäre; für uns Deutsche sind die Sätze in den anderen Sprachen überflüssiger Ballast, ebenso geht es den Engländern, Amerikanern, Franzosen u. s. w.; es wird ein dickleibiges Buch geschaffen mit verhältnissmässig wenig Inhalt. In der That möchte ich den Text gern inhaltreicher haben: Angaben über sichere Erkennungszeichen der ersten Pflanzen, über Prüfung auf Reinheit chemischer Präparate, wenn auch möglichst kurz u. s. w., würden sehr erwünscht sein, ebenso über Standort, Sammelzeit der Pflanzen u. s. w.

Die alte Pharmakopoe von weiland Carl Gruner, Dresden, leistet in diesen Beziehungen viel mehr. Desshalb erlaube ich mir, den Vorschlag zu machen, diese Gruner'sche Pharmakopoe umzuarbeiten, zu vervollständigen, neu zu verlegen, blos mit deutschem Text; diese deutsche Ausgabe aber nur in die verschiedenen Sprachen übersetzen zu lassen.

Dies schrieb ich ohne irgendwelche Missgunst und geleitet vom Interesse für die Homöopathie.

Kleine Mittheilungen.

Einiges über die Molekularlehre und Arzneiverdünnungen. Von Dr. Conrad Wesselhoeft, prakt. Arzt in Boston.

Die am 17. März d. J. ausgegebene Nummer der Zeitschrift des Berliner Vereines homöopathischer Aerzte enthält einen sehr lehrreichen Artikel (mit Vorbemerkungeu von Dr. Sulzer) über homöopathische Verdünnungen und die Molekulartheorie. Darin weist der Verfasser Dr. G. E. Josti-München nach, dass mit der 12. Centesimalverdünnung die Theilbarkeit irgend eines Stoffes ihr Ende erreicht haben und der Stoff selbst gänzlich erschöpft sein müsse.

Dass der Verfasser gerade in der 12. Cent.-Verd. die Grenze der Theilbarkeit findet, veranlasst mich, die geehrten Leser der Berliner Zeitschrift daran zu erinnern, dass ich schon vor zwölf Jahren (siehe Transactions of the American Institute 1879—80) in einer ausführlichen Arbeit dasselbe Thema behandelt habe und zwar mit demselben Resultat. Die Uebereinstimmung von Dr. Josti's Berechnung mit der meinigen ist mir um so lieber, als die erstere von einem geübten Mathematiker ausgeführt wurde, während mir nur die einfachsten arithmetischen Hülfsmittel zu Gebote standen.

Ganz abgesehen von der Frage, wie weit der Stoff im Allgemeinen theilbar sein könnte, liess ich es mir als redlichen Homöopathen stets angelegen sein, meine Herren Kollegen nach Kräften zu überreden, aus triftigen Gründen ein Modus vivendi in die unsichere Haltung über die Gabenfrage einzuleiten. Denn so sicher, als man zu viel Arznei verabreichen kann, lässt sich auch zu wenig oder gar nichts geben, wo ein wenig wohl verdünnter Arznei hinreichend und heilkräftig sein würde.

Alles Nähere darüber findet sich in einer Arbeit, welche ich mir hier anzuführen erlaube. Dieselbe erschien in den Transactions of the International Homoeop. Convention zu London, 1881. Darin haben die von Dr. Sulzer aufgeworfenen Fragen ziemlich eingehende Erörterung erfahren, namentlich die von gewisser Seite so grundfalsch gemissdeuteten Crookes'schen Experimente*).

Ferneres darüber findet sich auch in der Homöopathischen Rundschau vom 1. August 1881. Den darin aufgestellten Sätzen gegenüber, die von den namhaftesten Physikern der Gegenwart als unumstösslich gelten, verhält sich mein damaliger Referent ablehnend, indem er es vorzieht, lieber mit Hahnemann zu heilen als mit mir (?) zu rechnen.

Mit mir hatte er es allerdings leicht, allein den Physikern Thomson, Maxwell, Sorby, Stony, Crookes gegenüber, von Boyle, Dalton, Houle nicht zu reden, wäre doch für einen allzu kecken Gegner eine entschiedene Niederlage unausbleiblich.

Es hilft uns nichts, mit unseren bis jetzt noch auf ganz unzureichender statistischer Grundlage ruhenden klinischen „Beweisen" ins Feld zu rücken. Entweder müssen diese die ganze neuere Physik über den Haufen werfen, oder wir haben der letzteren gehörige Achtung zu zollen und uns derselben anzupassen.

Angesichts einer solchen Nothwendigkeit, die nicht von mir, sondern aufs Strengste von der Sache bedingt wird, haben die meisten Homöopathen, hier wie drüben, verschiedene Stellungen nehmen zu müssen geglaubt. Die Einen hielten aus reiner Sachunkenntniss die von mir vertretene Meinung für einen Angriff auf

---

*) Crookes bestätigt die Untersuchungsresultate aller seiner Vorgänger. Er beweist, nicht wie der seel. Buchmann und seine Anhänger behaupteten, dass der Stoff unendlich theilbar ist, sondern er liefert gerade den allerstärksten Beweis von der endlichen, begrenzten Theilbarkeit der Materie: die Existenz von Molekülen durch deren Sichtbarwerden bei elektrischer Beleuchtung in verdünnter Luft.

die Homöopathie und traten ganz abwehrend auf. Andere befolgten die allopathische Taktik des Todtschweigens. Wieder Andere glaubten um jeden Preis alles, was als homöopathische Kur gedruckt stand, besonders wenn sie auf Hochpotenzen folgte, vor dem Verdacht retten zu müssen, der Fall könnte auch möglicherweise ohne Arznei genesen sein.

Was kann es uns schaden, wenn wir uns selbst gestehen, dass ein Theil unserer Heilungen der Arznei gar nicht zuzuschreiben sei. Wäre es denn etwas so Entsetzliches? Hat nicht jeder Einzelne, wenn er redlich ist, sich solche Geständnisse zu machen und sollten wir uns scheuen, es ins Gesammt zu thun? Gewiss nicht; denn wollen wir auf festem Fusse stehen, so haben wir — gelinde gesagt — das Wahrscheinliche dem Unwahrscheinlichen vorzuziehen und anzunehmen, dass Genesungen auf nachweisbarem Arzneistoff denjenigen als Beweisgründe vorzuziehen sind, die auf ganz unnachweisbarem Arzneistoff folgten.

Eine Genesung nach, wenn auch „theoretischer", Abwesenheit irgend eines Arzneistoffes, der noch dazu nachweisbar fehlerhaft geprüft und fehlerhaft zubereitet worden ist, ist nicht als eine Heilung zu bezeichnen. In der Medizin wimmelt es von solchen Fällen und unsere homöopathischen Berichte sind keineswegs frei davon. Auch enthalten unsere Lehr- und andere Bücher viele solcher Mittel, mit deren Berichtigung oder Verwerfung wir beschäftigt sind; doch sind wir deshalb der Homöopathie nicht untreu geworden. Im Gegentheil ist man Denjenigen Dank schuldig, die sich unverdrossen an dem inneren Ausbau der Homöopathie betheiligen.

Es haben solche Arbeiten bereits sichtbare Erfolge gehabt. So besteht z. B. das Werk von Dr. Richard Hughes*) aus einer Sammlung von Prüfungen, wozu Symptome von einer höheren als der 12. Dec.-Verdünnung nur dann zugelassen werden, wenn dieselben mit den unter der 12. gewonnenen übereinstimmen.

In der eben vom 15. bis 22. d. M. stattfindenden Sitzung des Am. Instituts berichtet der dazu ernannte Ausschuss über eine so eben vollendete neue Pharmakopöe, worin gewisse veraltete Sätze nicht mehr enthalten sein werden. So z. B. der von der unend-

*) A Cyclopaedia of Drugpathogenesy issued under the auspices of the British homoeop. Society and the american Institute of Homoeopathy, London, Gould & Son. New-York, Boericke & Tafel.



lichen Theilbarkeit des Stoffes, deren Grenzen bei Mörserverreibungen leicht erkennbar sind. Diese werden fernerhin, anstatt nach Verreibungsdauer, mittelst mikroskopischer Untersuchung hinsichtlich ihrer Feinheit und Güte zu bestimmen sein. Auch wird nunmehr die praktische Unlösbarkeit gewisser, früher als durch Verreibung löslich betrachteter Stoffe aufrecht erhalten und verwerthet.

Kurz, es betheiligt sich bei weitem der grösste Theil hiesiger Homöopathen an dreien, das Wesen der Homöopathie betreffenden Hauptrichtungen: der Verbesserung der Arzneibereitung, der Prüfungsmethoden und der Sichtung der älteren Symptomenlisten und Prüfungen, worüber in der oben tagenden Sitzung des Am. Instituts reichhaltige Berichte einlaufen und somit auch dem Auslande zugänglich gemacht werden.

Bericht über die diesjährige Central-Vereins-Sitzung. Programmmässig fand sich schon am 8. August Abends in einem reservirten Stadtbahnbogen des Franziskaner eine stattliche Anzahl von Kollegen mit ihren Damen ein, wo der herzliche Austausch kollegialer Begrüssung und die Erneuerung manch alter Bekanntschaft stattfand. Waren doch manche liebe Gestalten wieder auf der Bildfläche erschienen, die wir lange auf unsern Versammlungen schmerzlich vermissten. Möge das in Berlin Genossene, sowohl Materielles wie Geistiges, sie zur Erneuerung ihres Besuches veranlassen. Am zweiten Morgen wurde sodann die geschäftliche Sitzung von Dr. Weber-Köln eröffnet, sekundirt von dem Referenten, und Dr. Haedicke-Leipzig als Schriftführer. Dr. Lorbacher war zu unserm lebhaften Bedauern krankheitshalber nicht erschienen. Es folgte nun der geschäftliche Theil der Sitzung. Die neu angemeldeten Herren Dr. Weiss (Gmünd), Dr. Veith (Breslau), Dr. Stemmer (Stuttgart), Dr. Schroeder (Leipzig) und Dr. Weil (Berlin) wurden in den Verein aufgenommen. Der Geschäftsbericht des Vorstandes, des Kuratoriums des Krankenhauses zu Leipzig und des dirigirenden Arztes, die gedruckt in den Mittheilungen vorlagen, wurden ohne Debatte angenommen, ferner dem hochverdienten Kassenverwalter Herrn Steinmetz-Leipzig Decharge ertheilt, das bisherige Direktorium des Vereins durch Akklamation auf die Zeit vom 9. Aug. 1892—95 wieder gewählt, der Kassenverwalter und der Institutsarzt ebenfalls durch Akklamation beibehalten, der Bericht über die Vereinsbibliothek entgegengenommen und dann zu-

letzt als Versammlungsort für das nächste Jahr, nachdem Leipzig und Wiesbaden zurückgezogen, einstimmig Stuttgart angenommen, wohin in freundlicher Weise von den schwäbischen Kollegen eingeladen worden war.

Von den nun zur Diskussion stehenden Anträgen wurde der erste, — wiederholte Antrag des Sächsisch-Anhaltischen Vereins auf Verlegung der Sitzungstage auf den 30. August, welcher auf der vorigen Vereinssitzung bereits durchgegangen war, aber wegen Formfehlers von der Aufsichtsbehörde die nöthige Genehmigung nicht erhalten hatte, — zum Erstaunen und, wir können wohl auch sagen, zur Befriedigung der Gesellschaft völlig umgestossen und mit grosser Majorität abgelehnt. Die Begründung der Majorität lag darin, dass man nicht gut thäte, am Alten, Bestehenden zu rütteln und dass in der That der 9. und 10. August, nach der Sachlage der Verhältnisse, als entweder am Ende oder am Anfang des naturgemäss auf diese Zeit stattfindenden Erholungsurlaubs fallend, die passendste Sitzungszeit darstellten.

Die beiden andern sich theilweise in ihrem Inhalt deckenden Anträge wurden trotz der warmen Befürwortung derselben durch Kollege Göhrum-Stuttgart nach eingehender Diskussion abgelehnt, mit der Begründung, dass trotz einiger anscheinend wohlwollender Beurtheilung der Homöopathie von Seiten des Herrn Unterrichtsministers im Herrenhause, der Hauptwiderstand bei den von der Schulmedizin vertretenen Berathern desselben läge und nur zu überwinden sei durch die Macht der Thatsachen, d. h. durch die thatsächliche weitere Ausdehnung der Homöopathie im Volke, welche die Regierung zu offener Parteinahme für unsere Sache dränge. Ref. hob hervor, wie wenig im Ganzen die homöopathischen Aerzte dazu gethan hätten, den Hauptschritt zu thun, der uns die nöthige Anerkennung und Gleichberechtigung verschaffen könne, nämlich die Errichtung eines homöopathischen Krankenhauses vorerst in Berlin, der Reichshauptstadt und weiterhin in andern massgebenden Orten. Ein Lehrstuhl könne uns zu garnichts helfen, wenn nicht im Staats-Examen von dem Examinanden ein Nachweis seiner Kenntnisse in der Homöopathie obligatorisch verlangt würde.

Die Versammlung beschloss vorläufig von den durch die Anträge gewünschten Massnahmen Abstand zu nehmen, dem Stuttgarter Verein aber ihren warmen Dank für seine guten, aus vollem Herzen und tüchtiger Gesinnung stammenden Absichten auszu-

sprechen. Der Vorsitzende schloss sodann die Versammlung mit dem Wunsche eines frohen und recht zahlreichen Wiedersehens in Stuttgart.

Ein vom Berliner Verein der Versammlung und ihren Damen in demselben Lokale, der Osteria des Ausstellungslokales, in welchem die geschäftliche Sitzung stattgefunden hatte, angebotenes Frühstück nahm sodann einen fröhlichen, stimmungsvollen Verlauf, wozu die anmuthenden Räume und die Substanz des Gebotenen den nöthigen Hintergrund boten. Nachdem das Frühstück bis etwa gegen 5½ Uhr gedauert, ein Beweis, dass die Theilnehmer sich gewiss bei demselben wohl gefühlt, zerstreute sich die Gesellschaft, um sich am Abend in zwangloser Weise im zoologischen Garten wieder zusammen zu finden und den Rest des Tages in heiterem, gemüthlichen Zusammensein zu verbringen.

Die Fest-Sitzung des 10. Aug. wurde in Potsdam, im Saale des Bahnhofsgebäudes unter dem Ehren-Präsidium des Geheimraths Dr. Mayländer mit einem Vortrage desselben über „Behandlung der Blasenlähmung bei Prostrata-Hypertrophie“ eröffnet. Derselbe begründete gerade die Wahl dieses Themas damit, dass es, auf der Grenze zwischen Medizin und Chirurgie stehend, mehrfache Ansprüche an den homöopath. Arzt mache und nach beiden Seiten hin für die Betrachtung fruchtbar sei. Es behandele Fragen, die unter Umständen mit „brutaler Dringlichkeit“ an den prakt. Arzt herantreten und an dessen klares und bewusstes Handeln ernste Forderungen stellen können. Redner betont dann in allgemeinen Zügen die Darstellung der Prostrata-Hypertrophie und ihre Häufigkeit, dann in Bezug auf die pathologische Anatomie die Art und das Vorkommen der Prostrata-Hypertrophie im Besonderen, namentlich in Bezug auf die seitlichen und den mittleren Lappen und dass die meisten Anschwellungen der Prostrata reine Hypertrophien seien, die meist alle Gewebe beträfen; von den meisten Beobachtern sei die myomatöse Vermehrung der platten und gestreiften Muskelfasern hervorgehoben. Redner verbreitet sich dann eingehender über die Formen, in denen die Hypertrophie zu Stande kommt, die von grosser Wichtigkeit für die lokalen Eingriffe seien, giebt sodann statistische Ueberblicke über dieselben und über die chirurgisch-operativen Eingriffe, die sich in radikale und palliative Operationen theilen, führt sodann die Ursachen der Hypertrophie, das Vorkommen bei jüngeren und älteren Personen in ihren Unterschieden an, schildert die klinischen Symptome,

namentlich in Bezug auf die eventuelle Abscessbildung und geht dann auf die Weiterentwickelung des Leidens, die schliesslich zur Blasenlähmung führe, bez. auf die eventuelle Formen und Ausgänge der letzteren ein. Nach einer eingehenden Würdigung der mechanischen Verhältnisse, bezüglich der Vergrösserung der einzelnen Lappen und der Komplikationen geht Redner dann auf die Behandlung näher ein, die sich zunächst mit der arzneilichen Einwirkung auf das Grundleiden der Blasenlähmung, der Prostrata-Hypertrophie in unserem Falle, beschäftigt und die er nur bei jüngeren Leuten und bei jüngerem Datum des Leidens als aussichtsvoll bezeichnet. Im Allgemeinen spricht er sich sehr skeptisch und negirend über die Wirksamkeit der arzneilichen Mittel aus, von denen er Aurum, Selen, Conium maculat. Jodkalium und Jod, Mercur. bijod., Hyoscyamus, Stramonium und Belladonna versucht hat. Am meisten habe ihm noch die Belladonna Nutzen gebracht. — Von allen mechanischen Mitteln aber, zu denen er nun übergeht, betont er als wirksamstes, nachdem er einen historischen Ueberblick über alle zur Heilung und Behandlung gemachten Vorschläge gegeben, — die Massage der Prostrata, deren Art und Ausführung, Erfolge und einzelnen Chancen derselben, namentlich in Bezug auf das Alter der Patienten, er in der eingehendsten und geistvollsten Weise bespricht und namentlich die Mechanik derselben und der dazu gehörigen Hülfsmittel, speziell auch was die Katheterisation betrifft, ausführlicher behandelt, als es mir wiederzugeben im Rahmen des Referates möglich ist.*) Nach Schilderung aller als ultimum refugium nothwendig werdenden operativen Eingriffe, die bei der Unmöglichkeit, zu katheterisiren, zur Geltung kommen, als Blasenstich, Boutonnière, Elektrolyse, Thermokaustik, Sectio alta etc., geht er dann zur Behandlung der Blasenlähmung als solcher über, erwähnt die elektrische Behandlung als zweifellos in manchen Fällen berechtigt, führt von Arzneimitteln **Dulcamara** (bei feuchtem Wetter verschlimmert), **Hepar. sulf.** (bei Atonie der Muskellage, auch im Rectum, Harnträufeln, nächtlichen Bettnässen, Blaseneiterungen etc.), **Selen** (Prostatasaft - Abgang), Aurum, Thuja, Calcar., vor allem Acid. nitric., Sepia u. Pulsatilla, Silicea, Sulf. an., freilich alle mit meist nur negativen Erfolgen, betont bei Priapismus die Anwendung des Phosphor, der Nux.

*) Die von ihm angeführten, in relativ kurzer Zeit (2 in etwa 2 Monaten) durch die Massage zur Heilung gebrachten Fälle werden bei Lesung des in der Allg. hom. Zeitung erscheinenden Aufsatzes mit Recht Interesse hervorrufen.



vomica, bei impotenten Priapismus aber besonders des Natrum muriatic., von dem er einen einschlägigen, höchst interessanten Fall erzählt, und fügt dann zum Schluss Pulsatilla, Cannabis und Belladonna hinzu, die je nach Umständen manchmal Vortheile bringen können. Der ganze Vortrag, sachlich klar und in der Form geistvoll abgerundet, machte grossen und nachhaltigen Eindruck auf die Hörer, die dem Redner ungetheilten, warmen Beifall zollten.

Der nächste Vortrag des Kollegen Dr. Weber-Cöln über Ischias braucht von uns nicht referirt zu werden, da wir ihn in diesem Hefte in toto unsern Lesern bringen, die sich nun selbst von der Gediegenheit des Inhalts und der gewandten Sprache und geistvollen Form desselben überzeugen können. Die Diskussion über diesen Vortrag, laut Beschluss der Versammlung bei der knapp zugemessenen Zeit auf 20 Minuten beschränkt, brachte des Positiven wenig, doch illustrirte Kollege Reiss aus Trier an einem selbsterlebten, bez. erlittenen schweren Falle von Ischias, dass die Mittelwahl oft bei dieser Krankheit eine recht schwierige und es bei einer Besprechung von Krankheiten, bez. ihrer homöopathischen Behandlung auch wohl am Platze sei, zu erzählen, nicht nur wie wir glänzend heilen, sondern auch, was wir nicht heilen können, damit uns der Kamm nicht zu sehr schwölle. Die weitere Diskussion ergab nach den erschöpfenden Erörterungen des Redners nicht wesentlich Neues.*) — Sodann folgte der angemeldete Vortrag des Kollegen Leeser-Bonn: „Gedanken über eine neue Pathologie", den wir auf Wunsch des Verfassers ebenfalls in unserm jetzigen Heft zum Abdruck bringen. Wir kommen diesem Wunsche um so bereitwilliger nach, als dem Redner wegen der drängenden Zeit und wegen der Erfüllung des für den Tag festgesetzten Festprogrammes nur durch überhastetes Lesen des Vortrages zur festgestellten Zeit möglich wurde, damit zu Rande zu kommen, sodass, wie es dem Ref. trotz angestrengter Aufmerksamkeit erging, der Vortrag wohl von der Mehrzahl der Gesellschaft nur halb oder garnicht verstanden und geistig aufgenommen wurde. An und für sich keine Freunde von Spekulationen philosophischer Art in der Medizin und uns mehr Vortheil von guten Krankengeschichten,

*) Kollege Mayländer wies im Falle des Versagens innerer Mittel auf die grosse Bedeutung der Dehnung des Ischiadicus, in specie der unblutigen hin, die oft überraschende Resultate liefert, in den ersten Sitzungen mit Anwendung des Chloroforms gemacht werden müsse.



Mittelprüfungen und nach dem Simile-Grundsatz erfolgten Heilungen versprechend, stehen wir aber nicht an, dem mehr zum Philosophieren geneigten und spekulativ denkenden Theil unserer Leser die geistreiche Arbeit unseres Kollegen Leeser zur Verfügung zu stellen. Nachdem noch das Thema für die nächste Festsitzung am 10. August in Stuttgart zur Wahl gestellt worden und sich Kollege Kröner-Potsdam bereit erklärt hatte, über „Herz-Krankheiten“ zu sprechen, nahm die Gesellschaft mit den ihrer im Bahnhofs-Restaurant harrenden Damen ein kurzes Frühstück, vom Berliner Verein bereit gehalten, ein und bestieg dann dem Programm gemäss die bestellten Pferdebahnwagen, um zum Besuch der Quintessenz der Potsdamer Sehenswürdigkeiten, nach Sanssouci etc. zu eilen. Wie wir hören, ist auch dieser Ausflug mit Beifall aufgenommen und zur Befriedigung der Theilnehmer ausgeführt worden. Um $3^1/_2$ Uhr trafen dann alle Festtheilnehmer, unter denen sich erfreulicher Weise ein grosser Damenflor befand, zum Festessen im Ober-Saale des Bahnhofsgebäudes zusammen und tafelten in munterer, launiger Weise bis $^1/_2$6 Uhr, mit allseitiger Befriedigung die Toaste des Vorsitzenden Weber auf den Kaiser, des Kollegen Wugk auf Hahnemann und die Homöopathie, des Kollegen Gross auf den Vorstand und des Kollegen Kröner-Potsdam auf die Damen entgegennehmend und durch die materiell gebotenen Genüsse auf's höchlichste befriedigt. Sodann erfolgte die programmässige Fahrt auf den reizenden Potsdamer Havelseen auf dem vom Berliner Verein zur Verfügung gestellten grossen Dampfer, leider nicht sehr vom Wetter begünstigt, aber doch genug von der eigenartigen Schönheit dieser Perle der Streusandbüchse des heil. römisch. Reiches zur Empfindung bringend. Nach etwa 2 stündiger Fahrt gelangte die Gesellschaft nach Wannsee, um nach einem kurzen geselligen Zusammensein daselbst die Eisenbahn zur Rückfahrt nach Berlin zu besteigen, wie wir glauben, mit dem Empfinden, zwei recht genussreiche, schöne Tage in der Hauptstadt des deutschen Reiches verlebt zu haben und dem lebhaften Wunsche, uns alle und noch mehr der Freunde recht wohlbehalten und fröhlich im nächsten Jahre im schönen Schwabenlande wiederzusehen.

Dr. Windelband.

Personalien.

Im September d. J. haben das homöopathische Dispensir-Examen zu Berlin die Herren Dr. Veith, Breslau, Dr. Lütje, Altona und Dr. Mau, Soltau in Hannover bestanden.

Berichtigung:

Pag. 365 Zeile 5 v. u. muss es statt Hitze, wie auch der Zusammenhang ergiebt, Pilze heissen.



